DIE VÖLKER DER ERDE



VON
DR. KURT
LAMPERT





Die Völker der Erde







Ein südafrikanischer Medizinmann

Die
Völker der Erde

Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Zeremonien aller lebenden Völker

Von

Dr. Kurt Lampert

Zweiter Band

Mit 400 Abbildungen nach dem Leben



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Inhalts-Uebersicht des zweiten Bandes

Verzeichnis der Abbildungen

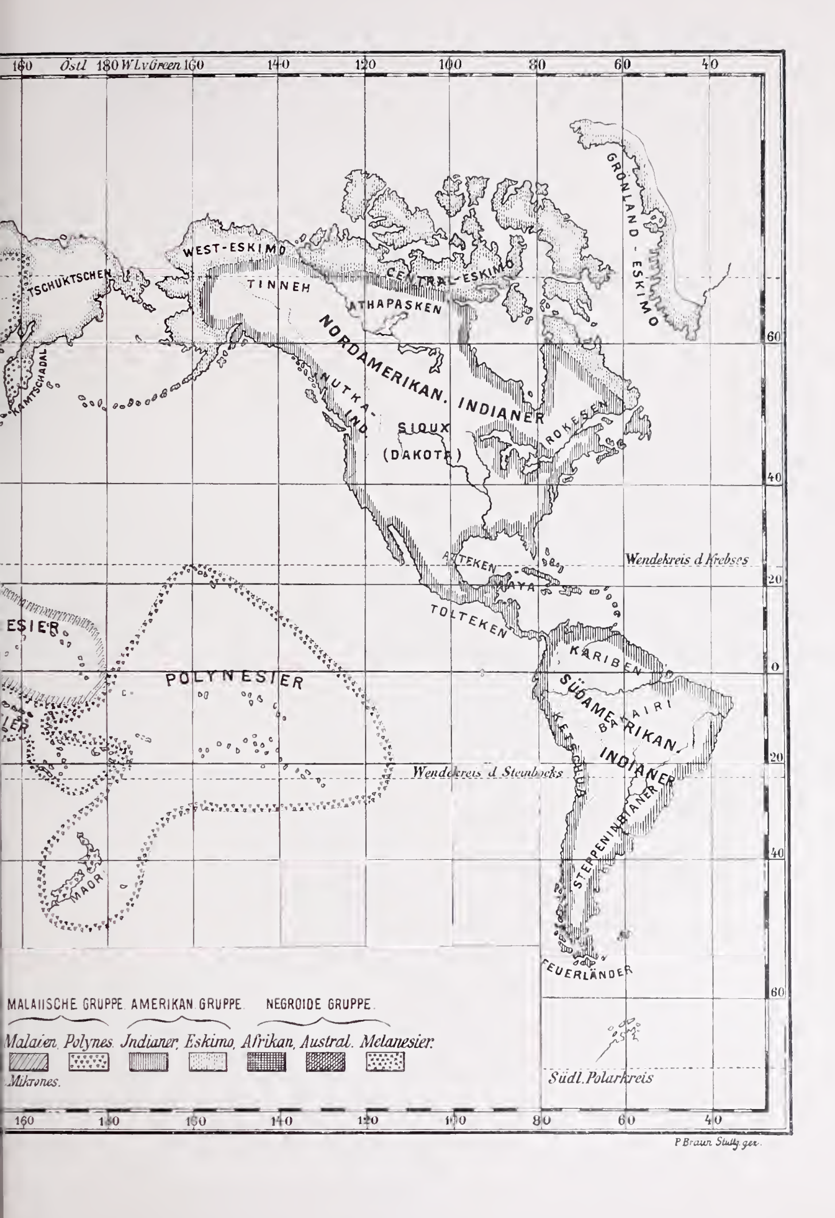
Farbenbilder

Karte





Geographische Verteilung
der
VÖLKER DER ERDE.
Nördl. Polarkreis
W. 0 Ö.L.v.Greenw. 20
LAPPEN
KELTEN
GERMANEN
SLAVEN
WEST-ARIER
ROMANEN
RUMÄNEN
SÜDSLAVEN
OSMANEN
KABYLEN
SEMITEN
HAMITEN
BERBER
TUAREG
TIBBU
FULBE
NEGER
KRUNEGER
SUDAN-NEGER
GALLA
SOMALI
BANTU
SAMBESI
SULU
BUSCHMÄNNER
HOTTENTOTTEN
WEISSE
HOVA
ARABER
IRANIER
INDO-ARIER
HINDU
DRAVIDA
SINGHALESEN
KIRGISEN
OSTJAKEN
TATAREN
SAMOJEDEN
TUNGUSEN
JAKUTEN
MONGOLEN
TIBETANER
CHINESEN
KOREANER
MALAIEN
AUSTRALNEGER
MONGOLOIDE GRU
Arier, Hamiten, Semiten, Mongolen, Chine



WEST-ESKIMO
TSCHUKTSCHEN
TINNEH
ATHAPASKEN
CENTRAL-ESKIMO
GRÖNLAND - ESKIMO
KAMTSCHADAL
NORDAMERIKAN. INDIANER
NUTKA-IND.
SIOUX (DAKOTA)
IROKESEN
AZTEKEN
MAYA
TOLTEKEN
Wendekreis d Krebses
POLYNESIER
KARIBEN
SÜDAMERIKAN. INDIANER
BAKAIRI
KETSCHUA
STEPPENINDIANER
Wendekreis d Steinbocks
MAORI
FEUERLÄNDER
Südl. Polarkreis
MALAIISCHE GRUPPE
AMERIKAN. GRUPPE
NEGROIDE GRUPPE
Malaien, Polynes. Mikrones.
Jndianer, Eskimo,
Afrikan, Austral. Melanesier.
Östl
180 W L v Green
160
140
120
100
80
60
40
20
0
P Braun Stuttg. gez.

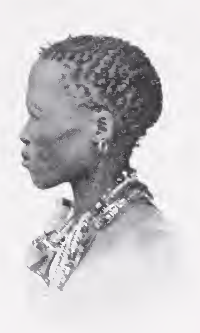


Zwölftes Kapitel

Aegypten, Nubien, Tunis, Algerien und Marokko, die Sahara

Eine schmale, jetzt vom Suezkanal durchstochene Landenge führt uns von Asien nach Afrika, dem Erdteil, auf dem sich ebenfalls schon in ältester Zeit ein bedeutsames Stück Kultur- und Weltgeschichte abgespielt hat, und der doch erst in unsern Tagen gewissermaßen wieder neu entdeckt wurde.

Schon den Römern galt die Erforschung Afrikas als eine besondere Aufgabe; weit gegen die Mitte drangen sie vor, nachdem das römische Weltreich seine Nebenbuhlerin Karthago zu Boden geworfen und an den vom Mittelmeer bespülten Küsten Afrikas festen Fuß gefaßt hatte. „Caput Nili quaerere“, die Quellen des Nil suchen, war ein geographisches Problem, das von den Römern aufgestellt worden war und an dessen Lösung sie und das Mittelalter eifrig arbeiteten. Immer mehr vervollständigte sich das Kartenbild Afrikas. Im großen Zeitalter der Entdeckungen stellten die seefahrenden Nationen der damaligen Zeit nicht nur die Gestalt der Küsten fest, sondern sie machten auch von ihnen aus Vorstöße in das Innere. Die Portugiesen und Holländer knüpften erfolgreiche Handelsverbindungen mit den Eingeborenen an, die zum Erstaunen der Europäer mächtige Staaten bildeten. Vasco da Gama umschiffte das Kap der Stürme, das in froher Zuversicht später in das Kap der guten Hoffnung umgetauft wurde, und auch deutscher Wagemut führte nach Afrika. Martin Behaim aus Alt-Nürnberger Geschlecht besuchte die Küste Westafrikas, und an der Goldküste wurden die Hoheitszeichen Brandenburgs aufgerichtet. Allein die rechte Zeit war noch nicht gekommen. Bald war das alte Europa zu sehr mit inneren Angelegenheiten beschäftigt, als daß es Zeit gehabt hätte, sich weiter mit Afrika abzugeben. Schon Errungenes wurde wieder aufgegeben, die Handelsbeziehungen ließen nach, die Bewohner Afrikas nahmen eine feindselige Stellung ein und lernten immer mehr, sich abzuschließen. Das Kartenbild Afrikas verwischte sich nach und nach wieder im Gedächtnis der Nachwelt, und bald war es ein großer weißer Fleck, der den größeren Teil der Karten von Afrika einnahm. Der überwiegende Teil des Kontinentes war wieder vollständig terra incognita geworden, ein interessantes Beispiel, wie geographische Errungenschaften wieder verloren gehen können.



Buschmann

Erst in unsern Tagen erwachte wieder das alte Interesse an Afrika. Die alte römische Frage: Quid novi ex Africa? Was giebt es Neues aus Afrika? erwachte wieder. Forschungsreisen folgten rasch aufeinander, Entdeckungen häuften sich auf Entdeckungen, immer mehr verschwand der ominöse



Buschmann

weiße Fleck. In lebhaftem Wetteifer beteiligten sich fast alle Nationen Europas an der gründlichen Erforschung Afrikas; freilich nicht nur zum idealen Zwecke geographischer Studien, sondern aus sehr realen Interessen. Der schwarze Erdteil wurde als Siegespreis geographischer Entdeckungen aufgeteilt. Immer mehr tritt Afrika in den Vordergrund europäischer Kolonisationsbestrebungen, immer enger werden die Bande, die die beiden alten Weltteile Afrika und Europa verbinden. In großartigster Weise wird die endgültige Erschließung und kommerzielle Nutzbarmachung in Angriff genommen und mit allen Mitteln durchgeführt. Für die Völker Afrikas hat freilich diese Aenderung der Dinge die durchgreifendsten Wandlungen mitgebracht. Wenn auch hier keine Rede von einem völligen Zurückdrängen oder gar Aussterben der Eingeborenen sein kann, wie wir dies in der Südsee sahen, so vollziehen sich doch weitgehende Aenderungen in Sitten, Gebräuchen und auch vor allem in dem politischen Zusammenschluß der einheimischen Bevölkerung unter sich.

Die Völkerschaften Afrikas schließen Vertreter dreier wichtiger Zweige des Menschengeschlechtes in sich. Der weitaus größte Teil dieses Erdteils wird von den Negern bewohnt, deren Heimat Afrika ist. Sie besitzen oder besaßen wenigstens das große Gebiet zwischen der nördlichen und südlichen Steppenzone fast uneingeschränkt. Ferner findet sich eine negroide Bevölkerung auf einem Teil der zu Afrika gehörigen Inseln. Gewöhnlich werden die Neger in zwei große Gruppen geteilt: die Sudanneger und die Bantuneger. Erstere zerfallen ungezwungen wiederum in drei Gruppen: die Neger der Westküste mit Einschluß der Haussaneger, die Westafrika vom Senegal bis zum Nigerdelta bewohnen; die Aequatorialneger, die wir in einer Reihe von Staatenbildungen im zentralen Sudan antreffen, und endlich die Neger des oberen Nils, die ihre Sitze am oberen Nil, an der Ostküste des Viktoria-Nyanza und in südlicher Ausdehnung bis zum Kilima Ndscharo haben. Die Bantuvölker bewohnen den keilförmigen südlichen Teil Afrikas mit Ausnahme der den Hottentotten und verwandten Stämmen gehörenden Gebiete. Die Nordgrenze der auch durch einen gemeinsamen Sprachstamm verbundenen Bantuvölker bildet ungefähr der Aequator.

Die nördlichen und nordöstlichen Teile des Weltteils sind im Besitz hamitischer Völker, die nach der alten, von Blumenbach aufgestellten Einteilung des Menschengeschlechts in fünf Rassen zur kaukasischen Rasse gehören. Von manchen Anthropologen wird dagegen eine andre Einteilung der hier als Hamiten zusammengefaßten Völker bevorzugt. Es werden als Hamiten nur die Galla, die Somali, ein Teil der Abessinier und die Stämme längs der afrikanischen Küste des Roten Meeres betrachtet. Von ihnen werden als Angehörige des semitischen Zweiges die Bewohner von Algier, Tunis, Tripolis, der Sahara, des Sudan, eines Teils von Abessinien und von Teilen des Nilthals abgetrennt.

Den Süden Afrikas bewohnen Völker, deren ethnographische Stellung nicht genau festgelegt ist, und die daher einstweilen den negroiden Völkern zugezählt werden müssen. Es sind dies die Hottentotten und die Buschmänner. Vielleicht sind diesen die eigentümlichen Zwergvölker Afrikas anzuschließen, die, wie wir sehen werden, sich ganz verstreut im Innern finden und in denen wir wohl die Reste einer ursprünglichen Bevölkerung des Kontinents zu sehen haben. Auf der größten zu Afrika gehörigen Insel, auf Madagaskar, begegnen wir sogar Stämmen malaiischer Abkunft, so daß wir in Afrika von den alten Rassen der Menschheit drei vertreten finden.



Buschmann

Das Studium der afrikanischen Völker ist vielfach erschwert,

besonders da die geschichtlichen Quellen, die einen Anhaltspunkt geben könnten, sehr spärlich und trübe fließen; hierzu kommen noch die Lückenhaftigkeit unsrer gegenwärtigen Kenntnis wichtiger Stämme, der vielfach verbreitete Nomadismus und die weitgehenden Veränderungen, denen die Bevölkerung Afrikas stets und wie es scheint, von jeher durch innere Kriege und verheerende Krankheiten unterworfen waren.

Immerhin zeigen die aufgeführten Völkerzweige so markante Unterschiede, daß sie unschwer voneinander zu trennen sind. Die Neger zeichnen sich durch folgende charakteristische Merkmale aus, wobei wir den Angaben von Schurtz folgen: „Das allgemeinste und wichtigste Merkmal aller Neger ist die dunkle Hautfarbe, die allerdings zwischen sehr weiten Grenzen, vom schmutzigen Gelb bis nahe zur Ebenholzschwärze zu schwanken vermag. Auch die Schleimhäute der Augen und des Mundes enthalten etwas Pigment und erscheinen schmutzig graurot. Das Haupthaar ist schwarz, wollig und meist kurz, der Haarwuchs am übrigen Körper verhältnismäßig spärlicher als beim Europäer. Der Schädel ist durchschnittlich hoch und dolichocephal, die Stirn zurückliegend, das Nasenbein schwach entwickelt, um so stärker ausgebildet die fleischigen Teile des Gesichts und die Lippen. Der Gesichtswinkel ist ausgesprochen prognath. Die durchschnittliche Körpergröße mag von der des Europäers wenig abweichen. Messungen an einer großen Zahl von Negern, allerdings in Nordamerika, ergaben 168 Centimeter. Bemerkenswert ist noch die Dicke des Halses; die verhältnismäßig geringe Biegung der Wirbelsäule, das enge, keilförmige Becken, die Dicke und Elastizität der Haut. Die geringe Entwicklung der Wadenmuskeln kann nicht als allgemeines Rassenmerkmal gelten, kommt aber ungemein häufig vor. An Körperkraft ist der Neger durchschnittlich dem Europäer nicht gewachsen; er übertrifft ihn aber an Ausdauer, soweit rein mechanische Thätigkeit in Betracht kommt.“ Die mannigfachen Verschiedenheiten, die in körperlicher wie in geistiger Beziehung unter den einzelnen Negerstämmen herrschen, werden wir noch bei der eingehenderen Besprechung kennen lernen.



Eine nubische Tänzerin in Luksor

Verschieden aufgefaßt wird die Stellung der hamitischen Völker. Schurtz bezeichnet ihr Gebiet als eine Kontaktzone zwischen negroiden und hellfarbigen, besonders semitischen Stämmen und nennt das Hamitentum einen Mischtypus, der indessen manche einheitliche Züge aufweist. R. Hartmann scheidet die Hamiten als besondere Rasse aus. Als typische Eigenheiten der Hamiten sind anzuführen: „Mittelhoher oder höherer Wuchs, Dolichocephalie, Prognathismus und fleischige Lippen. Die Augen sind groß und mandelförmig, die Hautfarbe schwankt zwischen Gelbbraun und Braunrötlich. Das Haar ist kraus und schwarz, selten heller gefärbt.“

Wir wenden uns zur Besprechung der Bewohner der einzelnen Gebiete Afrikas und beginnen mit dem alten Land der Pharaonen, mit Aegypten.

Aegypten

Ueber die heute durch den Suezkanal unterbrochene Landenge, die Afrika mit Asien verbindet, gelangen wir von der arabischen Halbinsel in das alte Wunderland der Sphinxe und Pyramiden. Wir wollen hier nicht auf die Geschichte des alten Aegyptens eingehen, dessen Kultur jedenfalls in ungemein ferne Zeiten hinaufreicht; denn schon zu der Zeit der sogenannten ersten Dynastie finden wir geordnete Zustände. Die wichtigsten Angaben über die ägyptische Völkergeschichte auf Grund eingehender Forschungen verdanken wir Schweinfurth. Schon in der älteren Zeit Aegyptens, in seiner Blütezeit unter mächtigen Herrschern, treffen wir auf ein Volk, das als hamitisch bezeichnet werden muß. Mit Negern haben wohl nur vereinzelte Vermischungen stattgefunden; allein mehrfach wurde diese hamitische Bevölkerung durch semitischen Zuzug beeinflußt. Aber mit großer Zähigkeit hat der hamitische Stamm seine Eigenart zu bewahren gewußt, und heute noch unterscheiden wir mit Leichtigkeit unter der Einwohnerschaft Aegyptens hamitische und semitische Bestandteile. Besonders finden wir die Spuren der alten Aegypter bei den Fellachen und bei den Kopten. Diese beiden Teile der ägyptischen Bevölkerung dürfen wir als die direkten Nachkommen der alten Einwohner betrachten. Unter ihnen stehen wiederum den alten Aegyptern am nächsten



Straßenmusikanten in Kairo

die Kopten

„Unter ihnen sieht man noch heute zahlreiche Gestalten, die an die altägyptischen Statuen und Wandmalereien erinnern. Namentlich in Oberägypten, wo die Kopten sich am reinsten erhalten haben, ist die Aehnlichkeit oft auffallend.“ Die Kopten leben meist im nördlichen Oberägypten, hauptsächlich in der Nähe von Assiut und an den Ufern des Sees Birke-el-Quurun; die Klöster im Natronthal, zu denen einige der berühmtesten Klöster Aegyptens zählen, sind im Besitz der Kopten. In diesen Gebieten sind viele Niederlassungen allein von Kopten bewohnt, die hier als Ackerbauer

leben. In Oberägypten werden hauptsächlich Weizen, Durra, Bohnen, Linsen, Erbsen und Zuckerrohr in größerer Menge angebaut, während Unterägypten mehr Baumwolle, Mais und Reis hervorbringt. Ein großer Teil der Kopten treibt Gewerbe und wohnt in Städten, besonders in Unterägypten. Hier verdienen sie ihren Lebensunterhalt als Handwerker, Kaufleute und Schreiber.

Die Erklärung für die Rassenreinheit der Kopten ist in ihrem christlichen Glauben zu suchen, der sie vor der Verschmelzung mit den Arabern bewahrt hat. Die Kopten führen ihre Kirche auf das fünfte Jahrhundert zurück; sie können als eine ketzerische Abzweigung der griechischen Kirche betrachtet werden. Ihr Hauptlehrsatz ist die Einnatur Gottes; gleich den christlichen Abessiniern werden sie daher als monophysitische Christen bezeichnet. Die Kirche ist vom Staate völlig frei und steht unter einem Patriarchen, der seinen Sitz in Alexandria hat. Die koptische Religion, die sich manche Anklänge an die Zeit des ersten Christentums bewahrt hat, hat sich bis auf die Gegenwart trotz aller grimmigen Verfolgungen erhalten, denen sie Jahrhunderte hindurch ausgesetzt war. Die koptischen Priester, sagt Klunzinger, der durch langjährigen Aufenthalt in Oberägypten die Kopten genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte, leben thatsächlich in apostolischer Armut einzig von der Unterstützung ihrer Gemeinde; eine bestimmte Besoldung haben sie nicht. Man schickt ihnen Lebensmittel ins Haus, und auch einiges Geld fällt bei Taufen, Hochzeiten, Leichen für sie ab. Sie haben auch mancherlei richterliche Befugnisse, namentlich in Ehe- und Erbschaftssachen.



Auf dem Weg zum Markt (Aegypten)

In der Tracht unterscheiden sich die koptischen Priester nicht von den Laien, nur ist ihre Kleidung, auch der Turban, immer dunkelfarbig. Der Turban deutet schon darauf hin, daß der Kopte sich hierin dem Moslem nähert. So wenig er es zugeben will, ist er doch, wie Klunzinger betont, vom Kopf bis zu den Füßen ein Moslem geworden, und nicht nur in der Tracht, die völlig der des übrigen Volkes gleicht, sondern auch vielfach in Sitte und in geistiger Anschauung. Interessant ist, daß der schwarze Turban einst das Schandzeichen der Christen war, das sie zum Unterschied von dem Moslem tragen mußten. Jetzt ist es für die Kopten eine Auszeichnung geworden, wie wir dies ähnlich beim Zopf der Chinesen gesehen haben.

Die Nahrung der Kopten ist ziemlich erbärmlich, hauptsächlich deshalb, weil ein großer Teil

des Jahres durch Fasten in Anspruch genommen ist, während deren die Kopten auf „Erbsen, Buffbohnen und schmalzlose Fische“ angewiesen sind. Wie der Mohammedaner und der Jude verabscheut er Schweinefleisch, aber auch Kamelfleisch ist ihm verboten. Für den edeln Wein hat der Nachkomme der alten Aegypter kein Verständnis; dagegen ist das Schnapstrinken sehr verbreitet und führt zur Degeneration.

Die Fellachen

sind durch arabischen Einfluß etwas mehr verändert worden als die Kopten, aber in ihrem Aussehen wie in ihrem Leben sind sie ebenso die unzweifelhaften Nachkommen der alten Aegypter. Sie sind größer, dunkler und von gröberem Körperbau als die Kopten. Schweinfurth beschreibt sie uns als hoch gewachsen, kräftig gebaut, aber nicht korpulent. Ihre Hautfarbe ist im Süden dunkler als im Norden, und besonders im Süden haben sie den altägyptischen Typus oft sehr rein bewahrt, während sich im Norden die semitischen Vermischungen sehr geltend machen.



Eine arabische Schule lernt den Koran

Die Fellachen sind die eigentlichen Bauern Aegyptens und deshalb für das Land von großer Wichtigkeit. Viele sind aber auch Stadtbewohner und gehen hier den verschiedensten Geschäften nach.

Wir können es uns nicht versagen, die ergötzlichen Schilderungen im Wortlaut wiederzugeben, die uns Klunzinger von der Thätigkeit einer Fellachenfamilie in Stadt und Land giebt.

„Einfach und gleichmäßig wallt das Leben des gemeinen Stadtbürgers in Oberägypten hin. Vor Sonnenaufgang erhebt er sich von seinem Lager und verrichtet seine religiöse Morgenwaschung und sein Frühgebet, dann trinkt er sein Täßchen Kaffee zur Pfeife, zu Hause oder im öffentlichen Kaffeehause. Sein Frühmahl besteht aus den Ueberbleibseln der Abendmahlzeit oder aus Mehlfladen mit Milch, oder er holt sich um eine Kleinigkeit vom Markt die immer bereite Nationalspeise Ful, d. h. gedämpfte Saubohnen. Dann geht er seinen Geschäften nach, kauft, verkauft, schreibt, schafft, wandelt, aber all das mit Gemächlichkeit, Muße und Ruhe des Gemüts. Was heute nicht ist, kann morgen noch werden, auf gut arabisch: Bokra in schah (morgen, so Gott will), das steht mit großen Chiffren auf seiner Stirne geschrieben. Die dringendsten Geschäfte lassen immer noch ein Viertelstündchen frei, um mit Bekannten bei Kaffee und Tabak zu plaudern, sei es in der Kaufbude, der Werkstatt oder der Amtsstube. Und der Bekannten sind viele, der Viertelstündchen werden's immer mehrere. Hie und da geht auch die Arbeit oder die Lust dazu aus, und er zieht selbst von einem Freund zum andern. Das tägliche Brot für sich und seine Familie wird sich schon finden, ist ja ‚Robinna kerim‘ (unser Herrgott ist gnädig, freigebig): viel bedarf er nicht, und im Notfall wird ihn sein weichherziger Nachbar nicht hungernd zu Bett gehen lassen. Schon vor dem Mittagsruf

des Moscheentürmers hat er sich zur Stunde des Gebets vorbereitet, geht nach Verrichtung dieses nach Hause und genießt sein sehr einfaches Mittagsbrot, nämlich meist nur Brot mit Früchten oder mit weißem Landkäse, Milch, gesalzenen Fischen, Zuckermelasse (sog. schwarzem Honig).

Sein Mittagsschläfchen läßt er sich nicht gern verkürzen, zumal an heißen, langen Sommertagen; er pflegt dessen im Hause oder in seiner Marktbude, im Café oder an irgend einem schattigen Plätzchen der freien Natur, und es veröden um diese Zeit die Straßen und Märkte. Erst um die Vesperzeit rührt er sich wieder, er beginnt den zweiten Tagesabschnitt wie den ersten, mit Abwaschung, Gebet und Kaffee, und befleißigt und tummelt sich, den Rest des Tages für die vertrödelte und versäumte Zeit zu benutzen. Denn nur kurz ist dieser Rest, und mit dem letzten Glimmen der untergehenden Sonne ruft der Türmer wieder, der Kaufmann schließt seinen Laden, der Arbeiter legt sein Handwerkszeug weg, der Schüler, Schreiber und Gelehrte schlägt sein Buch zu.

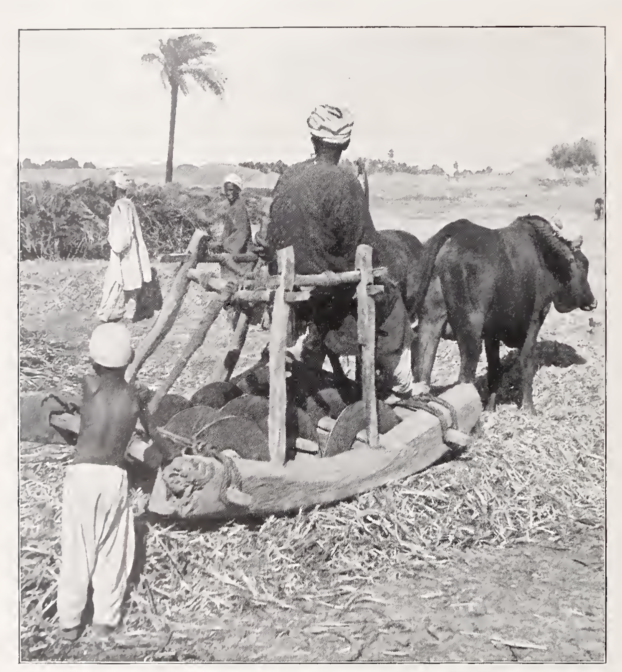


Kopte
Aus Ebers, Aegypten (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt)

Der Bauersmann hat mit dem Bestellen der Felder weniger Muße zum süßen Nichtsthun, aber auch er überarbeitet sich nicht. Seine Arbeit ist bei der Lockerheit und natürlichen Fruchtbarkeit seiner Erde im Verhältnis zu der des nordischen Bauern ziemlich leicht und besteht größtenteils in künstlicher Bewässerung, die meist von jungen Menschenkräften oder vom Vieh besorgt wird. Wo er kann, macht auch der Bauer sich ruhige Stündchen und schläft und plaudert und singt. Auch ihm pressiert es nicht.

Nach verrichtetem Abendgebet wandelt der Bürger seiner Behausung zu, wo ihn das schon bereitete Nachtmahl erwartet. Und dabei thut er sich gütlich, das Nachtessen ist meist seine Hauptmahlzeit; seine Frau bringt es ihm auf einem hölzernen runden Brett, das sich auf einigen Leisten oder kurzen Füßen erhebt (Tablie), bei Reicheren auf einem schildartigen Metallteller (Sanie). Die Basis ist das Brot aus Weizen- oder Hirsemehl oder ungesäuerte, über Mistglut gebackene warme Fladen, von denen er unglaubliche Quantitäten verzehrt. Dann hat ihm seine Hausfrau einen Fisch mit Zwiebeln und Oel gekocht oder gebacken, oder es liegt ein junges Täubchen oder gar ein Huhn

im Topf, deren Brühe vortrefflich zu den eingetunkten Fladenstücken schmeckt. Bisweilen hat sich auch ein Stückchen Hammel-, Büffel-, Kamel- oder Ziegenfleisch auftreiben lassen, womit die gequollenen Bamien oder die zähschleimige, spinatartige Moluchie verkocht wird. Doch das sind schon kostbarere Genüsse; für gewöhnlich genügen auch abends die jetzt so nationalen Ful, die, wie überhaupt die Bohnen, nach Herodot den alten Aegyptern, wenigstens den Priestern und von diesen her den Pythagoräern verboten waren, oder Linsen, ohne Fleisch in Wasser gekocht, Ful mit Moluchie, ein dicker Mehlkleister, ein rauher Gersten- und Weizenstampf, ein Schmalzfladen, eine Eierspeise, Obst, geröstete Kornfrüchte, Salz und Kümmel und namentlich rohe Zwiebeln. All das, außer den Ful, waren auch die gewöhnlichen Speisen der alten Aegypter, wozu noch Papyrus und Lotus kamen. Wenn es nur immer angeht, müssen zwei oder drei Arten von Gerichten auf dem Tisch sein, und der Bürger kostet an allen diesen zugleich herum, bald von diesem, bald von jenem einen Bissen fassend.



Bohnendresche auf dem Felde (Aegypten)

Das andre Geschlecht hat unter der Bürde des Tagewerks allerdings auch nicht geseufzt und geschmachtet, aber es ist nicht, wie man gewöhnlich nach den Haremsschilderungen zu meinen pflegt, den lieben langen Tag im süßen Nichtsthun und auf weichem Diwan gelagert gewesen; den Frauen liegt die Sorge für Haus und Familie ob, und da giebt es zu schalten und zu walten genug, auch wenn sie, wie in den höheren Ständen, von Sklavinnen unterstützt, nicht selbst Hand anlegen und sich nur auf Anordnen beschränken. Da wird gekocht, gebacken, genäht, gestickt, gewaschen, gescheuert, werden Kinder gehütet und gestillt so gut wie anderswo."

Die Tracht ist bei Stadt- und Landbewohnern etwas verschieden. Der Landfellache trägt ein braunes Wollenhemd mit langen weiten Aermeln, und gewöhnlich hat er um seine Schultern einen Shawl geschlagen. Auf dem Kopf sitzt ein enganschließendes weißes Mützchen oder ein rotes Fes, das gewöhnlich noch mit einem Turban bedeckt ist. Die Stadtbewohner dagegen kleiden sich in Baumwolle statt in Wolle. Sie tragen ein loses Baumwollenhemd, das bis zu den Knieen oder bis zu den Füßen reicht und öfters um die Taille durch einen Gürtel festgehalten wird. Darunter werden kurze Hosen getragen.



Fellahfrau

Die Tracht der Frauen, die in den Städten in völliger Zurückgezogenheit leben und nur dicht verschleiert erscheinen, ist wesentlich anders. Wir folgen hier wiederum dem Werk „Bilder aus Oberägypten" von Klunzinger, dem es als Arzt vergönnt war, etwas tiefer in die Geheimnisse ägyptischer Toilettenkunst einzudringen. Aus seiner ärztlichen Praxis erzählt er:

„Nach und nach scheinen wir des Vertrauens würdiger geworden zu sein, unsre ärztlichen Sprüche gewähren Trost und Hoffnung, die Enthüllungen der Figuren werden länger und vollkommener, zwei ganze Augen, kohlschwarz, von einem mit Antimonschwärze den Lidrändern aufgetragenen Hof umzogen, groß und feurig, nur infolge eines Fleckchens auf dem Stern etwas schielend, heften sich auf uns. Das große Auge ist die starke Seite der Aegypterinnen, aber auch die schwache; denn es ist meist mit irgend einer Krankheit oder einem Fehler behaftet. Das Lidschwärzen war schon unter den alten Aegyptern allgemeine Sitte, auch, wie vielfach jetzt noch, bei Männern. Der von wohlentwickelten Lippen umzogene, nicht allzu beschränkte Mund jener Schönheit lächelt uns harmlos ungebunden entgegen. Das locker gewordene Kopftuch von leichtem, farbigem Wollstoff, über das beim Ausgehen noch der allgemeine Mantel geschlagen wird, muß aufs neue um Haarkopf, Ohren, Nacken, Hals und Oberbrust geschlungen werden, und der dichten Haubenumhüllung entgeht nur das Gesichtsoval, der Stirnhaarschopf und die Seitenlocke. Bei dieser Zurechtsetzung ist uns ein flüchtiger Einblick in den empfindlichsten Teil orientalischer Weibeszüchtigkeit geworden, wir haben das ‚Haarzöpfchen' gesehen und die ihm von allen Seiten entfließenden zahlreichen dünnen Zöpfe des rabenschwarzen Seidenhaares. In derselben Weise waren auch die alten Aegypterinnen frisiert, selbst die Seitenlocke fehlte nicht. Die hintersten Zöpfe wallen lang und frei den Rücken herab und lösen sich in lange, rotseidene, mit Flitter oder Goldmünzen besetzte Schnüre auf. An den Ohren schwingen sich seltsam gestaltete Berlocken von Gold, Edelsteinen oder Perlen, in dem Haar stecken goldene Pfeile und Kämme, und die Ränder des Haarbodens umsäumen Dukaten und Zechinen, Glöckchen und zierlich gearbeitete Plättchen von echtem, schwerem Gold in den sonderbarsten Formen. Insofern ist eine orientalische Frau allerdings etwas kostspielig; denn falschen Schmuck verschmäht sie. Jener Schmuck wird in den Zeiten des Glücks, womöglich bei und nach der Hochzeit angeschafft, und wird als



Dorfklempner in Luksor

unverzinstes totes Kapital das ganze Leben über getragen. In Zeiten der Bedrängnis versetzt ihn die Frau, nur in der alleräußersten Not verkauft sie ihn.

„Unter dem durchsichtigen, nur bis zur Hüfte reichenden Gazehemde wölbt sich die wenig versteckte Brust, sie ist nur außen umzogen und getragen von dem engärmeligen Zitzkleid, das als glatter Cylinder die Hüften umschließt, vorn durch eine dichte Reihe seidener Knoten bis zur Unterbrust herauf geknüpft ist und dann faltig, aber unaufgeblasen, senkrecht schlicht von den Hüften bis zu den Füßen hinabrollt. Die Beine stecken in blusigen Weiberhosen, deren oben unter dem Knie festgebundener Stülpsack malerisch zwischen Rocksaum und Füßen dahinwiegt. Ueber dem anliegenden Kleid umzieht sich die oberägyptische Städterin noch mit einem weiten taillelosen Oberkleid von blauem oder hellblau gestreiftem, auch gesticktem leichten Baumwollzeug; die Aermel dieser Bluse sind nur oben vernäht, ihr unterer offener Teil setzt sich in eine erst am unteren Ende des Rockes geschlossene, klaffende Seitenspalte fort, so daß der Arm jederzeit entblößt werden kann.



Mohammedanische Frauen (Aegypten)

„Die Füße, deren Knöchel silberne Spangen mit Glöckchen umspannen, stören durch keine Hülle die Bewunderung ihrer Zierlichkeit oder es hemmen täppische Schlepper ihre natürliche Behendigkeit. Auch um die Handgelenke, namentlich auch um die Oberarme, sind Fesseln von schwerem Edelmetall geschlagen, eine Sammlung von Ringen mit und ohne Stein steckt an den Fingern, nie aber am Zeigefinger, der den Glauben beschwört. Der gräßliche Nasenring hat nicht, wie beim Kamel, die Bestimmung, zur Zügelung des Trägers zu dienen, sondern die Frau selbst begehrt ihn als reizenden Schmuck vom zahlenden Ehemann. Endlich bekommen wir noch mancherlei Proben abnormer Geschmacksrichtung zu schauen in Form von vergänglicher und unvergänglicher Hautmalerei auf Gesicht, Händen, Füßen und andern Körperteilen."

Die Fellachen sind Mohammedaner; demgemäß ist auch die Vielweiberei bei ihnen zu Haus, die aber, wie überall, vor allen Dingen eine Kostenfrage ist. Die Ehen werden von den Eltern schon im frühen Alter der Kinder vereinbart. Die Mädchen heiraten gewöhnlich im Alter von ungefähr zwölf bis vierzehn Jahren, die Knaben im Alter von etwa fünfzehn bis siebzehn Jahren, Braut und Bräutigam sehen einander erst im letzten Stadium der Hochzeitsvorbereitungen. Braut-

kauf wird nicht geübt; doch hat sich eine Erinnerung an diese Sitte in der Zahlung erhalten, die der Vater des Bräutigams dem Vater der Braut leistet; doch wird diese Summe zur Mitgift geschlagen.

Ehescheidung ist leicht, und nicht selten liegt ihr nur ein geringfügiger Zwist zu Grunde. Der Versöhnung folgt die Wiederverheiratung; diese aber ist nicht ganz so einfach. Erst muß in solchem Fall die Frau einen andern Mann heiraten, von dem sie sich sofort wieder scheiden läßt, und erst dann kann sie wieder zu ihrem ersten Mann zurückkehren.

Nach der Geburt eines Kindes muß sich die Mutter sieben Tage lang völlig zurückgezogen halten, und kein Mann, auch nicht der Vater, darf sie während dieser Zeit sehen. Nach sieben Tagen wird das Kind auf ein Sieb gelegt und in feierlicher Prozession mit brennenden Kerzen durch das ganze Haus getragen, während die Hebamme Getreidekörner und Salz als Nahrung für die bösen Geister streut. Auf ein Sieb wird das Kind gelegt, um es furchtlos zu machen, und um seine Augen zu schärfen, wird es der Sonne entgegengehalten. Wenn es ein Mädchen ist, so füllt sich das Haus mit Freundinnen der Mutter, ist es ein Knabe, so lädt sich auch der Mann Freunde ein. Das Kind wird dann auch in das Zimmer des Hausherrn getragen, und der Vater sieht seinen Sohn bei dieser Gelegenheit zum erstenmal. Hier findet auch mit einer gewissen religiösen Zeremonie die Namengebung statt, indem der Kadi ein Stück Zucker in den Mund nimmt, davon von seinem Mund etwas in den Mund des Kindes träufeln läßt und sodann den Namen des jungen Weltbürgers ausspricht.



Beduinen der Libyschen Wüste

Die Wohnungen der Fellachen bestehen aus Nilschlamm und sind besonders in Oberägypten, im Nildelta, sehr elend. Sie waren wohl schon vor Tausenden von Jahren nicht anders. In seinen Charaktereigenschaften wird der Fellah nicht selten als eigensinnig, verstockt und gleichgültig geschildert; allein man darf nicht vergessen, unter welch hartem Druck der Nilbauer in all seinen ungezählten Generationen stand, seit der Zeit, als der Aufseher der Pharaonen die Nilpferdpeitsche über dem braunen Rücken schwang bis zu unsern Tagen der Zivilisation, in der der Khedive Ismail, der letzte der Pharaonen, wie ihn Eyth nennt, die geduldigen Fellachen knechtete und von ihren bescheidenen Wohnungen die Steuer erhoben wurde. Trotzdem hat der Eingeborene Aegyptens in allen Lagen des Lebens den gleichen Typus beibehalten. Eyth entwirft von ihm folgende charakteristische Schilderung:

„Hinter uns, neben dem geduldigen Langohr, das uns auf diese Höhe trug, liegt ein brauner Junge, hübsch gewachsen, mit intelligenten, fast weiblichen Zügen, im blauen losen Hemde, und spielt halbschlafend mit einer Handvoll Nummuliten, die zu Millionen den felsigen Boden bedecken. Er wartet mit der Geduld eines Esels, bis sein Hoager — sein fremder Herr — ausgeschwärmt hat und das gemietete Reittier wieder zu besteigen für gut findet.

„Er sagt, er sei von Kaffr Damanur, und zeigt auf ein Dörfchen, kaum erkennbar im Grün der Deltaspitze. Er heiße Mohammed Hassan. Fragt man ihn, wie alt er sei, so meint er mit zweifelhafter Miene, ein Engländer habe ihm einmal gesagt, er werde wohl 15 Jahre zählen. Doch findet sich sein Bild drüben in den Gräbern von Memphis unter viertausendjährigen Hieroglyphen: die weichen, feingeschnittenen Formen von Mund und Kinn, die etwas volle Nase, die lichtbraune Farbe, zum Sprechen ähnlich. Auch dort, auf den Grabhallenbildern läuft er hinter einem Esel her. Aber er hat auch die Pyramiden gebaut und den Suezkanal gegraben, der alte ägyptische Fellah, wie er heute noch leibt und lebt."



Nubische Mädchen

Diesen altägyptischen Völkerschaften haben sich im Lauf der Zeit manche andre, wie schon angedeutet, angeschlossen und zum Teil mit ihnen vermischt. In älterer und neuerer Zeit traten die Semiten hinzu, Araber und Juden, von Süden her Neger. Unter Levantinern begreift man heute die Abkömmlinge schon vor längerer Zeit eingewanderter Syrer, Griechen und andrer. Selbstverständlich finden sich auch viele echte Türken, und in den größeren Städten trifft man auf Armenier und Juden, die oft sehr wohlhabend und sehr einflußreich sind. Zu diesem Völkergewirr gesellen sich die Europäer. Besonders in Unterägypten dürfen wir daher nicht mehr erwarten, eine irgendwie charakteristische Bevölkerung zu finden, um so weniger, als sich mit der allmählichen dauernden Besitznahme des alten Pharaonenlandes durch die Engländer europäischer Einfluß immer mehr und mehr verbreitet.

Auch die Araber, die in diesen Städten wohnen, nehmen, abgesehen davon, daß sie stark gemischt sind, und man infolgedessen neben ganz dunkeln Individuen fast ganz weiße findet, immer mehr europäische Sitten und Gewohnheiten an, ohne deshalb jedoch auch innerlich Freunde der Zivilisation zu werden.

Je mehr wir aber nach Süden, nilaufwärts gehen, um so mehr treffen wir auf charakteristische Völker.

Zwischen Aegypten und Abessinien liegt Nubien.



Nubische Tänzerinnen (Mädchen)

Nubien

Die Bewohner dieses zum Teil wüsten Landes, die wir als einheimisch betrachten dürfen, bieten noch nach mancherlei Gesichtspunkten ein ethnographisch nicht völlig gelöstes Rätsel, das uns jedoch nicht weiter kümmern soll. Die eigentliche Heimat der Nubier ist das obere Nilthal oberhalb von Syene; sie wandern aber auch zahlreich nach Unterägypten, um dort allerhand untergeordnete Stellungen einzunehmen. Als charakteristische Kennzeichen der Nubier giebt das neue Werk über Afrika von Sievers-Hahn, das in jeder Beziehung eine treffliche Uebersicht über diesen Erdteil gewährt, folgende an: Längliches Gesicht, gekrümmte Nase, dicke Lippen und eine ziemlich dunkle Farbe. Einzelne Individuen sollen gleichfalls an altägyptische Typen erinnern. In ihrer Sprache erscheinen die Nubier sehr selbständig, doch wird ihr Idiom immer mehr von der arabischen Sprache verdrängt.

Von den verschiedenen Stämmen, in die die Nubier zerfallen, seien zunächst die Bedscha-Völker genannt, die in den Wüsten am Roten Meer sitzen. Obwohl sie Hamiten sind, zeigen sie doch auch manche semitischen Züge. Nähere Kenntnis von diesen Völkerschaften verdanken wir wiederum Klunzinger. In erster Linie von den Ababde, derer schon Plinius gedenkt, indem er von den Gebadei schreibt, daß sie selbst ihre Abstammung auf „Gin“, d. h. Geister zurückführen, was wohl darauf hinweist, daß sie als Autochthonen zu betrachten sind. Klunzinger giebt von ihnen folgende Schilderung: „Die Ababde sind von tiefbrauner bis schwarzer Hautfarbe, haben dabei fast einen europäisch-germanischen Gesichtsausdruck und sind überhaupt ein Volksstamm von außerordentlicher Schönheit und edeln Formen. Alle Reisenden heben diesen Eindruck hervor, der allerdings auch

durch das lange, wallende Hauptthaar hervorgerufen und erhöht wird, während man sonst in diesen Gegenden nur künstliche Kahlköpfe sieht. Die Ababde sind dolichocephal und orthognath, das Gesicht ist schön oval, weniger lang als beim Araber, Augen groß, feurig, Mund und Lippen weder groß noch klein, die Nase gerade, eher etwas kurz, breit und stumpf, als lang. Der Hals ist lang, dünn, das Ohr klein, rundlich, das Haar von Natur schlicht oder gelockt, aber nicht wollig, es wird künstlich korkzieherartig geringelt und lang und unbedeckt getragen. In diesen Eigenschaften stimmen sie mit den südlicher wohnenden Völkern der Bischarin, der Nubier und Abessinier überein.

Die Wohnungen der Ababde bestehen aus Hütten der elendesten Art. Um einige Pfähle werden alte Strohmatten oder zerfetzte Tücher zur Bildung der Wände und des meist schiefen Daches geschlagen. Das Ganze bildet ein längliches Viereck von den bescheidensten Verhältnissen. Dieser Einfachheit der äußeren Erscheinung entspricht die innere Einrichtung. „Sie besteht in einigen Kochgeschirren aus Thon oder Speckstein, Lederschläuchen für Wasser und Milch, ledernen Schöpfen, Trinkschalen aus Holz, einer ledernen oder hölzernen Eßschüssel, einigen Mahlsteinen, einer Strohmatte oder einem rohen Wollteppich. Statt des Herdes dienen einige aufgelesene Steine. Alles hat den Charakter des Provisorischen, des Nomadischen.“ Die Nahrung der Ababde besteht meist aus Milch und Durra; letztere genießen sie teils roh, teils geröstet, teils in Form ungesäuerter Fladen, die auf glühendem Kamelsmist gebacken sind. Die an der Küste lebenden nähren sich meist von Fischen und Muscheln. Die Fische werden gewöhnlich mit dem Speer auf den bei der Ebbe hervorgetretenen Klippen gefangen! Schiffe besitzen sie keine, nicht einmal Fischerboote. Die gefangenen Meeresgeschöpfe werden meist am offenen Feuer einfach geröstet.



Nubische Tänzerin (Frau)

Die Religion der Ababde ist die mohammedanische, ihre Sprache auffallenderweise die arabische, wenigstens im Verkehr mit Fremden, während sie unter sich einen unverständlichen Jargon sprechen.

Andre mit den Ababde verwandte Stämme sind die Bischarin, die in der Nähe der abessinischen Grenze leben, und die Hadendowa bei Snakin. Sie haben oder hatten wenigstens große Schaf- und Kamelherden. Alle diese Stämme, denen noch manche kleinere anzuschließen wären, rechnet man zu der Gruppe der Bedscha.

Als ein andrer nubischer Stamm sind die Bewohner der Umgegend von Atbara zu betrachten. Sie sind als Jäger berühmt; ihre Hauptwaffe ist ein mächtiges Schwert von 3 bis 3 $^1/_2$ Fuß Länge, das sie mit einem um den Griff geschlungenen Riemen mit beiden Händen fassen. Samuel Baker schildert uns besonders ihre Art, Elefanten zu jagen. Sie suchen dabei dem Tiere die Flechse des Hinterfußes zu durchschneiden und gehen darauf aus, es im Schlaf zu überraschen. Beliebt ist auch die Jagd zu Pferde, wobei meist vier Männer zusammen jagen. Sie verfolgen eine Herde Elefanten und suchen, indem sie die Aufmerksamkeit eines Tieres zu erregen sich bemühen, dieses von der Herde zu trennen. Ist ihnen das gelungen, so macht der eine Reiter einen Angriff auf den Elefanten,

und unterdessen springt ein andrer vom Pferd und schlägt ihm die Flechse des einen Hinterfußes durch; womöglich geschieht dies auch noch mit dem andern Fuß, und das Tier verblutet sich. Auch das Nashorn wird auf diese Weise gejagt, doch ist seine Jagd gefährlicher, da es gewandter als der viel plumpere Elefant ist. Heute ist allerdings der Elefant aus dieser Gegend verschwunden.

Etwas nördlicher als diese kühnen Jäger sitzen andre Nubier, die fälschlich vielfach Berberiner genannt werden. Sie umfassen die Bewohner von Dongola, der großen Wüste von Koroskor und des Nilthales von Wadi Halfa bis Assuan. Sicher haben wir es hier mit Vermischungen mit Negerblut zu thun. Sie haben weit offenere Nasenlöcher als die Bedschastämme; je weiter wir nilaufwärts kommen, um so auffälliger werden diese negroiden Merkmale. Sie bauen ihren Reis und Durra in einem schmalen Landstrich zwischen dem Fluß und der Wüste. Sie bewässern ihr Land mit dem sogenannten Shaduf, einem Schöpfapparat. Die Nilbauern gelten als ein friedfertiges, freundliches Volk. Sie sind intelligenter als die Fellachen, vermögen aber auch kräftiger Impulse fähig zu sein. Der Mahdi, dessen fanatische Begeisterung den ganzen Sudan in Brand zu setzen und selbst Aegypten zu bedrohen vermochte und von dessen Reich wir noch näher hören werden, gehörte den Dongolastämmen an. Westlich des Nils treffen wir auf Beduinen, die die dortigen Wüsten durchschweifen, zum Teil aber auch östlich des Flusses vorkommen. Sie stimmen im Aeußeren wie in ihrer Lebensweise völlig mit ihren Stammesgenossen in Arabien überein und vermitteln zum Teil den Verkehr mit den Oasen, die sich allerdings auch gelegentlich von den räuberischen Einfällen der wilden Stämme durch Tribut loskaufen müssen. Die Oasenbewohner selbst sind keine Beduinen, sondern wahrscheinlich aus altlibyschen Elementen hervorgegangen.



Berberin (algerischer Typus)

Tunis, Algerien und Marokko

Der äußerste Nordwesten Afrikas zeigt in seinem geologischen Aufbau ein völlig von dem übrigen Erdteil abweichendes Bild. Das mächtige Gebirge, das wir mit einem aus dem Altertum überkommenen Namen als Atlas bezeichnen, während im Lande selbst dafür eine Reihe von Lokalnamen gebräuchlich ist, schließt sich in seiner Entstehungsart und seinem Charakter nicht an die übrigen Gebirge Afrikas, sondern an die Gebirge Südeuropas an, so daß das ganze Atlasgebiet „ein Fremdling auf afrikanischem Boden" ist.

Politisch zerfällt dieser Teil Afrikas heute in die Staatengebilde Tunis, Algerien und Marokko. Die ersten zwei sind französischer Besitz, wenn auch äußerlich insofern ein Unterschied zu machen ist, als Algerien völlig französische Kolonie ist, Tunis dagegen nur als Schutzstaat, als Regentschaft aufgeführt wird. In Marokko dagegen hat sich die Herrschaft der Eingeborenen bis heute zu behaupten gewußt. Das Sultanat Marokko, das sich den Europäern nur widerwillig und nur teilweise erschließt, und sich auch direkt feindlich gegen sie verhält, ist ein unabhängiger Staat. Aber über Nacht können sich auch hier die Dinge ändern; schon lange sind die Augen Englands auf diesen Teil der Atlasländer gerichtet, und leicht bieten Ueberfälle von Europäern durch Eingeborene die Gelegenheit für die Engländer, sich mit Gewalt das Recht einer Einmischung zu nehmen.



Berberin (Biskra)

Auf die politischen Verhältnisse wollen wir aber ebenso wenig eingehen, wie auf die Geschichte der Atlasländer, die im Lauf der Jahrtausende Phönizier, Römer und Germanen gesehen haben. Uns interessieren nur die heutigen Bewohner. Freilich dürfen wir dabei nicht ganz an früheren Zeiten vorübergehen; denn nur wenige Teile der das Mittelmeer umgebenden Länder haben ihren ethnographischen Charakter so treu zu bewahren gewußt, wie das Atlasgebiet.

Lybier nannten die Alten ein Volk, das sie westlich von Aegypten in den Küstengebieten des nördlichen Afrikas vorfanden, und das sich von den dunkeln Bewohnern des südlichen Gebietes sowohl durch seine hellere Hautfarbe als auch durch seine höhere Kultur unterschied. Als die direkten Nachkommen dieser alten Lybier gelten die heutigen Berber, die einen großen Teil der Bevölkerung der Atlasländer ausmachen und als alte Stammbevölkerung zu betrachten sind. Gleich den alten Aegyptern zählen auch die Berber zu den hamitischen Völkern, als deren Normaltypus sie gelten können und den sie in manchen Teilen, unbeeinflußt durch jede Vermischung, zu erhalten gewußt haben. In andern Teilen des Landes freilich haben sie sich nicht der Vermischung entzogen, und

besonders sind es die Araber, deren Einfluß wir auch hier wieder finden. Die Sturmflut des Islam drang bis in entferntere Teile des Atlasgebietes, und die assimilierende Kraft der Araber bewährte sich auch hier in hohem Maße. Das schon festgewurzelte Christentum wurde wieder ausgerottet; die Araber „machten aus allen dem Nomadismus günstig gelegenen Strichen Tummelplätze ihres Hirtenlebens und besetzten die von ihren Vorgängern gegründeten Städte"; ihre Sprache verbreitete sich immer mehr. Wohl hat sich auch die Berbersprache in zahlreichen Dialekten erhalten, sie wird in vielen Oasen gesprochen, so auch in der alten Oase des Jupiter Amon, der heutigen Oase Sivah, allein wie gewaltig das Arabische zugenommen hat, zeigen Angaben von Ratzel. In Algerien sprechen doppelt so viel Leute arabisch als berberisch; halb Marokko ist ein arabisches Sprachgebiet; ein großer Teil Algeriens ist mit der Zeit kaum minder arabisch geworden, als Arabien selbst. So bilden heute die Araber unter der Bevölkerung des Atlasgebietes neben den Berbern den wichtigsten Faktor. Kleiner an Zahl und meist auch an Bedeutung sind andre Elemente, die wir weiterhin in den genannten Staaten antreffen. Stellenweise zahlreich sind die Juden; sie sind wohl zum großen Teil am Ausgang des Mittelalters aus Spanien eingewandert, als dort die grausamen Verfolgungen der Juden ausbrachen. Aber auch in ihrem neuen Vaterland hatten sie viel von Bedrückungen zu leiden, so daß sie auch hier vielfach, wie früher in Deutschland, in bestimmten Stadtteilen wohnen mußten, die nachts geschlossen wurden. Trotzdem aber glückte es ihnen, als Kaufleute zu Vermögen und zu einer gewissen Macht zu gelangen. Dies gilt in ähnlicher Weise in allen drei genannten Staaten. Zu den trennenden Rasseverschiedenheiten kommen noch die Unterschiede der Religion hinzu, die die Juden gleichmäßig von den Mohammedanern wie von den Christen, und diese wiederum untereinander trennen, so daß z. B. in Algerien „Muselmänner, Juden und Christen nebeneinander leben, ohne irgendwie ein gemeinsames Ganzes zu bilden".



Kabylen-Frauen (Algier)

Außer den Europäern, deren Anwesenheit in den Atlasländern wir hiermit schon angedeutet haben und die sich natürlich am zahlreichsten in Algerien und Tunis, am seltensten in Marokko finden, begegnen wir noch eingewanderten Sudanesen, und schließlich werden wir noch der Mauren zu gedenken haben, unter welchem Namen man aber keinen eignen Stamm, sondern Mischlinge versteht.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Berber. Den Namen, der nach Ratzel aus Barbari entstanden ist, fanden die Araber in Marokko vor; „daneben kam durch die Araber der Name „Schulu" oder „Schlu" („Strolch") als Schimpfname auf. In Algerien werden die Berber fälschlicherweise von den Franzosen „Kabylen" genannt, eine dem Arabischen entnommene Bezeichnung, die eigentlich einen Stamm bedeutet.

In den einzelnen Ländern verteilen sich die Berber folgendermaßen: Tunis zeigt die meisten Vermischungen, so daß man hier kaum rein berberische und ebenso wenig rein arabische Stämme findet. Die Kabylen Algeriens sind am reinsten in den Gebirgen des Ostens und in der Wüste anzutreffen. In Marokko werden die Berber in drei Hauptgruppen eingeteilt: die Rifberber, die eigentlichen Berber und die Schlöch. Die Rifberber bewohnen die Küstenkette Marokkos, das sogenannte Rif; der Wohnsitz der eigentlichen Berber greift tief hinein in die Osthälfte des Atlas, und die Schlöch breiten sich nach den Angaben von Hahn über den Westen des hohen oder großen Atlas, über die Landschaft am Sus und über den kleinen Atlas hin bis gegen die Wüste aus.

Die Organisation der in viele Stämme aufgelösten Berber basiert auf der Gemeinde, der



Berberinnen mit zwei Negermädchen

„Dschemaa", die eine kleine souveräne Republik für sich darstellt. Ratzel erzählt: Das Dorf ist dem Berber der Staat. Die Versammlung aller reifen Männer des Dorfes bildet als „Dschemaa" die Regierung. Bei ihr liegt Verwaltung und Rechtssprechung, Krieg und Frieden, Gesetzgebung und Steuererhebung. Zur Ausführung der Beschlüsse der Dschemaa ist der Amina, eine Art Bürgermeister, eingesetzt, dessen Stellung oft in einflußreichen Familien erblich ist. Die Dschemaa ist aber wiederum in ihrer Selbstherrlichkeit durch die religiöse Einsprache beschränkt, dann durch die Vendetta, die Rebka, die jedes andre Recht auslöscht, und vor allem durch die in den mannigfachsten Formen wiederkehrenden freien Vereinigungen, die „Sofs".

Der Charakter der Berber ist ausgesprochen kriegerisch. Von jeher haben sie sich ihren Feinden erst nach langer, heldenmütiger Gegenwehr unterworfen. Als Seeräuber haben sich die Berber einen besonders gefürchteten Namen gemacht. „Wir können uns heute nur schwer eine Vorstellung davon machen," lesen wir in Sievers-Hahns „Afrika", „welchen Schrecken der Name Algier für einen großen Teil Europas selbst noch bis in das 19. Jahrhundert hinein hatte." Der Piratenhäuptling Chaireddin

Barbarossa, der sein Gebiet 1519 unter türkischen Schutz stellte, war lange ein Schrecken der Mittelmeerländer. „Sehr groß ist die Zahl der europäischen Expeditionen und Kriegsunternehmungen, die sich gegen dieses Raubnest richteten. Ferdinand der Katholische, Kaiser Karl V., Ludwig XIV. haben sich an der Niederwerfung Algeriens versucht. Die napoleonischen Kriege, während der starke Flotten europäischer Mächte im Mittelmeer kreuzten, hatten die Raubzüge der Korsaren etwas erschwert, allein nach Wiederherstellung des allgemeinen Friedens begannen sie von neuem. Es klingt uns heute fast unglaublich, daß sich noch um 1817 algerische Seeräuber in die Nordsee wagen konnten, und daß noch 1829 Neapel, Toskana, Sardinien, Portugal, ja selbst Hannover, Bremen, Dänemark und Schweden eine Art von Tribut oder doch regelmäßige Geschenke gaben; auch England schenkte bei einem jeden Wechsel eines Konsuls 600 Pfund Sterling. Die glänzenden Siege der Amerikaner (1815) und der vereinigten Engländer und Holländer (1816) brachten keine dauernde Besserung, sondern erst verhältnismäßig geringfügige Differenzen führten das Ende des Seeräuberstaates herbei; am 5. Juli 1830 besetzten die Franzosen die Hauptstadt.“ Aber auch heute noch bewahren die Berber ihren kriegerischen Charakter, die Franzosen mußten sich in schweren Kämpfen das Land unterwerfen, und auch heute sind sie nicht vor Aufständen sicher.



Kabylen-Kinder

Die Rifberber oder Rifpiraten stehen in üblem Ruf wegen ihrer Raub- und Mordlust, die ihr Land zu den für die Weißen am wenigsten zugänglichen Teilen Afrikas machen.

Der kriegerische Charakter der Berber prägt sich auch in ihren Wohnungen aus, die zum Teil kleinen Festungen gleichen. Bei einigen Stämmen sind die Wohnungen aus gestampftem Lehm, der mit Häcksel und kleinen Steinen vermischt ist. Die Mehrzahl der Berber aber bewohnt zweistöckige Steinhäuser, und auch in ihren Befestigungen haben die Dorfanlagen der Berber etwas Städtisches. Wenn irgend möglich, werden die Dörfer auf Gipfeln und an Abhängen der Berge angelegt, und sind durch Wälle, geschichtete Steinmauern oder wenigstens einen Zaun zur Verteidigung hergerichtet.

Die Bewaffnung der Berber besteht aus einem langen Schwert und einer oft durch Ornamente geschmückten Flinte. Ihre Kleidung ist einfach. Der Mann trägt eine Art Tunika, die bis zum Knie reicht, die Frau ein ähnliches hemdartiges Kleidungsstück, das um die Hüfte durch einen Gürtel



Eine Kabylin

gehalten und über den Schultern geschlossen wird. Bei kühlerer Witterung und auf Reisen trägt der Mann noch einen Burnus. Ursprünglich war die Kleidung aus selbstgewobenem Zeug verfertigt, und noch heute ist die Anfertigung von Wollstoffen eine Hauptbeschäftigung der Frauen. Die Männer tragen die Haare kurz geschnitten, während sie den Bart wachsen lassen. Die Rifberber tragen an der rechten Seite des Hinterkopfes einen kleinen geflochtenen Zopf, der nach Quedenfeldt „stark an die sogenannte Seitenlocke erinnert, die auf altägyptischen Denkmälern bei den Lybiern angedeutet wird". Als Kopfbedeckung dient ein Fes, bei den Frauen eine Mütze.

Die Beschäftigung der Berber besteht in Ackerbau, Industrie und Handel. Beim Ackerbau wird ein hölzerner, mit eiserner Schar versehener Pflug verwendet; schon seit dem Altertum werden Gerste, Weizen, Linsen, Wicken, Flachs kultiviert; in den letzten Jahrhunderten sind weiter Kartoffel, Mais, Tabak als Kulturgewächse hinzugekommen; von Früchten werden besonders Nüsse und Oliven gebaut, und die Kultur des Weinstocks hat ebenfalls Eingang gefunden. Aber auch in der Industrie sind die Berber gewandt. Sie verstehen die Ziegelfabrikation und Kalkbrennerei, spinnen Flachs und Seide und weben in hoher Vollendung wollene und baumwollene Teppiche und Gewänder. Berühmt sind die kunstvollen Lederwaren Marokkos, von dem die Maroquin genannte Sorte ihren Namen hat. Dort werden auch sehr geschmackvolle Platten und Teller aus Bronze und Messing gefertigt, wie überhaupt die Berber gute Metalltechniker sind, obwohl merkwürdigerweise zum Teil auch eine Voreingenommenheit gegen das Schmiedehandwerk besteht. Hervorzuheben ist endlich noch die Seifenfabrikation.

Die Berber sind Mohammedaner geworden und teilen vollständig den Fanatismus andrer Bekenner des Islam. Bemerkenswert ist dagegen die hohe Stellung, die die Frau bei den Berbern einnimmt. Ein äußerlicher Unterschied von den Frauen andrer Mohammedaner besteht schon in dem Fehlen des Gesichtsschleiers; auch wird die Frau nicht in Abgeschlossenheit gehalten, und meist begnügt sich der Berber mit einer Frau. Freilich wird die Frau einfach von ihrem Manne gekauft, ohne viel um ihren Willen gefragt zu werden, und ihr liegt die häufig schwere Hausarbeit ob. Allein andrerseits spielt sie eine selbständige Rolle, da sie das Recht der Mitberatung bei öffentlichen Angelegenheiten hat. Bei einzelnen Stämmen herrscht sogar weibliche Erbfolge, wenn kein männlicher Erbe vorhanden ist. Daß auch großer persönlicher Mut die Frauen der Berberstämme auszeichnet, haben die Frauen der Kabylen bewiesen, die an den blutigen Kämpfen ihrer Männer mit den Franzosen den thätigsten Anteil nahmen.

Wenden wir uns zu den Arabern, die unter der Bevölkerung der Atlasländer eine so wichtige Rolle spielen, so begegnen wir ihnen hauptsächlich im westlichen Algier und in Marokko. Seit sie im 7. und 11. Jahrhundert diese beiden Länder eroberten, spielten sie daselbst auch die Hauptrolle, bis sie in Algier von den Franzosen abgelöst wurden. Marokko gilt nächst Arabien den Arabern als das ihnen eigenste Land, und sein Sultan ist das Haupt aller westlichen Araber. Die unvermischten Araber leben vorzugsweise im nördlichen und mittleren Teil der atlantischen Küste, doch findet man oft auch Mischungen vor. Ein nur bei den Arabern vorkommender Typus wird von Ratzel folgendermaßen geschildert: Adlernase, deren Biegung sich sogar nach der Unterseite der Nase fortsetzt; Stirn wenig breit, zurückfallend, die untere Gesichtshälfte etwas zurückgenommen. Dadurch tritt die Nase so hervor, daß Faidherbes Wort gerechtfertigt wird: „Le visage Arabe est tout en nez". Diese semitische Gesichtsform kommt nur bei Arabern vor. Manchmal geben über die Stammeseinheit auch die Namen Auskunft. So führen viele Stämme die Vorsilbe Aulad oder Uled, z. B. Uled-Nail; sie gelten als reinere Araber, während Stämme mit der Vorsilbe „Beni" mehr zu den Berbern hinneigen. Scharf tritt auch der Gegensatz zwischen den Berbern und den Arabern in der Beschäftigung und im Zusammenhang damit, in der Art zu wohnen hervor. Entsprechend dem nomadisierenden Charakter der Araber sind auch die Araber Nordafrikas Viehzüchter, Hirten, eifrige und kühne Reiter und wohnen statt in festen Wohnungen in Zelten. Ihr Zelt hat die Form eines umgekehrten Bootes; das Zelttuch besteht aus Wolle oder Kamelshaar. Es steht zu dem Gesagten nicht in Widerspruch, daß die meisten Städte arabische Gründungen sind. Dieser

Umstand findet seine Erklärung in der hohen arabischen Kultur, die schon im Mittelalter zur Bildung fester Reiche führte. Viele Araber sind auch völlig seßhaft geworden; aber ihr nomadisierender Volksgenosse sieht mit einer gewissen Verachtung auf sie herab und hat auch meist seine alte Sitten getreuer bewahrt, als der Araber mit festem Wohnsitz.

Ueber den Charakter speziell des Arabers in Algier lesen wir in Sievers-Hahns „Afrika": Der Araber Algeriens verdient im allgemeinen nicht das überschwengliche Lob, mit dem ihn einzelne Reisende, geblendet durch einige äußere bestechende Eigentümlichkeiten, bedacht haben. Er bleibt innerlich meist ein erbitterter Feind des Europäers, wenn er auch seine Gesinnung, solang es ihm rätlich erscheint, zu verbergen versteht. Sollten einmal die Franzosen in Verwicklung mit einer andern Macht geraten, so hätten sie mit großer Wahrscheinlichkeit einen Aufstand in Algerien zu befürchten. Wenn sich einzelne Araber zivilisieren, so vereinigen sie meist, wie ein französischer Autor sagt, die Fehler der Europäer mit ihren eignen. Die Araber geben dem einzelnen Europäer oder der Regierung gern wohlwollende Versicherungen, machen aber bei der Ausführung die größten Schwierigkeiten und Winkelzüge. Ihnen selbst erwiesene Güte halten sie leicht für ein Zeichen der Schwäche oder Furcht. Wo es den Arabern möglich war, haben sie in den weniger dicht besiedelten und weniger scharf beaufsichtigten Gebieten wenigstens ihrer Neigung zum Raube, besonders zum Viehraube, auch neuerdings noch nachgegeben. Selbstverständlich haben viele algerische Araber auch ihre guten Seiten: große Tapferkeit bei ernstlichem Kampfe wird man ihnen nicht leicht absprechen können.



Berberin (Biskra)

Als eine dritte Bevölkerungsgruppe werden häufig, hauptsächlich in Algier und Tunis, die Mauren unterschieden. Manche verstehen unter ihnen einfach die städtebewohnenden Araber. Dies

dürfte jedoch nicht berechtigt sein, sondern es sind unter den Mauren Mischlinge zu verstehen. Der Name Maure war einst viel in Nordafrika und Spanien verbreitet und bezeichnete ursprünglich wohl nur den dunkler gefärbten Nichtchristen. Die Mauren genannten Bewohner von Tunis und Algier mögen aus einer Verschmelzung der Berber mit phönizischen, karthagischen und römischen Elementen hervorgegangen sein, zu denen später noch arabische traten. In den Städten haben starke Vermischungen mit Christensklaven und -sklavinnen stattgefunden, während im Süden die Nachbarschaft der Neger nicht ohne Einfluß blieb. Die Mauren zeichnen sich durch hohe Kultur und bedeutende geistige Eigenschaften aus; wie einst ihre Reiche in Südeuropa zu hoher Blüte gediehen, so wird auch der heutige Aufschwung von Tunis zum großen Teil auf die Tüchtigkeit der Stadtbevölkerung zurückgeführt.



Kabylin

Die nationale Tracht ist weiß. Die Männer tragen ein hemdartiges, gesticktes Kleid, das um die Brust mit mancherlei Knöpfen und Schnüren befestigt ist, ein paar lose Beinkleider und ein langärmeliges Ueberkleid. Wenn der Mann sein Haus verläßt, schmückt ein rotes Fes sein Haupt, seine Füße stecken in gelben Pantoffeln, und bei warmem Wetter ist er bekleidet mit einem langen seidenen oder baumwollenen Umschlagtuch, bei kühlem Wetter mit dickem wollenen Mantel.

Die Kleidung der Frau ist oft kunstvoll. Sie wird von Gaskel wie folgt beschrieben: Eine farbige Jacke, mit Gold oder Silber bestickt, wird über einem weißen Musselinhemd getragen. Ein Paar weiter Kaschmirhosen von blauer, gelber oder grüner Farbe, schön gearbeitet, hält das Kleidungsstück um die Taille, um die sich ein hübscher silberner Gürtel schlingt. Oefter ist an dem Gürtel eine Schärpe befestigt, die in graziösen Falten abfällt und eine Schleppe bildet, die den einen mit massiver silberner Fußspange geschmückten Knöchel aber frei läßt, während die Spitzen der Füße in feinen Pantöffelchen aus Maroquin stecken. Ein halbes Dutzend Armringe an jedem Arm sind das wenigste, was sie trägt, während die Reicheren sich mit Perlen, Diamanten und Edelsteinen förmlich bedecken. Statt der kostbaren, nur den Vermögenden zugänglichen Steine wählen Aermere Münzen, die in langen Schnüren aufgereiht vom Nacken bis zum Gürtel herabhängen. Alte und neue Münzen finden sich in dieser Sammlung vereint, und neben türkischen Münzen kann man die Bilder der Königin Viktoria und des Papstes sehen. Das Klingen, das die Münzen bei jeder Bewegung der Trägerin machen, ist Musik in den Ohren der maurischen Dame. Parfüms, das Entzücken aller Frauen des Ostens, stehen bei den Schönen in Algier in besonderer Gunst, und nicht minder findet die Schminke eine ausgiebige

Verwendung. Die maurischen Damen begnügen sich nicht, die schwarze Farbe ihrer Augenbrauen noch zu vertiefen, sondern sie vergrößern sie auch noch, indem sie über den Nasensattel herüber einen tiefschwarzen Strich ziehen.

Weltberühmt ist die maurische Architektur, und aus ihrer Glanzzeit ragt noch wie ein Märchentraum vergangener Tage die Alhambra herüber. Aber nicht bloß in Spanien stoßen wir nur noch auf die Trümmer einstiger Größe, auch in den Atlasländern ist die hohe Kunst verfallen. Verschwunden sind die glänzenden Kuppeln, die reichen Arkaden, die schlanken Minarets. Ein 70 m hohes Minaret ist heute das einzige steinerne Bauwerk in der ganzen Stadt Marokko, und auch die andern Städte haben nur noch wenige und geringe Reste aus ihrer Glanzzeit bewahrt. Immerhin stellt auch heute noch ein arabisch-maurisches Haus einen gefälligen und behaglichen Wohnort dar. Der wichtigste Raum eines solchen Hauses ist der Hof, den man von der Straße aus durch einen engen Zugang betritt. Er ist meist mit hübschen Fliesen gepflastert und teilweise gedeckt. Die Wohnräume des oberen Stockes hängen, von Säulen getragen, ungefähr 6 Fuß über, so daß Arkaden gebildet werden. Stets findet sich irgendwo im Hofraum fließendes Wasser, öfters auch ein kühlender Springbrunnen. Auf den Hofraum öffnen sich mit maurischen Thorbögen drei oder vier lange, schmale Zimmer. Der Boden der Zimmer ist mit Steinfliesen belegt, und oft zieht sich ein Sims in einiger Höhe den Wänden entlang. Diese selbst sind weiß gehalten, die Ecken häufig auf das geschmackvollste mit Arabesken in Gold und leuchtenden Farben geschmückt. Zu den oberen Zimmern führen dunkle, oft versteckte Treppen, und rings um sie zieht sich eine Galerie. Hier befinden sich auch die streng abgeschiedenen Frauengemächer.



Vornehme Maurin

Die Hauptnahrung der Mauren sind Gerstenbrot und Buttermilch, ferner eine Art Gerstensuppe mit ranziger Butter angemacht; hierzu kommen Würstchen aus fein gehacktem Fleisch, die um ein Holzstäbchen gelegt und am Kohlenfeuer gebraten werden. Trotz des Mohammedanismus wird Wein nicht verschmäht, aber nur von selbst gezogenen Trauben. Außerdem wird Thee getrunken, und der Tabak hat zahlreiche Anhänger. Bei einem arabischen Diner spielen die Finger der rechten Hand eine große Rolle. Die Speisen kommen in einem großen strohgeflochtenen und mit buntem Leder verzierten hohen Korb, der mit einem konischen Deckel geschlossen ist, auf den Tisch. Innerhalb der Strohschüssel steht die hölzerne Schüssel, die das „Kuskusu“, die erwähnte suppen- oder breiartige Speise, enthält. Keiner der Speisenden wird sich zu Tisch setzen, ohne mit einem „Bismallah!“ (im Namen Gottes) des Spenders der Speise gedacht zu haben. Dann langen die Finger der rechten Hand in die Schüssel, um gewandt aus der Speise eine kleine Kugel zu formen und diese mit graziösem Wurf in den Mund zu befördern.

Die Sahara

Im Norden Afrikas erstreckt sich das ungeheure Gebiet der Sahara genannten Wüste. In ihrem nördlichen Teil wird sie ihrer größten Länge nach durch die Kette des Atlas begrenzt. An zwei Stellen reicht sie bis an das Meer heran. Im Westen bespült der Atlantische Ozean die Wüste von den letzten Ausläufern des Atlas bis gegen den Senegal; im Nordosten tritt die Wüste an das Mittelmeer heran, da die Strecke vom Golf von Gabes bis zum Nildelta zu ihr gehört. Gehen wir das Rote Meer entlang, so müssen wir auch dieses Gebiet der Wüste zurechnen, in die sich das Nilthal nur als eine schmale, auf unsern Karten der Deutlichkeit halber immer zu breit gehaltene Zone eingegraben hat. Das Gebirgsland zwischen dem Nil und dem Roten Meer gehört der Wüste an, die sich das Rote Meer entlang von Suez bis gegen Massaua erstreckt. Schwer ist es, eine scharfe Abgrenzung der Wüste gegen die einförmigen Landschaften des Sudan hin zu finden.



Eine Tuareg-Frau

Wir wollen hier nicht näher auf die verschiedenen, auch unter verschiedenen Namen bekannten einzelnen Teile der Wüste eingehen, auf die westliche, mittlere und östliche Sahara, die Libysche Wüste und die andern Unterabteilungen. Wir wollen nur betonen, daß es sehr falsch wäre, sich unter der Wüste eine einförmige, eintönige, absolut unfruchtbare Sandfläche vorzustellen. In der Wüste finden sich nicht nur dank zahlreicher, aus der Tiefe sprudelnder Quellen Oasen von oft beträchtlicher Ausdehnung, deren Ueppigkeit und Fruchtbarkeit den durch die Wüste gezogenen Reisenden doppelt entzückt und überrascht, sondern „die Sahara, wie wir sie heute kennen, enthält auch, abgesehen von den Oasen, noch ein beträchtliches Areal, das als mäßiges bis mittelgutes Weideland gelten kann“. Der bekannte Geograph Walther unterscheidet vier Landschaftstypen der Wüste; die Felswüste, die Kieswüste, die Sandwüste und die Lehmwüste. Es ist bemerkenswert, daß auch die Eingeborenen ähnliche Unterschiede machen wie der europäische Gelehrte. So wird mit „Hammada“ die mit scharfkantigen Steinen bedeckte Wüste der Hochebene bezeichnet, die nächst der Sandwüste eine besonders häufige Erscheinungsform der Sahara bildet. Einen eigenartigen landschaftlichen Charakter erzeugen die Dünen. Die Dünengebiete sind in der Sahara unregelmäßig verteilt, in besonderer Großartigkeit in der östlichen Wüste, deren Dünenlandschaft Zittel an das sturmbewegte Meer erinnerte. Für andre Teile der Wüste, z. B. südlich von Tunis, sind die „Schotts“, flache, große, sehr unregelmäßig gestaltete Salzseen in wüstenhafter Umgebung, charakteristisch.

So unwohnlich die ungeheure, sich wie ein breiter Gürtel von Meer zu Meer durch Nordafrika ziehende Sahara auch ist, so ist doch auch hier der Mensch vorgedrungen. Nicht nur Stämme der Eingeborenen machen ihr Recht auf die Wüste geltend, sondern auch das Interesse der europäischen Mächte hat die Wüste erweckt, und auch in ihr sind in den letzten Jahren die „Interessensphären" der einzelnen Mächte abgegrenzt worden. Der ganze Westen der Wüste, abgesehen von dem spanischen Küstenstreifen und dem, was etwa Marokko beanspruchen möchte, kann jetzt als französische Einflußsphäre gelten. Durch den Faschoda-Vertrag von 1899 sind auch Borku, Tibesti und Wadai an Frankreich überwiesen worden, während England Aegypten, den östlichen und mittleren Teil der Libyschen Wüste erhielt. Fessan ist ein freilich noch sehr loses Zubehör des türkischen Reiches, und die äußersten östlichen und nordöstlichen Oasen werden zu Aegypten gerechnet.

Zu festen Wohnsitzen bieten freilich nur die Oasen Gelegenheit, aber nomadisierenden Stämmen ist ein weiter Spielraum gegeben, und mitten durch die Wüste hindurch ziehen seit Alters die Karawanenstraßen, die den Verkehr des Südens mit den Küsten des Mittelmeeres herstellen. Auch für den Ethnographen ist die Route dieser alten Verkehrsstraßen, die in ihrer Richtung natürlich möglichst den Oasen folgten, von Bedeutung; denn auf ihnen zogen als lebendige Handelsware die Neger des Sudans nach Norden. So kamen, wie wir Sievers-Hahn entnehmen, um das Jahr 1850 durch Ghat jährlich etwa 3—4000 Sklaven hindurch, durch Fessan kaum weniger. Viele blieben bei den Wüstenbewohnern zurück, und daraus erklärt sich die Entstehung einer Mischrasse, die an manchen Individuen noch deutlich zu verfolgen ist.

Von den Bewohnern der Sahara erwähnen wir zuerst die nomadisierenden echten Wüstenbewohner, die allgemein in zwei Gruppen geteilt werden: die Tibbu und die Tuareg. Die Tuareg wohnen westlich, die Tibbu östlich. Als Grenze der von ihnen durchstreiften Gebiete kann eine Linie angenommen werden, die von Mursuk bis an die Nordspitze des Tsadsees gezogen wird, etwa entsprechend dem Verlauf der uralten Karawanenstraße, die sich von Tripoli über Mursuk bis an jenen mächtigen Binnensumpf Afrikas zieht. Die Tuareg gehen im Süden so weit als die Wüste selbst. Sie drangen bis zu den Ufern des Senegal vor, beeinflußten früher wesentlich die Geschicke des mächtigen Timbuktu und gehen im Westen bis ans Meer. Zum Teil sind sie allerdings stark mit Arabern vermischt. Die Tibbu sind besonders im Südosten von Mursuk anzutreffen, dringen bis zum Tsadsee vor und sind die Herren der Landschaften Tibesti und Borku; ihre Ostgrenze ist noch nicht genau festgestellt.



Ein Kabyle

Die Tuareg

zählen zu den reinsten Berberstämmen, in der rötlichgelben Hautfarbe erinnern sie direkt an Südeuropäer. Nur die unbedeckten Teile sind natürlich durch die Einwirkung der Sonne und der Luft dunkler. Nicht selten trifft man auf blaue Augen. Von manchen Beobachtern werden sie kurzweg als der schönste Menschenschlag Afrikas bezeichnet. Die Männer sind groß und stattlich; wenn sie auch von zum Teil auffallender Magerkeit sind, so ist doch die Muskulatur kräftig entwickelt, und die Sehnigkeit des elastischen Körpers spricht sich auch in dem energischen Gesichtsausdruck aus. Besonders unter den Scheichs, den Anführern der Tuareg, finden sich imponierende Gestalten. Weniger günstig klingt das Urteil über die Frauen der Tuareg. Während die Männer mager sind, suchen die Frauen etwas darin, stark zu sein. Hourst findet sie zwar gefällig, häufig sogar sehr nett; auch rühmt er an ihnen die großen, ausdrucksvollen Augen und betont, daß das lange schwarze Haar, das in der Mitte des Kopfes geteilt, am Hinterhaupt aber geflochten ist, ihnen einen eignen Reiz gebe; allein von einer anmutigen Figur kann keine Rede sein, denn sie sind unförmlich fett.



Maurisches Mädchen (Algier)

Die Hauptbestandteile ihrer Kleidung sind das weite, faltige Hemd, Tobe genannt, bauschige Hosen, das unter dem Namen Litham bekannte Gesichtstuch und Sandalen. Das Litham verdient eine besondere Erwähnung. Ratzel giebt davon folgende Beschreibung: „Das Litham ist ein Tuch, das zweimal um das Gesicht gewunden wird, so daß es Mund, Kinn und den oberen Teil des Gesichtes verhüllt und nur die Nasenspitze hervorschauen läßt; indem es zugleich um Kopf und Schläfe gewunden und mit einer Schleife hinten am Kopf befestigt wird, bildet es die ganze Kopfbedeckung. Man hat diese Tücher in Indigo und Weiß; die Edlen tragen vorwiegend jene, die Niederen diese, und darauf führt die häufig zu hörende Bezeichnung „schwarze“ und „weiße“ Tuareg zurück. Diese Gesichtsverhüllung, der man in dieser oder andrer Form auch bei andern Wüstenstämmen und bis tief in den Sudan hinein begegnet, die aber nur bei den Tuareg und den Tibbu ganz allgemein geworden



Berberin

ist, hat angeblich den religiösen Zweck der Verhüllung des Mundes; aber man möchte glauben, daß der Schutz des Gesichtes vor dem feinen, Entzündungen verursachenden Wüstenstaub praktisch voranstehe. Wie dem auch sei, der Tuareg legt dies Gesichts- und Kopftuch so selten wie möglich ab. Es paßt dies zu seinem Charakter. Selbst in der Fremde entäußert er sich seiner nicht, Tuareg, die nach Paris kamen, behielten beständig dieses Tuch vor. Es ist ein unterscheidendes Merkmal dieses Volkes, das die Araber immer schon die „Verschleierten" oder „Leute des Schleiers" nannten. Seltsam ist nun, und wohl mit der geringeren Notwendigkeit eines Schutzes bei ihrer abgeschlossenen Lebensweise zu erklären, daß die Tuaregfrauen ihr Gesicht nicht verhüllen und daß gerade diese Sitte nicht mit dem Mohammedanismus bei ihnen Eingang gefunden hat."

Im übrigen ist an der Kleidung der Tuareg am auffallendsten die Sorgfalt, mit der für die beständige völlige Bekleidung des ganzen Körpers mit Ausnahme der Hände, Füße und Nasenspitze gesorgt wird. „Außer den Bewohnern der kältesten Länder giebt es wenige Völker, die sich so vollständig und so beständig bekleiden, wie diese Bewohner der heißen Wüste."

Schmucksachen sind spärlich; besonders werden um den Hals kleine lederne Beutelchen getragen, die Amulette enthalten. Auch Nackenschmuck von Kupferperlen findet sich, und gelegentlich Fingerringe, gläserne und silberne Armspangen. Als Schmuck betrachten die Tuareg auch Gesichtsnarben, deren sie sich von den Schläfen bis ungefähr zum Jochbogen jederseits drei bis vier beibringen. Ein Steinring, gewöhnlich von Serpentin, der am linken Oberarm getragen wird, kann eben so gut als Schmuck wie als Waffe gelten, da er im Nahkampf eine nicht zu verachtende Rolle spielt. Die Bewaffnung ist bei den Tuareg überhaupt von großer Wichtigkeit; ihre Waffen, die aus Dolch, Schwert und Speer bestehen, sind von Eisen gefertigt und haben alle etwas Massives, Wuchtiges. Der Dolch wird am linken Arm mit einem Lederriemen in der Weise getragen, daß er, der Griff nach vorn, am Vorderarm anliegt. Das Schwert ist gerade, breitklingig und sehr lang. Der Speer, der zum Stoß wie zum Wurf dient, ist entweder ganz von Eisen oder er hat eine lange eiserne Klinge. Einzelne westliche Stämme der Tuareg führen auch Bogen und Pfeile, während andrerseits auch Flinten weit verbreitet sind. Zu diesen Trutzwaffen, ohne die kein Tuareg sich sehen läßt, gesellen sich als Schutzwaffen vielfach noch Lederschilde. Die ganze Organisation der Tuareg ist eine militärische, auf den Krieg gerichtete. Im übrigen giebt es kein Zusammenhalten unter den verschiedenen Stämmen. Als Hauptstämme werden die Asgar und Haggar unterschieden.

Sehr bemerkenswert ist die Stellung der Tuaregfrau. Es herrscht Monogamie, und die Frau wird nach ihrer freien Wahl gefreit, kann daher auch ihre Zustimmung versagen. Auch nach der Heirat ist ihre Stellung viel freier als bei andern Bekennern des Islams; aber sie mißbrauchen auch ihre Freiheit nicht. Häufig sind sie gebildeter als die Männer, und viele können lesen und schreiben. Diese hohe Stellung findet auch ihren Ausdruck in der Zuneigung der Männer zu ihren Frauen und äußerlich in der weiblichen Erbfolge, die sich nicht nur bei den Fürsten, sondern auch im Volk findet. „In Ghat gehört der größere Teil der Häuser den Frauen, denen sie am Hochzeitstag von Freunden und Verwandten geschenkt wurden oder denen sie durch Erbschaft zufielen." Freilich sind diese Häuser nichts weniger als Paläste; die Stadt Ghat, die, in der Oase von Ghat gelegen, die bedeutendste aller Tuaregstädte ist, hat nicht eine ganze deutsche Meile im Umfang. Obwohl genug Steine vorhanden wären, sind die Häuser nur aus Lehm unter Verwendung des Holzes der Dattelpalme gebaut. Die meisten Wohnstätten der Tuareg aber sind noch viel primitiver; sie bestehen aus elenden Strohhütten oder aus gelegentlich zur Ruhe für eine Nacht aufgeführten Schutzdächern aus Palmstroh. Die Thätigkeit der Tuareg besteht in der Vermittlung des Verkehrs durch die Wüste; ihrem Wohngebiet entsprechend fallen ihnen die Karawanenstraßen durch die westliche Sahara zu, während die Tibbu den Verkehr durch die östliche Wüste besorgen. Die gleiche Lebensweise, die gleichen Lebensbedingungen haben beiden Völkern einen gemeinsamen Zug aufgeprägt, obwohl sie ethnographisch nicht in der Weise verwandt sind, wie man wohl früher angenommen hat. Wir möchten daher, ehe wir den Charakter der Tuareg besprechen, einen Blick auf die ethnographische Stellung der Tibbu werfen, um sodann beiden Völkern gemeinsam noch einige Worte zu widmen.

Die Tibbu

Die Tibbu weichen, trotzdem daß auch manche physische Züge den beiden großen Gruppen gemeinsam sind, doch so sehr von den Tuareg ab, daß sie Schurtz nicht einmal mehr zu den Berbern rechnet, sondern unter die negroiden Völker stellt. Sie sind nie über Mittelgröße, sehr zierlich, aber wohl gebaut, äußerst mager, mit scharfem, intelligentem Gesichtsausdruck, in dem der negroide Zug nur wenig zur Geltung kommt, haben große Augen, flache Nase, großen Mund und regelmäßige Zähne. Die Hautfarbe schwankt zwischen Dunkelbraun und Kupferrot. Augenscheinlich haben wir



Eine Gruppe von Tuareg (Süd-Algerien)

es, wie die Verbindung verschiedener körperlicher Merkmale beweist, mit einer Mischrasse zu thun, die viel Negerblut enthält, nicht minder aber auch hamitische Einflüsse stark erkennen läßt. Die Sprache gehört der Sprachengruppe der Sudanneger an, und unzweifelhaft sind hier enge Verbindungen vorhanden. Möglicherweise stammen sogar die Herrscher des Negerreiches Bornu von den Tibbu. Die allerdings auch von den Tuaregs geübte schon erwähnte Sitte, im Gesicht durch Einschnitte Stammesmarken anzubringen, deutet ebenso auf Negereinfluß.

Ihr Wohngebiet haben wir schon kurz erwähnt; insbesondere sind die Felsenwüsteneien von Tibesti und Borku zu nennen, die uns durch die klassischen Untersuchungen von Nachtigal bekannt geworden sind. Diesem unvergeßlichen Reisenden verdanken wir auch die interessantesten Angaben über die Tibbu. Ihre Wohnungen sind ähnlich denen der Tuareg; Lehmhütten sind schon als hervorragende Wohnungen zu betrachten. Meist begnügt man sich mit Zelten von Palmstroh oder

mit flüchtig aufgebauten Gras- und Gesträuchhütten. Bei einzelnen Stämmen der Tibbu finden sich runde oder viereckige Mattenhütten. Die Leute vom Baelestamm in Borku und Ennedi wohnen in kleinen Dörfern zusammen; sonst kommen diese Hütten meist vereinzelt vor.

Die Tracht ist bei einzelnen Tibbustämmen sehr einfach und beschränkt sich z. B. bei den Teda von Tibesti auf ein um die Lenden geschlagenes Schaffell. Wahrscheinlich war dies überhaupt die ursprüngliche Tracht, die sich aber durch Neger- oder Arabereinflüsse vielfach verändert hat. So tragen die Männer, wenn sie es machen können, die bei den Bornunegern übliche Tobe, ein weites Gewand, das wir schon bei den Tuareg in ähnlicher Weise kennen gelernt haben. Die Frauen bevorzugen ein auch von den Haussanegern getragenes Tuch, das um die Schultern geschlagen wird. Als Kopfbedeckung dient der Turban in Verbindung mit dem bei den Tuareg näher besprochenen Schleier, dem Litham, der auch hier den Männern zukommt. Die Waffen der Tibbu sind vorzügliche Speere und eiserne Wurfmesser von eigentümlicher Form; Pfeil und Bogen sind wenig bekannt und auch Feuerwaffen noch wenig im Gebrauch.



Mischling (Berber- und Negerrasse, Sahara)

Die geistige Befähigung der Tuareg wie der Tibbu ist nach den Mitteilungen aller Saharareisenden hoch; um so härter wird aber fast einstimmig ihr Charakter beurteilt. Nur der Nigerreisende Hourst weicht von diesem Urteil ab; er hat auch gute Eigenschaften bei ihnen gefunden. Allerdings nennt auch er sie stolz, räuberisch, lügenhaft, aber er schildert sie auch als gastfrei und treu dem gegebenen Wort. Die Verteidigung eines Gastes gilt ihnen nach seinen Erfahrungen wie den Arabern als eine religiöse Pflicht, und er betont, allerdings sehr im Gegensatz zu den Behauptungen andrer Reisender, ganz besonders die Treue, mit der sie das gegebene Wort halten. „Versprich niemals mehr als die Hälfte dessen, was du halten kannst", sagt ein Sprichwort der Tuareg, und selbst bei ihren Feinden „stehen sie in der Achtung, daß ihnen eitles Prahlen fremd ist".



Ein Tuareg

Auch Nachtigal betont ihr Selbstgefühl. Die Tibbu mögen Bettler sein, aber sie sind keine Paria; sie haben Stahl in ihrer Natur und sind zu Räubern wie zu Kriegern und Herrschern gleich trefflich geeignet. „Diese zerlumpten, mit äußerster Armut und beständigem Hunger kämpfenden Tibbu erheben die unverschämtesten Ansprüche in scheinbarem oder wirklichem Glauben an ihr Recht.“ Aber Nachtigal erläutert dieses Urteil durch folgende Worte: „Das Wettringen aller nach dem kümmerlichen Besitz macht den einzelnen rücksichtslos, argwöhnisch und betrügerisch. Jeder sucht den andern zu schädigen, und alle stehen sich im Wege in jener Welt der Not. Jeder lebt für sich, und jeder Gedanke an die Stammesgenossen, jedes Gefühl für Volksleben, jedes Streben nach Gemeinwohl liegt ihm fern. Gemeinsame Gefahr von außen her oder gemeinsame Raubzüge vereinigen die Leute, niemals gemeinschaftliche Arbeit und harmloses Volksleben. Dies existiert kaum. Der Ernst des Lebens hat alle Harmlosigkeit von ihnen genommen. Ihre Volksversammlungen sind Uebungsvereine sophistischer Argumentation und schlauester Rechtsverdrehungen und endigen wohl gar in blutigem Streite.“

Die Hauptbeschäftigung der Wüstenstämme der Sahara ist, wie schon angedeutet, die Vermittlung des sudanesischen Handels. „Sie betreiben ihn teils auf eigne Rechnung, teils in Konsortien, teils führen sie die Karawanen oder vermieten ihnen die Kamele.“ Allein dieser gesetzliche Gewerbszweig genügt den Sahariern nicht; Raubzüge und Plünderungszüge sind bei ihnen an der Tagesordnung. Die Oasenbewohner, die Grenzstaaten haben schwer unter ihnen zu leiden, und auch manche Forschungsexpedition ist nur gemeiner Habsucht zum Opfer gefallen. Wenn Hourst betont, daß der Tuareg „niedrigen Diebstahl haßt“, so mag er ihm wohl hiermit einen gewissen großartigen Zug zuschreiben, sich nicht mit Kleinigkeiten abzugeben, aber bestehen bleibt trotzdem die Raublust der Wüstenstämme. „Nirgends ist die Unsicherheit so groß wie in der Wüste.“ Das Menschenleben scheint nirgends eine so geringe Rolle zu spielen wie hier. Manches Opfer, das die Wissenschaft betrauert, ist den Tuaregs oder den Tibbu zur Last zu legen. Auf Treue und Glauben und die Heiligkeit der beschworenen Verträge bauend, wandte sich Fräulein Tinne zu den westlichen Tuaregs, die sie ausraubten und erschlugen. Missionare, die sich anscheinend ganz in Ghadames beliebt gemacht hatten, wurden nur eine Tagreise von der Stadt ermordet, und heute noch ungerächt ist die Niedermetzelung der Expedition Flatters. Nachtigal, der sich in die Heimat des gewaltthätigsten und verrufensten Tibbustammes begab, kehrte glücklich zurück, doch auch er „beladen mit Leiden und Demütigungen“. Aber auch unter sich stehen die einzelnen Stämme häufig in Krieg, der mit kalter Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit ausgefochten wird. Wie den Männern, so schreibt Nachtigal, fällt auch den Frauen die gleiche Härte und Treulosigkeit, die gleiche Streit- und Gewinnsucht zu. Mißtrauen ist der erste Grundsatz der Saharavölker; er äußert sich schon in der üblichen Gesichtsverhüllung und findet einen noch prägnanteren Ausdruck in den Zeremonien bei Begegnungen. Treffen sich zwei einzelne Personen, so setzen sie sich zur Begrüßung mit aufrecht gehaltenen Lanzen eine halbe Stunde lang einander gegenüber.

Das gleiche Mißtrauen offenbart sich bei einer Begegnung von Karawanen, die sich nach Ratzel folgendermaßen abspielt: „Die Begegnung wird durch Vorposten von beiden Seiten eingeleitet, während die Karawanen beiderseits Halt machen. Die langen Flinten werden schußbereit gemacht, die Lappen vom Feuerschloß losgewickelt und die Waffen mit beiden Händen hoch über den Kopf gehalten. Endlich kommt man zum Anruf und Wortwechsel, man erkennt sich, versichert sich der friedlichsten Absichten und scheidet mit den besten Wünschen für gegenseitiges Wohlergehen.“

Das Leben der Wüstennomaden ist eine harte Schule der Ausdauer und Abhärtung. Die Leistungsfähigkeit der Wüstenstämme ist ganz erstaunlich und erstreckt sich auch auf ihre Tiere, die mit außerordentlicher Sorgfalt behandelt werden. Teils sind Pferde arabischen Ursprungs im Gebrauch, teils Kamele. Die Reitkamele der Tibbu gelten als die besten und leistungsfähigsten. Denham erzählt, daß zwischen Bornu und Mursuk Tibbuleute als Kuriere die enorme Strecke in 30 Tagen zurücklegten. „Ein Sack Korn und ein oder zwei Wasserschläuche nebst einer hölzernen und einer metallenen Schale, woraus sie aßen und tranken, bildeten all ihr Gepäck.“ Auch bei den

Plünderungszügen werden oft weite Strecken in kürzester Zeit zurückgelegt. Nachtigal erzählt von Raubzügen, die an der Mittelmeerküste anfingen und die Grenze des Sudan erreichten.

Kurz sei noch der Oasenbewohner in der Sahara gedacht. Sie sind, wie schon früher erwähnt, zum Teil Berber, sind aber infolge der durch die Oasen führenden Karawanenstraßen vielfachen Vermischungen unterworfen gewesen. Nach den Angaben in dem neuesten Werke über Afrika, dem sehr empfehlenswerten Buch von Sievers-Hahn, befinden sich die meisten Oasen in einem Zustand des Rückgangs oder Verfalls. Fortwährend sind die Oasenbewohner den Raubzügen der Wüstenbewohner ausgesetzt, so daß sie es vielfach vorgezogen haben, Verträge mit den Räuberbanden zu schließen, „freilich um den Preis des besten Teiles ihrer Ernten, damit sie wenigstens den Rest in einiger Ruhe genießen können". Auch unter den Oasenbewohnern selbst geben die Berieselungsfragen häufig genug Anlaß zu Streit. So ist ein allgemeiner Rückgang zu verzeichnen; nach Schweinfurth sind in der Oase Chargeh von 220 Brunnen nur noch 70 in Benutzung.



Herero-Frauen

Dreizehntes Kapitel

Der Sudan

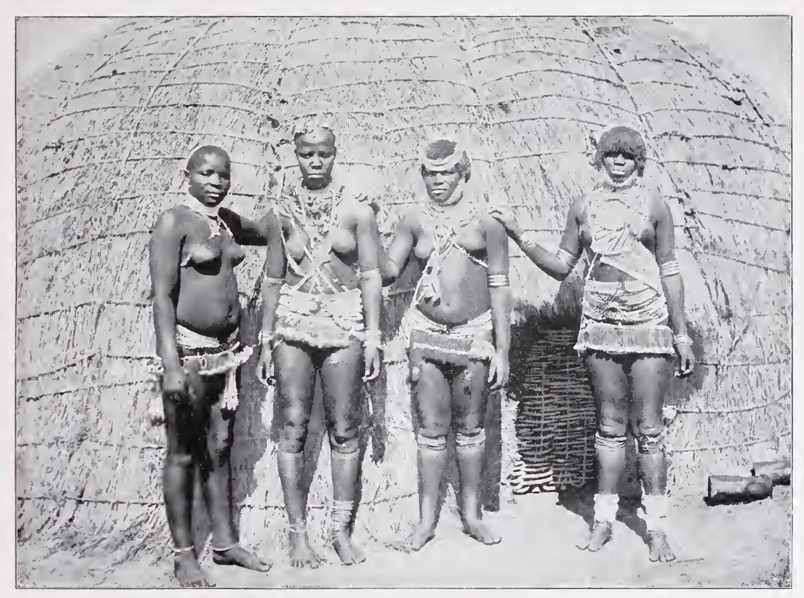
Die Fulbe — Die Neger im allgemeinen — Die Mandingo — Die Guinea-Neger — West- und Zentral-Sudan

Der Südrand der großen Wüste Afrikas grenzt an ein Gebiet, das als Sudan bezeichnet wird. Das „Land der Schwarzen" nennen es schon die älteren geographischen Werke, und thatsächlich stammt die Bezeichnung wohl von dem arabischen assud, schwarz, und bezieht sich auf die dunkle Farbe der Bewohner. Der Begriff wird übrigens verschieden gebraucht. In Aegypten hat man sich gewöhnt, und dieser Sitte folgen auch die meisten Europäer, auch Nubien als „ägyptischen Sudan" in den Begriff Sudan hineinzuziehen; die Araber südlich von der Sahara dagegen wenden die Bezeichnung nur auf die Länder des Nigerstromgebietes an.

Khama, Häuptling der Bamangwato-Betschuanen

Die Entdeckungsgeschichte des Sudans, die aufs engste mit der der Sahara verknüpft ist, zählt in erster Linie deutsche Namen auf, darunter Namen, die in der Afrikaforschung überhaupt an erster Stelle genannt werden. So wird Heinrich Barth nicht nur in Deutschland zu den hervorragendsten Afrikareisenden gezählt. Abdel Kerim, „Diener des gnädigen Gottes", nannte sich der Reisende auf seinen Fahrten, und dieser Name wird noch heute im Sudan mit Achtung genannt. Der ganze westliche Sudan wurde durch diesen nach jeder Richtung hin für seine Unternehmungen trefflich vorgebildeten Gelehrten erschlossen. Bald nach ihm zog die gleichen Bahnen ein andrer deutscher Forscher, Eduard Vogel, der zu Barths Unterstützung abgesandt worden war. Wie ein Märchen liest sich die Erzählung von der unerwarteten Begegnung der beiden Reisenden. Keiner hatte von dem andern etwas gewußt, als sie sich plötzlich auf Pfaden trafen, auf denen kein Weißer zu wandeln pflegt. Kurz war die Begrüßung; dann kehrte Barth nach der Heimat zurück; dem festlichen Empfang durch die ganze zivilisierte Welt, die seine Kühnheit bewunderte, ging er entgegen. Vogel zog es weiter in die unbekannten Regionen; ihn führte sein Weg nach Wadai, wo sein Tod die Zahl der Märtyrer der Wissenschaft vermehren sollte. Manche andre Namen wären noch zu nennen; zwei aber können wir nicht übergehen: Rohlfs und vor allen Schweinfurth. Rohlfs hat durch seine Reisen in der Sahara und im Sudan, besonders aber in Nordafrika, unsre Kenntnisse bereichert und vertieft. Mit Wehmut gedenken wir Nachtigals, dessen Thätigkeit in Wadai ihn in die erste Reihe

der Afrikaforscher gerückt hat, und seines Grabes auf Las Palmas, wo er lange vor der Zeit von seiner Arbeit ausruht, die er in den Dienst seines Vaterlandes stellen durfte. Waren früher deutsche Forscher unter englischer Flagge und mit englischem Gelde unterstützt ausgezogen, so trat jetzt Deutschland selbst für seine Söhne ein, die Thatendrang und Wissensdurst hinaus in den dunkeln Erdteil trieb. So kann man in der Geschichte der deutschen Entdeckungsreisen zwei Perioden unterscheiden: die vorkoloniale und die koloniale. Nachtigal bildet den Uebergang zwischen beiden. Auch Schweinfurths wissenschaftliche Arbeit ist von allergrößter Bedeutung geworden. Er hat zuerst ein lebensvolles Bild von den bis dahin unbekannten Ländern am weißen Nil gegeben. Sein Werk „Im Herzen von Afrika" ist so populär geworden wie kaum ein andres Buch über Afrika; und



Kaffern-Frauen

während die andern, deren wir gedacht haben, schon längst von dem Schauplatz ihres Wirkens abgetreten sind, darf sich unsre Zeit freuen, diesen Heros der Afrikaforschung noch unter den Lebenden zu wissen. Seine Meinung hat heute noch für Nordafrika eine ähnliche Autorität wie die von Richthofens für China. Es soll keine Zurücksetzung sein, wenn wir hier nicht die Männer namentlich aufführen, die sich im Zusammenhang mit unsrer kolonialen Entwicklung diese Gebiete des dunkeln Gebietes zu Gegenständen ihrer Forschung erkoren haben. Wir werden noch Gelegenheit haben, den einen oder andern Namen zu nennen. Hier wollten wir nur der ersten, bahnbrechenden deutschen Geister auf diesem Gebiete gedenken.

Der Sudan erstreckt sich von der atlantischen Küste zwischen dem Aequator und dem 20. Grad bis zum Roten Meer hinüber und stellt sich geologisch und landschaftlich als eine Reihe von Hoch- und Tiefländern dar. Die Grenze gegen die Sahara ist übrigens nur klimatisch und pflanzengeographisch zu bestimmen. Im Westen und im Innern bildet die außerordentlich reiche

Vegetation eine ziemlich scharfe Grenze zwischen der Wüste und dem Sudan, dessen Fülle an Grasländereien dem von der Wüste Kommenden doppelt auffällt. Im Osten legt sich zwischen die Wüste und das reichberegnete Ackerbauland eine breitere Zone des Uebergangs. Drei große Flüsse gehören bekanntlich geographisch zum Sudan, der Niger, der Benue und der von Süden aus dem Tsadsee zuströmende Schari. Das genannte große Wasserbecken des Sudans ist aber durchaus kein offener See, sondern wir dürfen die unter Wasser gesetzte Fläche mehr als Sumpf bezeichnen. Ungefähr ein Dritteil wird von einem Archipel von Inseln eingenommen, und eine breite Zone schilfigen Sumpflandes, das den See im Westen umgiebt, macht es im Verein mit dem ungemein schwankenden Wasserstand unmöglich, ein Ufer zu bestimmen.

Fruchtbarer Ackerboden und reichlicher Graswuchs machen ein ganz andres Leben möglich als in der unfruchtbaren Sahara, und dazu kommt das Salz, das eine Quelle des Wohlstandes der Sudanländer ist. „Die berühmte Ergiebigkeit der Dattelzucht hängt damit zusammen, und der Wiesenwuchs, der die Sudanländer zu bevorzugten Tummelplätzen herdenreicher Nomaden macht, wird durch sie gefördert. Von einem reichen Mann sagt man im Sudan, er kann sich am Salz satt essen. Beträchtliche Bevölkerungsansammlungen, große Verkehrswege hängen allein vom Salz ab; es giebt gewissen Völkern eine Wichtigkeit, die sie anders nicht beanspruchen dürften."

Zu den natürlichen günstigen Existenzbedingungen, die der Sudan seinen Bewohnern in Weideplätzen und Ackerboden bietet, kommen mancherlei wertvolle Produkte, die sogar den Transport durch die Sahara hindurch bis zu den nordafrikanischen Küstenländern wohl lohnen und die Bewohner des Sudans zu eifrigen Handelsleuten gemacht haben. Des Salzes haben wir schon gedacht. „Ferner besitzt der Sudan in der Kolanuß ein wertvolles Tauschmittel, und zu diesen Produkten des Sudans selbst kommt der Handel mit Goldstaub, Elfenbein, Getreide, Vieh, Zeugstoffen und andern Produkten der sudanischen Industrie, endlich der Umsatz der mannigfachen europäischen Waren, die auf langen Wegen zumeist von der Nord- und Nordwestküste Afrikas aus, weniger weit von der Guineaküste in das Innere eindringen: alles dies begünstigt eine starke Entwicklung des Handels." (Sievers-Hahn.)

Zwar erfreuen sich auch diese Teile Afrikas keiner besonderen Sicherheit, und mannigfache innere Unruhen waren von jeher dem Handel häufig nicht günstig, trotzdem aber konnte er in einer Weise emporblühen, die uns direkt an die Verhältnisse Mitteleuropas im Mittelalter erinnern. Die Schilderungen, die frühere Reisende von den großen Messen und Märkten im Sudan gegeben haben, bei denen viele Tausende zusammenströmen, in langen Reihen die Verkaufsstände aufgeschlagen sind, Gemüseweiber in Körben die mannigfachen Produkte des Landes darbieten, gemahnen sehr an die mittelalterlichen Messen Deutschlands .Kein Wunder, daß sich hier auch ein dichtes Netz von Handelsstraßen ausgebildet hat.

Die Halbkultur, die sich im Sudan entwickelte, mußte auch zu der Bildung von Staaten führen, von denen nicht wenige einst eine große Bedeutung gehabt haben. Dahome, Aschanti im westlichen Sudan, die Haussastaaten am mittleren Benue, die Staaten Bornu, Baghirmi, Wadai und Dar-Fur im zentralen Sudan machten ihren Namen auch in Europa bekannt und waren zum Teil bis in die neueste Zeit hinein festgefügte Staatengebilde, die sich nicht nur durch ihre Wehrkraft, sondern auch durch ihre Industrie und eine gewisse Kulturhöhe auszeichneten. Freilich scheinen alle afrikanischen Staatenbildungen rasch aufzublühen und ebenso rasch unterzugehen. „Ein begabter, fähiger und schlauer Häuptling, Krieger oder Zauberer," schreiben Sievers-Hahn, „der den Charakter seiner Landsleute richtig zu nehmen weiß, bringt schnell einen bedeutenden Anhang auf und gründet ein Reich, das selbst für europäische Verhältnisse groß und mächtig sein würde. Aber unter weniger geschickten Nachfolgern oder infolge des Angriffes eines noch befähigteren oder noch schlaueren Nachbars geht der Staat gewöhnlich verhältnismäßig bald wieder zu Grunde. Immerhin haben einzelne dieser Staatengruppen, obwohl mit großen Machtschwankungen, längere Dauer besessen."

Würden unsre Kenntnisse hinreichen, eine auf viele Jahrhunderte zurückgehende Geschichte des Sudans zu schreiben, so würde sie uns ein wechselvolles Bild von fortwährenden Völkerverschiebungen,

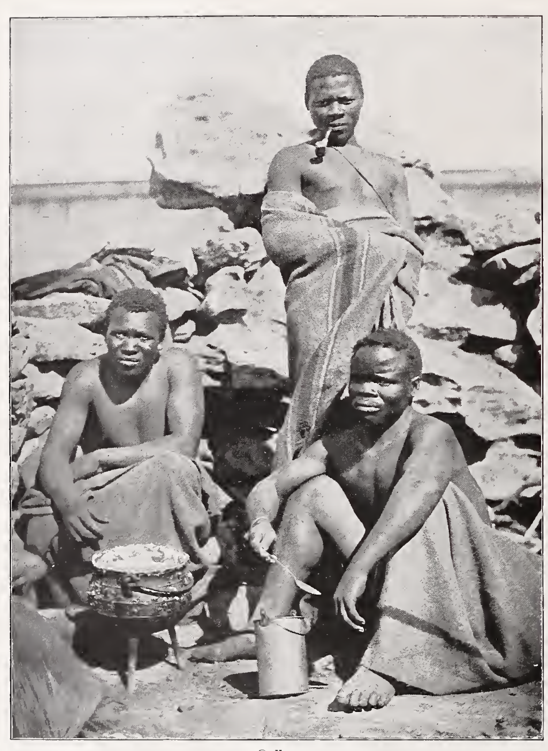
von dem Aufsteigen und dem Niedergang einzelner Stämme, von Vorstößen fremder Völkerschaften in Kriegen und blutigen Fehden und von dem langsamen, aber sicheren Vordringen andrer Fremdlinge geben. Der Sudan mit seiner Fülle und seinem natürlichen Reichtum, der offen am Rand der kümmerlichen Wüste daliegt, mußte von jeher auf die kühnen und armen Saharier den größten Reiz ausüben und ihre Begehrlichkeit wecken. „Für den aus der Wüste Kommenden," schreibt Ratzel, „liegt etwas Ueberschüttendes in der Fülle, die sich so hart an den Mangel anschließt, und in dem weltgeschichtlichen Drange der Wüstensöhne zum Sudan hin ist so viel von diesem Naturreiz, wie in dem Zuge der Barbarenseele nach dem schönen Italien. Solche Kontraste lassen auch den Wüstensohn nicht kalt, und sei es auch nur wegen des greifbaren Reichtums in diesem verheißungsvollen Grün."

Seit ungefähr dem elften Jahrhundert wissen wir etwas Näheres über den Sudan. Zu dieser Zeit breitete sich der Islam am mittleren Niger immer mehr aus. Das führende Volk der einheimischen Stämme in jener Gegend waren damals die Mandingo; ihre Zeit ist längst vorbei, aber heute noch lassen die Arbeiten, die sie verfertigten, nachdem sie längst von der einstigen Höhe herabgestiegen, erkennen, daß sie sich auf einer hohen Kulturstufe befunden haben und die von ihnen gegründeten Staaten ein große Bedeutung beanspruchen durften. Sie wurden von den Haussavölkern abgelöst, deren Bedeutung als Industrievolk wir noch zu würdigen haben werden; allein wenn sie auch noch heute eine hervorragende Rolle spielen, so mußten sie doch die Führung wiederum einem andern Volk abtreten, den Fulbe, deren Bedeutung für die westlichen Sudanvölker immer noch im Wachsen begriffen ist.



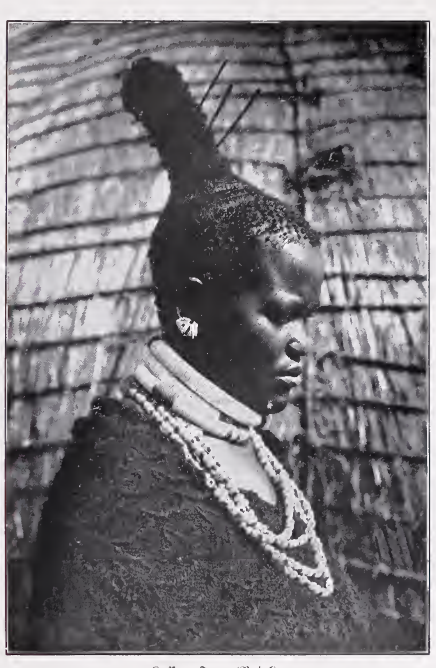
Matabele-Krieger

Ob wir die genannten Völkerschaften, die Mandingo, Haussa und Fulbe, als ursprüngliche Bevölkerung des Sudans betrachten dürfen, wissen wir nicht; allein es ist kaum wahrscheinlich. Auch sie stammen möglicherweise von eingewanderten Völkern ab. Sie waren jedoch schon im Besitz des westlichen Sudans zur Zeit, als dieser für uns aus dem Dunkel der Vorgeschichte tritt. Um jene Zeit trat aber im Sudan ein Volk auf, das für die Geschichte Afrikas und seiner Völker die größte Bedeutung erhalten sollte: die Araber. Im elften Jahrhundert breitete sich der Islam, der im westlichen Sudan weit eher zur Geltung gelangte als im östlichen, am mittleren Niger aus. Die eingeborenen Völkerschaften wurden immer mehr mit arabischen Elementen durchsetzt. Besonders stark machte sich der arabische Einfluß im Lauf der Zeit in den Staatenbildungen des mittleren Sudans geltend. Zahlreich sind die Araber in Bornu vertreten, häufiger noch treffen wir sie in Baghirmi. Wadai ist fast ganz arabisch, und auch in Darfur sind die Araber die gebietende Rasse. Ueberall sind auf Negerstämme arabische Gesittung und Gebräuche aufgepfropft, der Islam ist die herrschende Religion geworden, und nur noch wenige, in schwer zugänglichen Gegenden wohnende kleine Völkersplitter sind reine Heiden geblieben. An etlichen Stellen ist der Islam sogar schon an der Westküste Afrikas bis zum Atlantischen Ozean durchgebrochen. Auch später werden wir noch im Innern Afrikas dem Islam als gewaltigem Faktor in der Entwicklung Afrikas wieder begegnen, und es ist kein Zweifel, daß bald ein großer Teil Afrikas völlig dem Islam anheimgefallen wäre und mohammedanisch-nordafrikanischen Charakter angenommen hätte, wenn nicht eine neue Epoche in der Geschichte des dunkeln Weltteils begonnen hätte. Europa richtete aufs neue sein Augenmerk auf Afrika, nachdem es beinahe seinem Gedächtnis entschwunden gewesen war. Ein wahrer Wettlauf begann, bei dem die mächtigsten Staaten Europas bemüht waren, sich einen möglichst großen Teil des gewaltigen Kontinentes zu sichern. Expeditionen folgten auf Expeditionen, die das verschwommene Bild, das bisher von Afrika herrschte, immer klarer gestalteten. In kühnen Zügen sicherten wagemutige Pioniere der Wissenschaft, getrieben von thatkräftiger Vaterlandsliebe, inmitten feindlicher Völkerschaften und umgeben von den Gefahren eines verderbenschwangeren Klimas



Kaffern

ihrem Vaterlande neue Gebiete, und schließlich wurde am grünen Tisch der europäischen Mächte das alte Afrika aufgeteilt. In Kolonien und Interessensphären wurde der Erdteil zerlegt, und jedes erhielt sein Teil. Auf die bestehenden Staaten der einheimischen Völker wurde bei dieser Verteilung des Landes ebensowenig Rücksicht genommen wie auf die häufig noch unbekannte physikalische Beschaffenheit des Landes. So können wir heute Afrika als eine Provinz Europas betrachten. Diese Wandlung der Dinge ist natürlich von ungeheurem Einfluß auf die ganze Gestaltung der afrikanischen Verhältnisse. Aber die Europäer haben es nicht mit den Eingeborenen allein zu thun. Der Islam ist ihnen gleich von Anfang an entgegengetreten, und die ersten Jahre der afrikanischen Kolonialentwicklung ließen ihn als einen nicht zu verachtenden Gegner erkennen. Die endgültige Entscheidung ist nicht zweifelhaft; die äußere Gewalt, die thatsächliche Macht ist schon den Europäern zugefallen. Ob wir aber das Gleiche von dem Geiste sagen dürfen?



Kaffern-Frau (Natal)

Wie das Christentum mit dem Islam ringt, so europäisches Wesen mit arabischem. Wer aber auch hierbei den Sieg davon tragen wird, das ist eine Frage, die weniger leicht zu beantworten ist als die Frage nach dem endgültigen Besitz der politischen Macht. Sicher ist das eine, daß der alte Charakter der eingeborenen Negerstaaten so oder so verloren geht. Tief erschüttert von den Vorstößen der Araber, die sich nicht durchweg als friedliche Handelsleute über den Sudan verbreiteten, sondern deren Vordringen, wie zum Beispiel bei der mahdistischen, bis weit in den Westen hinein bemerkbaren Bewegung einen kriegerischen Charakter trug, mußten die eingeborenen Staaten um so rascher zusammenbrechen, als ihnen und ihrem Geiste in den Europäern ein neuer, über ungewöhnliche Machtmittel verfügender Gegner entstand.

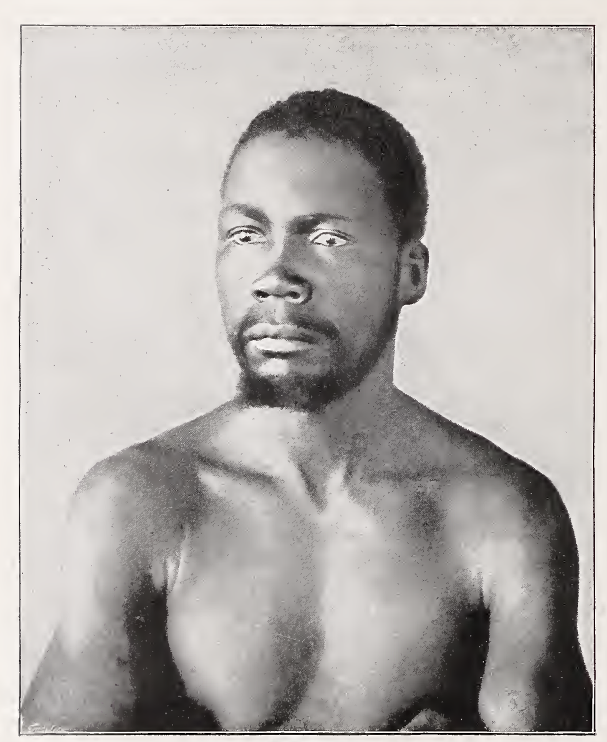
Ganz selbstverständlich ist, daß die Bevölkerung eines von so vielen Völkerverschiebungen heimgesuchten Gebietes, wie es der Sudan ist, eines einheitlichen Charakters entbehrt. Seit Jahrhunderten wissen wir von gegenseitigen Beziehungen verschiedenster Stämme, und wahrscheinlich ist die Beeinflussung der eingeborenen Völkerschaften durch eingewanderte Elemente noch viel weiter zurückzudatieren. Am prägnantesten findet diese weitgehende Vermischung heute noch ihren Ausdruck in der großen Fülle verschiedener Sprachen, die oft auf kleinem Gebiete gesprochen werden, so zum Beispiel im Gebiet von Bornu allein mehr als ein Dutzend verschiedener Sprachen.

Den stärksten Anteil an der Vermischung mit den eingeborenen Elementen tragen wohl die Berberstämme, die von der Sahara aus ihren Einfluß bis in den Sudan ausgedehnt haben.

Eines hamitischen Stammes, der im westlichen Sudan zu größtem Einfluß gelangt ist und zu gleicher Zeit auch seine Rasseneigentümlichkeit besonders rein bewahrt hat, müssen wir zunächst gedenken, ehe wir die übrigen sudanesischen Staatsgebiete besprechen. Es sind dies die Fulbe.

Die Fulbe

Der Name „Fulbe" oder Fula, auch Fellatah, scheint, wie auch die andern ähnlich klingenden Namen, die dieser Stamm bei den sudanesischen Negern führt, auf ihre auffallend helle Hautfarbe hinzuweisen, die von Rotbraun bis zu Hellkastanienfarbig wechselt. Schon hierdurch unterscheiden sie sich wesentlich von den Negern, unter denen und mit denen sie wohnen, und der Kontrast wird noch durch den schlanken, feinknochigen, sehr mageren und doch sehnigen und kräftigen Körperbau verschärft. Passarge schildert sie drastisch als „scheinbar verhungerte, schwindsüchtige Windhundgestalten", während andre Beobachter nicht nur durch ihren Körperbau, sondern auch durch ihre wohlgebildeten Züge an arischen Typus erinnert werden. Ihr Haar ist in der Regel lang und wellig. Diese Beschreibung gilt übrigens nur für die sogenannten reinen Fulbe. Die Mischlinge, die sich zahlreich finden, sind stets dunkelfarbiger. Von ihnen müssen besonders die sogenannten Torobe erwähnt werden, ein hochgewachsenes, starkes, sehr dunkles Volk. Die körperlichen Eigenschaften der Fulbe sind am ehesten aus verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Tuaregs zu erklären.

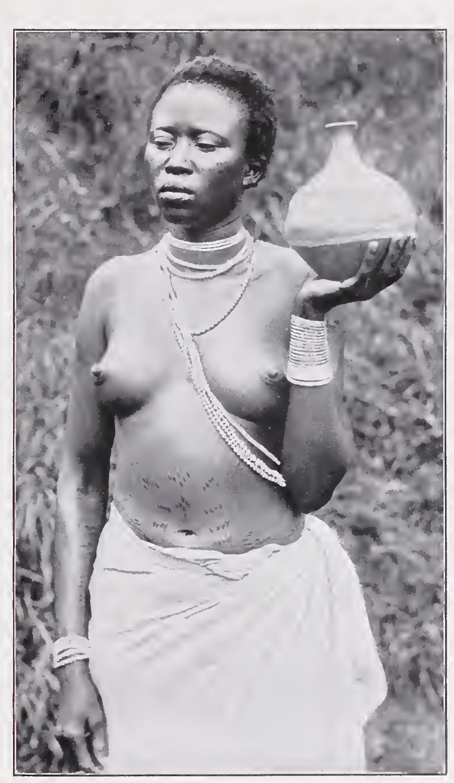


Kap-Kaffer

Die geistigen Eigenschaften der Fulbe werden von vielen sehr hoch eingeschätzt und sind jedenfalls von denen der Neger verschieden. Barth nennt sie direkt die intelligentesten aller Afrikaner. Ursprünglich waren die Fulbe ein Hirtenvolk, das wahrscheinlich an der westlichen Sahara in den großen Gebirgsoasen des Tuareglandes gewohnt hat, und vielfach haben sie auch heute noch die Lebensweise als Hirten beibehalten. Frühzeitig sind sie in den Sudan eingewandert, und durch starke kriegerische Begabung und eine über der der einheimischen Neger stehende geistige Befähigung haben die Fulbe bald eine herrschende Stellung gewonnen. So geriet im westlichen Sudan die politische Herrschaft immer mehr in ihre Hände. Sie wohnen nirgends als geschlossenes Volk, sondern bilden immer nur einen Teil der Einwohnerschaft, aber den durch Intelligenz hervorragenden führenden

Teil. Heute befinden sie sich auf einem Ländergürtel, der größer als halb Europa ist, in den Becken des Senegal, des Niger und des Tsadsees, aber es scheint, daß sie immer noch in weiterem Vordringen begriffen sind, und Ratzel meint, daß wir sie ohne das Dazwischentreten der Europäer bald am Mittellauf des Kongo und am Meerbusen von Guinea gesehen hätten.

Die Fulbe sind Mohammedaner, und ihr religiöser Fanatismus, aber auch ihre Begabung und Neigung für religiöse Dinge sind besonders charakteristisch. Eine der hauptsächlichsten Bewegungen der Fulbe ist auf religiöse Triebfedern zurückzuführen. Einer ihrer Priester, der Scheik Othman, begeisterte sie durch seine religiösen Heldengesänge zu immer erneuten Kämpfen gegen die Heiden, die schließlich siegreich endigten. Es ist bezeichnend, daß dieser blind verehrte Führer sein Leben in religiösem Wahnsinn endigte.



Eine Kongo-Frau

Als spezielle Fulbereiche können Sokoto und Gando betrachtet werden, zu denen noch eine Reihe kleinerer Staaten in tributärem Verhältnis steht, so Bide und Nupe am Niger beim Zusammenfluß mit dem Benue, die Provinzen von Kano, Katsena und Zarea östlich und südöstlich von Sokoto und Yakoba und Andamaua noch weiter südöstlich. All diese Reiche sind heute unter englischen, französischen und deutschen Besitz verteilt. Den Deutschen gehört als Hinterland von Kamerun ein großer Teil von Adamana.

Alle Städte in diesen Ländereien sind eigentlich keine Fulbestädte, sondern die vorgefundenen Städte der einheimischen Bevölkerung. Sie lassen fast durchweg diesen Ursprung noch deutlich erkennen, indem sie meist aus zwei Teilen bestehen, der ursprünglichen Stadt und einer neu angegliederten Fulbeniederlassung.

„P. C. Meyer hat,“ wie wir bei Sievers-Hahn lesen, „richtig bemerkt, daß die rastlos vordringenden Fulbe sich meist im Süden der vorgefundenen großen Orte niedergelassen haben, als ob sie nach Durchdringung der eroberten Siedelungen sogleich zu weiterem Vorrücken nach Süden bereit seien.“

So wollen wir auch von all diesen sogenannten Fulbestädten nur Sokotos gedenken, das als thatsächliche Hauptstadt der Fulbe und als Sitz fulbescher Gelehrsamkeit betrachtet werden kann. In der dicht bewohnten Stadt ist auch eine Schule, in der die Fulbe-Sprache gelehrt wird, und zwar nach einer von einem Sultansohn verfaßten Grammatik. Die Sprache der Fulbe wird als reich, wohlklingend und biegsam geschildert. Passarge bezeichnet sie als charaktervoll; sie hat einen harten, sonoren, aber angenehmen Klang. Soweit die Fulbe Hirten geblieben sind, wohnen sie in einfachen Reisighütten und begnügen sich mit Hüfttüchern als Kleidung.

Die Neger im allgemeinen

Während wir den Fulbe im Hinblick auf ihre ethnographische Stellung eine besondere Erörterung widmen mußten, haben wir es, indem wir uns nun den übrigen Völkern des Sudans zuwenden, mit Negern zu thun. Sie sind zwar nicht rasserein, sondern vielfach durch hamitisches und arabisches Blut vermischt und verändert; allein es sind doch Völker mit Negergrundlage.



Kumbagruppe (Kamerun)

Wir lernen somit einen neuen Zweig des Menschengeschlechtes kennen und wollen zunächst an die bereits gegebene allgemeine Schilderung der Neger erinnern. Das allgemeinste und wichtigste Merkmal aller Neger ist die dunkle Hautfarbe, die allerdings zwischen sehr weiten Grenzen, vom schmutzigen Gelb bis nahe zur Ebenholzschwärze zu schwanken vermag. Das Haupthaar ist schwarz, wollig und meist kurz, der Haarwuchs am übrigen Körper verhältnismäßig spärlicher als beim Europäer. Der Schädel ist durchschnittlich hoch und dolichocephal, die Stirn zurückliegend, das Nasenbein schwach entwickelt, um so stärker ausgebildet die fleischigen Teile des Gesichtes und die Lippen. Das Nervensystem des Negers scheint nicht besonders empfindlich zu sein; groß ist seine Widerstandsfähigkeit bei Ertragung körperlicher Schmerzen, schwere Verletzungen heilen bei ihm sehr leicht. Die Kämpfe der Europäer im letzten Jahrzehnt gestatteten dabei mancherlei interessante

Beobachtungen; Speerwunden schwerster Art, zum Beispiel am Unterleib, heilten glatt. Ein Neger, dem der grausame Araberhäuptling Buschiri beide Hände hatte abhauen lassen, lief mit in die Seite gestemmten Armstumpfen mehrere Stunden, bis er das deutsche Lager erreichte. Weniger unempfindlich pflegen die Neger gegen hohe Temperaturunterschiede zu sein; denn sie leiden nicht unbedeutend bei kühleren Tagen.


Der Bruder Khamas (S. o. S. 36)

Von den Sinnen der Neger ist besonders der Gesichtssinn sehr gut ausgebildet, wobei übrigens augenscheinlich die Uebung viel ausmacht, denn bei bestimmten Stämmen, bei denen Trommel- und andre akustische Signale im Gebrauch sind, treffen wir auf ein besonders gutes Vermögen, Töne zu unterscheiden. Ihre Ausdauer ist, wie schon erwähnt, bedeutend, trotzdem aber sind sie nur in ihrer Art arbeitsam, das heißt sie arbeiten so lange und wie es ihnen gefällt. Manche kriegerische Stämme arbeiten überhaupt nicht, sondern lassen die Arbeit durch ihre Sklaven besorgen; andre hinwiederum haben sich besonders als Träger, zum Teil auch, wie die Kruneger, zur Arbeit auf den Schiffen und für andre Dienstleistungen recht brauchbar erwiesen. Immerhin aber wird in den europäischen Kolonien der Negerländer die Arbeiterfrage so bald noch nicht von der Tagesordnung verschwinden. Was die geistigen Fähigkeiten anbelangt, so sind die Neger hierin von einzelnen Beobachtern teils über-, teils unterschätzt worden. Sie sind im ganzen sicher gelehrig, und es ist ihnen große Nachahmungsfähigkeit eigen. Die Erfolge, die man in Negerschulen erzielt, scheinen in der Mehrzahl sogar direkt für bedeutende geistige Fähigkeiten zu sprechen; allein wenn auch das Negerkind im Anfang rasch auffaßt und wesentliche Fortschritte macht, hierin vielleicht sogar seinen weißen Schulkameraden übertrifft, so tritt mit der Zeit ein Stillstand ein, und die überwiegende Zahl bleibt auf der Stufe der Mittelmäßigkeit stehen. Wohl darf auch die Frage aufgeworfen werden, ob diese Heranbildung der Neger für sie selbst ein besonderes Glück ist. Jedenfalls hat sich der Versuch, Neger in Europa selbst mit europäischer Sitte und europäischen Kenntnissen vertraut zu machen, in der Mehrzahl der Fälle als nicht empfehlens- und nachahmenswert erwiesen. Wie alle Naturvölker sind auch die Neger geneigt, viel eher und leichter die schlimmen als die guten Eigen-

schaften ihrer weißen Lehrmeister anzunehmen. Kehren sie in ihre afrikanische Heimat zurück, so haben sie vollends den Boden unter den Füßen verloren. Voll Einbildung und Hochmut, überhaupt eine hervortretende Charaktereigenschaft der Neger, vermögen sie sich nicht mehr in die alten Verhältnisse zu schicken und werden andrerseits auch häufig von ihren Landsleuten nicht mehr besonders geachtet. Bemerkenswert ist der scharfe Blick, den die Neger für die Schwächen der Europäer haben, die sie oft in gelungener, drastischer Satire zu geißeln wissen. Die Kunstfertigkeit der Neger zeigt sich in der Herstellung der verschiedensten Gebrauchsgegenstände und in der Freude an Schnitzereien. Besonders haben sie eine große Fertigkeit in der Bearbeitung der Metalle, speziell des Eisens. Dieses wissen sie auch in roher Weise zu verhütten und daraus in einer oft erstaunlichen Technik namentlich Waffen zu verfertigen. Leider hat auch dabei die Berührung mit den Europäern ungünstig eingewirkt. Wie wir dies schon bei den Völkern der Südsee sahen, gehen auch hier einheimische Industrie und Kunstfertigkeit immer mehr zurück. An die Stelle der originellen und oft auch gefälligen und künstlerischen einheimischen Produkte tritt europäische Schundware, die zwar schlecht ist, aber immerhin den Zweck notdürftig zu erfüllen weiß und dabei den Vorzug der Billigkeit hat.

Neben Ackerbau und Viehzucht treibt der Neger aber auch regen Handel, und die Handelsfrage ist es ja, die auch in unsern Kolonien eine so hervorragende Rolle spielt. Durchweg herrscht das Karawanenwesen, und sehr interessant ist es, die verschiedenen Transportmittel bei diesen Karawanen in den einzelnen Teilen Afrikas miteinander zu vergleichen. Im Norden durchziehen Kamelkarawanen die Wüste. Ihre Zahl schwankt zwischen 100 und 1000 und mehr, und die Reisedauer ist natürlich sehr lang. Bis zur Rückkehr einer Karawane, die von Tripolis nach dem Sudan gegangen ist, pflegen nach Sievers-Hahn, denen wir wiederum alle diese Annahmen entnehmen, 14—18 Monate zu vergehen. In Senegambien und im westlichen Sudan wird ein Teil des Verkehrs durch Packesel vermittelt, für das abessinische Hochland ist das Maultier wichtig, das tropische Afrika aber ist das Gebiet der Trägerkarawanen. Wie eine lange Schlange windet sich die oft auch aus Tausenden bestehende Karawane durch die Savanne, deren Gras die Marschierenden oft beinahe verdeckt. Alle Afrikareisenden wissen ein Lied von den Schwierigkeiten der Anwerbung und Anlernung der Träger zu singen. In Südafrika werden wir lange Karawanen aus Ochsenwagen als Vermittler des Waren- und Menschentransports kennen lernen. Hier wollen wir auch der bei den Negern geltenden Tauschartikel gedenken. Im ganzen Sudan gilt heute noch die bekannte Kaurimuschel, richtiger eine Schneckenschale (Cypraea moneta), als Wertmesser. Nach den einzelnen Orten schwankt der Wert; an der Westküste, wohin die Schnecke eingeführt wird, gehen etwa 20 000 Stück auf einen Maria-Theresiathaler. An andern Orten entsprechen ungefähr 3000 Stück 4 Mark. Ein weiteres beliebtes Zahlungsmittel ist in einzelnen Teilen des Sudans und in Abessinien das Salz. Außerdem dient auch bei Eingeborenen Metall, zum Beispiel Eisen und Kupfer, in bestimmter Form als Geld, und zu all diesen mehr oder weniger lokalen Tauschwerten kommen noch die von Europäern eingeführten Münzen, wie sie zum Beispiel das Deutsche Reich für seine Kolonien mit besonderer Prägung herstellen läßt. Die älteste dieser europäischen Münzen ist wohl der auch heute noch im Nordosten und Osten Afrikas im Umlauf befindliche Maria-Theresienthaler, der aber nur in der Prägung vom Jahre 1780 angenommen wird. „Um der beständigen Nachfrage nach dieser schon 1793 in Afrika weitverbreiteten Münzsorte, die bei den Arabern wohl des österreichischen Adlers halber „abu teir" (Vater des Vogels) genannt wird, zu genügen, werden in Oesterreich immer noch solche Thaler mit jener Jahreszahl geprägt." Vielfach kommt man auch mit Industrieprodukten der Weißen als Tauschartikel vorwärts, wie dies Hans Meyer in seinen ostafrikanischen Gletscherfahrten drastisch schildert, wobei freilich noch zu bemerken ist, daß diese Verhältnisse wechseln und vielleicht schon heute nicht mehr die gleiche Gültigkeit haben als zu jener Zeit, wo der erfolgreiche erste Besteiger des Kilima Ndscharo seine ostafrikanischen Fahrten unternahm. „Wer zum Kilima Ndscharo wandert, braucht als große Münze vor allem weißes, mittelstarkes Baumwollzeug (Bombay-Amerikani), ferner dunkelblaues Baumwollzeug (Kaniki) und zinnoberrotes Baumwollzeug (Bandera), und als Scheidemünze mittelgroße dunkelrote, dunkelblaue und weiße Perlen für Taita und Taweta,

sehr kleine hellrote und hellblaue Perlen für das Dschaggaland und dunkelblaue Ringperlen für Ugono, Kahe und die Massaigebiete." Eisen- und Messingdraht von Telegraphendrahtstärke ist daneben erwünscht, aber nicht durchaus notwendig. „Wollte man in Taweta die Nahrungsmittel für sich und seine Karawane," sagt Meyer ausdrücklich, „mit kleinen gelben Perlen oder grünem Wolltuch einkaufen, so würde man damit ebensowenig Erfolg haben wie ein Käufer, der in Deutschland die dortige Ware mit portugiesischem Geld bezahlen wollte."

Die Nahrung der Neger richtet sich natürlich danach, ob sie Ackerbau oder Viehzucht treiben. Im ersteren Fall sind es wohl einheimische Getreidearten, wie Durra, oder eingeführte, wie Hirse, Reis und Mais, aus denen kuchenartige Gebäcke gemacht werden. Im Westen überwiegen mehr



Eine Gruppe von Kongo-Männern

Knollenfrüchte, wie Yam, Süßkartoffeln, Manjok und Kürbisse, die als Nahrung dienen. Manche Stämme leben mit Vorliebe von Pisang und Bananen. Die viehzuchttreibenden Stämme haben große Herden von Rindvieh und Schafen, von deren Fleisch und Milch sie leben; manchen ist auch durch religiöse Vorschriften der Genuß von vegetabilischer Nahrung direkt verboten. Bei Stämmen, die an großen Flüssen wohnen, spielt natürlich die Fischnahrung eine bedeutende Rolle. Weit verbreitet ist unter den Negern der Kannibalismus. Wir finden sogar, daß Menschenfleisch zu Nahrungszwecken verwendet wird, wie speziell bei einzelnen Stämmen des Kongogebietes. Aus abergläubischen Gründen war früher Menschenfresserei ziemlich allgemein. So sagt zum Beispiel Harry Johnston: „Die Männer essen das Fleisch eines Löwen, um tapfer zu werden, und das Herz eines tapferen Feindes, um ihren Mut zu stärken."

Als Getränke sind besonders Hirse- und Maisbier beliebt. Hierzu kommt in der ganzen afrikanischen Tropenwelt der Palmwein. Als narkotisches Genußmittel ist in erster Linie Tabak zu nennen, der bei vielen Stämmen leidenschaftlich geraucht, gekaut und geschnupft wird. Ein beliebtes

Reizmittel ist ferner die bekannte Kolanuß, deren Genuß das Hungergefühl nicht aufkommen läßt und dabei die körperliche Leistungsfähigkeit wenigstens auf einige Zeit erhöht.

Die Kleidung wechselt natürlich sehr nach den einzelnen Gegenden und einzelnen Stämmen. Absolut unbekleidete Neger giebt es fast nicht, obwohl sich vielfach die Kleidung auf ein sehr bescheidenes Maß beschränkt, häufig die Kinder nackt laufen und auch die Erwachsenen im Innern der Hütte Kleidungsstücke oft für entbehrlich halten. Am meisten findet sich bei den Frauen ein rockähnliches Kleidungsstück, das vom Gürtel bis zu den Knieen reicht, bei den Männern ein Lendenschurz. Auch die Frauen tragen manchmal nur den Lendenschurz aus Blättern oder Rinde, und falls dieser, wie zum Beispiel bei den Zulu, nur aus Perlen besteht, so läßt sich die Frage aufwerfen, ob man es hier mit einem Kleidungsstück oder mehr mit einem Schmuck zu thun hat. Bei einzelnen Stämmen werden Rindenstoffe als Kleiderzeug verwendet; diese Stämme sind dann meist sehr vollständig bekleidet. Andern dienen zu gleichem Zweck Felle. Daß sich besonders an der Küste europäische Kleidung in geschmackloser Weise zu verbreiten beginnt, ist selbstverständlich. Aber die Mode dringt bereits auch in das Innere Afrikas; es ist charakteristisch, daß zum Beispiel einzelne Stämme nur ganz bestimmte Glasperlen verwenden, die von Europa kommen und im Tauschhandel erworben werden. Den Wechsel der Mode hat schon manche Expedition schmerzvoll empfunden, die die Erfahrung machen mußte, daß die mitgebrachten Tauschwaren inzwischen außer Mode und somit auch außer Kurs gekommen waren.



Mandingo mit dem Balendscheh oder Marimbo (eine Art Piano)

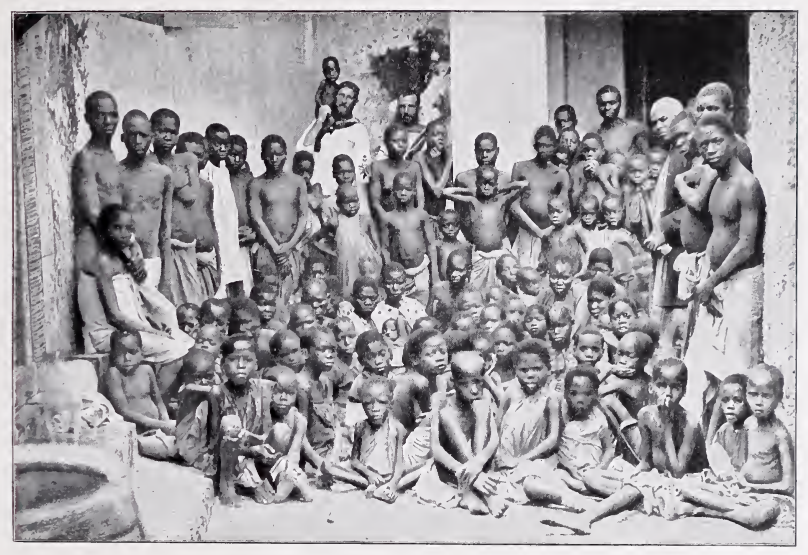
Eine ganz besondere Rolle bei der Tracht der Neger spielt die Haarfrisur. Haben wir schon in der Südsee eine Fülle eigenartiger Haartrachten kennen gelernt, so übertrifft doch eine Reihe von Negerstämmen Afrikas in bizarren, oft aber auch kunstvollen Haartrachten alle Rivalen.

Für den Schmuck finden Metalle, hauptsächlich Eisen, Verwendung. Wir werden noch sehen, welche Massen von Eisen zum Beispiel eine Massaidame in Form von Fußringen, Armringen, Ohrringen und Nackenschmuck mit sich herumschleppt. Ein besonderes Schönheitsgefühl glauben mehrere Stämme in der Einfügung von Pflöcken von nicht selten mehreren Centimetern Durchmesser in Ober- oder Unterlippe oder in das Ohrläppchen zu zeigen.

Die Tättowierung, die wir in der Südsee und in Japan so weit verbreitet fanden, kommt in Afrika relativ wenig vor. Dagegen findet man häufig Erzeugung künstlicher Narben durch starke Hauteinschnitte im Gesicht oder auf der Brust, die nach Zahl und Anordnung zugleich als Stammesmerkmale zu betrachten sind.

Von den Gerätschaften der Neger interessieren uns bei ihrem kriegerischen Charakter in erster Linie die Waffen. Die typische Negerwaffe ist der Speer, der natürlich nach den einzelnen Stämmen sehr variiert, oft sehr primitiv ist, andrerseits wieder, wie zum Beispiel bei den Massai, in geradezu prachtvoller Ausführung hergestellt wird. Auch Bogen und Pfeil waren weit verbreitet, die Pfeile

oft vergiftet, und hiezu kommen noch ganz eigenartige Waffen, wie zum Beispiel die merkwürdigen Wurfmesser des zentralen Afrika. Europäische Waffen haben die ursprünglichen der Neger heute vielfach verdrängt, und manche Stämme fechten ihre Kriege ganz in europäischem Stile aus. Unter den sonstigen Geräten der Neger sind neben den für die Haushaltung nötigen Dingen, den oft geschmackvoll gefertigten Körben, Schüsseln und so weiter besonders die Musikinstrumente zu erwähnen, deren große Verbreitung und Mannigfaltigkeit auf musikalische Begabung oder doch auf Freude an Musik schließen läßt. Allerdings klingt dem Europäer Negermusik wenig angenehm. Neben Saiteninstrumenten sind es besonders Trommeln von oft enormer Größe, die sich bei den Negern finden und häufig auch zum Abgeben von Signalen dienen.



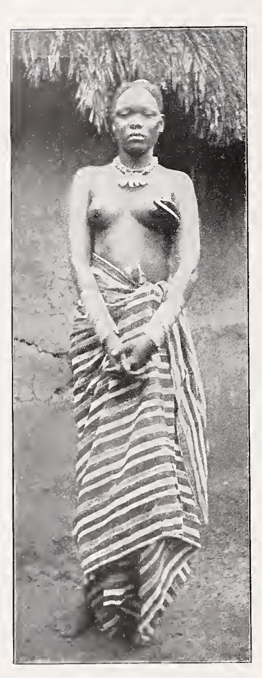
Befreite Sklaven aus Zentralafrika

Die Wohnungen der Neger sind meist einfache Hütten, die gewöhnlich in Kugelform ausgeführt und zum Teil von enormem Durchmesser und bedeutender Höhe sind. „Weit verbreitet," schreibt Sievers-Hahn, „ist die Kegelhütte mit cylindrischer Wand, bei der noch mehr als bei der Kugelhütte neben dem pflanzlichen Material Lehm und Thon verwendet wird." Nach Baumanns Annahme sind aus der Kegelhütte die bekannten ostafrikanischen Tembes mit viereckigem Grundriß und flachem Lehmdach entstanden, da die blättergedeckte Kegelhütte keine genügende Sicherheit bot. So entstanden weitläufige feste Bauten, die den Truppen der Europäer oft wesentliche Schwierigkeiten in den Weg legen konnten. In Westafrika mag man auch wohl des sumpfigen Bodens halber von der runden Kegelhütte zu einer Art Pfahlbau, der einen rechteckigen Grundriß forderte, und damit zum viereckigen Bau überhaupt übergegangen sein.

Im nördlichen Teile der Negerländer finden wir meist eine größere Verwendung von Erde als Baumaterial. Einst mag man halb in die Erde eingegrabene Bauten gehabt haben, dann aber baute man oberirdisch und schuf ziemlich hohe, turmartige, oft sehr malerische Lehmbauten, die das

Staunen der Reisenden erregten. Es mögen hier auch wohl Einflüsse von der Nordküste Afrikas her mitgespielt haben. Sonst ist vom Senegal bis zum oberen Nil auch die allerdings vielfach von der südafrikanischen abweichende Kegelhütte sehr verbreitet. Von wieder andrer Konstruktion sind die nur äußerlich ähnlich gestalteten Kegelhütten der Galla und der Somal. Einen besonderen Typus bilden dann wieder die Giebel- oder Satteldachhütten des tropischen Westens, die sich aber auch bei den Niam-Niam und den Mangbattu oder Monbuttu finden; zu diesem Typus gehörte zum Beispiel die von Schweinfurth beschriebene Riesenhalle des Mangbattuherrschers Munsa.

Die Hütten der Neger gruppieren sich häufig um einen freien Platz, der den Herden als Zufluchtsort für die Nacht dienen kann; nach außen ist das Ganze durch Zäune abgeschlossen und zuweilen durch Palisaden befestigt. Ueberhaupt wird bei der Anlage der afrikanischen Ortschaften in erster Linie auf Sicherheit gesehen, erst in zweiter auf Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des gewählten Platzes. Selbstverständlich überwiegen aus den gleichen Rücksichten in den meisten Teilen Afrikas die geschlossenen Dörfer; Einzelhöfe erlaubte der Zustand dauernder Kriege und Sklavenjagden bis jetzt kaum. Vielleicht wird aber auch hierin nun eine Wandlung eintreten. Die Ansiedlungen pflegen fast in ganz Afrika häufig und rasch ihren Platz zu wechseln, teils wegen ungesunder Lage, dann wegen feindlicher Angriffe, aber auch wegen des Todes eines Häuptlings und endlich sogar wegen ganz geringfügiger Ursachen.



Eine Mendi-Prinzessin

Die soziale Organisation der Neger war wohl ursprünglich auch eine primitive, patriarchalische, aber unstreitig sind die Neger vielfach auch geschickte Politiker, die selbst den Europäern durch Intriguen und Winkelzüge zu schaffen machen und vor allen Dingen bei den unendlich langen Besprechungen, „Palaver", die Geduld der Europäer auf eine harte Probe zu setzen wissen. Meist sind Gruppen von Dörfern unter einen besonders befähigten Häuptling vereinigt; auf diese Weise sind aber auch mächtige Staaten entstanden, wie wir schon angedeutet haben. Während sie im Sudan einen arabisch-mohammedanischen Charakter tragen, giebt es in Zentralafrika und nach Süden hin echte Negerreiche. Freilich wissen wir von der afrikanischen Staatengeschichte äußerst wenig. Was uns jedoch aus der Zeit der ersten Erschließung Afrikas und den neueren Reisen in dieser Richtung bekannt geworden ist, genügt immerhin, um erkennen zu lassen, daß im dunkeln Erdteil manch machtvolles Reich erwachsen war. Nicht selten sind es mächtige Militärreiche, gestützt auf eine wohlorganisierte und ausgebildete Armee, die in der Hand eines kräftigen Herrschers das Werkzeug zur Vergrößerung des Landes, freilich auch häufig der Schutz einer despotischen Regierung wurde. Nicht selten sind diese Negerstaaten sehr komplizierte Organismen, die sich besonders durch eine weitgehende Gliederung der Stände auszeichnen und einen zahlreichen, in sich ebenfalls gegliederten Beamtenstand und einen Hofstaat aufweisen, der es an Vielseitigkeit mit den Hofstaaten der europäischen Herrscher des vorigen Jahrhunderts aufnehmen könnte.

Wie schon früher angedeutet, sind freilich diese afrikanischen Staatengebilde meist nur vorübergehende Erscheinungen, da sie allzusehr auf der Tüchtigkeit einer einzelnen Person beruhen. Manche dieser Herrscher haben ihren Namen weit über die Grenzen Afrikas hinausgetragen, und wir werden solchen Charakterköpfen noch mehrfach begegnen und auch Gelegenheit haben, an dem einen oder andern Beispiel afrikanische Hofhaltung kennen zu lernen. Häufig zeichnen sich die afrikanischen

Herrscher durch Despotismus und Grausamkeit aus. Das Leben hat wenig Wert in Afrika, und in manchen Staaten gehörten Menschenschlächtereien größten Maßstabs zu den staatlichen Institutionen.

Die Verhältnisse in der Familie sind ähnlich wie bei der Mehrzahl der Naturvölker. Auf der Frau ruht der größere Teil der Arbeitslast, speziell natürlich die häusliche Arbeit, die Zubereitung der Lebensmittel, häufig aber auch die ganze Besorgung des Ackerbaues. Die Frau wird gewöhnlich durch Kauf erworben; die Hochzeitszeremonien sind einfach. Die Ehe kann wieder gelöst werden, aber nur unter bestimmten Rechtsformen. Trotz alledem haben aber die Neger Familiensinn, und die Eltern, besonders die Mütter, hegen große Liebe zu den Kindern. Bei manchen Stämmen nimmt übrigens auch die Frau eine hervorragende Stellung ein.



Mendi-Träger

Wenn wir von einer Religion der Neger sprechen wollen, so müssen wir sie als Fetischdienst bezeichnen. Es wäre freilich falsch anzunehmen, wie dies so oft geschieht, daß die mannigfachen, uns oft so läppisch erscheinenden Gegenstände, die wir in unsern ethnographischen Sammlungen als Fetische der Neger bezeichnet finden, als solche göttliche Verehrung genießen. Auch bei dem Neger ist unzweifelhaft der Glaube an ein höchstes Wesen vorhanden. „Dieses göttliche Wesen tritt aber nicht in nähere Berührung mit den Menschen, sondern zwischen ihm und den Bewohnern der Erde stehen allerlei Geister, Dämonen und sonstige meist unheimliche und übelgesinnte Zwischenwesen, die ihren Einfluß hin und wieder zum Guten, häufig aber zum Bösen der Menschen ausüben können. Opfer werden naturgemäß meist den bösen Geistern gebracht, um sie zu beschwichtigen." Diese Geister aber werden durch die sogenannten Fetische repräsentiert; denn in diesen wohnen die Geister oder auch in der unbelebten Natur, in Bäumen, Felsen und Höhlen. „Zum Fetisch kann jeder beliebige Gegenstand werden, ein Pfosten, ein Tier, ein von den Europäern eingeführter, bisher unbekannt gewesener Gebrauchsgegenstand, ein Stein, ein Holzklotz, ein Gerippe. Nicht selten wird für die Fetische eine eigne Hütte gebaut, in der zahlreiche Amulette und Opferstücke niedergelegt sind." Häufig finden wir ganze Aufbauten aus Tierschädeln, Holzschnitzereien und so weiter an Orten, deren

Betreten nur den Zauberern erlaubt ist. Vielfach hängt der Fetischismus auch mit dem Ahnenkult zusammen; dann sind die sogenannten Fetische Sinnbilder der Geister verstorbener Ahnen.

Die Vermittler zwischen den Menschen und den Geistern sind die Zauberer. Sie sind, wie meist bei den Naturvölkern, zugleich Aerzte, und ihnen liegt auch die Heilung der Krankheiten ob. Damit ist ihnen eine furchtbare Macht in die Hand gegeben; denn sie begnügen sich nicht, die Krankheit durch Besprechung zu heilen, sondern sie weisen zu gleicher Zeit ihre Entstehung nach, indem sie die Person bezeichnen, die die Krankheit in den Körper des Kranken hineingehext hat. So finden wir den Hexenglauben weit verbreitet, und mit ihm sind in Afrika Hexenprozesse, Foltern und Gottesurteile verbunden, die namentlich an der Westküste in verschiedenen Formen vorkommen.



Mendi-Häuptling im Kriegsschmuck

In seiner äußeren Erscheinung charakterisiert sich der Zauberer meist durch phantastische Haartracht und Schmuck und durch eine Unmasse von Amuletten und andern Zaubergeräten, die er ständig mit sich herumträgt und die oft ein wahres Museum verschiedenartigster Gegenstände darstellen.

Unzweifelhaft ist das Heidentum der Afrikaner im Rückgang begriffen. Von zwei Seiten wird es bedrängt, vom Christentum wie vom Islam, von dem letzteren bis vor kurzem mit dem bei weitem größeren Erfolge. Hat schon vor Jahrhunderten der Islam, wie eine Sturmflut dahinbrausend, ganz Nordafrika überschwemmt und das dort jahrhundertelang ansässige Christentum zerschlagen, so daß sich nur wenige Trümmer zu retten vermochten, wie die Kopten und Abessinier, so ist in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts der Islam auch in das Innere Afrikas vorgedrungen. Mit den Raubzügen der Araber, deren Beute Elfenbein und Sklaven waren, ist die Lehre Mohammeds sogar noch weiter nach Süden bis zum Nyassa und Zambesi verbreitet worden. Ueberall ist das Heidentum in die Defensive gedrängt; aber auch das Christentum befindet sich dem mächtigen Islam gegenüber noch in schwieriger Lage.

Der Einteilung der Neger in mehrere große Gruppen haben wir schon früher gedacht. Wir wollen, unsrer geographischen Gruppierung folgend, zunächst die Sudanneger besprechen und damit im Westen, an der Küste des Atlantischen Ozeans, beginnen.

Nach Süden grenzen sie an die Bantuneger, von denen sie sich hauptsächlich durch die sprachlichen Verhältnisse unterscheiden. Während sich, wie wir später sehen werden, alle Bantustämme durch ihre, wenigstens auf einen einheitlichen Stamm zurückzuführende Sprache als zusammengehörig ausweisen, ist für die Sudanneger gerade das Sprachengewirr charakteristisch. Man sagt, daß zum Beispiel in Liberia Neger von 200 verschiedenen Stämmen zusammengekommen wären, die etwa 130 Dialekte gesprochen hätten.

Die Mandingo

Zuerst sei der Mandingo gedacht, eines Stammes, dessen Blütezeit heute auch schon vorüber ist. Es sind typische Neger, und sie gehören vielleicht, obwohl sie sich durch hohe Gestalt auszeichnen, zu den häßlichsten. Flache, breite Nase, weite, offene Nasenlöcher, hohe Backenknochen, vorstehender Unterkiefer lassen sie nichts weniger als anziehend erscheinen. Aber dieses abschreckende Aeußere darf uns nicht hindern, ihre hohe geistige Begabung anzuerkennen, die sie zum Führer aller



Amazonen von Dahome

westlichen Stämme machte, bis sie von den Fulbe abgelöst wurden. Mehr als jedes andre Negervolk haben sich die Mandingoleute an die Europäer angeschlossen und in europäischen Kolonien niedergelassen. Die Mandingostämme nehmen das Gebiet zwischen Senegal, Niger, Sierra Leone und Gambia ein und reichen vom Hinterland der Goldküste bis an den Küstenabfall des Mandingohochlandes. Ihr nördlichster Stamm sind die Sarakole oder Soninkeh, die zwischen Senegal und Liberia zerstreut wohnen.

Als ein Beweis der geistigen Befähigung der Mandingo mag angegeben werden, daß die Veisprache, die zu dieser Gruppe gehört, ein geschriebenes Alphabet von über 200 Charakteren hat. Man war der Ansicht, daß diese Schrift erst im vorigen Jahrhundert erfunden worden sei, allein die

neueren Untersuchungen von de la Fosse führen ihre Entstehung mehrere Jahrhunderte weiter zurück. Auf einer unsrer Abbildungen sehen wir auch ein originelles, bei den Mandingo heimisches Instrument, das aus einer Reihe von Holzplatten gebildet ist, die mit Schlegeln bearbeitet werden. Es ist die bekannte Marimba, dem sogenannten Kalabassen-Piano sehr ähnlich, das als höchstentwickeltes Musikinstrument der Neger gilt und ebenfalls diesen westlichen Stämmen eigentümlich ist. Es stellt ein bis 20 Centimeter breites und bis 1 Meter langes Holzbrett dar, an dem eine Anzahl von sogenannten Kalabassen, ausgehöhlten Kürbissen, angebracht ist. Indem es mit zwei kautschukumwundenen Schlegeln geschlagen wird, werden laute und harmonische Töne hervorgebracht.

Zu den Mandingo zählen auch als einer der bestbekannten Stämme die Mendi, die unter dem Protektorat der Kolonie Sierra Leone stehen.



Ein Mendi-Häuptling

Dieses englische Besitztum verdient eine besondere Erwähnung. Hier wurden zuerst 1787 von einer englischen Gesellschaft befreite Sklaven angesiedelt, und wir gedachten schon des ethnographisch bunten Bildes dieser Negerkolonie. Man rühmt, wie Sievers schreibt, den Sierra Leone-Negern besondere Intelligenz nach und hebt hervor, daß gerade von hier manche geistig hochstehende Persönlichkeit stammt. Eine bedeutendere Rolle unter dem Stammgewirr von Sierra Leone spielen die Timni, unter denen speziell geheime Gesellschaften weit verbreitet sind. An Sierra Leone stößt südlich der Freistaat Liberia, eines der eigenartigsten modernen Staatengebilde; denn es ist der einzige Negerstaat, der direkt nach modernen Beispielen und zwar nach amerikanischem Vorbild gebildet ist. Er verdankt seine Entstehung einem ähnlichen Vorgang wie Sierra Leone, da er von freigelassenen amerikanischen Negersklaven, die nach Afrika zurückkehrten, gebildet wurde. Wie die Verfassung dieses originellen Staatswesens Amerika nachgebildet ist, so steht auch die ganze Republik wesentlich unter amerikanischem Einfluß. Einen besonderen Befähigungsnachweis haben übrigens die Liberianer nicht erbracht. Nach Büttikofer bildet die Hauptstadt Monrovia ein seltsames Gemisch europäisch-amerikanischer Kultur und afrikanischer Vernachlässigung; jedenfalls vermag Liberia die benachbarten Kolonialgebiete europäischer Mächte an Kultur und Regsamkeit nicht zu erreichen.

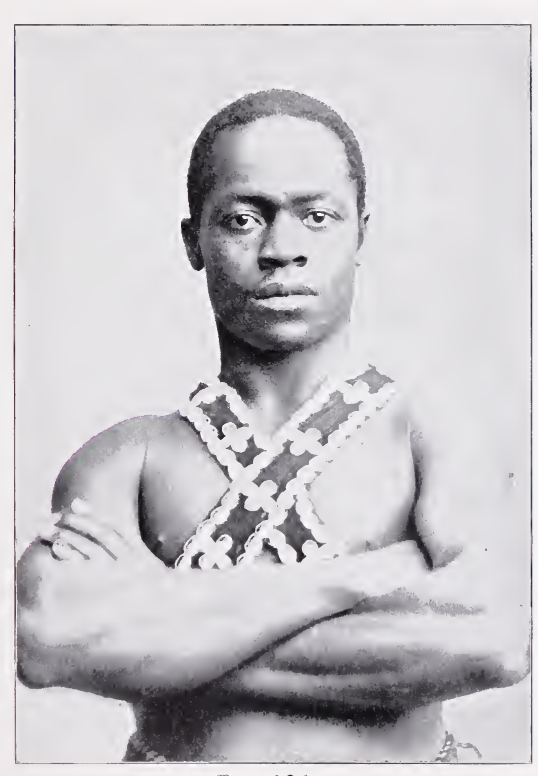
Das wichtigste Eingeborenenelement in Liberia sind die Kru oder Grebo, die entlang der Küste nordwestlich vom Kap Las Palmas wohnen. Sie sind nicht von besonders einnehmendem Aeußern; aber ihr kräftiger Körperbau und ihre Vorliebe für die See, in der sie in ihrer von einer gefährlichen Brandungszone umgebenen Heimat großen Mut bethätigen, zeugt dafür, daß sie tüchtige Leute sind. Von allen Negerstämmen sind die Kruneger vielleicht die bekanntesten; denn sie bleiben nicht in ihrer Heimat, sondern haben sich als willige und brauchbare Arbeiter auf den Schiffen und in den europäischen Faktoreien über alle Kolonien verbreitet. „Ohne die ‚Kru-Jungen‘ in den Heiz- und Ladeeräumen der Schiffe und den Speichern der Faktoreien ist der westafrikanische Handel gar nicht mehr denkbar.“ Sie haben auch mehrere Niederlassungen gegründet, und in den einzelnen Kolonien sind durch Zusammenwohnen der hier bediensteten Kruneger „Kru-towns“ entstanden. Ueber die Entstehung des Namens herrscht keine Einstimmigkeit. Während die einen den Namen von Grepo ableiten und darauf hinweisen, daß er schon im 17. Jahrhundert gebraucht wird, führen ihn andre auf das englische crew, das heißt Schiffsmannschaft zurück.

Die Guinea-Neger

Wir wenden uns nun zu den Guinea bewohnenden Stämmen, die häufig als die Guinea-Neger zusammengefaßt werden. Diese Stämme, die sich durch manche einst wichtige und berühmte Staatenbildungen bekannt gemacht haben, teilt Sir A. B. Ellis in drei Gruppen, in die Tschistämme, die Ewestämme und die Joroba ein.

Die Fanti und Aschanti

Von den drei genannten Völkerschaften wohnen die Tschileute am westlichsten; ihre wichtigsten Stämme sind die Fanti und die Aschanti, die jedenfalls nahe Verwandtschaften aufweisen. Auch sie sind, wie die meisten westafrikanischen Stämme, sehr dunkel, die Fanti schokoladefarbig, muskulös und von mittlerer Körpergröße. Sie haben einen runden Kopf, und die Nase ist weniger flach als bei der Mehrzahl der andern Neger. Die Aschanti sind nicht sehr kräftig gebaut, aber ungleich kriegerischer und daher politisch auch bedeutender als die meisten andern Guinea-Neger. Die Kleidung ist sehr einfach und besteht aus einem hellfarbigen Tuch, das bei verheirateten Frauen den Körper bis zu den Achseln einhüllt. Die Fanti bewohnen besonders die Küste, während die Aschanti das Hinterland einnehmen. Nach dem Urteil der Europäer gehören die letzteren zu den besten Rassen Guineas. Sie sind nicht nur mutig, sondern auch intelligent und fleißig. Nach ihrem eignen Urteil sind sie ein ausgesprochenes Eroberervolk, das einst von großer Bedeutung war. Sie wohnen in viereckigen Häusern, die aus Lehm und Rohr zusammengestellt sind. Die Industrie steht auf hoher Stufe, besonders die Metallbearbeitung und die Töpferei. Auch ihre Seidenstoffe weben sie selbst, und der Reichtum an Gold, der früher im Lande zu finden war, gestattet die Entfaltung eines großen Luxus. Besonders wurde



Mann aus Dahome

bei feierlichen Empfängen, wie sie uns zum Beispiel der Missionar Mohr schildert, außergewöhnlicher Pomp entfaltet. Tausende waren, nach Dorfschaften gruppiert, zum Empfang des Missionars versammelt, als dieser die Aschantihauptstadt Kumassi betrat, und auf erhöhtem Thron, das Haupt mit goldenem Diadem geschmückt, saß der König, umgeben von all den Gestalten, die zum Hofhalt eines afrikanischen Despoten gehören, den Großen seines Reiches, Trommlern, Hornbläsern und Spaßmachern. Wie an den deutschen Höfen des Mittelalters fehlten auch an diesem Hof des afrikanischen Herrschers nicht die grotesken Figuren von Zwergen, zu deren mißgebildeten Gestalten ebenfalls vorhandene Riesen einen schroffen Gegensatz bildeten. Aber auch Scharfrichter fanden sich in der Umgebung des Königs, die daran erinnern sollten, daß ihm die Gewalt über Leben und Tod seiner Unterthanen zusteht und er von dieser Erlaubnis auch Gebrauch zu machen gewohnt ist.



Dahome-Krieger

Der kriegerische Geist der Aschanti lohte noch einmal im Jahr 1900 bei einem heftigen Aufstand auf, dessen Niederwerfung den Engländern viel zu schaffen machte. Gleich Dahome, zu dessen Besprechung wir uns sofort wenden werden, war Aschanti ein mächtiger Militärstaat, dessen Macht aber nun als endgültig gebrochen betrachtet werden kann.

Die Ewestämme

An die Aschanti und Fanti schließen sich die Ewestämme an. Sie bewohnen teils die deutsche Togokolonie, teils das Frankreich gehörende Dahome. Manche von ihnen, so die Awuna, Agbosomi und Krikor, wohnen unter englischem Schutz an der Voltamündung. Die Eweneger sind gut gewachsen und nicht so dunkel wie die bisher besprochenen Stämme. Sie gelten als sehr intelligent und waren zur Zeit der Sklaverei deswegen und wegen ihrer Höflichkeit und Reinlichkeit sehr beliebt. Der wichtigste Stamm und der geschichtlich bedeutendste sind die Fon, deren Reich seit dem 17. Jahrhundert den Namen Dahome führt. Erst 1893 brach unter den Gewehren der Franzosen dieser straff organisierte, für Handel und Verkehr der Einwohner gut verwaltete, aber in grausamen Menschenschlächtereien echt afrikanischen Charakter zeigende Staat zusammen. Beinahe sagenhaft klangen die verschiedenen Erzählungen, die von diesem Staat, der eine strenge Abgeschlossenheit zu wahren wußte, gelegentlich nach Europa drangen.

Burton, der Abome, die Hauptstadt von Dahome, 1864 besuchte, beschreibt den damaligen König Gelele als einen sechs Fuß hohen Neger, gelenkig, schlank, aber mit breiten Schultern und muskulösen Armen. Sein Haar war gewöhnlich dicht geschoren, die Augenbrauen waren spärlich und der Bart dünn. Der starke Unterkiefer gab seinem Gesicht etwas Hartes, obwohl seine Züge offen waren und sein Lächeln gefällig erschien. Die mitteldicken Lippen umschlossen weiße, feste und gesunde Zähne, deren innere Fläche durch Tabakgenuß etwas geschwärzt war. Die Nase war negerhaft flach. Die Nägel waren lang gewachsen, wohl ein Zeichen, daß er keine Arbeit verrichtete. Er war mit den Stammesmarken der Dahome, drei parallelen Narben seitlich



Amazonen von Dahome

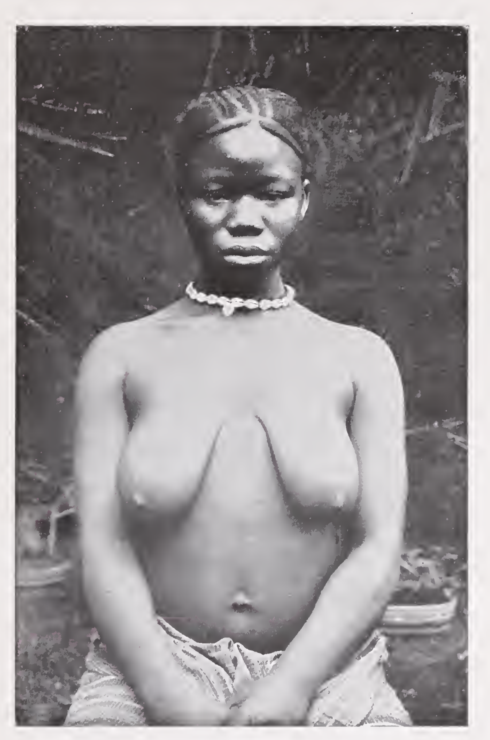
der Augenbrauen, gezeichnet. Sein Gewand war einfach und bestand aus kurzen purpurroten, seidenen Hosen, die nur halb bis zum Bein hinabreichten, und einem losen, weißen, baumwollenen Umschlagtuch, dessen Rand mit grüner Seide geschmückt war. Er trug goldverzierte, maurische Sandalen und einen niedrigen cylinderartigen Strohhut mit einem darum geschlungenen roten Seidenband. Sein Schmuck bestand aus einem Menschenzahn und einer blauen Perle, die er an einem Faden um den Hals trug, einem eisernen Ring am rechten Arm und fünf eisernen dünnen Armbändern ober- und unterhalb des Ellbogens. Wir erwähnten schon, daß Dahome gleich dem Reiche von Aschanti eine Militärmacht war und daß ebenfalls ein Volk von Eroberern diesen Staat gegründet hat. Das Eigentümliche an diesem Militärstaat ist der Kriegsdienst der Frauen, der bekannten Dahome-amazonen. Die Einrichtung wurden 1729 getroffen, kurz nachdem Dahome das alte Königreich Waidah, das sich einst vom Voltafluß bis in die Nähe des heutigen Lagos erstreckte, unterworfen hatte. Ursprünglich waren diese Amazonen Verbrecherinnen, aber Gezo und Gelele reihten auch andre Frauen in die Armee ein und schufen ein weibliches Heer, dessen Zahl Ellis 1890 auf dreitausend schätzte. Sie waren einheitlich uniformiert, in einzelnen Abteilungen gleichmäßig bewaffnet, mußten der Ehe entsagen und lebten gemeinsam im Palast des Königs. Sie wurden in fünf Regimenter eingeteilt: die Musketenträgerinnen, die Elefantenjägerinnen, die Schwertfrauen, die mit einem etwa einen halben Meter langen haarscharfen Schwert bewaffnet waren, die das Hauptkontingent stellenden, von Ellis als Fußvolk bezeichneten Frauen und die Bogenschützinnen, die einen Bogen, einen Köcher mit kleinen, vergifteten Pfeilen und ein kleines Messer trugen. Diese letztere Gruppe war zu Ellis' Zeiten bereits aufgehoben.

Burton nahm diese Amazonen nicht sehr ernst. Das Fußvolk, die Haupttruppe, beschreibt er wie folgt: „Sie waren mit Feuerschloßgewehren bewaffnet und alle gut mit schlechter Munition ausgerüstet. Obwohl sie in förmlichen Manövern ausgebildet werden, sind sie nach seiner Ansicht nicht im stande, einen Angriff der erbärmlichsten europäischen Truppen auszuhalten. Persönlich sind sie nette Gestalten ohne viel Muskulatur. Sie sind ausdauernde Tänzerinnen, unermüdliche Sängerinnen, aber obwohl sie kriegerisches Gebaren markieren, sind ihre Gesichtszüge nichts weniger als wild. Vor Abiokuta, die wir noch als Jorubastadt kennen lernen werden, fochten sie unter Gezo allerdings mit größter Wut, da sie auf ihre männlichen Genossen eifersüchtig waren und weil sie von Gezo manche Jahre hindurch zu leichten Siegen geführt worden waren. Aber trotzdem flohen sie schließlich, während noch etwas Ausdauer den Erfolg des Tages hätte retten können.

Dahome zählte gleich Aschanti und dem noch zu erwähnenden Benin zu den afrikanischen Reichen, die durch ihre Menschenopfer berüchtigt waren. Den größten Umfang nahmen, wie es scheint, diese Opfer im 18. Jahrhundert an. Kapitän Snelgrave sah im Jahre 1727, wie 400 Gefangene zur Feier der Eroberung des Toffolandes hingerichtet wurden. Den Gefangenen wurden die Hände auf den Rücken gebunden, dann stellte man sie an ein Gerüst, wo ein Priester seine Hand auf ihr Haupt legte und dabei einige Worte der Beschwörung murmelte. Hierauf wurden die Unglücklichen mit einem einzigen Schlag des breiten und schweren Richtschwertes enthauptet. In demselben Jahr wurde Whydah erobert, und dafür wurden 4000 Menschen als Dankopfer hingeschlachtet. Bei besonderen Gelegenheiten, so vor allem bei dem Tod eines Königs, wurden die sogenannten „großen Zölle“ abgehalten. Die Zahl der Opfer blieb hierbei selten unter 2000, es sind aber Beispiele sicher bekannt, wo auf einmal an 10 000 Menschen abgeschlachtet wurden. Diese Schlächtereien hatten zum Zweck, daß dem Könige auch im Jenseits ein seiner würdiges Gefolge gestellt würde. Jährlich wurden dann noch die sogenannten „kleinen Zölle“ abgehalten, bei denen ebenfalls eine stattliche Anzahl Menschen dem König ins Jenseits nachgesandt wurden, teils um ihm neue Sklaven zu seiner Bedienung zu verschaffen, teils damit die Geschlachteten sehen sollten, wie's dem König im Jenseits ginge. Die Mehrzahl der Opfer waren wohl Kriegsgefangene und Sklaven, eine beträchtliche Anzahl aber stellten auch Angehörige des eignen Volkes, die Personen der nächsten Umgebung des Königs, Frauen, Soldaten, Amazonen. Die Schädel wurden gesammelt und zu Pyramiden aufgestapelt, oder es wurden die Mauern der Königsburg mit ihnen geziert. Der Körper

des Königs wurde in einem Mausoleum beigesetzt, dessen Erde mit Rum und menschlichem Blut durchknetet wurde. Seinen sterblichen Resten wurde höchste Verehrung gezollt. Im letzten Jahrhundert nahmen die Menschenopfer wenigstens der Zahl nach ab. So wurden beim Tod des Königs Gezo 1858 in der Zeit vom Juli bis Oktober nur 500 Personen geschlachtet. Auch die kleinen jährlichen Zölle nahmen einen andern Charakter an. So wurden einmal zur Abwechslung die Opfer zuerst von einer hohen Plattform herabgestürzt, um dann mit Keulen totgeschlagen zu werden, ein andermal wurden nicht nur Menschen, sondern auch Pferde geschlachtet.

Der Fetischismus der Eweneger ist durch Sklaven auch über den Atlantischen Ozean getragen und hat sich zum Beispiel in Resten noch in Haiti erhalten. Die für die Fanti charakteristische, abergläubische Verehrung der Riesenschlange und des Baumwollstrauches als bevorzugten Aufenthaltsortes der Geister finden wir heute auch auf einigen westindischen Inseln.

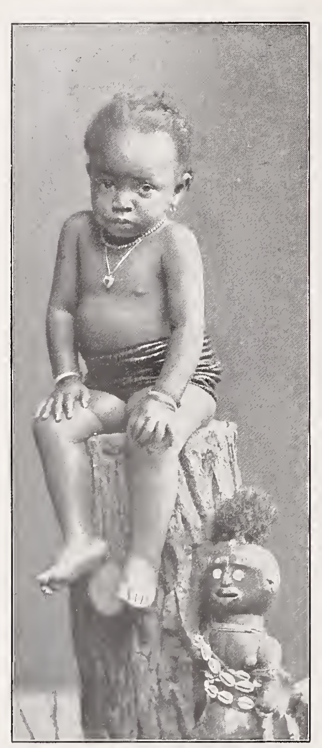


Joruba-Frau

Die Joruba

Der dritte Zweig der großen Stämme der Guineaneger sind die Jorubaleute, deren Wohngebiet sich von Dahome östlich bis zum Nigerdelta erstreckt. Nach ihren eignen Ueberlieferungen stammen sie von Osten. Die Joruba, als deren Hauptstamm die Egba betrachtet werden, sind ziemlich hellfarbig; doch giebt es auch sehr dunkle Individuen. Burton findet den Negertypus hier etwas hamitisch verändert. Die Lippen sind nicht so dick, aber die Kiefer vorstehend, die Nase breit; das Haar ist kurz und spärlich. Die Frauen tragen es in dünnen Streifen, die in Längsreihen angeordnet sind. Die Kleidung besteht in weiten Baumwollhosen, die bei den Knieen aufhören, während der Oberkörper in einen um die Schulter geworfenen Mantel gehüllt ist. Die Aermeren tragen nur ein Lendentuch. Kopfbedeckungen von mancherlei Formen und Material, darunter auch große Hüte aus Palmblättern, werden allgemein getragen. Ein bemerkenswerter Schmuck ist ein Korallenstück im linken Nasenflügel. Stammesnarben sind bei den Joruba weitverbreitet; das Jorubazeichen ist eine Reihe von Linien, die senkrecht von den Schläfen nach unten laufen. Die freien Frauen haben eine, zwei oder drei schmale Narben auf jedem Arm, andre Stämme tragen einen großen blauen Fleck zwischen den Backenknochen und den Ohren. Einzelne Kinder sind nach Burtons Beschreibung vom Kopf bis zu den Füßen mit dunkelblauen Abzeichen bemalt, wozu Antimon benutzt wird. Die Jorubastämme hatten schwer von Angriffen der Fulbe zu leiden, die auch zum Teil über sie ihre Herrschaft

ausdehnten. Als Zufluchtsort der Joruba vor ihren Feinden wurde um 1820 die Stadt Abiokuta gegründet, von der wir schon hörten, daß die Dahomeer sie vergebens zu erobern trachteten. Die Stadt, die zur Zeit ihrer größten Blüte 100000 Einwohner zählte, „ist abwechslungsreich aus über 100 Häuserkomplexen zusammengesetzt, zwischen denen Felsen, Marktplätze und bebaute Felder liegen. Der Plan des Hauses ist ein großes Viereck und enthält auch Räume für die Schafe und Ziegen. Rund um jeden Hofraum läuft eine Veranda, wo die Feuerstätten zum Kochen sind. Ein Haus enthält 10 bis 20 Zimmer, jedes Zimmer ist 10 bis 15 Fuß lang und 7 bis 8 Fuß breit." Die Zahl der Leute, die gemeinsam ein solches Haus bewohnen, ist oft groß; nach Burton steigt ihre Zahl bis 500. Die Einrichtung, die meist nur aus Gebrauchsgegenständen besteht, ist einfach.



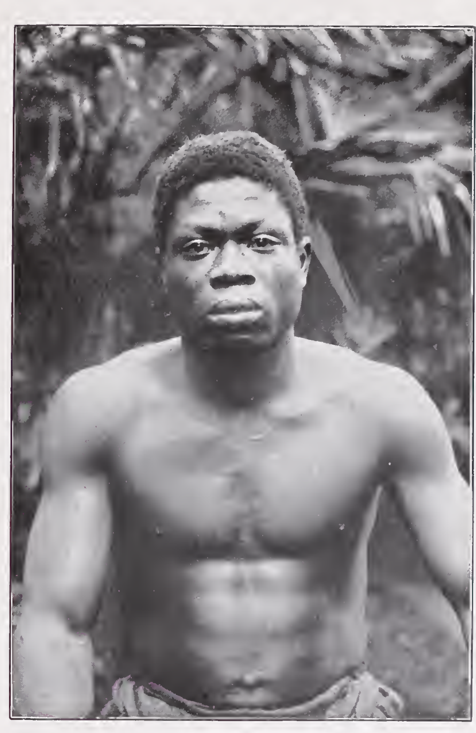
Dahome-Kind

Eine andre bedeutende Stadt ist Bidda, die von 50000 Menschen bewohnte Hauptstadt des nahe verwandten Nupestammes. „In endloser Ausdehnung ziehen sich die roten und grauen Lehmmauern der Höfe und Häuser hin, gekrönt von spitzen Strohdächern. Mächtige Sykomoren, gemischt mit graziösen Dattelpalmen, gewähren Schatten auf den zahllosen öffentlichen Plätzen und in den geräumigen Höfen. Ein Flüßchen durchströmt die Stadt, die breiten Straßen sind sauber gehalten, das ganze Weichbild ist eingefriedigt von einer massiven Lehmmauer, 11 Thore gewähren Einlaß," so schildert von Puttkamer den Eindruck, den ihm Bidda gemacht hat. In der Kultur stehen die Joruba ungefähr in der Mitte zwischen den bisher geschilderten Küstennegern und den noch zu besprechenden Haussastämmen, die wohl nicht ohne Einfluß auf sie gewesen sind. Sie werden als regsam und fleißig gerühmt und gelten als tüchtige Ackerbauer und Handwerker. Besonders industriell ist der Stamm der Tappa, die Kleidungsstücke, Flechtarbeiten, Thon- und sogar Glaswaren liefern. Außerdem sind sie in Holzschnitzerei sehr gewandt; unter ihren Musikinstrumenten ragen große Trommeln hervor. Die geistig höhere Stellung der Jorubaleute zeigt sich auch in ihrer Sprache, die ein reich ausgebildetes Zahlensystem hat. Ihre religiösen Vorstellungen schließen sich denen der Tschin- und Ewestämme an.

Wir können die Jorubastämme nicht verlassen, ohne noch des Landes Benin zu gedenken. Mit diesem Namen verband man früher ganz besonders die Vorstellung eines afrikanischen Blutstaates. Seit wenigen Jahren knüpft sich an ihn die Erinnerung an eine für die Ethnographie besonders interessante Entdeckung.

Im Mittelalter war Benin nicht unbekannt. Portugiesen und Holländer trieben Handel mit diesem bedeutenden, fest organisierten Negerstaat, und von ihnen, zum Beispiel von Dapper und Nyendal, haben wir Schilderungen des alten Benin. So groß wie die Börse von Amsterdam nennt Dapper den Königspalast, und seine Abbildungen und Beschreibungen gewähren uns einen interessanten Einblick in die Hofhaltung des Herrschers von Benin. Ein reicher Hofstaat umgab ihn: Würdenträger und Edle des Volkes in verschiedenen Rangstufen. Wir erfahren sogar, daß jährlich ein, wenn wir so sagen dürfen, Ordensfest abgehalten wurde, das Korallenfest, bei dem der König

einen Halsschmuck aus Korallenschnüren verlieh, der je nach der Zahl verschiedene Rangstufen bedeutete. Wenn der König auszog, so begleiteten ihn Hornbläser und Trommler nebst zahlreichen Berittenen, und für Kurzweil sorgten Zwerge und andre Mißgestaltete; auch zahme Panther wurden mitgeführt. Aber nicht nur in üppiger Hofhaltung ging das Leben des Fürsten von Benin auf, er verstand es auch, für sein Land zu sorgen, über das sich seine bis ins einzelne durchgeführte Verwaltung erstreckte. Alles war aufs genaueste geregelt. Gerichtstage wurden abgehalten, Handel und Wandel blühte, ein wohldisciplinier;tes Heer schützte den Staat nach außen. Freilich hören wir aber auch von Betrügereien, und wie in Dahome und Aschanti war auch hier die Menschenschlächterei im Schwange, vielleicht noch durch besondere Grausamkeiten verstärkt. Auch hier gingen all diese Opfer, die ein gräßlicher Wahn ins Jenseits schickte, gern in den Tod. Für den König zu sterben galt als ehrenvoll, nach dem Worte: Mein Kopf gehört dem König und nicht mir. Die Erzählungen dieser alten Chronisten wurden übrigens vielfach als übertrieben angesehen, besonders wenn sie berichten, daß die Türme der Residenz von Benin mit aus Bronze gegossenen Vögeln in fliegender Stellung gekrönt waren, daß fußlange erzene Schlangen von den Türmen herabhingen und daß die Wände mit Bronzeplatten geschmückt waren, auf denen man die Krieger und ihre Heldenthaten in plastischen Darstellungen sah.



Joruba-Mann

Erst die neueste Zeit sollte die Richtigkeit dieser Erzählungen bestätigen. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waltete in Benin ein Häuptling, der, von fanatischen Fetischpriestern unterstützt, eine wahre Schreckensherrschaft ausübte. Als er sich verleiten ließ, eine englische Gesandtschaft niederzumetzeln, kam 1897 der Tag der Vergeltung. Die Engländer, unter deren Herrschaft in den vorhergegangenen Jahren schon die letztgenannten Stämme gelangt waren, erstürmten die Stadt Benin und machten auch diesem alten afrikanischen Reich ein Ende. Hierbei fanden sich zur größten Ueberraschung der Ethnographen Hunderte von Bronzeplatten, auf den, nach der Beschreibung Dappers, Krieger, Flötenspieler, Boten und allerlei andere Volkstypen prächtig dargestellt werden, ferner plastische Nachbildungen von Panthern, Hühnern und anderm Getier, Waffen und allerlei Geräte, wie Glocken u. dgl., mit Köpfen und Ornamenten geziert, alles aus Bronze, ebenso eigenartige Figuren, lebensgroße Köpfe, die etwa einen Zentner schwer sind, und baumartige Gebilde, die überreich mit kleinen Darstellungen von Panthern, Schlangen und andern Tieren versehen sind, menschliche Figuren und ähnliches. Alle diese Bronzekunstgebilde, deren Bedeutung zum Teil noch ganz rätselhaft

ist, sind in derartig vollendeter Weise hergestellt, indem sie in verlorener Form gegossen und künstlerisch durchgeführt sind, daß man sie anfänglich gar nicht den Negern zuschreiben zu dürfen glaubte. Die Anregung und Anleitung mag auch von außen, von Europäern gekommen sein, zweifellos aber sind die Sachen von den Eingeborenen selbst ausgeführt, deren natürliches technisches Geschick, das wir, wie schon erwähnt, auch bei andern Afrikanern häufig finden, sich unter europäischem Einfluß zu dieser Höhe entwickelte. Die Formenfreudigkeit und technische Fertigkeit tritt uns auch in wundervollen, in der ganzen Länge geschnitzten Elefantenzähnen entgegen. Diese und die Bronzedarstellungen geben zugleich in völliger Bestätigung der Angaben aus dem Mittelalter einen interessanten Einblick in die Zusammensetzung des Hofstaates von Benin; alle oben erwähnten Figuren finden wir hier wieder.

Togo-Frau mit Kind

Die Bewohner von Kamerun

Ehe wir die Küste verlassen, müssen wir noch unsrer Kolonie Kamerun und ihrer Bewohner mit ein paar Worten gedenken. Schon seit längerer Zeit besaßen deutsche Firmen dort Niederlassungen, und 1884 wurde Kamerun deutsch. „Das Kamerungebiet schließt starke geographische Gegensätze ein: es enthält flache, sumpfige Küstenstrecken mit breiten Flußmündungen, den mit dichtem Wald bedeckten Plateaurand, das mächtige vulkanische Kamerungebirge und das weite, auch noch hie und da von Gebirgen unterbrochene Savannenland im Inneren, schließlich aber wieder flache und sumpfige Strecken am Schari und Tschadsee."

Die Eingeborenen des Küstengebietes sind die Duala. Sie gehören nicht zu den bisher besprochenen Negerstämmen, sondern zu der Gruppe der Bantuneger. Sie sind wahrscheinlich erst vor ein paar Jahrhunderten an die Küste gedrängt worden und sind heute die bekanntesten unter ihren Verwandten. Sie sind ein kraftvoller, energischer Stamm, der in seiner gesamten Kultur ziemlich hoch steht. Ihre Wohnungen sind lange Giebelhütten, die im Inneren in mehrere Gemächer geteilt sind. Meist sind sie zu Dörfern vereinigt. Die Namen „König Bells Stadt", „König Akwas Stadt" u. a. sind auch in Europa bekannt geworden. In Holzschnitzerei sind sie wohlerfahren, allein ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel, und sie haben sich darin den Deutschen recht unangenehm gemacht. Sie haben den ganzen Handel in das Innere monopolisiert, und obwohl die europäischen Firmen alle Anstrengungen machten, diesen Zwischenhandel zu beseitigen, und hierin auch von den Stämmen des Hinterlandes selbst unterstützt wurden, gelang es doch erst spät, wenigstens etwas Bresche in diese Mauer zu legen.

Besonders charakteristisch für die Duala ist die Trommelsprache. Große hölzerne Trommeln werden in bestimmter Weise geschlagen, so daß die Stärke der Töne und ihre Aufeinanderfolge ihre genaue Bedeutung haben. Auf diese Weise ist eine akustische Telegraphie entstanden, mit der die Eingeborenen sich weithin verständigen. Langt eine Karawane an oder ist sonst ein wichtiges Ereignis vorgefallen, so tönen die lauten Trommelsignale die ganze Nacht hindurch den Fluß hinauf. Auf diese Weise vermögen sich die Eingeborenen alles mitzuteilen. Lange bevor eine ins Innenland ziehende Expedition an einen Ort kommt, sind die Bewohner über alles schon auf das genaueste unterrichtet, und selbst die Namen der führenden Europäer sind ihnen zugetrommelt

worden. Neuerdings ist sogar eine von Europäern zusammengestellte Grammatik der Trommelsprache erschienen.

Gegen die Grenze zwischen dem Waldland und den Savannen des Inneren treffen wir Völker, die gleich den als große Raucher bekannten Bali Mischvölker zwischen Bantu- und Sudannegern sind und sudanische Sprachen reden. In dem Land Adamaua, von dem bedeutende Strecken zu Deutschland geschlagen sind, treffen wir auf Sudanneger, da dieses Gebiet mit Sokoto in loser Verbindung steht.

Immer wieder bringt uns aus diesen Ländern die erfolgreiche Thätigkeit unsrer Kolonialbeamten neue Nachrichten. So berichtete 1902 Oberleutnant Dominik über seine Thätigkeit in Adamaua. Zunächst erfuhren wir von ihm, daß die Pax germanica infolge des Feldzuges der Schutztruppe nach dem Wutelande im Jahre 1899 zur Thatsache geworden ist. Dominik fand ferner Gelegenheit, zu beobachten, wie reich und produktionsfähig das Batiland ist, das bis dahin beständig von den Wute ausgeraubt wurde. Ueberall sieht man blühende Dörfer an Stelle der früher ängstlich versteckten Siedelungen. Die Truppe wurde bei ihrem Durchmarsch von den Eingeborenen reichlich mit allem Nötigen versorgt, und die Leute, die noch im Jahre 1897 von den Wute als Sklaven verkauft wurden, erinnern sich dessen kaum mehr. Jedenfalls haben sie die regelmäßige Arbeit so weit verlernt, daß sie nach den Berichten von Dominik als Arbeiter für die Pflanzungen des Küstenstriches nicht zu gewinnen sind.



Haussatypen (Togo)

Zwischen Ngrilla und Ngutteſtadt fand der Reisende das Land, das allerdings nur schwach bevölkert ist, so weit bebaut, daß man täglich Gelegenheit zum Uebernachten in einem Dorfe fand und die Expedition keine Not litt. Die Wute sind wieder zu ihrer alten Gewohnheit zurückgekehrt, ihre Dörfer abseits von der Straße zu errichten, was für den Verkehr mit ihnen sehr störend ist. In dem Wutelande trifft man häufig Händler aus Gabun, also aus Französisch-Kongo, die Kautschuk einzukaufen suchen, aber klagen, daß die Wute zu träge sind, um Kautschuk in reichlichen Mengen zu gewinnen. Mit eignen Arbeitern so weit von der Küste Kautschuk zapfen zu wollen, dürfte bei den hohen Trägerlöhnen den Firmen keinen Gewinn bringen. Thatsächlich sind Faktoreien, die schon bis Ngambe vorgeschoben waren, wieder zurückgezogen worden. Dominik glaubt, daß in der Höhe des Yokogebirges für den Handel über Yaunde die Grenze liegt. Das Gebiet wird nördlich vom Ssanagafluß wohl am zweckmäßigsten von den Haussa bearbeitet. Die von diesen Leuten erhandelten

Landeserzeugnisse gehen nicht mehr nach Norden an den Benue, sondern südlich über Yaunde zur Küste.

Weiter nördlich kam Oberleutnant Dominik in das fruchtbare Tikarland. Waldstrecken wechseln mit Flächen hohen Grases ab, und Oelpalmen sind zahlreich. Die Bevölkerung macht den Eindruck fortgeschrittener Kultur. Sämtliche Leute sind nach Fulbeart gekleidet, wie überhaupt der langjährige Einfluß dieser nördlichen Nachbarn überall zu spüren ist. Unter dem Druck der Fulbe hatten sich die Tikar überall in große Plätze zurückgezogen, in denen sie despotisch regiert werden. Einige Leute, die als Arbeiter im Küstenstrich Verwendung fanden, haben dazu beigetragen, in ihrer Heimat das Verständnis für die Absichten der Regierung zu fördern. Eine Folge der Befreiung der Tikar von den Tibati ist, daß die Leute sich nicht mehr so eng wie früher in ihren Wohnstätten zusammenschließen, daher von ihren Häuptlingen nur schwer zu Arbeitsleistungen herangezogen werden können. „Dies kann nicht zum Nutzen der Regierung sein," schreibt Dominik, „und eine Hauptaufgabe der Station dürfte sein, das Ansehen der Häuptlinge stets so kräftig zu erhalten, daß ihnen ein Einfluß auf die gesamte Bevölkerung gewährleistet wird." An Landeserzeugnissen sind Kautschuk, Palmkerne und Palmöl zu gewinnen, die aber nicht über Yaunde, sondern auf den westlichen Straßen der Küste zugeführt werden müßten.

Mädchen aus Klein-Popo

Auf dem Wege nach Banyo traf die Expedition Haussa-Händler, die nach Westen zu den Bafut ziehen, um die in trefflicher Güte angebotenen Kolanüsse aufzukaufen und nach Süden weiter zu vertreiben. Andre Händler dagegen kommen aus Lagos mit europäischen Stoffen und sonstigen Waren über Ibi und die vorgeschobenen Stationen am Benue und tauschen Kerne und Oel ein.

Die Stadt Banyo selbst wird uns als eine reiche Bauernstadt geschildert, die sich aus vielen einzelnen Gehöften freier Fulbe zusammensetzt. Von einer Befestigung ist kaum die Rede, und die nur in losem Zusammenhang gebaute Stadt hat sich weit über den einstigen Stadtgraben ausgedehnt. Größere Baulichkeiten finden sich außer dem Sultansgehöft überhaupt nicht. Der Markt und der Verkehr in den Straßen sind groß, weil sämtliche Lebensmittel gehandelt werden; denn nicht jedermann baut, was er braucht, wie es anderswo der Fall ist, sondern kauft, was tageweit hergebracht wird. Die Bedeutung der Landschaft Banyo liegt für Deutschland lediglich in dem Produktenhandel in seinen südlichen Teilen und den angrenzenden Heideländern. Einen großen Teil des Landes nehmen Gebirge und Flächen ein, auf denen Herden schönen Rindviehs weiden. Die Bevölkerung ist mit Ausnahme von Banyo-Stadt und Gaschaka wenig zahlreich.

Die Haussa

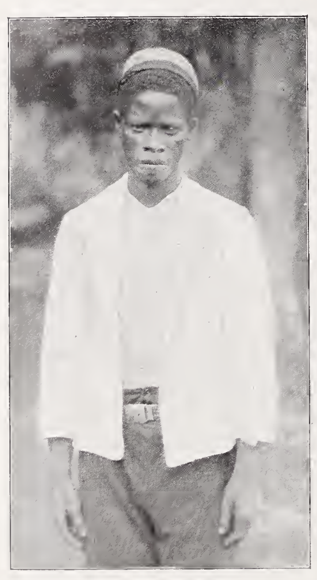
Wir haben im vorstehenden die Küstenneger zum Teil schon verlassen und wenden uns nun noch weiter ostwärts gegen das Innere. Gehen wir nigeraufwärts, so kommen wir zunächst zu den Haussanegern. Ihr Verbreitungsgebiet umfaßt ungefähr die Landschaften zwischen dem Niger bei Say und Lokordja und der Gegend von Yakoba und Yola im Osten. Ihr Handelsgebiet aber ist ein weit ausgedehnteres, und ihre Bedeutung erstreckt sich über die Grenzen des Gebietes, das sie heute inne haben, hinaus; denn wir hörten schon, daß die Haussa als ein thatkräftiges Volk seit langer Zeit eine bedeutende Rolle spielten, bis sie hierin von den Fulbe abgelöst wurden. Die Haussa sind echte Neger, obwohl sie kaum als rein betrachtet werden können und ihnen wahrscheinlich Berberblut beigemischt ist. Ein einheitlicher Typus scheint überhaupt nicht aufstellbar zu sein. Sie sind möglicherweise in früherer Zeit aus nördlichen Wohnplätzen eingewandert. Eine große Bedeutung hat ihre Sprache gewonnen, die Krause das Englische des Sudans nennt. Sie wird als Verkehrssprache bis Mursuk und Tripolis, bis in das Hinterland von Kamerun und bis an die Goldküste gesprochen, gilt als leicht erlernbar und wohlklingend und zeichnet sich durch die reiche Verwendung von Vorsilben aus. Mannigfach ist sie von europäischen Gelehrten studiert worden, die ihren Reichtum an semitischen Worten hervorgehoben haben. Einige Forscher weisen sie den hamitischen Sprachen zu, andre betrachten sie als eine durch hamitischen Einfluß veränderte Negersprache. Das Verhältnis der drei meistverbreiteten Sprachen des westlichen Sudans wird von Cust in folgender Weise



Fetischtänzer mit Götzenbild (Kamerun)

präcisiert: Das Arabische ist die Sprache der Religion, das Fulbe die der Eroberer und das Haussa die Handelssprache.

Die Haussa sind ein ausgesprochenes Industrie- und Handelsvolk. Unsre ethnographischen Museen geben reichlich Gelegenheit, die charakteristischen Lederarbeiten der Haussa kennen zu lernen, die trotz ihrer Buntheit durch verschiedenfarbige aufgesetzte Lederstreifen häufig geschmackvoll wirken. Hauptsächlich wird rotes Leder zu schönen Taschen und Scheiden verwendet; ebenso werden auch prachtvolle Sandalen, die oft mit Straußenfedern verziert sind, aus Leder gefertigt. Die Haussastadt Kano liefert der Hälfte der Sahara und des Sudans Sandalen. Mit den Lederarbeiten vermögen die Produkte der Töpferei und die Messing- und Eisenwaren zu konkurrieren. Es ist wohl zum Teil maurischer Stil, der vorherrscht. Ganz besonders berühmt aber sind die Haussa durch ihre Färbereien geworden. Barth veranschlagte den Wert der Ausfuhr von gefärbten und einfachen Baumwollwaren aus Kano nach Timbuktu auf 350 Millionen Kauri. Da Baumwolle sowohl wie Indigo im Lande selbst erzeugt werden, so nimmt die ganze Bevölkerung an diesem Gewinne teil. Die Kunstfertigkeit der Haussa ist auch auf die Fulbe übergegangen, die, wie wir hörten, die thatsächlichen Herren der früheren Haussaländer sind. Hand in Hand mit dieser Industrie geht natürlich ein reger Handel, und damit hängt wiederum die Bildung großer Städte zusammen. Die bedeutendste Haussastadt ist Kano, das noch nicht sehr alt ist, aber schon zu Barths Zeit zu großer Blüte gelangt war, eine Stadt voll Leben und Industrie, vielleicht eine der bedeutendsten Städte ganz Afrikas. Die Einwohnerzahl wird auf 80000 geschätzt. Hierzu kommt aber noch die große Zahl der sich hin und her bewegenden, nicht seßhaften, teilweise von weit her kommenden Bevölkerung. Die Zahl der täglichen Besucher des Marktes soll 30000 betragen. Barth, der von dem Bild regen Lebens, das sich ihm hier bot, ganz begeistert ist, giebt eine sehr lebendige Beschreibung der Stadt und des in ihr herrschenden Treibens. Eingehend schildert er die verschiedenen Industrieerzeugnisse, ihre Preise, die Masse der Käufer, die sich auf dem Markte drängt und ein buntes Bild verschiedener sudanischer Stämme bietet, dabei aber auch die Ordnung, mit der der Handel getrieben wird. Zu seiner Zeit waren noch neben den auch heute noch zu Markte gebrachten Industrieerzeugnissen Sklaven ein Hauptartikel. Als Wertmesser gelten noch Kauri, und darum zählt auch zu den typischen Persönlichkeiten des Handelsplatzes von Kano der Kaurizähler, der es fertig bringt, 250—300000 dieser kleinen Scheidemünzen an einem Tag zu zählen. Die Muscheln werden zu 50000 Stück in Säcke gelegt, und mit diesen Säcken wird im großen gezahlt und gehandelt. Doch erschwert, wie Ratzel betont, die geringe Menge dieses Geldes ständig die Handelsgeschäfte, um so mehr, als in Kano, wie übrigens auch in andern Orten des Sudans, vom Könige darauf gedrungen wird, daß alles bar abgemacht wird. Außer durch das bunte Leben, das in dieser Handelsstadt herrscht, fühlte sich aber Barth und nach ihm auch andre Reisende von der landschaftlichen Scenerie der Stadt selbst angezogen. „Die Mannigfaltigkeit von Lehmhäusern, Hütten, leichten Buden und Schattendächern, grünen, freien Weideplätzen und schönen Baumexemplaren bildete in Verbindung mit der bunten Menschenwelt eines der belebtesten und anregendsten Schauspiele." Die Stadt wird durch einen Sumpf in eine



Ein Beyneger (Kamerun)

Nord- und eine Südhälfte geteilt und hat 14 Thore, von denen das Hauptthor an 20 m hoch ist, und eine 7—8 m hohe Mauer. Im nördlichen Teil wohnen meist Haussa und Araber, während der Süden von den Fulbe, die die schon erwähnte Eigentümlichkeit haben, sich stets im Süden anzusiedeln, eingenommen wird. Im nördlichen Teil herrscht dagegen das maurische Haus vor; reiche Kaufleute wohnen hier in zweistöckigen Häusern, die mehrere Zimmer enthalten und ein flaches Dach und große Veranden haben. Die Häuser der Eingeborenen sind rund, die Mauern aus Lehm hergestellt und mit einem bienenkorbförmigen Strohdach gedeckt. Die Straßen sind meist eng und gewunden und laufen alle auf den Marktplatz aus.

Das Hauptkleidungsstück der Haussa ist die sogenannte Tobe, die wir schon bei den Tuaregs kennen gelernt haben. Die Toben und die dazu passenden Hosen werden aus erstaunlich schön gesponnener Baumwolle hergestellt, die einzelnen Stücke sind entweder ganz weiß oder blau und weiß gestreift oder gewürfelt. Der Mann trägt einen Strohhut, einen Turban oder einen Fes. Das Haupt ist meist geschoren; nur eine Locke am Hinterhaupt wird stehen gelassen. Der Bart wird aber lang getragen.

Die Hauptwaffen sind ein langes Schwert und eine lange Lanze. Dolche werden von den Haussa weniger getragen, wohl aber von den Fulbe. Außerdem finden sich auch Bogen und Pfeile. Der Charakter der Haussa wird verschieden geschildert; die Mehrzahl der Beobachter aber spricht ihnen kriegerische Tüchtigkeit ab. Die Haussaneger, die mehrfach in europäischen Kolonien als Polizeisoldaten verwendet werden, sind keine echten Haussa, sondern gehören andern Negerstämmen an, die die Haussasprache reden.



Eine Gruppe von Haussa

West- und Zentral-Sudan

Oestlich von den Haussa-Fulbeländern liegen vier einst vielgenannte Staaten, die allerdings heute nur noch der Schatten ihrer einstigen politischen Bedeutung sind: die Reiche Bornu, Baghirmi, Wadai und Darfur. Ihr Gebiet erstreckt sich vom Benue und dem Tsadsee nach dem östlichen Sudan bis zum oberen Nil und bis zum Winkel von Kordofan. Die Bevölkerung dieser Staaten ist äußerst gemischt. Die ursprünglichen Einwohner sind natürlich Neger; aber einen bedeutenden Prozentsatz bilden, wie wir schon früher angedeutet haben, die Araber, Berber, Tibbu und die aus diesen Stämmen und ihren Verbindungen mit den Negern hervorgegangenen, verschiedenen Mischlinge. Je weiter man nach Osten vordringt, um so bedeutender wird der arabische Einfluß. Er ist am größten in Wadai und in den Ebenen von Darfur, während in Baghirmi und Bornu die Neger mehr zur Geltung kommen als in den vorhergenannten Staaten. Das typischste Volk der Zentralsudanesen sind die Bornuneger, ein Negerstamm mit aufgepfropftem Tibbureis. Bornu, dessen Geschichte gut bekannt ist, ist vielleicht der interessanteste und ethnographisch wichtigste dieser Staaten. Die herrschende Klasse daselbst sind die Kanuri, ein Name, der vielleicht „Leute aus Kanem“ bedeutet.



Kumbagruppe (Kamerun)

Kanem ist die Landschaft nordöstlich vom Tsadsee, und es wird daher eine Einwanderung aus Nordosten als nicht unwahrscheinlich betrachtet. Kanem war um das Jahr 1000 und später ein mächtiges Reich, das Fessan, wie es scheint, eroberte und dessen Einfluß sich sogar in Aegypten geltend machte. Um das 13. Jahrhundert scheint eine Auswanderung von Kanem nach dem heutigen Bornu begonnen zu haben, wo nach langen Kämpfen die Eingeborenen, die „So“, zu Boden geworfen wurden. In wechselvollem Auf und Nieder hat das Bornureich eine bald größere, bald geringere Ausdehnung gehabt. Zu den Zeiten seiner Blüte war es jedenfalls ein bedeutender und fest organisierter Staat. Es scheint sogar eine gewisse konstitutionelle Regierung gehabt zu haben; denn es standen dem Herrscher, der den Titel Scheich führte, nicht nur ein Staatssekretär und ein höherer Hofbeamter mit beratendem und sogar bestimmendem Einfluß zur Seite, sondern auch eine Ratsversammlung,

die vielleicht direkt als eine Volksvertretung aufzufassen ist. Hierzu kamen der Obergeneral der Truppen, der Kaigamma, der im älteren Bornureich die wichtigste Stelle einnahm, obwohl er wie das ganze Heer, einschließlich der Hauptleute oder Kaschellawa, Sklave oder wenigstens von Sklavenursprung war. Von den späteren Herrschern Bornus ist der 1881 gestorbene Scheich Omar über die Grenzen Afrikas hinaus bekannt geworden. Er hat sich als wohlwollender Beschützer der deutschen Reisenden erwiesen, wofür ihm Nachtigal im Auftrag des Königs Wilhelm von Preußen Geschenke zu überbringen hatte, eine Aufgabe, deren er sich im Juli 1870 erledigte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß gerade in diesen Tagen in der fernen deutschen Heimat der Krieg ausbrach, der dem König von Preußen die deutsche Kaiserkrone bringen sollte. Der mächtige Schutz Scheich Omars gestattete dem unvergeßlichen Reisenden in Kuka, der Hauptstadt Bornus, langen Aufenthalt zu nehmen und von da weite Ausflüge in bisher völlig unbekannte und seither wohl kaum mehr betretene Gegenden zu unternehmen. Ferner konnte er von hier Wadai besuchen, wo Eduard Vogel im Jahre 1855 auf Befehl des mißtrauischen Sultans getötet worden war, und das sich seitdem den Reisenden mit Erfolg zu verschließen gewußt hatte. Seit dem Tode Omars geriet das Reich in unaufhaltsamen Niedergang und fiel 1894 in die Hände von Rabah, dem Sohn eines armen Maurers aus arabischem Stamme in der Nähe von Chartum, der es in Verbindung mit einem Häuptling der Fulbe angriff. Letztere hatten schon im Anfang des 18. Jahrhunderts vergeblich den Versuch gemacht, ihr erfolgreiches Vordringen im Westen Afrikas bis nach Bornu auszudehnen. Rabah nahm den Thron Bornus als maß-



Häuptling aus dem Oelfluß-Gebiet (Nigerküsten-Protektorat)

voller Herrscher ein. Im Jahre 1897 traf er zum erstenmal mit den gegen den Tsadsee vordringenden Franzosen zusammen, denen er sich als gefährlicher Gegner erwies. Zwei Jahre später erlitt er aber eine schwere Niederlage, nach der er verwundet nach Dikoa auf deutsches Gebiet entfloh. Noch einmal versuchte er im folgenden Jahr das Waffenglück; aber der Entscheidungskampf brachte dem heldenmütigen Araber, freilich auch dem französischen Führer Lamy den Tod. Wenn auch der verwaiste Thron von Bornu wiederum von einem Mitglied der alten Herrscherfamilie eingenommen wurde, so war doch damit die Geschichte des selbständigen Bornu, in deren Skizzierung wir wiederum Sievers-Hahn gefolgt sind, zu Ende, und es gehört heute größtenteils zu dem französischen „Territoire militaire des pays et protectorats du Tsad". Einzelne Stücke sind bei der großen Verteilung auch an England und Deutschland gefallen. Den Niedergang Bornus sagte bereits Nachtigal voraus, der darauf hinwies, daß trotz der großen Kriegsmacht Bornus der Charakter des Volks durchaus kein kriegerischer wäre. Das ganze Heer des Scheichs von Bornu war allerdings nicht viel über 3000 Mann stark; aber außer dem Sultan hatten auch alle einflußreichen Prinzen und Hofbeamten selbständige Heereskörper. Das Militär zerfiel in Fußvolk und Reiterei, und seit 1866 war auch Artillerie eingeführt. Ihre kleinen Kanonen wurden in Bornu selbst gegossen. Die nationalen Waffen der Bornukrieger waren Speere, Bogen und Pfeile, wozu dann später Gewehre kamen. Je nach der Bewaffnung und auch nach den einzelnen Stämmen wurden kleinere Abteilungen gebildet. So trugen die Kanembuleute Speere, die vom Mangastamm waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Reiter führten meist Speere. Ganz merkwürdig war die Ausrüstung einzelner Reiter, die wir danach als „schwere Reiter" bezeichnen können. Sie trugen einen langen, dickwattierten Rock, darüber mehrere Toben von verschiedener Farbe und mit allerlei Zierat versehen, einen Helm aus leichtem Metall, der mit den prahlerischsten Federn geschmückt war, und manchmal auch Kettenpanzer. Die Streitrosse waren mit dicken Decken aus verschiedengestreiften Zeugen, den sogenannten Libbedi, behangen, und ihr Kopf war vorn mit einer Metallplatte geschützt. In lebhaften Farben schildert H. Barth den phantastischen Anblick der Bornu-Armee, wie sie auf einem Beutezug durch eine von hohen Palmen beherrschte Lichtung marschierte. „Die schwere Kavallerie in ihren dickwattierten Hemden oder Panzerhemden oder Kettenpanzern mit in der Sonne glitzernden Helmen, unter ihrer eignen Last fast erliegend; der leicht gekleidete Schoa auf hagerem, aber abgehärtetem Rappen und nur mit einer Handvoll Wurfspieße bewaffnet; der eingebildete, selbstgefällige fürstliche Sklave in seinen seidenen Toben; die halbnackten Kanembuspeerleute mit Schild und Speer, ihrem halbzerrissenen Schurz und ihrer berberischen Kopftracht, in der Ferne der Zug der Kamele und Lastochsen, alles voll Mut und in der Erwartung reicher Beute den Landschaften im Südosten zustrebend." Mit der Zeit trat der Einfluß des Militärs gegen den der Zivilbeamten zurück, von denen früher der Jerima der wichtigste war, der ein freigeborener Sohn einer Prinzessin sein mußte. Außerdem gab es eine Reihe von Staatsämtern, die eigentlich mehr den Charakter von Hofämtern trugen, wie zum Beispiel die Verwalter der Vorräte des Königs an Getreide, Butter, Honig und andern Lebensbedürfnissen, an Holz und Kohlen, besonders aber die Aufseher des Palastes.



Haussa-Frau

Fast allen Bornuleuten ist ein mittelgroßer, kräftiger Bau und dunkelbraune Farbe gemeinsam.

Die Stammesmarken bestehen in einer Reihe von 20 Schnitten, die von den Mundwinkeln bis zum Kieferwinkel laufen. Die Männer scheren gewöhnlich ihren Kopf. Die Frauen tragen das Haar in drei Rollen geteilt, von denen die eine auf dem Scheitel liegt, während die zwei kleineren über die Ohren herabhängen. Die Tracht ist die allgemeine sudanische, „faltige, weite Beinkleider, darüber als Obergewand die breite Tobe, von der nicht selten mehrere übereinander angezogen werden. Unter den Obergewändern trägt man ein Hemd mit kurzen Aermeln, bei Reichen oft mit Seidenstickerei besetzt. Dazu legen die Frauen ein Umschlagtuch um den Oberkörper und einen Shawl um die Hüften. Sandalen und Schuhe aus rotem und gelbem Leder, Armringe, Halsketten, turbanartige Kopfbedeckungen vollenden den Anzug." (Sievers.)

Die Häuser in den Städten sind geräumig und praktisch eingerichtet. Es sind eigne Gelasse



Haussa

für die Frauen vorhanden, die im Innern liegen, und ebenso besondere Räume für die Sklaven. Der Besitzer des Hauses bewohnt ein turmförmiges Gemach. Die einzelnen Teile des Besitztums, zu denen auch noch die Stallung für das Vieh kommt, sind von einer gemeinsamen Mauer umgeben und dadurch zusammengefaßt. Das Baumaterial ist Lehm, und nur die zahlreichen in der Straße stehenden Bäume machen das Bild, wie Nachtigal hervorhebt, etwas freundlicher. Die Städte sind von Mauern umgeben, die eine Höhe von 30 bis 40 Fuß und eine Dicke von 20 Fuß erreichen. Auf dem Land bestehen die Wohnungen aus den bekannten, im Sudan häufigen bienenkorbartigen, mit Stroh gedeckten Hütten.

Trotz der vielen Kriege ist die Volksdichte ziemlich bedeutend. Neben dem reichen Handel ist Ackerbau, der freilich noch in sehr ursprünglicher Art betrieben wird, die Grundlage des Wohlstandes. Hauptsächlich besteht er im Getreidebau und im Anbau zweier Hirsearten, des Sorghum und des Duchn, von denen besonders der Sorghum für alle Völker Nordafrikas südlich der Wüstenzone von

größter Bedeutung ist. Bei dem Ackerbau bedient man sich weder des Pfluges noch der Egge, ja nicht einmal durchweg der Hacke.

Ebenfalls der französischen Einflußsphäre gehört der Staat Baghirmi an, in dem das arabische Element sehr stark vertreten ist. In seiner Geschichte sowohl wie in seiner Organisation zeigt dieser Staat viel Aehnlichkeit mit Bornu. Allerdings erschütterten ihn schon lange Thronstreitigkeiten und Fehden mit den Nachbarstaaten, besonders mit Wadai. Der Sultan von Wadai eroberte 1871 die Hauptstadt Massenja, die sich durch gute Befestigung auszeichnete. Die Mauer der Stadt war nämlich nicht wie gewöhnlich aus getrockneten Lehmstücken, sondern aus wirklich gebrannten Backsteinen erbaut und konnte nur durch Minen und Sprengungen erschüttert werden. Während die Bewohner nach einigen Berichten von arbeitsamem Charakter sein sollen, werden sie in andern als rohe und raublustige Fanatiker geschildert.

Eingeborene aus dem Niger-Delta

Wadai ist vielleicht von den vier zentral-sudanischen Staaten derjenige, in dem der arabische Charakter in Sitte und Sprache, in Gebräuchen und Kleidung wie auch in der Religion am auffälligsten hervortritt. Schon die ersten uns bekannten Bewohner dieses Reiches, die Tündjüer, waren Araber. Ihre Herrschaft wurde im 17. Jahrhundert durch einen andern mohammedanischen Stamm, die Maba, gestürzt, und die thatkräftige, energische Führung der einzelnen Häuptlinge sicherte Wadai besonders im Anfang des 19. Jahrhunderts eine große Bedeutung. Es erfocht Siege nicht nur über Baghirmi, sondern auch über Darfur und selbst Bornu, so daß eine Zeitlang ein großer Teil des zentralen und östlichen Sudan unter der Herrschaft Wadais stand. Ein tiefer Schatten fiel auf den Namen Wadai durch die Ermordung Vogels. Wie Sievers hervorhebt, scheint das Urteil Europas durch diese grausame That eines fanatischen, mißtrauischen Sultans allzu ungünstig beeinflußt worden zu sein; denn Nachtigal lobte den zu seiner Zeit regierenden Scheich Ali als einen einsichtsvollen und klugen Herrscher, unter dem Wadai auch im Innern durch Entwicklung des Ackerbaues und immer größere Anlehnung an die arabische Kultur erstarkte. Der mohammedanische Einfluß wird auch besonders durch die Missionsthätigkeit der strengen islamitischen Sekte der Senussi gefördert. Bemerkenswert ist in Wadai der Einfluß, der in der Politik nicht selten den Frauen zufällt, was übrigens mehr oder



Haussa

weniger stark, wenn auch nicht so auffallend in den andern besprochenen zentral-sudanischen Gegenden der Fall ist. Die größte Macht fällt gewöhnlich der Magira, der Königin-Mutter, zu. Außerdem übt die oberste Frau des Herrschers, die Gumzo, einen bedeutenden Einfluß aus. Selbstverständlich kommt es dabei stets sehr viel auf die Persönlichkeit der betreffenden Fürstinnen an.

Das östlichste der vier zentral-sudanischen Reiche, die, wie wir sahen, in ihrer ganzen Einrichtung sehr viel Aehnlichkeit haben, ist Darfur. Auch hier haben wir es mit einem arabischen Reich zu thun, aber der arabische Charakter tritt uns nicht so einheitlich entgegen, wie zum Beispiel in Wadai. Die Bevölkerung besteht aus zwei Teilen, den Arabern und den Fur. Auch die letzteren sind nicht die ursprünglichen Bewohner des Landes, sondern dies scheinen hier ebenfalls die Tündsüer gewesen zu sein. Die Araber bewohnen den Norden und Osten, die Fur den Westen und Süden. Sie sind ein ackerbautreibender Stamm, dem durch die arabische Einwanderung der Islam aufgepfropft wurde. In ihren abergläubischen Vorstellungen haben sie jedoch manche Reste des Fetischismus beibehalten. Unter dem Einfluß des Islam hoben sich auch hier Ackerbau, Viehzucht und Gewerbthätigkeit. Ein Hauptverdienst erwarben sich die Darfurleute durch Unterstützung der vielen Karawanen, die durch ihr Land zogen und die sie mit Nahrung und Wasser versorgten. Hauptsächlich waren es Sklavenkarawanen, die von Aegypten auf dem Wege nach dem Süden Darfur passierten, um von da mit reicher Beute an menschlicher Ware und an Elfenbein wieder nach Darfur zurückzukehren. Es heißt, daß von Darfur jährlich Karawanen von 10 000 Personen nach Süden auf die Menschenjagd auszogen, und es blühte eine Reihe von Sklavenmärkten in Darfur, die sowohl Aegypten wie den westlichen Sudan mit Menschenware versorgten.

In den letzten Jahrzehnten hat diese Erwerbsthätigkeit Darfurs freilich Einbuße erlitten, sowohl wegen Rückgang des Sklavenhandels als auch, weil Wadai sich eine eigne Karawanenstraße durch die Wüste nach der Oase Aodjila gebahnt hat. Die Selbständigkeit Darfurs hat nun ein Ende genommen. Im Jahre 1875 wurde es von Aegypten erobert, und 1884, als die mahdistische Hochflut den Sudan von Aegypten aus überschwemmte, fiel auch Darfur in die Hände des neuen Propheten. Die Umwälzung der letzten Jahre, die Wiedereröffnung des Sudans haben dieses alte Reich der englischen Interessensphäre überwiesen, und seitdem gehören die vier geschilderten Staaten des zentralen Sudans der Geschichte an.

Vierzehntes Kapitel

Nordostafrika

Abessinien — Die nordostafrikanischen Ebenen — Der obere Nil

Abessinien

Ehe wir uns von Darfur nach Kordofan und damit in die oberen Nilländer wenden, müssen wir uns unter Ueberspringung dieses Gebietes zunächst noch nach Abessinien begeben, dem geographisch wie politisch gleich merkwürdigen Hochland an der Ostküste Afrikas. Das ganze abessinische Gebirge, das durch neuere Forschungen als eine Fortsetzung der Bergmassen im ostafrikanischen Seengebiet erkannt worden ist, „besteht aus einer Menge größerer und kleinerer Tafelländer und Tafelberge, aus denen dann die Erosion mannigfache Zacken, spitze Türme und Pfeiler, oft von ganz abenteuerlicher Gestalt, herausgearbeitet hat. Einige dieser Tafelländer entsprechen ganzen Landschaften, in denen die Ansiedelungen in meist recht beträchtlicher Meereshöhe liegen, Gonda zum Beispiel in 1900, Adua in 1945 Metern“. Wie eine trotzige Felsenburg erhebt sich das Bergland von Abessinien, und oft genug waren die merkwürdigen Bergzacken und turmartigen Erhöhungen, die Ambas, thatsächlich schützende Burgen, fast uneinnehmbar für die andrängenden Feinde der Abessinier. Auch historisch und ethnographisch zählt Abessinien mit zu den interessantesten Ländern Afrikas. Ist es doch nächst der Republik Liberia, die wir schon kennen gelernt haben, der einzige von farbigen Christen bewohnte Staat in Afrika. Aber während Liberia von sehr moderner Gründung ist und die Bedeutung wie auch die Zukunft dieses Staatswesens wohl als zweifelhaft bezeichnet werden darf, weist die Entstehung des abessinischen Staates in das hohe Altertum zurück, und sehr unrichtig war es, wie die neuesten Ereignisse bewiesen haben, das alte Reich voreilig als bedeutungslos und abgestorben zu betrachten.



Abessinisches Mädchen

Der Kern des abessinischen Volkes ist jedenfalls semitischer Herkunft. Möglicherweise sind Semiten von Südarabien gekommen und haben dann das Hochland von Abessinien eingenommen. Die Sage greift weit in die jüdische Geschichte zurück, um den Zusammenhang zwischen dem Stammvolk der Abessinier und den Semiten nachzuweisen. In Axum, der ältesten Königsstadt, westlich von dem heutigen Adua in der Landschaft Tigre, soll sich ein mythischer Sohn Hams und Enkel Noahs, Namens Kusch, niedergelassen haben. Sein ebenso mythischer Bruder Aethiops habe



König Menelik von Abessinien

der Landschaft Aethiopien den Namen gegeben. Jedenfalls verstanden es die eingewanderten Semiten, die vorgefundenen verschiedenen Stämme dieser Gegenden zu einem machtvollen Reich zu vereinigen. Auf die Rassenmischung im abessinischen Volk weist der für das Reich viel gebrauchte Name „Habesch" hin, ein arabisches Wort, das „gemischt" bedeutet. Die drei Hauptzweige, die sich im abessinischen Volk vereinen, sind Semiten, Hamiten und Neger. Die dominierende Rasse war, wie angedeutet, von jeher semitisch. Im westlichen Teil Abessiniens finden sich Negerstämme, wie die Shangallas, in den Ebenen im Norden Abessiniens sitzen die Beni-Amer, ein Mischlingsvolk von abessinischen Tigreanern und Nubiern; in den Ebenen am Meer, in der Umgebung Massauas, wohnen die Schoho, die Hamiten sind und einen Danakil-dialekt sprechen; in Zentralabessinien finden sich die Falaschas, die wohl jüdischer Abstammung sind, worauf schon ihre jüdische Religion deutet; in den südlichen Wäldern endlich stößt man auf einen auffallend kleinen Stamm, die Doko, bei deren ethnographischer Bestimmung es noch unklar ist, ob sie vielleicht zu den später zu erwähnenden Zwergvölkern gehören. Der arabische Name Habesch für Abessinien hat daher seine Berechtigung.

Auch später bestanden sicher enge Beziehungen zwischen Abessinien und dem gegenüberliegenden arabischen Festland. Die Sage läßt diese Beziehungen ihren konkreten Ausdruck gewinnen, indem sie die Königin von Saba nach Abessinien versetzte, die, wie uns die Bibel erzählt, den großen Judenkönig Salomo in Jerusalem besuchte und zu ihm in nahe Beziehungen trat. Ihr Sohn erhielt den Namen Menelik David und wurde in Jerusalem am Hofe Salomos erzogen. Nachdem er herangewachsen, kehrte er an den Hof seiner Mutter nach Abessinien zurück, begleitet von jüdischen Priestern, unter ihnen Azariah, und in zahlreicher Gefolgschaft von jüdischen Frauen und Männern, deren Nachkommen noch heute im Lande als der uns bekannte Stamm der Falascha leben. Uebrigens soll nach abessinischer Legende der Jüngling Menelik David bei seiner Abreise von Jerusalem heimlich die Bundeslade und die Gesetzestafeln mitgenommen haben. Jedenfalls führt noch heute der Herrscher Abessiniens, „der König der Könige" (Negus Negusti), wie sein amtlicher Titel lautet, den Ursprung seines Hauses auf diesen Sohn Salomos und der Königin von Saba zurück, und der zweite stolze Titel des Herrschers lautet: „der Löwe aus dem Stamme Juda". Den historischen Kern dieser sagenhaften Darstellungen finden wir in Sievers „Afrika" folgendermaßen zusammengefaßt: „Im ersten vorchristlichen Jahrtausend, spätestens aber um 300 v. Chr., haben die Sabäer der arabischen Landschaft Jemen ihren Ueberschuß an Menschen über das Rote Meer hinüber nach Abessinien abgestoßen; erst als die ‚äthiopische' Sprache durch das Christentum eine Litteratur erhielt, ist, wie Hugo Winckler nachweist, das Sabäische aus Abessinien verdrängt worden. Später wendete sich jedoch das Blatt: in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten haben die Herren Abessiniens, ihrerseits über das Meer greifend, in dem damals von den Himjariten beherrschten Saba festen Fuß gefaßt, und nur zeitweise ist es den Juden, die schließlich



Königin von Abessinien

die Herrschaft über Saba errungen hatten, gelungen, sich der abessinischen Bevormundung zu entziehen. Aber seit 525 n. Chr. hat Jemen sieben Jahrhunderte lang unter abessinischen Vizekönigen gestanden. Die Aehnlichkeit der noch jetzt als heilige Kirchensprache in Abessinien geltenden alten Mundart, des Geez, mit dem Himjaritischen Südarabiens ist sehr groß. Aus dem Geez, in dem wir in das 13. Jahrhundert hinaufreichende Manuskripte besitzen, ist aber der heutige Dialekt von Tigre hervorgegangen, und die Sprachen am Amhara und Schoa werden als Töchter eines nicht mehr bekannten Seitenzweiges des Geez betrachtet. Dies alles beweist, daß der Süden des Roten Meeres die Völker Arabiens und Ostafrikas stets mehr verknüpft als getrennt hat."



Eine Gruppe von Abessiniern

Die weitreichenden Beziehungen Abessiniens finden auch ihren Ausdruck in einer Gesandtschaft, die der römische Kaiser Justinian im 6. Jahrhundert an den Hof von Abessinien sandte. Negus Negusti empfing den Gesandten Justinians, angethan mit seinem vollen Schmuck, goldenen Ketten, Armbändern und Halsbändern, und umgeben von seinen Edeln, auf offenem Felde, auf einem Wagen sitzend, der von vier Elefanten gezogen wurde, die die kostbarsten Schabracken trugen.

Ehe wir eine Schilderung der Abessinier, ihrer Tracht und ihrer Thätigkeit geben, wollen wir noch kurz die Geschichte dieses ältesten Reichs auf afrikanischem Boden verfolgen. Vielleicht das wichtigste Ereignis ist die im 4. Jahrhundert erfolgte Einführung des Christentums in Abessinien durch zwei gefangene junge Christen aus dem Abendland. Es ergab sich als beinahe selbstverständlich, daß die abessinische Kirche in Beziehung zu den Kopten Aegyptens trat, die wir schon kennen gelernt haben, und heute noch empfängt der Patriarch von Abessinien seine Weihe von dem Patriarch der Kopten in Alexandria. Dieser Zusammenhang wurde freilich gelöst, als wenige Jahrhunderte später der

Islam auftrat und bald seinen Siegeslauf über Afrika begann. Auch in diesen religiösen Stürmen erwies sich Abessinien wiederum als der trotzige Fels, an dem die Wogen des Islam, die das Christentum ganz Afrikas hinweggefegt, vergebens schäumend und brandend anschlugen und sich brachen. In den unzugänglichen Teilen des Libanon und in dem trotzigen Bergland Abessinien wußte sich allein das Christentum gegenüber der Macht des Islam zu halten, und wir können Ratzel nicht unrecht geben, wenn er schreibt: „Eigentlich macht uns doch immer wieder die Eigenschaft, daß sich Abessinien als eine christliche Feste einem Leuchtturm gleich mitten aus Islam und Heidentum Afrikas erhebt, das Land so anziehend. Sein Christentum bringt uns Abessinien geistig näher und hebt es über ganz Afrika." Wir brauchen mit dem Christentum Abessiniens, dessen Schwächen und Verfall wir noch kurz streifen werden, keine besonderen Sympathien zu fühlen und werden doch den Appell begründet finden, den die Standhaftigkeit dieses uralten Reiches an unser historisches Gefühl richtet.

Durch den Islam war die Verbindung zwischen den Schwesterkirchen des Libanon und Abessiniens zerrissen worden. Wie auf einem sturmumfluteten Eiland war jeder Verkehr unmöglich geworden, und Abessinien verlor sich im Gedächtnis der Menschheit, um erst im späten Mittelalter sagenhaft wieder aufzutauchen. Im Abendland verbreiteten sich romanhafte Vorstellungen, nach denen man in jenem halb sagenhaften christlichen Staat das vergebens gesuchte Reich des Erzpriesters Johannes gefunden zu haben glaubte. Expeditionen wurden ausgesandt, und die Portugiesen kamen thatsächlich bis nach Abessinien und gewannen daselbst Einfluß. Freilich gelang es der Kunst der Jesuiten nur vorübergehend, den Herrscher mit seinem ganzen Hofe zur römisch-katholischen Kirche herüberzuziehen. Schon sechs Jahre danach wurden die Priester wieder verjagt, und die abessinische Kirche nahm ihren alten Charakter wieder an, der sich vor allem darin kennzeichnet, daß die Abessinier wie die Kopten Monophysiten, d. h. Christen sind, die in der Person Christi nur e i n e, die gottmenschliche Natur annehmen.

Die politische Macht Abessiniens war natürlich mannigfachen Schwankungen unterworfen. Das ganze Kaisertum ist auf die persönliche Tüchtigkeit des Monarchen zugeschnitten. Nach altem Herkommen wird der Kaiser von den höchsten Beamten des Reiches aus einer alten Fürstenfamilie gewählt und ernennt dann die Statthalter der Provinzen, die den Titel „Ras" führen. Die Folge dieser Einrichtung war, daß die völlig selbständige Verwaltung der Provinzen nur einen sehr losen Zusammenhalt des Reiches zuließ und mehr als einmal ein kühner Ras sich völlig selbständig machte und ein eignes Herrschertum gründete. So zerfiel 1831 das Land in die drei Staaten Tigre, Amhara und Schoa, zu denen später noch Godscham und Kaffa getreten sind. Bürgerkriege zerrütteten das Reich, und im Süden verwüsteten Einfälle der benachbarten Galla das Land.

Was sich in der Geschichte andrer Länder schon oft wiederholt hat, geschah auch in Abessinien. Einem niedrigen Beamten Namens Kasa gelang es, sich emporzuschwingen, und 1855 bestieg er als Theodoros I. den Thron von Abessinien. Ein mächtiger Soldatenfürst, schlug er mit verwegenem Mut und großem strategischen Talent alle Aufstände zu Boden, führte aber zugleich eine Schreckensherrschaft ein. „Theodoros will das Land durch Schrecken und Blut reformieren," schrieb 1863 Munzinger. „Es giebt keine angesehene Familie in Abessinien, die nicht verwaist wäre. Wie viele Fürsten starben den langsamen Tod der Missethäter. Glücklich jene, die auf dem Schlachtfeld als Männer fielen. Die alten Beherrscher des Volks liegen auf den Bergfesten gefangen." Ganz Abessinien drohte eine Wüste zu werden, als sich Theodoros, dem übrigens große Züge nicht abzusprechen sind, so z. B. der Plan, die Grenzen Abessiniens vom Roten Meer bis zum Nil auszubreiten, die Juden zu taufen und den Islam auszurotten, in großer Selbstverblendung auch gegen die Engländer wandte. Aus Zorn darüber, daß die Beantwortung einiger von ihm an die Königin von England gerichteten Briefe in London vergessen wurde, legte er die Europäer in seiner Hauptstadt in Ketten, und schließlich mußte ihm England den Krieg erklären. Es war einer der denkwürdigsten Gebirgsfeldzüge, da die Engländer dem sich zurückziehenden Feinde bis in das Innere des Hochlandes folgten. „Maultiere aus Spanien, Italien und Kleinasien, Kamele aus Arabien und Aegypten, Elefanten aus Indien begleiteten das etwa 12000 Mann zählende kleine Heer. Unter

den Trümmern der für uneinnehmbar gehaltenen, von den Engländern aber zusammengeschossenen Bergfeste Magdala endete Theodoros durch Selbstmord." Die ihm vielfach nach diesem Schicksal zu teil gewordenen Sympathien schwanden wieder, als bekannt wurde, daß er noch den Tag vorher unter eigner Mithilfe 360 Gefangene hatte niedermetzeln lassen.

Ihm folgte nach langen Kämpfen Johannes II. aus Tigre. Auch er endete im Krieg. Aber ein gewisser Glorienschein umgiebt sein Ende; denn er fiel im offenen Kampfe im Kreuzzug gegen den Islam. Abermals schlugen die Wogen des Islam gegen die Hochburg des Christentums in Abessinien, als ein gewaltiges Heer der Mahdisten den Kampf gegen das alte Reich wieder aufnahm. Nach schwerer Niederlage der Abessinier wurde die altehrwürdige Stadt Gondar von den fanatischen Truppen des neuen Propheten eingenommen und zerstört, und in einer zweiten blutigen Schlacht fiel König Johannes, von einer Kugel getroffen. Der schon den Abessiniern sich zuneigende Sieg wurde ihnen dadurch entrissen, und es schien, als ob der Islam eine verhängnisvolle Bresche in den alten Turm gelegt hätte, der ihm so lange erfolgreich widerstanden. Wir werden später sehen, wie der Mahdismus durch andre Verhältnisse zu Grunde ging.



Abessinischer Soldat

In Abessinien folgte als Kaiser unter dem Namen Menelik II. der mächtige Fürst von Schoa, ein bedeutender Mann, unter dessen Regierung das Reich einen erneuten Aufschwung nahm und sich zum Erstaunen vieler auf einmal als nicht unwesentlicher Faktor in der europäischen Politik erwies. Zunächst machten die Italiener, die ihn anfangs begünstigten, als er aber ihren Wünschen bei der Gründung ihrer Kolonie Erythräa nicht nachgab, in offene Feindschaft mit ihm gerieten, eine unangenehme Bekanntschaft mit ihm. Bei Adua brachte der Löwe aus Judas Stamm den Italienern am 1. März 1896 eine furchtbare Niederlage bei, „die schwerste, die in neuerer Zeit jemals Europäer in Afrika erlitten haben." Seit dieser Zeit steht Abessinien auf der Höhe und ist größer und angesehener als seit langer Zeit. „Im Westen," schreiben Sievers-Hahn, „gehen die Ansprüche Abessiniens bis an den weißen Nil, im Süden sind die abessinischen Heere vom Hochland herabgestiegen, die Länder der Galla verwüstend, im Osten ist das italienische Gebiet wieder eingeschränkt worden, und von einem

früher geplanten Protektorat Italiens über Abessinien kann gar keine Rede mehr sein. Wie Karl von Bruchhausen richtig bemerkt, lachte man noch vor wenigen Jahren über die bis Chartum und an den Rudolf- und Viktoria-See reichenden Grenzansprüche des abessinischen Herrschers, heute lacht man nicht mehr. Abessinien steht namentlich mit Frankreich und Rußland, aber auch mit England, das zu seinen Gunsten auf ein Stück seines Somaligebietes verzichtete, und schließlich auch wieder mit Italien in freundschaftlichen Beziehungen. Freilich muß es sich erst zeigen, ob sich das überraschende Erwachen Abessiniens aus tiefer Erstarrung wirklich auf das Volk erstrecken wird, oder ob das ganze Gebäude von Macht und Glanz nur auf dem Herrscher und seinem Heere beruht."

Menelik II. ist 1842 geboren und gilt als talentvoll und über die Verhältnisse des Auslands gut unterrichtet. Sein führender Minister ist bekanntlich zurzeit ein Schweizer.

Somali-Kinder

Die Organisation des Militärs gilt als vorzüglich, über 100 000 Mann sollen stets schlagfertig sein. Die alte Bewaffnung mit sichelähnlichen Schwertern, Speeren, Schilden und Steinschleudern ist selbstverständlich modernsten Gewehren gewichen. An der Spitze der einzelnen Corps stehen als Feldherrn die Ras, von denen sich schon mancher, wie zum Beispiel Ras Makonnen, auch einen in Europa bekannten Namen gemacht hat.

Die kriegerische Thätigkeit der Abessinier macht sie auch zu großen Jagdliebhabern. Bevorzugt war und wird die Jagd auf Löwen, die früher mit dem Speer betrieben wurde. Zur Jagd auf Antilopen werden Leoparden abgerichtet. Es sei hier nebenbei erwähnt, daß das Fell der seltenen schwarzen Varietät des Panthers vom Kaiser als höchste Auszeichnung, gewissermaßen als der „hohe Orden des Schwarzen Panthers", verliehen wird.

Die Beschäftigung der Abessinier erstreckt sich auf Ackerbau, Viehzucht und Industrie. Freilich wird Ackerbau nur so weit getrieben, als man seine Erträgnisse unmittelbar zum Unterhalt der Familie braucht. Sein Betrieb ist primitiv; allerdings ist als eine Kulturerrungenschaft der Abessinier der Pflug hervorzuheben, „der eine lange Stange mit zwei senkrechten, eisenbeschlagenen Zähnen zum Aufreißen der Erde und eine kleine Leitstange besitzt, an die zwei Ochsen angespannt werden." Gebaut wird hauptsächlich Gerste und etwas Weizen. Das Pflügen ist Sache der Männer, das Ernten und Dreschen Sache der Frauen. Das Getreide wird als Polenta gegessen oder zu flachen Broten verbacken. Rindvieh liefert das Fleisch, das mit Vorliebe roh gegessen wird, während das Schweinefleisch vermieden wird und auch von dem reichlich vorhandenen Wildbret mancherlei verboten ist, so z. B. alles Wassergeflügel. Als Getränk wird aus wildem Honig Met hergestellt und außerdem ein nationales Bier gebraut, das eine große Rolle bei den Trinkgelagen spielt, die sich

neben festlichen Schmausereien großer Beliebtheit erfreuen. Merkwürdigerweise wird Kaffee fast gar nicht getrunken, und der Genuß des Tabaks ist verboten.

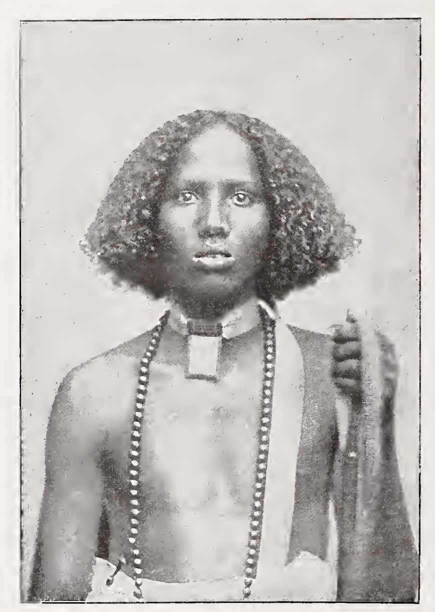
Die bedeutendsten Industrieprodukte sind Filigranarbeiten, Lederwaren und Stickereien, geflochtene Strohmatten, Strohkörbe und Strohschüsseln, die, wie bei den Galla, so fest hergestellt werden, daß sie Flüssigkeiten halten können. Leider ist in manchen Industriezweigen, zum Beispiel in der Goldschmiedekunst, infolge der angeborenen Trägheit der Abessinier ein entschiedener Rückschritt zu bemerken. Ratzel schreibt, daß die lohnendste Arbeit von Fremden verrichtet wird. Uebrigens sind speziell die Silberarbeiten immerhin noch beachtenswert. „Alle abessinischen Filigranarbeiten," schreibt Rohlfs, „haben denselben Charakter, aber nie gleicht eine der andern. Es giebt keine Haarnadel, keinen Halsschmuck, kein Armband, keinen mit Filigran geschmückten Schild, die genau ein Vorbild hätten. Ueberall Originalität und Verschiedenheit, nirgends Uniformität in der Ausführung." Viel Silber wird besonders für die Kultgegenstände, die Kreuze und andre bei den Prozessionen gebräuchlichen Gerätschaften verwendet. Auch Trommeln werden bisweilen ganz mit Silber überzogen.



Ein abessinischer Anführer

Auch in der Malerei ist gegen früher ein Rückschritt zu verzeichnen. Im Mittelalter wurde in der Ausschmückung der heiligen Pergamente sehr Tüchtiges geleistet, während das heut Gemachte roh erscheint.

Kunst und Technik sind vielfach in den Dienst der Kirche gestellt. Die Grundzüge der letzteren haben wir bereits kennen gelernt und auch schon angedeutet, daß besonders Erfreuliches von ihr nicht zu berichten ist. „Es ist aus der lebendigen Pflanze ein stehengebliebenes und dadurch vielfach mißbildetes Gewächs geworden, an dem Blätter und Blüte, Wichtiges und Unwichtiges, Dogma und Disciplin gleiche Bedeutung erhalten haben, so daß es nicht das Leben des Volkes durch eignes Geistesleben durchdringen konnte. Ein verknöcherter Formengeist, Hängen am Buchstaben, Unbildung der Priester, Ueberwuchern des Mönchs- und Nonnentums voll Unordnung und Unsittlichkeit, abergläubische Heiligenverehrung sind Krebsschäden der abessinischen Kirche." Auch das allgemeine Wissen der Abessinier steht auf einem keineswegs hohen Standpunkt. Bemerkenswert ist der Anschluß an jüdische Vorstellungen; gleich dem jüdischen Jahr beginnt auch das abessinische im September.



Ein Somal

Heirat ist ein Zivilvertrag, dem sich öfters eine religiöse Feier anschließt. Eine große Schmauserei ist aber stets damit verbunden. Die Braut erhält eine Mitgift, die ihr Eigentum bleibt und die sie bei einer eventuellen Trennung wieder erhält. Die Moralität gilt im ganzen als lax. Auch das Begräbnis wird mit einem großen Fest gefeiert. Unter den Schoho herrscht die merkwürdige Sitte, die Hand der Toten über das Grab ausgestreckt zu lassen. Grabdenkmäler giebt es seltsamerweise in Abessinien überhaupt nicht, so daß die Begräbnisstätten, zu denen die Plätze um die Kirchen dienen, einen trostlosen, öden Eindruck machen.

Die Kleidung der Abessinier hat viel Arabisches. Ihre Hauptbestandteile sind anliegende Beinkleider und ein Umschlagtuch, das wie eine Toga getragen wird. Es besteht aus Baumwolle und nur bei den Reicheren aus Seide. Die Frauen tragen weitärmelige Hemden, die um die Taille durch einen engen Gürtel gehalten werden, und ein togaartiges Umschlagtuch. Füße und Kopf sind unbekleidet. Die Priester tragen eine weiße Jacke mit weiten Aermeln, ein turbanartiges Tuch und als besonderes Kennzeichen Schuhe mit aufgebogenem Schnabel. Die Haare werden bei den Männern entweder kurz abgeschnitten oder in kurze, anliegende Zöpfe geflochten. Die Frauen tragen eng anliegende, kurze Zöpfchen. Als Schmuck dienen silberne Fußringe über den Knöcheln, die ebenso wie die silbernen Halsketten öfters mit Glöckchen besetzt sind. In die Ohrläppchen werden häufig silberne oder goldene, blumenartige Rosetten gesteckt. Ein ständiger Begleiter aller Abessinier in der warmen Jahreszeit ist ein fahnenartiger, aus Rohr geflochtener Fächer, der in einem Stiel drehbar ist. Dieser Fächer kommt in gleicher Form auch in Nubien vor.

Die Bauart der Wohnungen wechselt sehr; doch wird nirgends besonderer Luxus damit getrieben. Die einfachsten Wohnungen sind aus Stroh geflochtene, mit Lehm verschmierte Hütten von

rundlicher Form. Im Alpenland Simen sind sie von einer Dornhecke umgeben. In Sanafe sind die Häuser von rechteckiger Form. Salt beschreibt Hütten, die sich an Gebirgsterrassen anlehnen und deren flache Dächer in einer Linie mit dem Gebirgshang liegen. Sie haben ein Fenster oder einen Schornstein in Form eines durchbrochenen Topfes. Bei den besser situierten Abessiniern, besonders in den Städten, die allerdings nicht dicht bevölkert sind, finden sich Häuser aus Stein, die öfters auch zweistöckig sind. Ueberall aber sind Ruinen die Begleiter des Neuen; weithin zwischen den neuen Wohnungen ziehen sich die Trümmer früherer Behausungen hin. Selbst in Gondar, der alten, berühmten, in der Provinz Amhara gelegenen Hauptstadt, war schon vor der Zerstörung durch die Mahdisten neben den neuen Häusern ein reiches Trümmerfeld zu finden. Die bekanntesten Reste stammten hier von einem alten Kastell, das im 17. Jahrhundert von einem Europäer erbaut worden



Angriffsübung der abessinischen Reiter

war. Es bestand aus rotem Sandstein und hatte eine zentrale Kuppel und eine Anzahl mit dieser durch lange Galerien verbundener runder Türme.

Die bemerkenswertesten Gebäulichkeiten in Abessinien sind die monolithischen, in die Felsen gehauenen Tempel. In Lalibala sind einige Kirchen in dieser Weise in den Basalt gehauen, und in Sokota, der Hauptstadt der Provinz Wag, eine Kirche in ähnlicher Weise in Granit. Monolithische Säulen findet man in verschiedenen Teilen des Landes, so in Wag und in Axum, wo eine Säule von 83 Fuß Höhe steht. Die kleineren Kirchen erinnern oft sehr an Hütten, die größeren sind nicht selten in der Form eines Kreuzes gebaut. — Werfen wir noch einen Blick auf die verschiedenen Elemente der abessinischen Bevölkerung, so können wir als die typischsten Abessinier die Bevölkerung der Provinz Amhara betrachten. Es sind stattliche Erscheinungen, mit schmalem Haupt, ovalem Gesicht, schmaler, oft adlerähnlicher Nase, leuchtenden Augen von ovalem Schnitt, spitzem Kinn, wohlgeformtem Mund, etwas dicken Lippen, langem Haar und kleinen Händen und Füßen.

Die Farbe wechselt von Hellgelb bis Dunkelbraun. Die Amharer sind intelligent und haben einen stolzen und kühnen Zug. Als ihr Hauptfehler gilt ihre Händelsucht und ihre ungemessene Einbildung. Sie bewohnen die zentrale Gegend rings um den Tanasee. Als Beispiel der hamitischen Bevölkerung Abessiniens können die Bogo im Norden angeführt werden. Sie verehren Schlangen, opfern an Flüssen und haben mancherlei sonderbare Gebräuche; so darf zum Beispiel kein Mann mit seiner Schwiegermutter sprechen oder sie ansehen. Die Neger vertreten die Shangallah, die in den Ebenen nordwestlich des abessinischen Plateaus wohnen. Sie sind eine kühne, kriegerische Rasse; Plowden beschreibt sie als Leute mit schmächtigen Beinen, die aber von der Hüfte an kräftig gebaut sind. In der Regenzeit hausen sie in großen Höhlen; sonst führen sie ein Buschleben. Sie leben von wildem Honig und Fleisch und verschmähen auch Aas nicht. Ihre religiösen Vorstellungen sind als Fetischismus zu bezeichnen; vielfach lassen sie sich auch bei ihren Unternehmungen von der Beobachtung des Vogelfluges leiten. Als eines besonders interessanten Teiles der abessinischen Bevölkerung müssen wir noch der schon einmal erwähnten Falascha gedenken. Sie leben ebenfalls in der Umgebung des Tanasees in den zentralen Provinzen. Ihr von dem äthiopischen Wort Falas abgeleiteter Name bedeutet „Verbannte". Sie behaupten, die direkten Nachkommen der Juden zu sein, die Menelik David, den mythischen Sohn Salomos und der Königin von Saba, begleiteten, als er von Jerusalem nach Abessinien übersiedelte. Sie seien später durch Juden verstärkt worden, die aus Palästina flüchteten, nachdem Nebukadnezar das israelitische Reich unterworfen hatte. Die Falaschas waren einst ein mächtiger Stamm, der die Landschaft Simen, den höchsten Teil des Hochlands von Abessinien, und die benachbarten Ebenen von Dembea innehatte. Sie galten als ein wildes Volk und waren die Quelle beständiger Beunruhigungen für die Bewohner von Tigre und Amhara. Sie wurden daher aus den Ebenen vertrieben, aber unter kühnen Führern des Volkes, männlichen wie weiblichen, deren Vorbilder Gideon und Judith gewesen sein können, wußten sie sich in ihren Bergfesten zu halten. Im 10. Jahrhundert gelang es ihnen, unter einer schönen und ehrgeizigen Fürstin Esther beinahe in ganz Abessinien das Christentum zu stürzen und den rechtmäßigen Herrscher zur Flucht

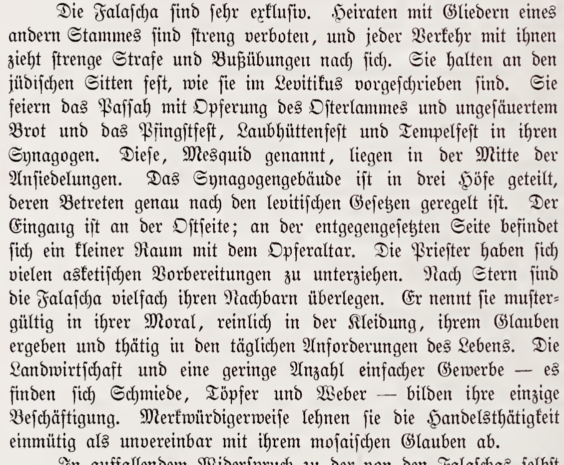


Massai-Krieger



Abessinier

nach Schoa zu zwingen. Im 17. Jahrhundert wurden sie endgültig besiegt, von den Bergen vertrieben und als unterworfene Rasse gezwungen, sich in den Provinzen von Dembea, Gojam und Woggera anzusiedeln. 1862 wurde ihre Zahl auf 250000 geschätzt, aber nach den neuesten Nachrichten sollen sie nur 10000—20000 zählen. Stern, der sie als Missionar besuchte, findet, daß die meisten der Falaschen ausgesprochen semitische Züge tragen. Ihre Hautfarbe ist etwas blasser als die der Abessinier, und ihre Augen, obwohl schwarz und stechend, sind nicht so unverhältnismäßig groß, was das charakteristische Merkmal der übrigen Einwohner des Landes ist.



Die Falascha sind sehr exklusiv. Heiraten mit Gliedern eines andern Stammes sind streng verboten, und jeder Verkehr mit ihnen zieht strenge Strafe und Bußübungen nach sich. Sie halten an den jüdischen Sitten fest, wie sie im Levitikus vorgeschrieben sind. Sie feiern das Passah mit Opferung des Osterlammes und ungesäuertem Brot und das Pfingstfest, Laubhüttenfest und Tempelfest in ihren Synagogen. Diese, Mesquid genannt, liegen in der Mitte der Ansiedelungen. Das Synagogengebäude ist in drei Höfe geteilt, deren Betreten genau nach den levitischen Gesetzen geregelt ist. Der Eingang ist an der Ostseite; an der entgegengesetzten Seite befindet sich ein kleiner Raum mit dem Opferaltar. Die Priester haben sich vielen asketischen Vorbereitungen zu unterziehen. Nach Stern sind die Falascha vielfach ihren Nachbarn überlegen. Er nennt sie mustergültig in ihrer Moral, reinlich in der Kleidung, ihrem Glauben ergeben und thätig in den täglichen Anforderungen des Lebens. Die Landwirtschaft und eine geringe Anzahl einfacher Gewerbe — es finden sich Schmiede, Töpfer und Weber — bilden ihre einzige Beschäftigung. Merkwürdigerweise lehnen sie die Handelsthätigkeit einmütig als unvereinbar mit ihrem mosaischen Glauben ab.

In auffallendem Widerspruch zu der von den Falaschas selbst betonten Abstammung von den Juden steht die völlige Unbekanntschaft ihrer jetzigen Priester mit der hebräischen Sprache. Ihre Bibel ist in der Geezmundart geschrieben, dem noch heute als Kirchensprache Abessiniens dienenden Dialekt, der mit dem Himjaritischen Südarabiens sehr nahe verwandt ist und aus dem der heutige Dialekt von Tigre hervorging.

Abgesehen von ihren religiösen Gebräuchen und Ueberlieferungen unterscheiden sich die Falaschas wenig von den sie umgebenden Stämmen der Agao, Khamta und den andern hamitischen Rassen, die noch Dialekte der alten ahimitischen Sprache sprechen. Die primitivsten von ihnen sind vielleicht die Wito, Fischer und Flußpferdjäger, die die Ufer des Tanasees bewohnen und sich in ihren physischen Merkmalen sowohl von den Hamiten wie von den Semiten unterscheiden. Sie betrachten diese beiden als niedrigere, weit unter ihnen stehende Menschen. Sie zeigen einander widersprechende körperliche Merkmale, wie die rückläufige Stirn, Adlernase, langes Kinn, kurzes, wolliges Haar, sollen jedoch trotzdem, besonders die Frauen unter ihnen, einen angenehmen Eindruck machen. Sie sind ein harmloses Volk, das sich weitab von seinen Nachbarn hält und in kleinen konischen Hütten lebt, die aus dem vom See gewonnenen Schilf gebaut sind.



Ein Madi

Die nordostafrikanischen Ebenen

Vom abessinischen Hochland herabsteigend gelangen wir in ein großes, ödes Gebiet, das sich, bekannt unter dem Namen der ostafrikanischen Steppen, von hier durch Britisch-Ostafrika hindurch bis in den Norden unsrer ostafrikanischen Kolonie erstreckt und geeignet ist, den wirtschaftlichen Wert dieser Besitzungen ziemlich herabzudrücken.

Ehe wir im einzelnen auf die Völkerschaften eingehen wollen, die wir hier antreffen, sei kurz des landschaftlichen Charakters dieses Teils von Ostafrika gedacht, da mit ihm auch der Charakter der Völker zusammenhängt.

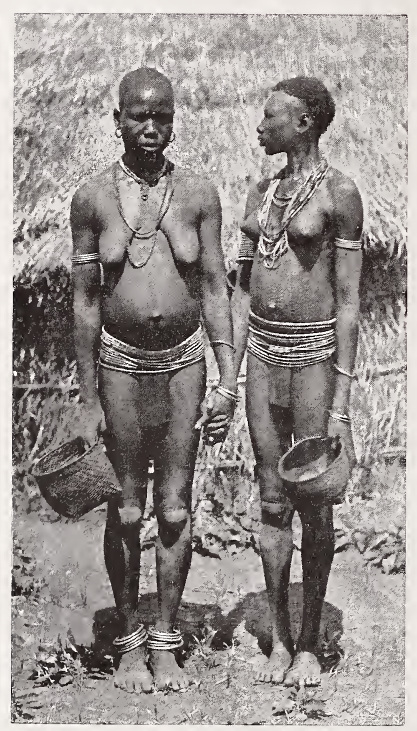
Die öde, wasserarme Eigenschaft des Landes verrät uns schon das Schicksal der Flüsse, die, vom abessinischen Hochland herabkommend, dem Indischen Ozean zuströmen. Der Webi zum Beispiel erreicht, obwohl er ein großes Gebiet entwässert, nicht das Meer. Bis auf 20 Kilometer kommt er ihm nahe, dann läßt er sich durch unbedeutende Bodenerhöhungen ablenken, um schließlich, nachdem er noch eine Zeitlang parallel der Küste geflossen, in einem Sumpfe ein ruhmloses Ende zu finden. Glücklicher ist sein Nachbar, der Jub, der noch das Meer erreicht, in seinem letzten Lauf die Grenze Britisch-Ostafrikas bildend. Unabsehbar erstreckt sich die Ebene, sowie man, vom Meer aus kommend, die Küstenzone überschritten hat. Als Somalland oder Somal wird der östlichste, an Abessinien sich anschließende Teil des Kontinentes, das „Horn Afrikas", bezeichnet. Nach Parkinsons Schilderungen stellt sich die Ebene des Somallandes, die sogenannte Haud, wie ein mit Gebüsch bedecktes Meer dar, aus dem einzelne schokoladenfarbige Ameisenhaufen aufragen. In gleichem Charakter erstreckt sich diese Landschaft nach Britisch-Ostafrika hinein, hier nach einer Bezeichnung der Eingeborenen „Nyika-Steppe" genannt. Das Land ist teils Buschsteppe, teils zeitweise völlig verdorrte Grassteppe mit wenigen Bäumen. Nur vom März bis Mai fällt hier etwas Regen. Zum Teil gilt die Bezeichnung „Nyika-Steppe" auch noch im Norden von Deutsch-Ostafrika. Dann schließt sie sich an die „Massai-Steppe" an, deren landschaftlicher



Eine Massai-Frau

Charakter uns durch mehrere Forschungsreisende, speziell durch Hans Meyer, gut bekannt ist. Eine Unterbrechung erleidet in Deutsch-Ostafrika diese Steppenzone durch die Usambara-Berge. Sie bilden „eine sehr ausgeprägte klimatische Oase", liegen der Küste nah und sind fruchtbar. An sie knüpfen sich daher vorzugsweise die Hoffnungen der Pflanzer.

Das Steppengebiet ist zum großen Teil die Heimat einiger bedeutender und charakteristischer afrikanischer Völkerschaften. Im Osthorn Afrikas wohnen die Somal mit den Afarstämmen oder Danakil, die Abessinien im Osten begrenzen. Ihnen schließen sich die Galla an, und südlich von ihnen am Fuße der gewaltigen Gebirgsriesen Kenia und Kilimandscharo und am westlichen Ufer des Viktoriasees die vielgenannten Massai. Obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß diese Stämme von Osten her nach Afrika eingedrungen sind, so wissen wir doch über ihre Geschichte zu wenig, um positive Angaben machen zu können. Vorsichtigerweise bezeichnen die meisten Ethnographen diese nordostafrikanischen Völker einfach als Mischvölker von Negern und hamitisch-semitischen Gruppen. Jedenfalls unterscheiden sie sich wesentlich von den südlich von ihnen wohnenden Bantunegern.



Madi-Frauen

Am meisten von fremden Einflüssen berührt und mit fremden Elementen gemischt sind

die Somal

Unter den verschiedenen afrikanischen Stämmen haben die Somal den meisten Anspruch auf Schönheit. Die Lippen sind dünner als bei den Negern, die Nase leicht gebogen, die Augen groß und ausdrucksvoll. Die Hautfarbe ist sehr dunkel, manchmal kohlschwarz, das Haar ist lang und wächst in steifen Ringen; meist ist der Haarwuchs sehr stark. Die Männer sind schlank und auffallend mager, besonders die Beine sind dünn. Die Frauen sind kleiner und breiter gebaut, auch muskulöser.

Die ersten Reisenden, die mit den Somal in Berührung kamen, schrieben ihnen einen schlechten Charakter zu; Treulosigkeit, Verräterei und Grausamkeit wurden als ihre Eigenschaften hervorgehoben. Dieses Urteil gründet sich speziell auf die ungünstigen Erfahrungen, die der englische Reisende Burton mit den Somal gemacht. „Sie haben," schreibt er, „all den Leichtsinn und die Unbeständigkeit des Negercharakters; in dem einen Augenblick vergnügt und scheinbar zufrieden, können sie ohne sichtbaren äußeren Grund plötzlich in einen Zustand der Raserei verfallen, in dem sie die größten Grausamkeiten zu begehen im stande sind." In Aden, meint Burton, seien sie glücklicher als in ihrer Heimat. Hier sah er sie oft tanzen und, vergnügt wie Kinder, in die Hände klatschen. Nicht alle Reisende aber fällen ein gleich ungünstiges Urteil. Wie Sievers hervorhebt, bahnt sich eine Besserung an, die Eingeborenen beginnen Vertrauen zu den Europäern zu fassen.

Jedenfalls sind die Somal intelligent und tüchtig und dem Mann ergeben, dem sie einmal ihr Zutrauen geschenkt haben. Ihre Verwendung als Soldaten, die in Deutsch-Ostafrika von der deutschen Regierung versucht wurde, führte zu einem günstigen Resultat. Sie erwiesen sich als eine Truppe,



Ein Somali und sein Weib

die militärischen Anforderungen entsprach und der leicht und sicher Disciplin beizubringen war. Gleich günstige Erfahrungen sind bei vielen privaten Expeditionen gemacht worden; freilich wird auch manchmal die leichte Erregbarkeit der Somal hervorgehoben. Auf ihre Bewaffnung in der Heimat wollen wir anläßlich der Schilderung der Massai näher eingehen, da die Somal mit diesen und den Galla viele Aehnlichkeiten aufweisen.

Obwohl die Somal fast durchweg Nomaden sind, giebt es doch auch ackerbautreibende Gruppen, und Indigo z. B. bildet einen Ausfuhrartikel. Aber selbst der Ackerbau vermag den Nomadencharakter nicht völlig zu unterdrücken, der auch in den Städten seinen Ausdruck findet, indem diese öfters verlegt werden und ihre Bevölkerung in der Zahl sehr wechselt.

Die meisten der Somal sind Mohammedaner und hängen dem freilich bei ihnen etwas korrumpierten Islam fanatisch an. Sie tragen den mohammedanischen Rosenkranz von 99 Perlen, und ihre Tänze erinnern an Derwischtänze, da sie in ekstatischer Weise oft bis zum Umfallen durchgeführt werden. In der Befolgung ihrer strengen Speisevorschriften leiden sie lieber Hunger, als daß sie ein von Christen bereitetes Essen anrühren. Ihr Fanatismus für den Islam hat aber nicht gehindert, daß sich mancherlei Aberglauben eingenistet hat; sie schwören bei Steinen, sie haben heilige Plätze und heilige Bäume, und bei begangenen Verbrechen kommen häufig Gottesurteile zur Anwendung. Herausholen einer Kaurimuschel aus einem Topf siedenden Wassers, über heiße Asche gehen, ein rotglühendes Eisenstück aus dem Feuer holen sind beliebte Verfahren zur Ermittlung der Schuldigen. Es ist bekannt, daß ähnliche Mittel in früheren Zeiten auch in Europa angewendet wurden.



Dinka-Mädchen (von vorn gesehen)

Polygamie ist bei ihnen weit verbreitet. Die Männer heiraten meist Frauen aus einem andern Stamm. Die Stellung der Frau, denen die Besorgung des Haushaltes zufällt, ist im ganzen keine niedrige. Vielfach begleiten sie auch die Karawanen auf dem Marsch und haben dann für die Nahrung ihres Eheherrn zu sorgen und ihm wohl auch seine Grashütte zu bauen.

Obwohl die einzelnen Somalstämme sogenannte Könige besitzen, die „als Krone eine strahlenförmig gefurchte, in der Mitte spitz zulaufende gelbe Lederkappe tragen, die mit einem Goldknopf und einer Tresse an der Spitze versehen ist und mit einem Turban umwunden wird, und obwohl sie fernerhin ein roter Mantel schmückt", so entspricht ihre Autorität doch nicht ihrem äußeren Glanze. Die Somal zerfallen in zahlreiche Stämme und Unterstämme, die in geringem Zusammenhang unter sich stehen, und es ist hier trotz der entschiedenen Intelligenz nicht zur Bildung eines größeren Reiches gekommen. Allerdings wird von den Reisenden diesen verschiedenen Stämmen auch eine sehr verschiedene Begabung zugeschrieben.

An die Somal sich anschließend und bald zu diesen, bald auch zu den Galla gerechnet, sind

die Danakil

oder Afarstämme zu erwähnen. Ihr Gebiet erstreckt sich von der Südwestküste des Roten Meeres bis zum Fuße des abessinischen Hochlandes, das sie im Osten abschließen. Sie sind eine Rasse von großem, ansehnlichem Wuchs, und besonders die Frauen werden nicht selten als schön bezeichnet. Ihre körperlichen Eigenschaften und ihre Sprache weisen darauf hin, daß sie den Hamiten zuzuzählen sind. Auch sie werden als lebhaft und nicht unbegabt geschildert, freilich wird aber von mancher Seite auch hervorgehoben, daß sie noch wilder seien als die Somal. Sie zerfallen in viele einzelne Gruppen, die bisher drei Oberhäuptlinge anerkannten. Während sie früher auch Aegypten gegenüber ihre Unabhängigkeit zu bewahren wußten, stehen sie heute zum größeren Teile unter italienischem Schutz.

Ihr Land ist öde und enthält Salzseen, die für die Danakil eine Einnahmequelle sind. Das Salz wird von den Eingeborenen in kleine, kuchenähnliche Stücke gebracht, die nach Abessinien expediert werden, wo sie zum Teil als Scheidemünze gelten.

Die Galla

oder wie sie sich selbst stolz nennen „Oromo“, d. h. „tapfere Männer“, spielten einst eine größere Rolle als heute, da sie in eine Reihe kleinerer Stämme von politisch geringer Bedeutung zerfallen. Sie umgeben Abessinien im Süden und Südwesten und dehnen sich bis zum Rudolfsee in Britisch-Ostafrika aus. Es sind hochgewachsene, kraftvolle Gestalten, „nervig, muskulös, von hellerer Hautfarbe als der Neger, aber meist ohne bestimmten Rassentypus. Ihre Farbe schwankt von Dunkelbraun bis Hellkaffeebraun. Das Haar ist bald wollig, bald lockig, ihr Gesichtstypus bald edel, bald äußerst wild und roh. So spiegeln sie schon in ihrem Aeußeren den Mischlingstypus wider.“ Auch ihr Charakter soll Eigenschaften der Neger, Hamiten und Araber vereinigen. Die Treulosigkeit, Grausamkeit und der Fanatismus erinnern sehr an die nordafrikanischen Hamiten der Sahara, die Offenheit an einzelne ostafrikanische Negerstämme. „Im allgemeinen aber sind alle diese Völker schwer zu behandeln, da Tücke und Rachsucht hervorstechende Züge ihres Charakters sind, denen schon mancher europäische Reisende zum Opfer gefallen ist.“



Dinka-Mädchen (von der Seite gesehen)

Die Gallafrauen spielten einst durch ihre Schönheit eine Rolle auf den Sklavenmärkten von Kairo, Chartum und Sansibar. Auch die Galla sind Nomaden, und die Viehzucht hat bei ihnen eine große Bedeutung. Als Haustiere werden auch Pferde gezüchtet, „eine Beschäftigung, die die Galla zu einem wilden Reitervolk gemacht hat“. Nach Norden hin nimmt der Ackerbau zu, bei dem ein hölzerner, mit eiserner Schar versehener, von Ochsen gezogener Pflug verwendet wird. Die Kleidung der Galla besteht bei den Frauen aus einem langen Ledergewand, das von den Hüften an abwärts fällt und durch einen mit farbigen Perlen geschmückten Gürtel gehalten wird. Den Oberkörper verhüllt ein Mantel aus Baumwollzeug oder Ziegenhaar. Die Männer tragen ein faltiges Gewand, das vom Hals auf den Rücken herabfällt, aber den vorderen Teil des Körpers unbedeckt läßt; um die Hüften wird ein Schurz getragen. Als Schmuck spielen Ringe am Hals, Armen und Beinen aus Eisen, Messing oder Silber, die zum Teil sehr schön ausgeführt sind, eine Rolle. Die Haare werden geschoren oder mit Kalkbrei gelbrot gefärbt. Im nördlichen Gallaland, wo, wie wir hörten, der Ackerbau verbreiteter ist, sind die zu Wohnungen dienenden Hütten von einem niedrigen Steinwall umgeben, und es finden sich auch Steinhäuser. Ebenso werden auf die Galla ältere Steinbauten in Gebieten zurückgeführt, die allerdings heute nicht mehr von diesem Volk bewohnt werden. Im südlichen Teil der Gallaländer sind die Wohnungen konische Strohhütten. Im Norden sind die Gallavölker Mohammedaner, die südwestlichen Stämme dagegen noch Heiden. Die ursprüngliche Religion war wohl Fetisch- und Geisterglauben, verbunden mit Schlangenverehrung. Zeichendeuterei wird bei der Betrachtung der Eingeweide geschlachteter Rinder und Schafe getrieben, wie sich überhaupt mancherlei Aberglauben vorfindet.

Die Stellung der Frau kann bei den Galla als eine günstige bezeichnet werden. Nach Sievers scheint eigentlicher Frauenkauf nicht vorzukommen, sondern im Gegenteil die Frau dem Manne eine Mitgift mit in die Ehe zu bringen. Den Frauen fällt natürlich auch hier die Hausarbeit zu; sie sind sehr geschickt in Verfertigung von Matten, Körben, Decken und andern Flechtereien.

Mancherlei kleine, aber ethnographisch nicht uninteressante Stämme, mit denen uns besonders die Expedition Teleki-Höhnel bekannt gemacht hat, wären noch zu erwähnen. Sie finden sich hauptsächlich in der Umgebung des Rudolfsees. Gelten die einen, zum Beispiel die Reschiat und Rendile, zwar als tapfer, aber doch als friedfertig und ruhig, so wird andern, wie den Turkana und Burgenedschi, ein lärmender und kriegerischer Charakter zugeschrieben, der sie auch unter sich vielfach in Fehde leben läßt und mancher Karawane schon ohne jede Veranlassung den Untergang bereitet hat.



Bari-Frau (von der Seite gesehen)



Bari-Frau (von vorn gesehen)

Keines aber von all den Völkern, die wir als Gallavölker zusammenfassen können, hat seinen Namen in ganz Ostafrika so bekannt zu machen gewußt wie der Stamm der Massai.

Die Massai

Waren die Galla als Krieger durch ihre Raubzüge einst der Schrecken der Abessinier, so waren die Massai nicht nur für alle friedlichen Stämme Ostafrikas eine Landplage, sondern auch in der Geschichte unsrer deutsch-ostafrikanischen Kolonie haben sie manchmal eine verhängnisvolle Rolle gespielt. In dem Steppengebiet, das nach ihnen den Namen „Massai-Steppe" führt, umherstreifend, dehnten sie ihre Raubzüge weit hinein in das Gebiet von Deutsch-Ostafrika aus. Fortwährende Bedrohungen und Plünderungen der Karawanen führten zu einer völligen Sperrung des Handelswegs nach dem Kilimandscharo, und Deutschland sah sich genötigt, kriegerische Expeditionen gegen die Massai zu unternehmen. Ihnen verdankt daher die Afrikalitteratur eine Reihe wertvoller Publikationen, von deutscher wie von englischer Seite. Baumanns großes Werk „Durch Massailand zur Nilquelle", Kallenbergs „Frühlingsfahrt nach Deutsch-Ostafrika", die sich durch die Ereignisse zu einem „Auf dem Kriegspfad gegen die Massai" umwandelte, wollen wir nur aus der deutschen Litteratur als solche Werke herausgreifen, die schon durch ihren Titel diesem Stamm gewidmet sind. Um die Erforschung der Massai haben sich fernerhin Hans Meyer und Fischer besonders verdient gemacht, und von Engländern seien Thomson und Johnston genannt. Die Massai gelten unter allen Galla-



Somal

stämmen als Typus der Schönheit, freilich einer Schönheit, die in immerhin nur beschränktem Sinne zu gelten hat, in, wenn wir so sagen dürfen, afrikanischem Sinne. Vor allem fällt ihre ausnehmende Größe und Schlankheit auf: „Der ausgewachsene Massai reiner Abstammung erreicht mit 17 Jahren gewöhnlich die Größe von 1,80 Metern, ist dabei aber dürr und mager. Er ist ein sehniger, muskulöser Mann mit breiter Brust, schmalem Kopf und eisenharter Muskulatur ohne Fettansatz. Die Gesichtsbildung der Massai, die ziemlich schmalen, schiefen Augen, die vorstehenden Backenknochen und das oft spitze Kinn erscheinen auf den ersten Blick etwas mongolisch. Das Haar ist länger und weniger kraus als bei den Negern, was zum Teil von der Behandlung herrühren mag. Die Hautfarbe ist gewöhnlich matt-schokoladenbraun." Nach Kallenberg haben die Gesichtszüge der Massai etwas seltsam Weibliches, ungeachtet der wilden Lebensweise. Die Augen liegen tief von wulstigen Brauen überschattet, eine gerade Nase mit ziemlich weiten Flügeln, ein breiter, aber nicht sehr aufgeworfener Mund vervollständigen den männlichen Typus. Von den Frauen giebt Kallenberg folgende, nicht gerade anmutende Schilderung: „Vorzüge der Schönheit zeichnen sie nicht aus, sie sind fast durchweg häßlich. Der schmale, nach hinten auffallend stark gewölbte Schädel ist vollkommen glatt rasiert, die Hüften kaum hervortretend, die Beine gleich wie bei den Männern sehr lang, Waden fehlen ganz. Diese negativen Reize werden noch verstärkt durch das Fehlen der Augenbrauen und durch einen finsteren Gesichtsausdruck, in dem wir Verschlagenheit und cynischen Gleichmut lasen."

Nicht gerade verschönert werden die Massaifrauen durch den merkwürdigen, für sie charakteristischen Schmuck; wohl kaum irgendwo auf der Welt und sicher nicht außerhalb Afrikas wird ein so gewichtiger Schmuck getragen wie von den Massaifrauen. Am Oberarm und am Handgelenk sehen wir Manschetten aus Eisendraht von 3 Millimetern Dicke, der spiralig zusammengerollt ist; ebenso trägt der Fuß vom Knöchel bis zum Knie eine solche Eisenschiene. Um Hals und Nacken liegt wie ein breiter Stuartkragen ebenfalls eine eiserne Last, und von den Ohren, deren Läppchen mit großen Löchern versehen sind, hängen Messingspiralen herab, die 10 Centimeter breit sind. Das Gewicht eines Armreifes stellte Kallenberg auf 1 Kilo und 250 Gramm fest, das einer Beinschiene auf 2 Kilo und 800 Gramm. Der gesamte Schmuck, bestehend aus Arm- und Beinschienen, Halskrause und Ohrringen kann rund 12 Kilo wiegen. Nur unter großem Kraftaufwand und mit fremder Beihilfe läßt sich diese Eisenrüstung anlegen und wieder entfernen. Außerdem umwickeln die Weiber den Unterkörper bis an die Brust heran mit Fellen. Die Männer gehen für gewöhnlich beinahe völlig nackt. Im Frieden besteht ihre Kleidung aus einem schmalen Ledergürtel und einem leicht über die Schultern geworfenen kleinen Affen- oder Leopardenfell und ledernen Sandalen aus frischen Ochsenfellen. Sie lieben es ferner, sich Brust, Schultern, Oberarm und Oberschenkel mit einer Mischung von Rinderfett und rotem Thon, den sie den Termitenhügeln entnehmen, zu beschmieren. Als Schmuck trägt der Mann im Ohr einen Holzpflock, der einen kolossalen Durchmesser erreichen kann. Ein solcher Holzpflock im Stuttgarter Museum hat 7,5 Centimeter im Durchmesser und mißt in der Höhe 4 Centimeter. Das Ohrläppchen ist dann gewissermaßen in ein entsprechend großes Loch umgestaltet, das von einem nur schmalen Hautring umfaßt wird. Dieser spärliche Anzug wird aber im Krieg vervollständigt. Statt des über den Rücken geworfenen Felles tragen die Massai ein langes Stück Tuch mit einem farbigen Streifen in der Mitte und eine Haube aus Habichtsfedern, aus Affenfell oder einen prächtigen Kopfputz aus Straußenfedern. Die Knöchel schmückt ein Ring aus Affenfell. Die stattliche Erscheinung wird noch durch die Bewaffnung gehoben, die sich in ähnlicher Weise auch bei den Galla und Somal findet und deren Besprechung wir daher bis hierher verschoben haben. Ihre Hauptwaffe ist ein Speer mit langem Blatt, und es giebt wohl bei allen Naturvölkern kaum eine Waffe von solcher Schönheit wie der Speer der Somalleute und die verwandten Formen afrikanischer Speere, wie zum Beispiel der Dschaggaspeer. Der ganze Speer erreicht eine Länge von über 2 Metern. Die mit größter Exaktheit gearbeitete Stahlklinge ist 70—80 Centimeter lang; auch der Schaft besteht aus Eisen und ist ungefähr 1 Meter lang. Nur das kurze Verbindungsstück zwischen Klinge und Schaft ist von Holz. Das Blatt des

Speeres ist teils sehr schmal, teils unten breiter und sich nach oben verjüngend. Wir wissen durch Hans Meyer, daß auch hier die Mode Aenderungen herbeiführt. So elegant diese prachtvollen und in Afrika selbst schon hochbezahlten Stoßspeere sind, eine so fürchterliche Waffe sind sie zugleich in der Hand der tollkühnen Massaikrieger. Weiter führen diese, wenn auch nicht durchweg, ein kurzes Schwert; immer aber gehört zu ihrer Ausrüstung ein etwa 1 Meter hoher, breiter, ovaler Schild aus Büffelhaut, der durch schwarze, rote und weiße Farbe in einzelne Felder eingeteilt ist.

Die Massai führen alle ein Nomadenleben und verstehen sich ausschließlich auf Viehzucht. Mit ihren großen Herden ziehen sie in der Regenzeit in den offenen Ebenen herum, zur Zeit der Dürre aber ziehen sie sich in Gebirgsgegenden oder in die Nähe der Flüsse zurück. Ständige Heimstätten fehlen daher. Aber rasch werden immer, meist von den Frauen, in Form niedriger Lehmhütten vorübergehende Wohnungen aufgeführt. Eine Anzahl von ihnen liegt in einem großen Kreise zusammen und wird mit einer dornigen Hecke umgeben. In dem umfriedigten Raum bringt das Vieh die Nacht zu.



Ein Schilluk

Neben Viehzucht aber ist, wie schon angedeutet, Raub die Hauptbeschäftigung der Massai, und durch die Schnelligkeit ihrer Raubzüge, die Tollkühnheit ihres Angriffs waren sie lange Zeit der wahre Schrecken Nordostafrikas. „Diese Nomadenstämme,“ schreibt von der Decken, „die viele Tagereisen weit westwärts, zwischen den riesigen Schneebergen Kilima Ndscharo und Kenia sitzen, unternehmen Raubzüge oft bis an die Küste hin und schleppen namentlich das Vieh mit sich fort. Ihre kriegs- und beutelustigen, den Tod verachtenden Scharen sind der Schrecken friedlicher Leute, der ansässigen Ackerbauer wie der wandernden Kaufleute und bringen durch das Ungestüm ihres wilden Anpralls und durch ihren Todesmut den besser bewaffneten Arabern nicht selten empfindliche Verluste bei. Mit dem Worte Massai machen die Küstenbewohner ihren Kindern bange, dieses eine Wort genügt, ganzen Karawanen heillosen Schrecken einzujagen, so daß die Träger ihre Bündel zur Erde werfen und in wilder Flucht von dannen jagen.“

Der kriegerische Ruf, in dem der Massai stand, veranlaßte einige andre schwächere Stämme, eine ähnliche Kriegstracht wie die Massai anzulegen, ohne daß sie jedoch ihre kriegerische Tüchtigkeit besessen hätten. Wie wir im Tierreich zahlreiche Fälle kennen, besonders unter den Insekten, daß ganz harmlose Geschöpfe in ihrer äußeren Erscheinung gefährlich stechenden, andern Arten gleichen — es ist die bekannte Erscheinung der „Mimikry“ —, so segeln auch diese Stämme gewissermaßen unter falscher Flagge. Diese Erscheinung steht nicht einmal vereinzelt da. Auch die gefürchteten Sulu werden in ihrer äußeren Erscheinung von andern Stämmen nachgeahmt, und nach Ratzels Vorschlag bezeichnet man solche Stämme als Massaiaffen oder Suluaffen.

Die ganze Organisation der Massai ist auf diese räuberische Lebensweise zugeschnitten. Mit dem siebzehnten Jahre werden die Jünglinge Krieger, und die ganze Mannschaft im Alter von 17—24 Jahren bildet die bewaffnete Macht der Massai. Sie leben in dieser Zeit abgesondert von den verheirateten Massai, aber mit Mädchen ihres Stammes in eignen Behausungen und führen den Namen Elmurani. Während der ganzen Zeit dürfen sie keine Pflanzenkost genießen, sondern leben ausschließlich von Milch, halbrohem Fleisch und Blut der Rinder. Milchnahrung wie Fleisch-

nahrung darf aber nicht zusammen genossen werden, sondern nur abwechselnd, und wenn der Elmurani von der Fleischnahrung zur Milchnahrung übergeht oder umgekehrt, so nimmt er vorher ein Brechmittel, damit nicht beide Nahrungsbestandteile im Magen sich treffen. Es ist kein Zweifel, daß diese Ernährung, verbunden mit der strengen körperlichen Ausbildung, dem Massai die für ihn charakteristische, hagere Gestalt verleiht.

Pflanzenkost dürfen nur die verheirateten Massai und die Weiber genießen. In die Ehe treten die Massai erst, wenn sie das kriegsdiensttaugliche Alter überschritten haben, wobei übrigens besondere Formalitäten nicht stattzufinden scheinen.



Ein Lango-Häuptling mit eigentümlichem Kopfputz

Arbeit, soweit sie nicht mit den Kriegszügen in engem Zusammenhang steht, verschmäht der Massai. Auch die Waffen werden von dem Stamm der Wandorobbo, der mit den Massai zusammen umherschweift, verfertigt. Das Hausgerät besteht aus wenigen Stücken. Die Hauptrolle spielen große, zur Aufbewahrung gegorener Milch dienende Kalabassen, die häufig mit Kaurimuscheln besetzt sind. Mit einfachen Holzgriffen versehene Messer zum Zerschneiden der Häute, die aber auch, wie die Kämpfe gegen die Massai gelehrt haben, von den Frauen beim Ueberfall des Lagers mit Gewandtheit zu ihrer Verteidigung benutzt werden, gehören nebst einigen einfachen Sitzschemeln zum Inventar der Hütten. Bemerkenswert ist ferner das Vorkommen eines einem Pochbrett ähnlichen Brettspieles, das mit Würfeln gespielt wird.

Die große Zeit der Massai, die noch durchweg Heiden sind, ist vorbei. In mehreren Kämpfen sind sie gezwungen worden, nun endgültig die größere Macht der Deutschen anzuerkennen, und damit ist auch ihr Ruf dahin, der sie in ganz Ostafrika gefürchtet machte. Besonders schwer traf sie die seit 1891 Ostafrika überziehende Rinderpest. Da sie sich auf Ackerbau kaum verstehen, brach eine Hungersnot unter ihnen aus, der sie scharenweise zum Opfer fielen. Uebrigens weist Hans Meyer darauf hin, daß allmählich der Viehstand wieder zunehme, und er hält es nicht für unmöglich, daß damit die nomadische Lebensweise wieder aufgenommen werden könnte.

Wohl den Massai zuzurechnen, wenn auch etwas von ihnen verschieden, sind ein paar kleine Stämme, deren wir noch kurz gedenken wollen.

Die Wakuafi

Die Wakuafi wohnen am Kilimandscharo und unterscheiden sich von den Massai durch gröbere Körperbildung und insofern, als sie durch ihre dunkelschwarze Farbe wohl eine Blutmischung mit dunkelfarbigen Stämmen verraten. Auf den Inseln des Baringosees, dessen landschaftlichen Charakter Thomson mit begeisterten Worten schildert, leben die

Njemps,

deren Beschreibung wir Thomson verdanken. Er schildert sie in ihrer äußeren Erscheinung als noch größer und schlanker als die Massai. Ihre Bekleidung besteht in langen Lederröcken. Sie tragen



Abschluß eines Vertrages (Kikuju)

Arm- und Fußringe und Halskrausen, ähnlich denen der Massai, und auch ihre Ohrringe ähneln denen der Massai. Ihr Speer charakterisiert sich durch ein kurzes, breites Blatt. Sie wohnen in Hütten, die zu Dörfern vereint sind und durch einen starken Zaun geschützt werden; nur ein enges, leicht durch einen schweren Baum verschließbares Thor führt in das Innere. Ihre Hauptnahrung ist Durra. Sie haben nicht so strenge Speisegesetze wie die Massai; denn außer Fleisch essen sie auch Fische, da sie an einem fischreichen Gewässer wohnen.

Ueberblicken wir die heutige politische Verteilung dieser Stämme, so sehen wir, daß das Land der Somal, soweit es nicht zu Abessinien gehört, an den Küsten von Italien, England und Frankreich besetzt ist. Die Galla gehören hauptsächlich zu Britisch-Ostafrika, die Massai, wie erwähnt, zu Deutsch-Ostafrika.

Der obere Nil

In dem Becken des oberen Nils zwischen Faschoda, Uganda und dem Kongogebiet lebt eine Reihe von Stämmen, die man als die oberen Nilstämme bezeichnet. Unzweifelhaft erinnern sie in ihrer äußeren Erscheinung sehr an die Neger, denen sie auch in ihrer Lebensweise vielfach nahestehen. Immerhin machen sich jedoch auch Unterschiede geltend, und die neueren Untersuchungen weisen ihnen auch eine besondere Stellung zu. Früher hielt man sie für Verwandte der Fulbe des West-Sudans und der Nubier. Keane wies jedoch das Irrtümliche dieser Ansicht nach. Neuerdings sind sie besonders von E. de Martonne untersucht worden, der sie als „Nilotiker" bezeichnet und wieder ältere und jüngere Nilotiker unterscheidet. Von einigen Forschern werden auch die zuletzt besprochenen Njemps- und Massaistämme noch hierher gerechnet.



Schilluk-Mädchen

Wir werden später noch sehen, daß gerade in diesem Gebiet des oberen Nils in den letzten Jahrzehnten keine Beständigkeit herrschte. Fast überall in Afrika begegnen wir ja fortwährenden Verschiebungen der Völker, die auf Wanderungen einzelner Stämme beruhen. Wie es ein Charakterzeichen afrikanischer Staatenbildungen ist, daß sie keine festen Grenzen haben, so dürfen wir das Gleiche auch von den Verbreitungsgebieten einzelner Stämme sagen. Wir haben zum Beispiel schon bei den Fulbe gesehen, daß sie in langsamem, aber sicherem Vordringen sind. Aehnliche Beispiele könnten wir von den Massai und von den Bantuvölkern anführen, die wir noch besprechen werden. Im Gebiet des oberen Nils aber fanden nicht nur solche langsame Völkerverschiebungen statt, sondern mit rauher Hand hat in diesen Gebieten lange Jahre hindurch tobendes Kriegswetter alles durcheinander geworfen. „Man wird die Ethnographie dieser Gegenden gleichsam von neuem aufbauen müssen." (Sievers.)

Es verlohnt sich aber trotzdem, einen Blick auf diese Nilotiker zu werfen.

Bei Ladó tritt der Nil in die weite Ebene des östlichen Sudans ein. Seine stürmische Jugendzeit, in der er das ostafrikanische Tafelland in einer Reihe von Stromschnellen durchbrochen hat, liegt hinter ihm, und er fließt von da ab mit der ganzen Gemächlichkeit eines Flachlandflusses dahin. Fällt er doch auf der ganzen weiten Strecke von Ladó bis Chartum nur um 87 Meter. Der langsame Lauf des Flusses bringt seenartige Erweiterungen hervor, die Ufer sind sehr flach, und da alle dem Nil zuströmenden Wasseradern in ihrem unteren Lauf kein Gefälle haben, entsteht ein Sumpfgebiet von enormer Ausdehnung und charakteristischem Pflanzenwuchs, der in undurchdringlichen Dickichten weithin die Ufer säumt oder schwimmende Inseln bildet, die oft den Fluß in seiner ganzen Breite und Tiefe versperren. Dies sind die berühmten und berüchtigten Pflanzenbarren

des Nils, die „Sedd“. Nach Emin Paschas Schilderung war bisweilen selbst von den Mastspitzen des Dampfers aus kein offenes Wasser mehr zu sehen. Einen noch ausgeprägteren Sumpfcharakter hat der von Westen kommende Nebenfluß des Nils, der Bahr-el-Ghasal (Gazellenfluß); in seinen Grasbarren blieb Marno, der einstige Gouverneur dieses Gebietes, als es noch Aegypten gehörte, monatelang stecken und entging kaum dem Hungertod, dem die Mehrzahl seiner Leute erlag.

In diesem Gebiet wohnen die Nilotiker. Wenden wir uns zunächst den Stämmen im Gebiet des Gazellenflusses zu, so sind die nördlichsten von ihnen die

Dinka,

die das Gebiet um Meschra-Erek bis zur Einmündung des Gazellenflusses in den weißen Nil bewohnen. Sie sind ein muskulöses, wohlgebautes Volk, vielfach aber auch auffallend lang und hager, so daß man sie sogar mit den Watvögeln ihrer Sümpfe verglichen hat. Die Hautfarbe ist ein sehr dunkles Braun; oft aber erscheint sie ganz schwarz, da sich die Dinka mit Ruß beschmieren. Der Kopf zeigt den gewöhnlichen Negertypus mit dicken, vorstehenden Lippen. Der Haarwuchs ist gering und der Kopf gewöhnlich geschoren, bis auf eine stehengelassene Locke, an der oft Federn befestigt sind. Manche Männer bringen jedoch ihr Haar in kleine Büschel, die wie Strahlen allseitig vom Kopf abstehen. Unter andern Nilstämmen werden wir noch merkwürdigere Haartrachten und Kopfputz kennen lernen. Bei allen Nilotikern ist die uns bereits bekannte Sitte verbreitet, die Stammeszugehörigkeit durch Gesichtsnarben, die in bestimmter Zahl und Richtung angebracht sind, zu kennzeichnen. Als Schmuck tragen die Frauen eiserne Ringe in Ohren und Lippen und um Beine und Arme. Die Männer tragen massive Elfenbeinstücke am Oberam, Halsschmuck von Flußpferdzähnen und schmücken sich auch nicht selten mit Tierschwänzen. Auf dem Kopf werden Straußenfedern und kleine Käppchen getragen, im übrigen ist die Bekleidung bei allen Nilotikern sehr mangelhaft. Fell und Leder sind das Hauptmaterial, aber nicht selten findet sich auch völlige Nacktheit, und die Weiber sind häufig noch weniger bekleidet als die Männer. Die Dinka leben in großen, kreisrunden und sich konisch verjüngenden Hütten von ungefähr 40 Fuß im Durchmesser. Das Dach besteht aus Stroh und wird von einem Baumstrunk in der Mitte getragen. Die Hütten liegen nicht in Dörfern zusammen, sondern in kleinen Ansiedelungen auf dem Weidegrund des Rindviehs, das die Dinka in großen Herden halten. Es ist eine kleine, buckelige Rasse mit kleinen Hörnern und meist von weißer Farbe. Außer dem Rindvieh werden Schafe, Ziegen und Hunde gezüchtet. Auch finden sich als Haustiere Schlangen in den Wohnungen, die sogar Schutz genießen und wohl den Mangel an Federvieh bei diesem Stamm erklären. Von Früchten



Fajelu-Männer und -Frauen

und Nutzpflanzen werden hauptsächlich Durra, Yam, Erdnüsse und Tabak gebaut. Die Nahrung wird mit großer Sorgfalt zubereitet; auch gelten die Dinka als gute Köche.

Besonders die nördlichen Dinka waren früher außerordentlich reich an Vieh, die südlichen sind dagegen ärmlich lebende Sumpfbewohner. Das Familienleben wird als ein sehr gutes geschildert; Ratzel reproduziert als charakteristisch dafür eine Erzählung Schweinfurts. Einer von seinen Dinkaträgern war krank geworden und vermochte nicht mehr zu gehen. „Da stellte sich sein alter Vater ein, um den sechs Schuh hohen Lümmel 15 bis 16 Stunden weit auf seinen eignen Schultern heimzutragen; und das sahen die übrigen Eingeborenen als etwas Selbstverständliches an."

Den Dinka schließen wir die

Madi und Bari

an. Die Madi wohnen westlich von Ladó, die Bari zu beiden Seiten des oberen Nils. Zu ihnen gehören noch eine Reihe andrer kleinerer und versprengter Stämme, so die Fadjelu, die wir auf einer unsrer Abbildungen sehen, die Kakuak, Janbari und andre. Bei allen finden sich Hautmarken, oft nicht nur in charakteristischer, sondern auch in gefälliger Anordnung. Sehr beliebt ist ferner bei ihnen die Durchbohrung der Unter- oder Oberlippe. Die Janbari tragen einen durchsichtigen Quarzstab in beiden Lippen. Bei den Madi tragen die Weiber in der Oberlippe Holzscheiben oder einen ehernen Reif mit Perlen. Ferner dienen als Schmuck Arm-, Bein- und Halsringe. Bei den Madi kommen Kopfreife mit einem kreisrunden, auf die Stirn herabreichenden Vorsprunge hinzu, und aus den Armringen sind gefährliche, mit langen Stacheln versehene Schlagringe geworden. Bei andern Stämmen bestehen diese Schlagringe aus einer kreisförmig gebogenen Eisenplatte, deren äußere Schneide im Frieden mit einem Schutzstreifen aus Leder bedeckt ist.

Niam-Niam-Mädchen

Wetteifern die einzelnen Stämme in der Fülle des Schmuckes, so ist die Kleidung, wie bei allen Nilotikern, ziemlich einfach und fehlt bisweilen sogar völlig. Sie beschränkt sich meist auf Lederschürzen, die bei den östlichen Madi Frackform annehmen. Als Waffen finden sich bei den Madi kurze, stark gebogene Bogen, außerdem Speer und Schild. Die Hütten tragen bei den Madi und Bari ein glockenförmiges Dach, das bei ersteren durch ein Straußenei gekrönt wird. Die Hütten sind sehr reinlich. Auch finden wir bei den Madi fast in jeder Familie eine Fremdenhütte. Wie bei vielen Nilstämmen giebt es auch in den Dörfern der Madi und Bari besondere Hütten für Knaben und für Mädchen. Ferner steht bei den Bari „auf einem freien Platze inmitten des Dorfes eine geräumige Hütte, wo die jungen Ehepaare zusammen leben, bis die Geburt des ersten Kindes herannaht; erst dann bekommt ein Paar eine Hütte für sich." Häufig findet sich mitten im Dorf noch ein Platz, wo ein Baum oder Baumstumpf steht, der mit Hörnern und Schädeln aller möglichen



Bari-Mädchen

Jagdtiere geschmückt ist. Er ist wohl als Fetischbaum zu betrachten, und auch die Hörner, die man auf Zäunen und an den Thüren der Hütten sieht, sollen wohl gegen Zauberei schützen.

Südwestlich von den Dinka wohnen die

Dyur

In ihnen dürfen wir wohl einen mit den noch zu erwähnenden Schilluk verwandten Stamm sehen, der versprengt wurde und nun bei den Dinka und zum Teil zwischen ihnen lebt. Der Name Dyur bedeutet in der Dinkasprache „wilde Männer“; denn die Dinka sehen auf die Dyur mit Verachtung herab, weil sie keine Herden besitzen. Dessenungeachtet aber sind sie tüchtige und industrielle Leute. Sie liegen sowohl der Jagd wie dem Fischfang ob und treiben zugleich Ackerbau und vor allem auch Hühnerzucht. „Ein stets gefüllter Hühnerhof und der Hund sind zur häuslichen Behäbigkeit einer Dyurfamilie unentbehrlich.“ Als Schmuck fand Heuglin bei ihnen fast zolldicke Armringe aus Messing oder hellgelblichem Kupfer. Auch sie wohnen in Hütten, deren Dach zu einer langen Spitze ausgezogen ist. Ihre Waffen sind ähnlich wie die der Schilluk und ebenso ihre Haartracht, und wir werden deshalb beider bei jenem Stamm gedenken. Die Kleidung beschränkt sich auf ein kurzes Fellstück, das um die Hüften getragen wird. Als Schmuck finden sich Ringe von Metall und Elfenbein. Der Armring läuft in zwei scharfe, gabelförmige Spitzen aus, so daß er gleichzeitig als Waffe benutzt werden kann. In beiden Lippen werden Stäbchen aus durchsichtigem Quarz getragen, die die Form von Pastellstiften haben und deren stumpfes Ende mit einem kleinen eisernen Ring umgeben ist. Wie alle Nilneger ziehen sie sich einige Vorderzähne; dagegen fehlt die Narbenzeichnung, die wir bei den Dinka kennen gelernt haben. Die Dyur werden als sympathische Leute geschildert, und Schweinfurth entwirft von dem Dorf- und Familienleben der Dyur ein geradezu idyllisches Bild. Die Toten werden in Hügeln beigesetzt, die den prähistorischen Tumuli ähnlich sind.

Die Schilluk

Früher dürfte wohl dieser Stamm, der nach Kaufmanns Schätzung noch 1861 eine halbe Million zählte, der größte in diesen Ländern gewesen sein. Aber er wurde immer mehr südwärts zurückgedrängt. Ratzel giebt von der Verbreitung der Schilluk folgende Schilderung: „Im nördlichsten, größten der Schillukgebiete wohnen bis zum Gazellenfluß die eigentlichen Schilluk, die auch heute diesen Namen tragen. Von Norden am Nil hinabwandernd, treffen wir auf ihre Sitze und verfolgen sie als eine zerstreute Völkergruppe, die das Westufer des weißen Nils und einige von dessen Zuflüssen zwischen ungefähr 12. und 6. Grad nördlicher Breite bewohnt. Es ist bei ihnen die Sage zu finden, daß sie einst am Sobat saßen, daß die Galla sie von dort verdrängten und daß sie am Nilfluß abwärts wanderten und ihrerseits die Dinka zurückdrängten.“ Die Schilluk treiben, oder besser gesagt, trieben Ackerbau und wohnten in Dörfern zusammen. Ihre Hütten machen durch ein vorspringendes Schutzdach einen pilzförmigen Eindruck. Narbenbildung fehlt bei ihnen, wie wir gesehen haben, wohl aber ist es auch bei ihnen Sitte, einige Vorderzähne herauszubrechen. Die Frauen tragen einen kurzen, aus Kalbfell hergestellten Schurz, der um die Lenden geschlagen wird und bis zu den Knieen reicht. Eine besondre Erwähnung verdient der Kopfschmuck. Nach derselben Methode wie bei den Kaffern wird bei den Schilluk, denen sich hierin die Dyur und der verwandte Stamm der Nuer anschließen, das Haar durch Thon, Kuhmist und Gummi in eine plastische Masse verwandelt, die dann in sehr mannigfaltige und eigenartige Formen gepreßt wird. Außerdem trägt man Helme, Hüte und Perücken aller Art. Wir citieren als einige Beispiele origineller Kopftracht nach Sievers die darauf bezüglichen Angaben Schweinfurths: „Die größte Mehrzahl trug quer über den Scheitel einen handbreiten Kamm, der, gleich einem massiven, blechernen Heiligenschein von einem Ohr zum andern sich erstreckte und nach hinten unter den Ohren in zwei runde Lappen auslief. Am seltsamsten nahmen sich aber solche Köpfe aus, die nicht genug an einem

Haarkamme hatten, sondern deren viele aufwiesen, die parallel und in geringen Abständen wie Lamellen über den Kopf verliefen. Sehr drollig erschien dem Reisenden eine dritte, nicht seltene Form, die man am passendsten mit dem Helm des Perlhahns vergleichen konnte, von dem sie offenbar auch eine Nachahmung war. Aber auch ganz kurz geschorene Köpfe kamen hier vor."

Außer Ackerbau trieben die Schilluk besonders auch Viehzucht, und häufig „sah man früher im Schillukgebiet, wie Schäfer Herden in ihren Barken von einer Uferstelle zur andern führten, während ihre Hunde geduldig hinterher schwammen". Aus den Zweigen des Ambatschbaumes, einer Charakterpflanze dieser Sumpfgebiete des oberen Nils, die von einer Leichtigkeit des Holzes, die alles übertrifft, werden Flöße für den Fischfang angefertigt. Ein Mann, sagt man, kann drei Flöße tragen, die aus diesem Holz hergestellt sind, ein Floß aber drei Männer.

Als Waffen dienen den Schilluk wie den Dinka ein 1 Meter langer Stock, der auch als Keule verwendet werden kann, und hohe, mit Eisen bewehrte Speere von vorzüglicher Arbeit. Bogen giebt es bei ihnen nicht, dagegen bei den Dyur, wo sie mit Eidechsenhaut umwickelt und verziert sind.



Niam-Niam-Zauberdoktor

Die Schuli

Dieser Stamm zeigt mit den Schilluk eine so weitgehende sprachliche Uebereinstimmung, daß Emin Pascha von den Eingeborenen selbst darauf aufmerksam gemacht wurde. Sie wohnen östlich des oberen Nils, greifen nach Osten in das Langogebiet über und sind im Süden durch den Viktoria-Nil begrenzt. Am westlichen Ufer des Nils sitzen die nahe verwandten Nuer, deren Kenntnis wir speziell Emin Pascha verdanken. In Tracht und Schmuck schließen sie sich natürlich sehr an die Schilluk an, wenn auch viele Einzelheiten sie von jenen unterscheiden. Das Quarzstäbchen in der Lippe, das sich bei den westlichen Stämmen der Nilotiker allgemein findet, schwankt beim Sprechen hin und her, und die Aussprache, die an und für sich durch die ausgebrochenen Vorderzähne leidet, wird dadurch völlig undeutlich. Die Narbenbildung ist oft sehr geschmackvoll; außerdem bemalen sich die Schuli, wie Emin Pascha berichtet, das Gesicht mit purpurroter und aschgrauer Farbe. Den Schmuck bilden die üblichen Ringe an Armen und Beinen, die so schwer sind, daß sie das Gehen behindern. Ferner tragen Männer und Weiber an langen Schnüren „kleine, aus Schneckenhäusern geschnittene Scheiben um den Leib, die auch als Münzen gelten, oder auch Schnüre von Eisenperlen,

denen in größerer Zahl kleine, mit Punkten und Strichen verzierte Doppelscheibchen und Doppelspiralen eingehängt sind.“ Als Kopfbedeckung kennen wir bei den Schuli „starke, mit konzentrischen Reihen von Kauris dicht besetzte Bastschnürengeflechte, mit geflochtenem stumpfen Fortsatz, die entweder wie eine flache, kegelförmige Mütze oder wie ein den Kopf umschließender und in den Nacken herabhängender Helm geformt sind“.

Zu Kleidung dienen Felle und Leder, wozu auch Baumwollstoffe kommen. So tragen die Schulifrauen z. B. einen Schwanz aus Baumwollfäden. Es sei hier daran erinnert, daß gerade bei gering bekleideten Völkern ein schwanzartiges Anhängsel beliebt ist. Nachtigal hat darauf hingewiesen, daß damit wohl der Schmuck des Tierschwanzes nachgeahmt werden soll, den die Natur dem Menschen versagt hat. Oft werden wirkliche Tierschwänze angehängt, und bei verschiedenen Stämmen wird ein besonderer Ruhm darin gesucht, diese natürlichen oder künstlich nachgebildeten Schwänze möglichst lang nachschleifen zu lassen. So konnten manche Ethnographen auf die Idee kommen, in dieser Sitte, die sich bei vielen auf sonst niedriger Kulturstufe stehenden Völkern findet, das Ur- und Vorbild der unausrottbaren Schleppe zu erkennen.

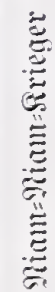


Ein Niam-Niam

Die Bongo

Die Bongo, deren Sitze südwestlich von den Dyur angenommen werden können, haben unter den afrikanischen Stämmen durch ihre Fertigkeit als Schmiede eine gewisse Berühmtheit erlangt. Sie haben das Schmieden nicht etwa von den Arabern gelernt, sondern ihre Werkzeuge wie auch ihre Technik sind ähnlich wie die der übrigen, das Eisen bearbeitenden innerafrikanischen Stämme. Allerdings übertreffen sie die andern Negervölker in der Kunst des Schmiedens. Eisen ist das Metall, von dem bei den Bongo, denen hierin die Dyur und Lattuka nahestehen, geradezu verschwenderische Mengen gebraucht werden. Die Völker leben in einer ausgesprochenen Eisenzeit. Der Rohstoff wird von ihnen aus Brauneisenstein oder Eisenspat gewonnen. Sie schmelzen das Eisen in Oefen mit Holzkohlen und Blasbälgen und bearbeiten es mit einem Steinhammer, wobei sie es mit einer Zange aus frischem Holz halten. Auf diese Weise verfertigen sie in exaktester Arbeit Speer- und Pfeilklingen, Gürtel und Ringe, Messer, scharfe Rasiermesser und Pinzetten, die zum Ausziehen der Augenwimpern dienen. Eisen in bestimmte Form gebracht, entweder in kreisrunde Scheiben oder durch deren Teilung in zwei Halbmonde, dient auch als Wertmesser. Ganz wie in der Eisenzeit spielt das Eisen auch als Schmuck die größte Rolle und vertritt vollständig die Edelmetalle. Oft sind die Frauen der Reichen so mit Eisen überladen, daß Schweinfurth etliche sah, die nahezu einen halben Zentner an Ringen und andern Zieraten mit sich herumtrugen und sich darin würdig an die Massaifrauen anschlossen.

Desto bescheidener ist auch hier wieder die Kleidung. Die Männer tragen einen schmalen Gürtel, von dem ein Streifen Baumwollenzeuges oder ein schmales Stück gegerbten Leders herabhängt, und die Frauen begnügen sich mit Blätterzweigen oder mit Grashalmen, die am Gürtel befestigt sind. Die Lederschürzen sind meist mit Eisen besetzt. Die Frauen tragen im Ohrläppchen und in der Lippe hölzerne Pflöcke, durch die die Lippe allmählich auf das Fünf- oder Sechsfache ihrer normalen Ausdehnung gebracht wird.



Niam-Niam-Krieger

Die Hütten sind mit großer Sorgfalt gebaut; sie sind konisch und haben über der Spitze ein Strohpolster. Der kleine Eingang ist mit einer Thür verschlossen. Der Boden besteht aus festgestampfter Erde, und als Schlafstelle dienen Häute. Mehrere Hütten zusammen sind immer von einem Zaun umschlossen, über den eine Plattform einen Ausblick gestattet.

Die Bongo sind Ackerbauer und kultivieren Durra, Mais und Tabak; außerdem essen sie wild wachsende Wurzeln und Pilze. Die Jagd ist durch den Mangel an Wild beschränkt. Im Winter fangen sie Fische in Netzen. Als Ersatz für Salz, das diesen Ländern fehlt, dient die Asche bestimmter Pflanzen. Wirkliches Salz, das hie und da eingeführt wird, gilt als hoher Luxus. Die Viehzucht der Bongo besteht im Halten von Federvieh, Ziegen und Hunden.

Eigentümliche Gebräuche herrschen bei der Beisetzung Verstorbener. Der Körper wird in einen Sack gesteckt und in sitzender Stellung in einem Grabe von etwa 4 Fuß Tiefe beerdigt. Frauen werden mit dem Gesicht nach Süden, Männer mit dem Gesicht nach Norden begraben. Die Stätte wird durch einen Haufen von Steinen bezeichnet, von Holzpfosten umgeben, die manchmal Schnitzereien tragen. Ein Steinpfeiler bildet das Trinkgefäß des Hingeschiedenen. Diese Beobachtung und die Furcht vor Geistern und Hexen legen die Vermutung nahe, daß diese Stämme an die Unsterblichkeit glauben, was Schweinfurth jedoch bestreitet, der die hölzernen Schnitzereien in menschenähnlicher Form als Ahnenbilder und nicht als Fetische betrachtet wissen will.

Die Lattuka

Am Ostufer des Nils, unterhalb von Sobat, wohnen einige Stämme, von denen die Lattuka, die sich sprachlich an die Bari anschließen, am bekanntesten sind. Sie sind besonders von Sir Samuel Baker beschrieben worden, der sie „die schönsten Wilden, die er gesehen", nennt. Ihre mittlere Größe beträgt nach seinen Messungen sechs Fuß, und ihre Muskulatur ist wundervoll entwickelt. Baker findet bei ihnen mancherlei Verschiedenheiten von den andern Nilstämmen und vermutet in ihnen Gallablut. Ihre Wohnungen bestehen aus Hütten, die in großer Zahl zusammenliegen, so daß beinahe von Städten gesprochen werden kann. So bestand die Niederlassung Tarrangole aus 3000 Häusern. Jedes Haus ist von einem Zaun umgeben, und ein großer Zaun umschließt die ganze Ansiedelung. Der Weg zwischen den verschiedenen Plätzen ist gerade weit genug, um das Rindvieh einzeln passieren zu lassen, so daß, falls der äußere Wall der Stadt genommen ist, der Feind die Herden nur langsam wegtreiben kann und die Einzelanwesen noch verteidigt werden können. Die Lattuka haben große Rindviehherden, die jede Nacht in den schützenden Innenraum getrieben und gegen Fliegen durch den Rauch angezündeter Feuer geschützt werden.

Die Kleidung ist auch hier äußerst mangelhaft; dagegen wird großer Wert auf den Haarschmuck gelegt. Er bildet bei den Männern einen dicken Sack, der in den Nacken herabhängt und vorn durch einen Kupferstreifen gehalten wird. Häufig ist das Haar auch noch mit Perlen und Kaurimuscheln verziert. Die Frauen tragen dagegen das Haupt geschoren. Ihr Schmuck besteht aus Perlenketten, großen Ohrringen und dem uns schon bekannten langen Stäbchen von durchsichtigem Quarz, das in der Unterlippe getragen wird. Die vier Schneidezähne des Unterkiefers werden ausgezogen, und als Stammeszeichen gilt eine Reihe strahlenförmig über Stirn, Schläfen und Wangen verlaufender Narben. Als ein Mittelding zwischen Schmuck und Tracht mag ein langer Tierschwanz angesehen werden, der hinten herabhängt. Als Waffen dienen ein Speer mit eiserner Spitze, ein Schwert und ein Schlagring mit langen, messerartigen Stacheln. Die Schilde, die übrigens bei allen Stämmen des oberen Nils vorkommen, sind oval oder rechteckig aus Häuten geschnitten und werden durch einen Stab gehalten, der durch wagrechte Einschnitte gesteckt wird.

Eigenartig sind die Begräbnissitten. Der Leichnam wird außerhalb der Hütte, aber innerhalb des Hofraumes begraben. Einige Wochen lang werden Leichenfeste veranstaltet, bei denen Tänze eine Rolle spielen. Dann wird der Körper wieder ausgegraben, die Gebeine werden gereinigt und in einen irdenen Krug gesammelt, um auf einem Friedhof nahe der Niederlassung beigesetzt zu werden.

Die Lango

An die Lattuka schließen sich die Lango oder Wakidi an, die mit jenen hauptsächlich wieder durch die Sprache zusammenhängen. Sie bewohnen die beiden Ufer des Somersets oder Viktoria-Nils und bildeten früher einen Teil des Reiches Unyoro. Obwohl völlig von Negern umgeben, zeigen sie doch deutlich ihre Zusammengehörigkeit mit den Gallastämmen. Sie haben sowohl ihre Sprache bewahrt wie auch ihren unabhängigen Sinn, der sie keinen Herrscher über sich dulden läßt außer selbstgewählten Führern für den Krieg. Im Osten sind sie Nomaden, westlich sitzen sie in festen Dörfern, die fast ebensoviele kleine Staatenwesen bilden. Ihr Wuchs ist hoch und schlank, das Gesicht länglich, der Blick frei; dabei zeichnet sie kriegerische Tüchtigkeit aus.

Unter allen phantastischen Haartrachten, die wir schon bei einer Reihe von Nilotikern kennen gelernt haben, steht wohl die der Langoleute in erster Reihe. Sie findet sich übrigens auch hier ausschließlich bei Männern, und den Langofrauen liegt die Besorgung der Haarfrisur ihrer Männer ob, eine Aufgabe, der sie sich mit solchem Fleiße hingeben, daß ihre Herstellung nicht selten mehrere Jahre in Anspruch nehmen soll. Die Mühe wird dann freilich durch die Herstellung eines wunderbar phantastischen Bildes belohnt. Eine unsrer Abbildungen zeigt einen solchen Langokopfschmuck. Jede einzelne Haarlocke ist mit verschieden gefärbter Wolle durchflochten, und das Ganze ist von einem Aufbau von einzelnen oder zu Büscheln verbundenen Federn, von Gewinden aus Muscheln oder Glasperlen oder von Gebilden gekrönt, die an Trompeten erinnern und Büffelhörner darstellen sollen. Andre Haarfrisuren zeigen ein sackähnliches Gebilde, das, ebenfalls mit verschiedenen Federn und dergleichen verflochten, weit über den Rücken hinabhängt. Die Frauen sind in ihrem Haarschmuck nicht nur, sondern auch in der Kleidung sehr bescheiden und schließen sich hierin den andern schon betrachteten Stämmen an. Sie sollen übrigens zu den hübschesten und am meisten symmetrisch gebauten Frauen dieser Gegenden zählen.



Eine Gruppe von Niam-Niam

Durch die Expeditionen der letzten Jahre haben wir in den

Kavirondo

am Ostrand des Viktoria-Nyanzasees einen Stamm kennen gelernt, der auch noch zu den Nilotikern zählt. Vielfach finden sich allerdings daselbst auch schon Bantuneger. C. W. Hopley zählt nicht weniger als siebzig einzelne kleinere Stämme auf. Soweit die Kavirondoleute zu den Nilotikern zu rechnen sind, dürften sie den Schuli am nächsten stehen. Ihnen schließen sie sich auch in ihrer

äußeren Erscheinung wie in ihrer Lebensweise an. Auch sie sind sehr wenig bekleidet. Die Männer tragen nur einige Schmuckstücke, von denen das bemerkenswerteste ein Flußpferdzahn ist, der auf der Stirn befestigt wird. Die Frauen bekleiden sich nur mit zwei kleinen Faserschürzen. Als Schmuck dienen ihnen Nackenketten und Armbänder von Eisen und Perlen, während Kupferringe den Häuptlingen vorbehalten sind. An Waffen tragen sie Speer, Schwert und Schild; Pfeile und Bogen sind selten. Ackerbau und Viehzucht bilden die Beschäftigung der Kavirondo; aber auch die Schmiedekunst ist sehr verbreitet, und auch bei ihnen finden wir die gebogenen, hakenförmigen Eisenstücke als Scheidemünze. Eine Kuh gilt gewöhnlich zwanzig solcher Eisenhaken. Töpferei, Korbflechterei und Herstellung von Matten aus Papyrus werden ebenfalls getrieben.



Suaheli-Frau im Festschmuck

Die Heirat erfolgt durch Kauf; die Hälfte des Preises der Braut wird vom Schwiegervater zurückgezahlt, falls die Braut jung stirbt. Polygamie ist allgemein; aber jede Frau hat ihre eigne Hütte und ihre eigne Pflanzung.

Nach der Geburt eines Kindes wird der Zauberer oder Medizinmann gerufen, um die bösen Geister zu verscheuchen. Einige Tage nach der Geburt, bei einem Mädchen vier, bei einem Knaben sechs, wird das Kind aus der Behausung seiner Mutter genommen und ausgesetzt. Es wird sodann von einem andern Familienvater aufgehoben und der Mutter zurückgebracht, ein Gebrauch, der wohl an eine früher üblich gewesene Aussetzung der Kinder erinnert. Die Geburt von Zwillingen ist sehr willkommen und wird mit Tänzen gefeiert.

Ein eigenartiger Gebrauch findet sich nach Hopley bei der Versöhnung zwischen streitenden Parteien. Ein Hund wird an einen Pfosten gebunden, wobei ihn die eine Partei am Kopfe, die andre am Schwanze hält. Der Häuptling durchschneidet hierauf das Tier mit dem Schwert als eine Warnung für Friedensbrecher, die dem gleichen Schicksal verfallen würden.

Allgemein charakteristisch für die Nilotiker ist die Vorliebe für Tabak. Er wird aus dickbäuchigen Tabakspfeifen geraucht, die nach der Mündung zu oft durch Einschiebung einer birnenförmigen Kalabasse erweitert sind, worin, wie Ratzel uns schildert, ein zur Aufnahme der Tabaksbrühe und zu nachherigem Kauen bestimmter Flachsballen eingeführt wird. „Das Rohr ist oft fast armsdick, und der Kopf faßt leicht ein Viertelpfund Tabak. Die Arbeit ist gewöhnlich roh, die einzelnen Stücke sind durch Haut mit Naht oder Schnur verbunden. Die Nachahmungen menschlicher Gesichter im Pfeifenkopf sind dagegen oft nicht ohne Talent.“ Die Herstellung dieser Pfeifenköpfe wie aller Thonwaren ist Sache der Weiber. Eine ziemlich große Mannigfaltigkeit weisen die Musikinstrumente dieser Stämme auf. Wir finden Signalhörner aus Holz oder Elfenbein, Signalpfeifen, Rohrpfeifen, mit Perlen gefüllte Kürbisse als Rasselinstrumente und kleine oder große Trommeln, von denen häufig eine besonders große als Zeichen der Würde an der Hütte des Häuptlings aufgestellt ist.

Die oberen Nilländer, deren mannigfache und doch in ihren wesentlichsten Merkmalen wie in

ihrer Thätigkeit und Lebensweise einander ähnlichen Bewohner wir zu schildern versucht haben, zählten früher zu den bevölkertsten Teilen Afrikas. Noch 1870 erschien Schweinfurth das ganze westliche Nilufer wie ein einziges Dorf, dessen einzelne Teile nur durch Zwischenräume von fünfhundert bis tausend Schritten getrennt waren. Aber bald darauf schon wurden diese fleißigen Nilotiker die Beute der Sklavenjäger, und später fielen auch sie dem Mahdismus zum Opfer. Der große Besitz an Herden, dessen sie sich erfreuten, lockte die Räuber, und zugleich boten die stattlichen Vertreter dieser Stämme den arabischen Sklavenjägern, als diese immer weiter nilaufwärts vordrangen, ein prächtiges Material. Auf den ägyptischen Sklavenmärkten spielten Vertreter der oberen Nilstämme eine große Rolle, und wir deuteten schon an, daß die Frauen einzelner Stämme hoch im Preise standen. Manche Ansiedelung wurde zerstört, Wohlstand und Bevölkerungszahl gingen zurück. Beinahe der Vernichtung entgegengeführt aber wurden die oberen Nilländer, als sich jener Aufstand erhob, den die Geschichte als die mahdistische Bewegung bezeichnet.



Suaheli-Frau mit Kindern

Diese Epoche in der politischen Entwicklung Nordostafrikas gehört heute wohl endgültig der Geschichte an. Allein sie ist so bedeutsam, so charakteristisch in ihren Ursachen, ihrer Entstehung und ihrem ganzen Verlauf, ihr Ende ist zugleich so eng mit dem Anfang einer gegenwärtig sich vollziehenden Neuordnung der Dinge in den oberen Nilländern verknüpft, daß wir nicht

unterlassen können, mit einigen Worten auf den Mahdismus einzugehen. Seit 1820 hatte sich, freilich nicht gleichmäßig, sondern in mehreren, durch Zeiten der Ruhe unterbrochenen Vorstößen, die Macht Aegyptens immer mehr nilaufwärts ausgedehnt. Die Eroberung Nubiens und die Gründung Chartums, die Einverleibung Sennars, die Eroberung Kordofans und Darfurs, die Errichtung der Aequatorialprovinz und der Provinz Bahr=el=Ghasal bezeichnen die einzelnen Etappen in diesem Eroberungszug Aegyptens. Bis zum Albertsee war auf diese Weise das Gebiet des Nils und seiner Nebenflüsse für das ägyptische Reich gewonnen worden; aber die Bevölkerung war nicht durchweg mit der neuen Herrschaft einverstanden. Aegyptische Beamte und Offiziere führten ein strenges, vielfach wohl auch nicht ganz gerechtes Regiment und sogen die Bevölkerung aus. Dazu kamen, veranlaßt durch englischen Einfluß in Aegypten, mancherlei Bestimmungen und Verbote, die die Bevölkerung erbitterten, besonders die zeitweilige Unterdrückung des Sklavenhandels, die reiche und einflußreiche Persönlichkeiten schwer schädigte und sie zum Haß gegen die bestehende Ordnung der Dinge trieb. Religiöser Fanatismus und Fremdenhaß verfolgten mit Ingrimm den wachsenden Einfluß der Ungläubigen und Fremden in Aegypten. So waren alle Faktoren für einen erfolgreichen Aufstand gegeben, der dazu führen sollte, das ägyptische Joch abzuschütteln, sobald eine Persönlichkeit auftrat, die geeignet war, die Fahne des Aufruhrs zu entrollen. Diese fand sich in Mohammed Achmed, der 1840 als der Sohn eines Schiffszimmermanns in Dongola geboren worden war. Da zu gleicher Zeit in Aegypten selbst sich Arabi Pascha gegen die Engländer und den von ihnen geleiteten Khedive erhob, hatte Aegypten nicht die Macht, den Aufstand rasch zu dämpfen. Zahlreiche Anhänger strömten Mohammed Achmed zu, der den religiösen Fanatismus geschickt zu erwecken und zu benutzen wußte, indem er sich für den lange erwarteten zwölften Imam, „den Mahdi“, ausgab. Im Jahre 1881 hatte die Erhebung begonnen, 1883 war der ägyptische Sudan bereits verloren und Sennar, Kordofan, Darfur von dem Aufstand ergriffen, der unter der geschickten Leitung eines Unterfeldherrn des Mahdi, Osman Digma, bald die Ufer des Roten Meeres erreichte. Die ägyptischen Provinzen Darfur, Bahr=el=Ghasal und die Aequatorialprovinz waren von Aegypten abgeschlossen und sich selbst überlassen. In Darfur regierte als Gouverneur der Oesterreicher Slatin Pascha, in Bahr=el=Ghasal der Engländer Lupton Bey, in der Aequatorialprovinz unter dem Namen Emin Pascha der Deutsche Schnitzer.


Monbuttu=Negerin

Kaum eine dunkle Kunde drang nach Europa von diesen kühnen Männern, die mutig auf ihrem verlorenen Posten ausharrten. Denn ein verlorener Posten war es; davon mußte sich Aegypten und mit ihm die ganze zivilisierte Welt, die mit gespanntem Interesse diese Vorgänge im Sudan verfolgte, bald überzeugen. Endlich raffte sich zwar Aegypten auf, und eine englisch=ägyptische Armee unter der Führung von Hicks stellte sich dem Mahdi entgegen; aber in viertägigem Kampf wurde sie in der Nähe von El Obeid, der Hauptstadt von Kordofan, völlig vernichtet. Immer weiter breitete sich die ungeheure Macht des Mahdi aus. Zunächst fiel die Provinz Bahr=el=Ghasal, und Lupton geriet in Gefangenschaft. Das gleiche Schicksal teilte der heldenmütige Slatin und seine Provinz Darfur. Noch einmal erfolgte von englisch=ägyptischer Seite aus ein Vorstoß, der freilich schon nicht mehr mit Aussicht auf Niederwerfung des Mahdi unternommen wurde, sondern nur retten sollte, was noch zu retten war. In Chartum hielt sich mit zäher Tapferkeit, umflutet von den Scharen des Mahdi, der Engländer Gordon mit den aus dem ägyptischen Sudan zurückgezogenen

Truppen. Die englische, von Wolseley kommandierte Entsatzexpedition kam, dank der englischen Zauderpolitik, gerade um zwei Tage zu spät an, nachdem Chartum am 26. Januar 1885 gefallen war und der triumphierende Mahdi seinem Gefangenen Slatin höhnend das abgeschlagene Haupt Gordons gezeigt hatte.

Feuer und Schwert herrschten im Sudan! Keine Nachricht drang mehr nach außen. Jeglicher Handelsverkehr hatte aufgehört; abermals hatte sich ein beträchtlicher Teil Afrikas vollständig abzuschließen vermocht! Am längsten hatte sich Emin Pascha, der Aufforderung des Mahdi zur Ergebung trotzend, zu halten vermocht, aber auch er mußte sich zuerst von Ladó nach Wadelai zurückziehen und verließ endlich, halb durch Stanley gezwungen, die Provinz, die ihm eine zweite Heimat geworden war, um zusammen mit Stanley den berühmten Rückzug nach Deutsch-Ostafrika anzutreten. Der nördliche Teil seiner Provinz fiel in die Hände der Mahdisten. Wohl war unterdessen (1885) der Mahdi gestorben; aber sein Nachfolger Abdallah wußte den Glanz des Mahdismus zu erhalten. Nach Missionar Ohrwalder, der in Chartum gefangen wurde, war er ein dunkelfarbiger, ungebildeter, aber energischer und ehrgeiziger Mann vom Bagarastamm; er nannte sich natürlich nicht mehr Mahdi, sondern Kalif, Statthalter des Mahdi, Kalifa el Mahdi. Das mahdistische Reich hatte allmählich eine ungeheure Ausdehnung gewonnen. Im Norden reichte es bis Wadi-Halfa, im Süden bis Dufile, im Westen bis nach Wadai und zum Gebiet der Niam-Niam, und sein Einfluß war auch noch am Tsadsee zu spüren. Im Osten berührte das Reich unter dem 20. Grad die Küste des Roten Meers, und nur unter den Kanonen der Engländer konnte die wichtige Küstenstadt Suakin gehalten werden. Wir haben schon gehört, daß die fanatischen Scharen des Mahdi, für die sich allmählich der Name der Derwische einbürgerte, selbst in Abessinien einbrachen und dieses alte Reich zu erschüttern vermochten. Die Provinz Godscham mit der alten Königsstadt Gondar fiel ihnen zur Beute, nachdem Negus Johannes den Heldentod gestorben war.



Suaheli in Festtracht

Aber dieses mächtige Reich von unerhörtem Umfang trug den Keim des Zerfalls von Anfang an in sich. Auf blutgedüngtem Boden gegründet, war Blut der Kitt, der es zusammenhalten sollte. Das ganze System des Mahdismus war auf Gewalt und Raub gegründet. An Stelle der ägyptischen Beamten, die das Land ausgesogen und seine Bewohner bedrückt hatten, waren die Gewalthaber des Mahdi getreten, die das Land verwüsteten und die Völker vernichteten. Alles bare Geld mußte abgegeben, alles Getreide ausgeliefert werden. Tabakrauchen war verboten, und das kleinste Vergehen

wurde mit dem Tode bestraft. Die Gefängnisse waren gefüllt, häufig wurde die Folter angewendet, und die Sklaven erfuhren eine äußerst harte Behandlung. Im ganzen Reich des Mahdi wird der Menschenverlust auf 60 % des Bestandes veranschlagt. Manche Stämme waren fast völlig vernichtet worden, „und die Tiere der Wildnis hatten die Räume, wo sich einst Felder ausbreiteten und Hütten standen, wieder in Besitz genommen". Für eine Rückeroberung des Sudans war somit in der Unzufriedenheit der beherrschten Völker der Boden vorbereitet. Sie begann 1896 und konnte 1899 als beendet angesehen werden. In der Schlacht von Omdurman blieben der Kalif und seine Unterführer mit Tausenden ihrer Leute auf dem Platz. Der größte Heldenmut vermochte nichts gegen die Feuerschlünde der Engländer auszurichten, und in Lord Kitchener stand den Derwischen ein harter und unerbittlicher Feind gegenüber. Manche Blutschuld des Mahdismus wurde an jenem Tag von Omdurman im Angesicht des zerstörten Mausoleums des Mahdi gesühnt, dessen Leiche auf Befehl Kitcheners in den Nil geworfen wurde.



Suaheli-Frauen (Pangani)

Der Sudan und das ganze obere Nilgebiet war nun wieder eröffnet, und es konnte an die Verteilung der Beute gegangen werden. Es ist noch in aller Gedächtnis, welche Bedeutung auf einmal dabei Faschoda gewann, als von den französischen Besitzungen am Obangi aus hier plötzlich der französische Major Marchand erschien und gute Lust zeigte, sich in dieser alten Militärstation zu behaupten. Hoch gingen die Wogen der nationalen Empörung in Frankreich, als die Engländer ihre Ansprüche geltend machten und Kitchener Marchand thatsächlich matt setzte. Durch einen englisch-französischen Vertrag wurde die beiderseitige Interessensphäre abgegrenzt; auch die Belgier erhielten pachtweise einen Teil des Bahr-el-Ghasalgebietes und den westlichen Teil der ehemaligen Provinz Emin Paschas. Des Hauptbesitzstandes aber haben sich die Engländer versichert, die vor allem die das ganze Gebiet durchziehende Hauptstromader des Nils nicht aus der Hand gaben.

Ehe wir uns den Stämmen zuwenden, die die deutsche Kolonie Ostafrika bewohnen, müssen wir noch einen Abstecher zu Völkerschaften machen, deren Wohnsitze westlich von denen der schon besprochenen oberen Nilstämme liegen. Der bekannteste von diesen einst wohl viel bedeutenderen, aber immer noch nicht unwichtigen und ethnographisch interessanten Stämmen sind die

Niam-Niam,

die uns zuerst in ausführlicher Weise durch Schweinfurths klassische Schilderungen bekannt geworden sind. Ihre Sitze erstrecken sich von den westlichsten Zuflüssen des Nils nach Westen zu bis zum Mittellauf des Schari. Ihre Südgrenze bildet wohl der Uelle-Ubangi, während die Nordgrenze

ihrer Verbreitung mit der Grenze der Landschaft Dar Fertit gegen die Landschaft Dar-Fur zusammenfallen dürfte. Es hat wohl einst hier ein großes Niam-Niamreich bestanden, von dem aber heute kaum noch Spuren vorhanden sind. Von einigen werden auch die von uns schon besprochenen Madi zu den Niam-Niam gerechnet, und ebenso stehen die östlich von ihnen wohnenden Bongo, die wir als vortreffliche Schmiede kennen gelernt haben, in verwandtschaftlichen Beziehungen zu ihnen; allein sie sind stärker mit Negerblut gemischt als die Niam-Niam. Diese selbst sind ethnographisch schwer unterzubringen. Vielfach werden sie als Aequatorialneger bezeichnet, von manchen aber zu den Hamiten gerechnet, die stark mit Negern gemischt seien. Vorsichtig ist jedenfalls die Aeußerung de Martonnes, „daß es kaum etwas Unsichereres gebe als den Ursprung der Niam-Niam". Vor



Wabeni-Schulmädchen

allem unterscheidet sie ihre Farbe sehr von den umgebenden Negern. Gewöhnlich wird sie als hellschokoladenfarbig angegeben; allein man findet auch die Bezeichnungen hellrötlich und braunrot, und diese verschiedenen Nuancen deuten darauf hin, daß die Niam-Niam nicht als ein einheitlicher Stamm zu betrachten sind. Der Schädel ist breit, die Augen sind mandelförmig geschnitten, die Lippen sehr dick, das Kinn rund. Das Haupthaar ist wollig und stark, die Augenbrauen sind dick, wie überhaupt die Behaarung stark ist. Alle haben eine stattliche Körpergröße, die auf 1 Meter 80 Centimeter im Durchschnitt angegeben wird. Auffallend lang ist der Oberkörper. In ihrer ganzen Erscheinung machen die Niam-Niam den Eindruck bedeutender Menschen. In ihrem Gesichtsausdruck liegen Wildheit, Entschlossenheit und zugleich auch Offenheit. „Die vollen Lippen bekräftigen den massiven Grundzug des ganzen Aufbaues." Von dem Niam-Niamfürsten Ndoruma giebt Junker folgende Schilderung: „Scharfe, energische Züge, große, lebhafte Augen, stark vorstehende Backen-

knochen, hohe Gestalt, ruhiges würdevolles Auftreten, verbunden mit Besonnenheit und ruhigem Urteil.“ Die Niam-Niam machen den Eindruck einer „aristokratischen Rasse“, und demgemäß haben sie auch überall, wo sie sich niederließen, die Herrschaft an sich gerissen. Hervorragend ist ihre Begabung für Jagd und Krieg; Schweinfurth sagt, er habe bei keinem afrikanischen Volk in jeder Bewegung, in jeder Stellung so sehr die absolute Meisterschaft im Kriegshandwerk und in der Jagd zu erkennen Gelegenheit gehabt wie bei den Niam-Niam.

Selbstverständlich ist, daß diese kriegerische Neigung ihren Ausdruck auch in der vorzüglichen Bewaffnung findet. Gleich den Bongo haben sie eine intensive Eisenindustrie. Außer Eisen wird aber auch häufig Kupfer verarbeitet, und auch hierin sind die Niam-Niam Meister. Ihre hauptsächlichsten Waffen sind Speere und Lanzen; außerdem finden sich eiserne Dolche. Besonders charakteristisch ist aber eine Wurfaxt aus Eisen, die wie ein Bumerang gebogen ist und zur Jagd auf Wild und Vögel verwendet wird.

Die Kleidung besteht gewöhnlich aus einem Umhang von gegerbtem Leder oder von behaarten Tierfellen. Häufig hängt vom Gürtel ein Leopardenschwanz herab. Besonders beliebt sind die prachtvollen schwarzen und weißen Felle des Colobusaffen. Diese Gewohnheit, lange Tierschwänze zu tragen, hat bei den umwohnenden Völkerschaften zu mancherlei Märchen und Mythen von geschwänzten Menschen Veranlassung gegeben. Auch bei den Niam wird wie bei so vielen andern Negerstämmen große Mühe auf eine kunstvolle Haarfrisur verwendet. Das Haar wird in Locken, kleine Röllchen, Spitzen u. s. w. geflochten und steht oft auch strahlenförmig ab. Als Stammeszeichen gelten bei den Niam-Niam kleine Vierecke mit Punkten in der Mitte, die auf den Wangen oder auf der Stirn angebracht werden. Ferner findet sich ausgeprägter als bei andern Negerstämmen Tättowierung auf der Brust, und wie eine unsrer Abbildungen zeigt, kommen auch auf der Brust noch Narbenzeichnungen vor. Als Schmuck dienen den Niam-Niam neben den gebräuchlichen Armringen Ketten aus Zähnen von Hunden und andern Tieren und von blauen Perlen, die besonders beliebt sind. Als Kopfbedeckung wird eine vierkantige Mütze aus Fell getragen.



Wateita-Knaben (Ostafrika)

Als Behausung dienen diesem Negerstamme meist einfache konische Hütten, die aber in ihrer Gestalt eine größere Mannigfaltigkeit zeigen, als wir sie sonst finden. Sie sind bisweilen oben abgeplattet, oft aber auch mit zwei Spitzen versehen.

Daß die Niam-Niam große Freunde der Jagd sind, haben wir schon gehört. Ihre Jagdtrophäen werden an Pfählen befestigt, die keinem der aus 10 bis 12 Hütten bestehenden Weiler fehlen.

Außer der Jagd wird aber auch Ackerbau getrieben, der hauptsächlich den Frauen obliegt. Kultiviert werden besonders Eleusine, Sesam und Tabak. Letzterer wird häufig bei den Wohnungen angepflanzt; denn auch diese Völker sind starke Raucher. Dagegen sollen Negerhirse und Mais fast ganz fehlen. Die Viehzucht tritt sehr zurück, Rinder sind selten, häufiger Geflügel und Hunde.

Die Herstellung von Töpferwaren, Flechterei und Holzschnitzerei sind neben der Eisenindustrie die hauptsächlichsten Gewerbe.

Die Ehe wird im Gegensatz zu andern Negerstämmen nicht durch Brautkauf geschlossen, sondern der Häuptling vermittelt die Ehe und wählt die Braut aus. Die Hochzeit wird durch ein Fest

gefeiert, bei dem der Häuptling, von seinen Musikanten begleitet, die Braut ihrem zukünftigen Gatten zuführt. Die dabei eine große Rolle spielende Musik ist die übliche der Neger; primitive, guitarrenähnliche Instrumente sind besonders beliebt. Außerdem begleiten Glocken den Gesang.

Bei den Begräbnissen werden, was auch anderswo vorkommt, Männer und Frauen mit dem Gesicht nach verschiedenen Richtungen begraben, die Männer nach Osten blickend, die Frauen nach Westen.

Mit dem Glauben an Geister hängt es wohl zusammen, daß die Vorfahren besonders von den Fürsten eine liebevolle, fast an religiösen Kultus grenzende Verehrung genießen. Der Aberglaube äußert sich in Zeichen- und Traumdeuterei, und vielfach lassen sich die Niam-Niam dadurch zu wichtigen Unternehmungen, Kriegszügen u. s. w. bestimmen. Der Niam-Niam nennt sich selbst Sandeh; der gebräuchlichere, auch von uns angewendete Name Niam-Niam ist ihnen von den umliegenden Stämmen gegeben worden und bedeutet „Fresser". Damit soll jedenfalls nicht nur ihre Vorliebe für Fleischnahrung im allgemeinen bezeichnet, sondern auf eine Sitte hingewiesen werden, die sich bei den Sandeh und den noch zu erwähnenden Monbuttu in ausgeprägtestem Maße findet: die Menschenfresserei. Unzweifelhaft überragen diese beiden Stämme an geistigen Fähigkeiten viele andre Negervölker ihrer Nachbarschaft. Um so auffallender erscheint uns die weite Verbreitung dieses Lasters. Menschenfresserei ist ja im allgemeinen auf der Erde und besonders in Afrika auch heute noch keine besondere Seltenheit. Allein in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sehen wir, daß die Stämme das Laster, dem sie frönen, wenigstens Europäern gegenüber möglichst verbergen. Aber weder die Niam-Niam noch die Monbuttu machen ein Hehl aus ihrer Anthropophagie, sondern sie verspeisen die Toten „öffentlich unter Beigabe einer Mehlspeise und reichlichen Bieres". Als Opfer dienen ihnen gefangene Feinde und Angehörige ihres Stammes, die ohne Verwandtschaft gestorben sind. Die Monbuttu versorgen sich mit ihren Opfern auf Kriegszügen gegen benachbarte Stämme, die kulturell unter ihnen stehen und deshalb von ihnen verachtet werden.



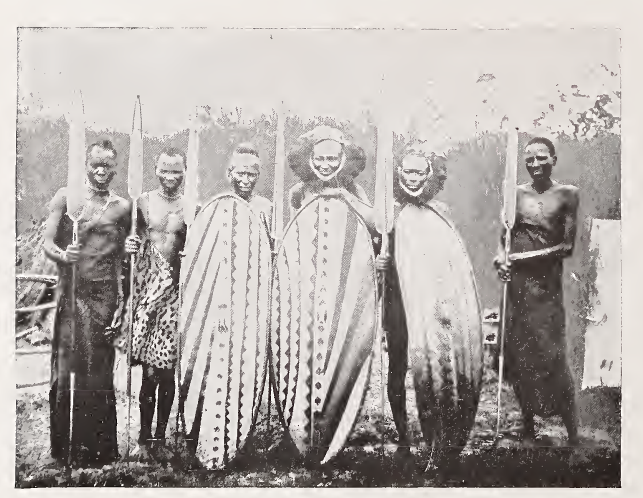
Eingeborene aus Kikuju

Die Monbuttu

Stehen die Monbuttu in der abscheulichen Sitte der Menschenfresserei den Sandeh nahe, so zeigen sie auch sonst manche Aehnlichkeiten mit diesen. In ihrer äußeren Erscheinung haben sie einen gewissen semitischen Zug. Schweinfurth beschreibt den damaligen Fürsten als einen Mann mit

kleinem Backenbart und ziemlich langem Kinnbart. Seine ausgesprochen kaukasische Nase bildete einen bemerkenswerten Gegensatz zu den aufgeworfenen dicken Negerlippen. In seinen Augen leuchtete tierische Sinnlichkeit, und um seinen Mund spielte ein gewaltthätiger, grausamer Zug, der kaum einem Lächeln wich. In der Hautfarbe sind die Monbuttu noch etwas heller als die Sandeh. Ihre Kleidung ist sehr einfach. Die Frauen tragen nur an einem dünnen Gürtel als Schurz ein größeres Blatt oder ein Stück Rinde; die Männer hüllen sich in einen Mantel, der aus dem Bast eines Feigenbaumes gemacht ist. Das Haar ist bei beiden Geschlechtern zu großen Chignons aufgetürmt, wozu, wenn das eigne Haar nicht reicht, fremdes Haar genommen wird. Auf dieses kunstvolle Gebäude werden von den Männern noch cylindrische Strohhüte gesetzt.

Sehr verbreitet ist Bemalung und Tättowierung des Körpers. Die Frauen haben auf Brust und Rücken ganze Reihen von Schnittnarben und sind mit verschiedenen Mustern bemalt. Als Schmuck werden Ketten von Zähnen, stählerne Ringe und kupferne Nackenketten getragen. Als Waffen dienen gebogene Schwerter, große Speere, Messer und Keulen, Bogen und Pfeile. Hacken für den Ackerbau und Aexte vervollständigen nebst Gefäßen zur Aufbewahrung der Früchte die Gerätschaften der Monbuttu. Sehr bemerkenswert sind ihre Wohnungen, die nicht kegelförmig, sondern rechteckig sind und sich durch bedeutende Größe auszeichnen, indem sie oft 30 Fuß in der Länge und 20 Fuß in der Breite messen. Das Dach ist überhängend und mit Blättern gedeckt. Die Wohnungen enthalten zwei oder mehrere Zimmer und sind auch hübscher eingerichtet als die der Niam-Niam. Die Kunstfertigkeit, die sie im Bau dieser großen Häuser zeigen, beweisen sie auch in der Herstellung von allerlei Gerätschaften, wie Bettstellen, Schemeln, Sesseln, Eßplatten, großen Schüsseln und Tragkörben, vor allem aber in der Verfertigung bis zu 12 Meter langer Boote, in denen sie sogar Pferde und Rindvieh transportieren. Ebenso sind sie als Töpfer sehr geschickt, obwohl ihnen der Gebrauch der Drehscheibe unbekannt ist. Um so auffallender ist, daß sie weder das Gerben des Leders noch das Weben verstehen.


Wakuafi-Männer aus Kavirondo

Da ihr Land vielfach von Flüssen durchzogen ist, befinden sich die Wohnungen meistens in langen Reihen an den Ufern der Flüsse. Diese bieten ihnen auch Fische, die sie durch Betäubung mit Pflanzengift zu fangen verstehen. Außerdem bauen sie eine Reihe von Pflanzen an, die ihnen als Nahrung dienen, und gleich den Niam-Niam lieben sie in hohem Maße die Jagd. Daß sie mit diesen auch die Leidenschaft für Menschenfleisch teilen, wurde schon erwähnt. Nach Schweinfurths Ansicht übertrifft sogar der Kannibalismus der Monbuttu den aller bekannten Völker in Afrika. „Das Fleisch der im Kampf Gefallenen wird auf der Walstatt verteilt und in gedörrtem Zustand

zum Transport nach Hause hergerichtet. Die lebendig Eingefangenen treiben die Sieger erbarmungslos vor sich her, gleich einer erbeuteten Hammelherde, um sie später einen nach dem andern ihrer wilden Gier zum Opfer fallen zu lassen." Während der Anwesenheit Schweinfurths im Monbuttulande wurde, wie er erzählt, für des Königs Tisch jeden Tag ein Kind getötet.

Die Monbuttu, auch Mangbattu genannt, mit denen wir zuerst durch Schweinfurths Untersuchungen bekannt geworden sind, spielten einst eine große Rolle. Ihre Zahl wurde von ihm auf ungefähr eine Million geschätzt. Bis zu Ende des letzten Jahres standen sie unter fünf Häuptlingen. Als bedeutendster von ihnen ist durch Schweinfurth Munsa bekannt geworden. Aber auch vom Monbuttureich, dessen Zustände trotz der für uns so abstoßenden Menschenfresserei uns Schweinfurth in anmutenden Bildern geschildert hat, gilt das Gleiche wie von so vielen andern Negerreichen: erst Zersetzung durch arabischen Einfluß und dann direkte Vernichtung durch die arabischen Sklavenhändler. Auf die hohe Stellung der Frau und zugleich auch auf das Familienleben der Monbuttu wirft eine von Emin Pascha gemachte Erfahrung ein bezeichnendes Licht. Die Frau eines Monbuttu-Edlen, der von den Danagla in die Sklaverei geführt worden war, machte damals den weiten Weg vom Monbuttuland nach Ladó, um ihres Mannes Freilassung zu erbitten. Als sie unterwegs hörte, daß er im Gefolge Emin Paschas und frei sei, eilte sie durch das Sandehland nach Busi, um dem Generalgouverneur zu danken.



Eingeborene aus Lumbwa

Fünfzehntes Kapitel

Das Gebiet der grossen Seen

Vom Aequator durchschnitten wird der größte See Afrikas, der Viktoria-Nyanza oder Ukerewe, der mit einer Größe von 68000 Quadratkilometern alle afrikanischen Seen übertrifft und Bayern an Größe gleichkommt. Ihm reiht sich eine Zahl andrer bedeutender Seen an, der Albert-Eduardsee, der Kiwusee, der Albertsee, der Tanganyika und als südlichster der Nyassa. So wird dieses Gebiet mit Recht als das der großen Seen zusammengefaßt. Zum größeren Teile liegen diese Seen in der tiefen Bruchspalte, die Ostafrika zehn Aequatorgrade lang durchzieht und nord-südlich verläuft. Diese Richtung halten im großen und ganzen auch die andern für dieses Gebiet charakteristischen Grabenbrüche ein, die ebenfalls zum Teil großen Wasserbecken als Bett dienen, wie dem Rudolfsee, dem Natronsee, dem Manyarasee u. a. Zwischen diesen Grabenbrüchen, teils auch dicht an ihren Rändern, ja sogar aus ihrer Tiefe hart am Ufer der Seen aufsteigend, erheben sich Berge und Berggruppen von zum Teil bedeutender Höhe und großem Umfang. Der Riese unter ihnen ist der Kilimandscharo, der höchste Punkt deutscher Erde. Schon 1848 von Missionar Rebmann entdeckt, ist seine genaue Erforschung Hans Meyer zu verdanken, dem es allein gelungen ist, den höchsten Gipfel des 6010 Meter hohen Berges zu bezwingen. Er gleicht einem ungeheuren Schild mit zwei Buckeln, dem Kimawensi und Kibo, und einer westwärts ablaufenden Rückenleiste. Wir können uns nicht versagen, mit den Worten Hans Meyers den gewaltigen Eindruck wiederzugeben, den er von diesem Bergriesen empfing: „Das Auge war tagelang über die weiten, graubraunen Ebenen der Steppen und Savannen geschweift, vergeblich die ersehnte Gebirgslinie am Horizont suchend, und hatte sich an der beständigen Einförmigkeit ermüdet. Da plötzlich eröffnet sich vom Kamm eines Höhenzuges ein wundersames Panorama. Einige Meilen vor uns erstreckt sich der schmale, hell schimmernde Dschipe- oder Jipesee nach Süden, dahinter ragen die dunkeln, schroffen Mauern der Uguenoberge bis in die grauen Schichtwolken empor, nach rechts hin zieht sich im Mittelgrund der dunkle Streifen der Wälder, die den Lumifluß umsäumen und Taweta einschließen. Hinter diesen Wäldern steigt die Steppe leicht an und verläuft in dunstiger Ferne zu dem unteren Teil des mächtigen Gebirgsstockes des Kilimandscharo, der nun mit einemmal zu der Riesenhöhe von 6000 Metern unvermittelt aus der Steppenebene emporwächst. Ziemlich deutlich lassen sich unterhalb der breiten Wolkenschicht, die den mittleren Teil des Gebirges umhüllt, die waldigen Hügel der Dschagga-landschaften erkennen, und über den Wolken strahlt plötzlich aus dem Himmelsblau ein wunderbar erhabenes Bergbild in schneeblendender Weiße hervor, wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Es ist der Kibo, der Hauptgipfel des Kilimandscharo. Sein kleinerer Zwillingsbruder Kimawensi verbirgt sich hinter einer hoch aufgewölbten weißen Kumuluswolke, nur der nordöstliche Abfall tritt unter den Wolken als eine weit geschwungene, geradezu architektonisch regelmäßige Linie hervor.

Welche Gegensätze sind in diesem Bilde harmonisch vereint! Hier unten die Glut des Aequators und tropisches Leben, neben uns der nackte Neger und vor uns Palmenhaine am Rande des Taweta-waldes; dort oben die Eisluft der Pole, die überirdische Ruhe einer gewaltigen Hochgebirgsnatur, ewiger Schnee auf erloschenen Vulkanen."

Würdig schließt sich dem Kilimandscharo als zweiter Riesenberg Ostafrikas der bei der Verteilung dieses Gebietes England zugefallene Kenia an. Auch er wurde schon vor jetzt 60 Jahren von einem Württemberger Missionar Namens Krapf gesehen, zum erstenmal aber 1899 von Mackinder völlig erstiegen. Gleich dem Kilimandscharo trägt er ewigen Schnee und war früher stark vergletschert. Mit 5600 Metern erreicht er beinahe die Höhe seines Nebenbuhlers. Diesen beiden Riesen gegenüber treten die übrigen ostafrikanischen Berge an Größe zurück, wenngleich sie mit 3000 und mehr Metern Meereshöhe noch als sehr bedeutende Erhöhungen zu gelten haben. Der landschaftliche Charakter dieser Berge wird von den Reisenden meist als außerordentlich vielseitig und großartig geschildert. Auf ihre Entstehung als vulkanische Erhebungen weisen nicht nur ihr Gestein und heiße Quellen hin, die gelegentlich beobachtet worden sind, sondern es finden sich auch noch thätige Vulkane. Den Hintergrund des Kiwusees bildet der Kirunga, dessen Beobachtung wir Graf Götzen verdanken, und auch am Südufer des Rudolfsees fand Teleki einen allerdings nur 630 Meter hohen Berg, der bläulichgelbe Rauchwolken ausstieß.



Ein Suk-Krieger (Karaniojo

Dieses geographisch so interessante Gebiet hat für den deutschen Leser ein besonderes Interesse, da es zum Teil unsre Kolonie Deutsch-Ostafrika bildet, während, wie schon gesagt, der andre Teil als Britisch-Ostafrika englische Kolonie wurde.

Das letztere geschah allerdings erst, nachdem 1884 die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ihr Augenmerk dem äquatorialen Ostafrika zugewendet hatte. Durch einen Vertrag im Jahre 1886 wurde die Abgrenzung der deutschen und englischen Interessensphären vorgenommen, und aufs neue wurden die Grenzen durch den vielbesprochenen und zum Teil auch sehr mißfällig aufgenommenen deutsch-englischen Vertrag vom 1. Juli 1890 geregelt.

Werfen wir einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der Kolonie, der um so nötiger ist, als ihr durch Stämme, die wir noch kennen lernen werden, kriegerische Verwicklungen nicht erspart geblieben sind, die übrigens ebenso in Britisch-Ostafrika vorkamen.

Als die europäischen Mächte in diesem Gebiete festen Fuß faßten und ihr Machtbereich von der Küste aus immer mehr nach dem Innenland auszudehnen bestrebt waren, hatten sie es durchaus nicht nur mit der eingeborenen Negerbevölkerung zu thun. Sie fanden hier bereits mächtige, sich bald zu Gegnern entwickelnde Konkurrenten vor: die Araber. Wir hatten schon Gelegenheit zu sehen, mit welcher Energie und mit welchem Erfolg die Araber im nördlicheren Teil Afrikas, im Sudan, vordrangen, wie ihr Einfluß immer stärker wurde. Durch ihre Sklavenjagden waren sie eine Geißel der ansässigen Bevölkerung, aber durch ihre Handelsthätigkeit verbreiteten sie die arabische Kultur

und vor allem den mohammedanischen Glauben immer mehr unter den Negervölkern Afrikas. Wir sahen, wie manche Reiche mehr oder weniger arabisiert wurden.

Auch in Ostafrika hatten die Araber von Sansibar aus Einfluß gewonnen und den Handel in ihre Hand bekommen. Die Aenderungen, die die europäische Besitzergreifung darin hervorbrachte, besonders im Hinblick auf den mit Eifer betriebenen Sklavenhandel, wurden begreiflicherweise von den Arabern nicht ruhig hingenommen, und schon 1888 brach der große und gefährliche Aufstand aus, dem die meisten bereits angelegten Stationen zum Opfer fielen. Sogar die Küstenplätze Bagamoyo und Dar-es-Salaam konnten gegen die Aufständischen nur mit Hilfe von Kriegsschiffen gehalten werden. In tapferem, oft heißem Ringen gelang es Wißmann, den Aufstand, dessen Seele der bekannte Buschiri war, niederzuwerfen, und Ostafrika wurde nun Reichskolonie. Freilich mußten noch mancherlei Kämpfe ausgefochten werden, und mancher Stamm, den wir, wie die Massai, schon kennen lernten oder dessen Bekanntschaft wir noch machen werden, wie zum Beispiel die Wahehe, lernten erst allmählich die Macht der Deutschen anerkennen. Im ganzen kann man aber wohl jetzt die Verhältnisse als befriedigend ansehen, und auch die Araber, deren Vorherrschaft als gebrochen betrachtet werden kann, haben sich in die neuen Verhältnisse geschickt und dürften auch hierbei auf ihre Rechnung kommen, wenn auch die alte Zeit der Sklavenkarawanen zu Ende ist.



Ein Unjoro

Die Erfahrung, daß die Gründung großer Kolonien nicht ohne oft verlustreiche Kämpfe und mancherlei Rückschläge durchzuführen ist, blieb aber, wie schon angedeutet, auch der englischen Nachbarkolonie nicht erspart. Besonders war es hier das Reich Uganda, das den Engländern zu schaffen machte. Ein dort ausgebrochener, sehr gefährlicher Aufstand konnte nur mit rascher Unterstützung von deutscher Seite niedergeworfen werden. Hier waren es weniger Handelsinteressen, die den Aufstand veranlaßten, wie in Deutsch-Ostafrika, sondern Uganda war von wilden religiösen Parteikämpfen zerrissen. Die Einführung des Christentums von Europa aus hatte in dieses bedeutende Negerreich auch den Gegensatz von Protestanten und Katholiken hineingetragen. Wie dies uns die Geschichte Deutschlands zur Genüge lehrt, fehlten auch hier nicht politische Nebenzwecke. Die Sympathien der katholischen Partei neigten sich nach Frankreich; so spielte sich im fernen Afrika ein kleiner Religionskrieg ab, der an Verwüstung des Landes hinter seinen großen europäischen Vorbildern nicht zurückblieb. In Uganda kämpften aber nicht nur Protestanten gegen Katholiken, sondern als drittes Element trat hier der Islam auf den Plan. Frühere Soldaten Emin Paschas lehnten sich als fanatische Mohammedaner gegen die christliche Regierung auf, gleichviel, ob diese katholisch oder protestantisch war, und schließlich wollten auch die Heiden, die wir als besonders geweckt unter allen Negern kennen lernen werden, hinter dem kriegerischen Beispiel, das ihnen ihre zu andern Religionen erfolgreich bekehrten Brüder gaben, nicht zurückbleiben. So hatte auch England in seiner neuen Kolonie schwer zu kämpfen, und es ist nicht mit Sicherheit zu sagen, ob der Friede endgültig eingekehrt ist.

Wenden wir uns zu der Bevölkerung des ostafrikanischen Seengebietes, insbesondere unsrer deutschen Kolonie. Die Araber haben wir schon kennen gelernt. Außer ihnen treffen wir als Fremdlinge auf afrikanischem Boden noch Inder an, die ebenfalls bedeutenden Einfluß haben. Sie spielen besonders als Großkaufleute und Banquiers eine wichtige Rolle. Araber und Inder brauchen wir nicht näher zu besprechen; unsre Hauptschilderung soll den eingeborenen Negerstämmen des Gebietes gelten. Nur die Bedeutung der Inder als Banquiers sei hier kurz erwähnt. Der Araber, der sich entschlossen hat, Elfenbein im Innern einzukaufen, geht den Inder um ein Kapital, sagen wir von 4000 Dollar, an. Er muß zunächst Garantie leisten, indem er etwa eine Plantage verschreibt oder einen Bürgen stellt. Von den 4000 Dollar erhält der Araber in bar höchstens 200 bis 300 Dollar, den Rest in landesüblichen Tauschwaren, die dem Araber mit einem Aufschlag von 100 % angerechnet werden. Dagegen muß er Elfenbein, in diesem Falle 80 Frassila zu je 35 Pfund englisch, liefern. Der Inder rechnet dabei das Frassila mit 50 Dollar, während es in Sansibar



Eine Gruppe von Suk

70 bis 100 Dollar wert ist. Träger sind für ein solches Unternehmen bei einem Kapital von 4000 Dollar etwa zwanzig bis dreißig notwendig, die der Inder ebenfalls anwirbt und mit 20—25 Dollar den Mann berechnet. Diese Träger kosten ihn selbst nicht mehr als 8—10 Dollar für den Mann. Den Gegenwert läßt er sich von den Stoffen des Arabers zurückgeben, wobei er sie höchstens zum halben Wert des angerechneten Preises annimmt, so daß dem Araber eigentlich nur etwa der vierte Teil des geliehenen Kapitals zur Verfügung steht. Sein wie seines Gläubigers mohammedanisches Gewissen ist dabei vollständig rein; denn der eine hat weder Zinsen zu zahlen, noch nimmt sie der andre.

Im Falle des Gelingens der Expedition verdient der Inder 300—400 %, und wenn der Araber auch nur den vierten Teil des bedungenen Quantums Elfenbein liefert, so verdient der Wucherer immer noch 100 %. — —

Im afrikanischen Seengebiet sind die Negerstämme zur Hauptentwicklung gelangt, die man als Bantuvölker zusammenfaßt. Wir sind Angehörigen dieses großen Zweiges bereits begegnet, haben aber die Hervorhebung allgemein charakteristischer Merkmale bis auf diesen Abschnitt unsrer Darstellung verschoben.

Im Aeußeren sind die Bantuneger von den uns schon genügend bekannten Sudannegern nicht zu unterscheiden, da sie dieselben charakteristischen Negermerkmale haben wie die Sudanneger, soweit

diese ungemischt sind. Dagegen unterscheiden sich die Bantuneger von den Sudannegern sehr scharf durch die Sprache. Alle von den Bantunegern gesprochenen Idiome weisen noch eine so große Uebereinstimmung auf, daß man annehmen darf, die hierher gehörigen Völker hätten früher noch näher beisammen gewohnt als jetzt. Als besonders wichtig müssen wir unter den Merkmalen der Bantusprache den Gebrauch von Präfixen hervorheben, d. h. die Beugungssilben bei der Deklination folgen nicht den Wörtern, sondern gehen ihnen voran, und es hat daher „der Reisende im Bantulande im allgemeinen weniger auf die Endung als auf den Anfang der Worte zu achten". Besonders auffallend erscheint dieser Gebrauch bei der Benennung von Ländern und Völkern, was für die ostafrikanische Ethnographie von Bedeutung ist. So heißt z. B. das Land, dessen wir schon gedacht haben, Uganda, seine Bewohner aber heißen Waganda, ein einzelner des Volkes M'ganda, die Sprache Kiganda. Unyamwesi wird von den Wanyamwesi bewohnt, Ugogo von den Wagogo, und in Unjoro treffen wir die Wanyoro. Die Bantusprachen sind an Formen ungemein reich; einzelne Sprachen haben im Zeitwort bis zu 37 verschiedene Tempora. Der grammatische Bau ist überhaupt sehr entwickelt. Die Worte lauten stets vokalisch aus, Anhäufungen von Konsonanten finden sich nicht.

Von diesen Bantuvölkern treffen wir zunächst an der Küste die



Unjoro-Mädchen (von vorn gesehen)

Suaheli

Eigentlich und richtiger sind sie Wasuaheli zu nennen, zu deutsch: Bewohner der Küste, wofür das afrikanische Wort Sahe lautet. Auch heute noch bewohnen die Suaheli den Küstensaum Ostafrikas, unsrer deutschen Kolonie sowohl wie eines Teils von Britisch-Ostafrika. Sie haben ganz und gar arabische Lebensweise angenommen, sind Bekenner des Islam und dürften auch als Stamm nicht ungemischt sein. Für unsre Kolonie sind sie von großer Bedeutung. Sie stellen ein großes Kontingent der Träger bei den Handelskarawanen, sind aber zum Teil auch selbst Kaufleute und finden sich deshalb auch in andern Landschaften im Innern. Den nicht arabisierten Völkern des Innenlandes gegenüber sind sie sehr eingebildet, obwohl sie in ihrer Religion durchaus nicht fanatisch, sondern sehr tolerant sind. Eines ihrer Sprichwörter sagt, daß ein tüchtiger Ungläubiger besser sei als ein Gläubiger, der nichts taugt.

Von großer Wichtigkeit ist ihre Sprache, das Kisuaheli, geworden, da es längs der ganzen ostafrikanischen Küste die allgemeine Geschäftssprache ist und auch als Gerichtssprache in Deutsch-Ostafrika neben dem Deutschen gilt. Seine Erlernung ist daher eine notwendige Bedingung sowohl für den Kaufmann wie auch für den Reisenden und Kolonialbeamten in Deutsch-Ostafrika.

Zu den bekanntesten Stämmen Deutsch-Ostafrikas zählen ferner die Wanyamwesi.

Die Wanyamwesi

bewohnen die Landschaft Unyamwesi. In ihr liegt die Station Tabora, ein Ort lebhaften Verkehrs an dem Karawanenweg von der Küste nach den Seen. Nach Tausenden zählen die Menschen, die hier in jedem Monat mit diesen Karawanen durchkommen. Die Wanyamwesi sind, wie Paul Reichard berichtet, dem wir besonders gute Angaben über sie verdanken, als echte Bantuneger leicht von andern Stämmen zu unterscheiden. Sie sind groß und schlank, von feinem Knochenbau, aber muskulös. Die Muskeln haben, wie Reichard hervorhebt, bei aller Arbeit, die sie verrichten, etwas eigentümlich Starres und Festes; es sähe aus, „als bewegten sich Gliedmaßen einer Bronzestatue in den Gelenken". Hände und Füße sind oft auffallend klein, und sehr häufig findet man schöne Nägel. Die Hautfarbe schwankt in verschiedenen Schattierungen; sie ist im allgemeinen dunkelbraun, doch kommen Abstufungen bis zu hellem Kaffeebraun vor, jedoch selten und dann meist bei Weibern; andrerseits findet man ein tiefes Dunkelbraun. Das Haar wird in zwei Ringe geflochten, oder der Kopf wird geschoren, wobei man nur an der Stirn und am Hinterhaupt einen Schopf stehen läßt. Ein kleiner Bart darf getragen werden, aber der Schnurrbart und ebenso die Augenbrauen werden ausgerissen. Als Stammesabzeichen werden Streifen auf der Stirn und den Schläfen eintättowiert, die mit Schießpulver eingerieben werden, so daß schwarze, 2—3 Millimeter lange Striche entstehen. Die Vorderzähne werden in der Weise verstümmelt, daß von den oberen mittleren Schneidezähnen die inneren Ecken abgeschlagen werden. Nach Reichard, dem wir bei der Schilderung der ostafrikanischen Völker mehrfach folgen, geschieht die Verstümmelung in folgender Weise: Man setzt bei der Operation einen kleinen fingerlangen Eisenmeißel, eine Miniaturform des Wanyamwesibeiles, an und sprengt durch Schläge mit einem kleinen Holz nach und nach Splitter ab. Die Prozedur soll insofern sehr schmerzhaft sein, als äußerst heftige Schmerzen am Hinterkopf hervorgerufen werden. Die Zähne werden übrigens später niemals dadurch kariös, wie denn die Zähne aller Schwarzen meist ausgezeichnete sind, was seinen Grund in ihrer sorgfältigen Pflege hat.



Unjoro-Mädchen (von der Seite gesehen)

In der Kleidung hält sich der Wanyamwesi sehr einfach. Die echte ursprüngliche Kleidung besteht beim Mann aus zwei kleinen Fellen wilder Katzen oder aus zwei Antilopen- und Ziegenfellen, die, die Blößen nur notdürftig deckend, hinten und vorn über einem dünnen Riemen aus Haut oder Bast herabhängen.

Zur Erlangung von Fellen bedarf es aber schon einer Arbeit, die für den faulen Wanyamwesi fast zu viel ist. Er zieht es daher bei weitem vor, Baumbaststoffe, Sahni genannt, zu tragen, die aus der Rinde verschiedener Waldbäume und von Ficus indicus hergestellt werden. Sie werden als Hüftentuch getragen und dienen während der Nacht als Decken. Bei Männern reicht das Hüftentuch

vom Gürtel bis zum Knie, bei den Weibern etwas weiter hinab. Der Oberkörper bleibt bei beiden Geschlechtern von der Hüfte aufwärts nackt. Auch einen groben Wollstoff, Mseketo genannt, verstehen die Wanyamwesi zu weben.

Als Schmuck werden Nackenringe, Armringe und Fußringe getragen. Von den Opfern, die die Mode auch von den Schönen dieses afrikanischen Stammes fordert, giebt Reichard eine sehr drastische Schilderung, indem er die Anlegung von Samboringen bei einem etwa sechzehnjährigen Mädchen beobachtete. Samboringe sind aus Büffelschwanzhaaren gesponnene, mit feinem Draht überzogene darmsaitendicke Ringe. Sie werden zu zwei- bis dreihundert Stück von Männern und Weibern über dem Knöchel getragen. Um ein Abgleiten der Ringe vom Fuße zu verhindern, werden sie so eng hergestellt, daß sie nur schwer über den Spann zu bringen sind. Das Mädchen, das ihrer Eitelkeit ein Opfer bringen und den Neid ihrer Genossinnen erregen wollte, unterzog sich nun einer Prozedur, die man füglich eine Operation nennen konnte. Ein Mann, der damit betraut war, begann gewaltsam einen der weichen Ringe nach dem andern über den Fuß zu streifen, wobei mehrere aufrissen. Nach dem fünfzehnten Ring etwa fing der Fuß zu schmerzen an. Er mußte nun bei jedem folgenden Ring mit Wasser gekühlt werden. Bei dem fünfzigsten war der Fuß derart angeschwollen und die Schmerzen waren so heftig, daß auf Bitten der eitlen Modenärrin vom Aufziehen weiterer Ringe vorläufig Abstand genommen werden mußte. Am nächsten Tage zog man unter dem Schmerzensgeschrei des Mädchens ihm noch weitere fünfzig Ringe auf. Die nächsten acht Tage wurden der Heilung der entstandenen Blasen, die aufgeplatzt waren, gewidmet, und dann wurden innerhalb weiterer acht Tage mit einigen Pausen im ganzen dreihundert Ringe auf dem einen Fuß zu einem dicken Wulst vereinigt.


Elgon-Häuptling

Der Jäger trägt Ringe aus Elefanten- und Giraffenschwanzhaaren mit sehr künstlichen Knoten um Knöchel, Hals und Arme. Das Weib schmückt sich den Arm mit Eisen-, Kupfer- und Messingringen, die, immer offen bleibend, ganz flach den Arm umspannen und mit geraden Linien- und Dreieckornamenten geziert sind. Die Ohrläppchen werden bei den Weibern durchbohrt und die Bohrlöcher durch allmähliches Ausweiten, indem man immer dickere Gegenstände hineinzwängt, allmählich derart gedehnt, daß manchmal 5 Centimeter im Durchmesser haltende Scheiben darin Platz finden.

Als Waffen dienen Bogen, Speere und Streitäxte. Die Wohnungen der Wanyamwesi sind viereckige Hütten, die von einem Wall umgeben sind. Sie sind zu Dörfern vereinigt, die gern in der Nähe des Waldes und an wasserreichen Plätzen angelegt werden. Die Hauptstücke des Hausgerätes sind eine Bettstelle und eine Reihe von Töpfen zur Aufbewahrung der Früchte. An jedem Ende des Dorfes steht eine große Hütte, Iwanza genannt, von denen die eine den Versammlungsort der Männer, die andre den der Frauen bildet.



Unjoro-Häuptlinge

Eifrig wird Ackerbau getrieben, woran sich Männer und Frauen beteiligen. Die Nährpflanzen sind Negerhirse oder Sorghum, Mais, Reis, Maniok, Süßkartoffeln, Erdnüsse, Bohnen und erbsenartige Früchte, Kürbis, Bananen, Zuckerrohr, Tabak und Hanf, welch letztere beide als Narkotika gelten. Das ganze Land gehört übrigens dem Häuptling, der es an seine Unterthanen zur Benutzung abgiebt. Außerdem halten die Wanyamwesi in bedeutender Anzahl Rinder, Schafe, Ziegen und Hühner. Von geringerer Bedeutung ist ihre Industrie, die sich auf die Herstellung von thönernen Gegenständen, Matten und dergleichen beschränkt. Mit Vorliebe wird auch die Jagd betrieben; vergiftete Pfeile, Selbstschüsse, Fallgruben dienen zur Erlegung des Wildes, unter dem der jetzt nicht mehr im Land vorkommende Elefant früher die Hauptrolle spielte. Auch Treibjagden werden hie und da abgehalten, wobei das Wild mit Netzen eingestellt wird. Das Familienleben ist sehr locker; die Frauen werden durch Kauf erworben, und ihre Zahl ist unbeschränkt. Nach Hans Meyer zeichnet die Wanyamwesi ein unverwüstlicher Froh- und Leichtsinn aus, der mit erstaunlicher körperlicher Ausdauer und Leistungsfähigkeit verbunden ist. Die Wanyamwesi sind daher für unsre Kolonie von größter Bedeutung, da sie sehr wanderlustig sind, so daß immer ein Drittel der Männer als Träger unterwegs ist. Dazu kommt, daß sie friedlichen Charakters sind.

Nicht das Gleiche ist zu sagen von den

Wahehe

Sie haben sich durch Ueberfall und Niedermetzelung der Zelewskischen Expedition (1891) in der Geschichte unsrer ostafrikanischen Kolonie einen schlechten Ruf erworben. Erst seit relativ kurzer Zeit in das Land zwischen Nyassa und Ugogo eingewandert, sind sie unter unternehmenden und mächtigen Anführern rasch ein gefürchtetes Kriegsvolk geworden. In ihrer Bewaffnung wie auch in ihrem Kriegsschmuck schließen sich die Wahehe den Sulu, die wir später noch kennen lernen werden, an. Sie führen den mächtigen und gefährlichen Suluspeer und große Schilde, tragen lang herabhängende Tierfelle und große Federkronen und bemalen sich, wenn sie auf einem Kriegszuge sind, den Körper mit weißer Farbe. Im Gegensatz zu den andern ostafrikanischen Völkern wählen die Wahehe für ihre Ueberfälle die Nacht oder das erste Morgengrauen. Sie zeichnen sich durch Wildheit und Energie des Angriffes aus, die noch durch ihre große körperliche Kraft unterstützt werden. Von dem letzten Waheheherrscher wird behauptet, daß er den Wurfspeer mitten durch den Rumpf eines Ochsen hindurch werfen konnte. Dieser „Quawa", wie der Herrscher der Wahehe offiziell heißt, wurde endlich von der deutschen Schutztruppe geschlagen und verübte Selbstmord.

Nach ihrem Charakter bezeichnet Weule die Wahehe als unfreundlich, rauh und unangenehm, wie es auch ihr Land ist. In der Hautfarbe zeigen sich auch hier bedeutende Schwankungen in helleren und dunkleren Nuancen. Der Wechsel der Mode in dem, was als schön gilt, wird in interessanter Weise durch die Thatsache veranschaulicht, daß Körperverstümmelungen und Tättowierungen, die früher gebräuchlich waren, heute allmählich abkommen.

Mit den Wahehe können sich um die Palme kriegerischen Ansehens die benachbarten Mafiti oder Mafitu streiten. Auch sie durchzogen verwüstend den inneren Süden unsers Schutzgebietes und haben zu seiner Verödung viel beigetragen. Ueberall aber gilt die alte Erfahrung, daß die kriegerische Thätigkeit eines Stammes viel von der Person des Herrschers abhängt. Bisher friedliche Völker werden durch einen streitbaren Führer zu kriegerischen Unternehmungen verleitet, und nicht selten entwickelt sich auch rasch eine angeborene kriegerische Tüchtigkeit und die Lust an Reibereien. Hierzu kommt noch die Nachäffung kriegerischer Stämme, der wir schon unter dem Namen „Massai-Affen" und „Sulu-Affen" gedacht haben. An der Hand von Ratzels trefflicher „Völkerkunde" greifen wir zwei Beispiele dafür heraus. Im Rovumathal saß einst ein Stamm Namens Mahindsche. Diese waren in Wirklichkeit Flüchtlinge des Gindostammes, deren einzige innere Aehnlichkeit mit den Sulu in den räuberischen Gewohnheiten bestand, denen sie inmitten allzu friedlicher Stämme fast schrankenlos frönen konnten. In der That haben sie nach Thomson „nicht mehr Verwandtschaft mit

den Sulu als ein Esel in der Löwenhaut mit dem Löwen". Ihre merkwürdige Nachäfferei, die sich nicht nur auf die Tracht und die Waffen, sondern auch auf die Tänze und das ganze kriegerische Gebaren erstreckte, schreibt man dem Umstand zu, daß sie längere Zeit an den Ufern des Nyassa mit den Sulu zusammen wohnten. Nach Missionar Maples Angabe sollen sie diesem neuen Leben zuliebe selbst ihren Ackerbau, ihre ganze friedliche Beschäftigung aufgegeben haben.

Ein andres Beispiel liefern die Walungu. Vor etwa 25 Jahren wurden sie durch die Einfälle der Watuta beunruhigt. Des Häuptlings ältester Sohn wurde gefangen genommen. Nach mehreren Jahren kehrte er in die Heimat zurück und begann seine Walungu in der Kriegführung der Watuta zu unterweisen. Er zwang sie, dieselbe Kleidung, dieselben Waffen, dasselbe Kriegsgeschrei und dieselben Bewegungen anzunehmen wie diese, und bald erschienen sie als wirkliche Watuta. Bei den feigen Ackerbauvölkern am Tanganyika und Rufidschi genügte aber der Anblick dieser Rüstung und dieses Kriegsgeschreies, um jeden Widerstand zu lähmen, und die „nachgemachten" Watuta verwüsteten das ganze Land. Als aber der Schöpfer dieser Umwandlung gestorben war, fiel sein ganzes kriegerisches System in Trümmer: das Volk kehrte zu seinen früheren Gewohnheiten in Waffen und Kleidern zurück, legte den Namen der Watuta ab und erscheint jetzt als durchaus harmlos. In jeder Hütte aber sah Thomson noch den Schild aus Ochsenhaut, die Reliquie aus früheren, kriegerischen Zeiten.



Waganda-Schüler mit ihrem Lehrer

Solche kriegerische Völker vermögen auf lange Zeit ein wahres Schreckgespenst für die friedliche Bevölkerung zu werden. Die Kinder werden mit ihrem Namen in Angst versetzt, und schon die Furcht allein läßt ganze Stämme ihre Wohnsitze wechseln. „Dörfer werden im Waldesdickicht angelegt, durch verborgene Pfade und Fallgruben geschützt. Flüchtende Gemeinden haben in der Suche nach möglichst abgelegenen Wohnsitzen Landschaften besiedelt, die sonst menschenleer geblieben wären; und wenn menschenreiche Gegenden verödeten, so füllten sich dafür andre mit Flüchtlingen, die aus der Wildnis blühende Ackerländer schufen. Es kann kommen, daß man mitten in diesem wohlgelegenen, fruchtbaren, gutbewässerten Stufenland der Küste plötzlich einen breiten Strich betritt, der menschenleer ist, wo aber alte Feuerstätten, Dorfplätze und Ackerfelder das einstige Vorhandensein einer dichten Besiedelung erkennen lassen." (Ratzel.)

Auch heute vollziehen sich noch solche Veränderungen und Verschiebungen der Völkerschaften, wenn vielleicht auch nicht mehr so leicht und in so bedeutendem Maße wie früher. Durch die Neuordnung der Dinge wird räuberischen, kriegerischen Stämmen bald das Handwerk gelegt, und unter dem Schutz der deutschen Obrigkeit erkennen auch die Eingeborenen den Wert friedlicher Zustände mehr und mehr an. Immerhin aber dürfen die Verhältnisse noch nicht so weit als konsolidiert angesehen werden, daß es nicht auch in der Zukunft wieder einmal einem besonders befähigten Häuptling gelingen könnte, seinem Stamm eine führende Stellung und einen bedeutenden Namen zu verschaffen.

Bei diesen schwankenden Verhältnissen dürfte es wenig Wert haben, noch die verschiedenen sonstigen Stämme, denen wir weiterhin in Deutsch-Ostafrika begegnen, näher zu schildern, so die Wankonde, die Wazaramo, Wazwangara, Wasagara und Wagogo, um so weniger, als ihre äußerlichen Unterschiede von nicht allzu großer Bedeutung sind. Aus diesem Völkergewirr wollen wir nur noch die Dschagga herausgreifen, deren außerordentlich eingehende, vortreffliche Schilderung wir Stabsarzt Dr. Widenmann verdanken.

Nubische Polizisten (Uganda)

Die Dschagga

leben an der Südseite des Kilimandscharo in der als Kulturzone bezeichneten Region zwischen 1000 und 1700 Metern Höhe und bilden eine seßhafte, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung. Nach ihrer Körperhöhe sind sie kaum als mittelgroß zu bezeichnen; ihre Hautfarbe bewegt sich innerhalb ziemlich weit voneinander abweichender Arten von Braun. Das Gesicht ist breit, niedrig und eckig, nach unten sich stark verjüngend. Der typische Dschagga ist ein schlank gebauter, hagerer Mensch mit wenig schönen Umrißformen. Seine Körperhaltung aber ist frei, und seine Bewegungen sind lebhaft und nicht ungefällig. Seine körperliche Leistungsfähigkeit übertrifft in mancher Beziehung die der Europäer. In der Zähigkeit und Ausdauer, in der Anspruchslosigkeit und Bedürfnislosigkeit ist ihm kein Weißer entfernt gewachsen. Der Dschagga setzt sich ohne Kopfbedeckung dem glühenden Sonnenbrande aus und kampiert, nur mit einem baumwollenen Lappen bekleidet, in den bitterkalten Nächten im Freien. Er giebt sich wochenlang mit kärglicher Nahrung ohne Fleisch zufrieden und verrichtet dabei Marschleistungen, die unsre Bewunderung erregen.

Die Hauptbeschäftigung des Dschagga ist, wie erwähnt, Ackerbau, der sehr rationell betrieben wird. Die größte Sorgfalt verwenden die Leute auch auf die Bewässerung, und staunenswert sind die umfangreichen Anlagen von Wasserleitungen. Steht man, schreibt Widenmann, am Rande einer der vielen Erosionsschluchten, die, radiär angeordnet, die Höhenrücken trennen, so sieht man an den Hängen oft in mehreren Etagen übereinander die langgezogenen, geschlängelten, silberglitzernden Linien der Wasserkanäle laufen, die oberhalb eines Wasserfalles oder einer Kaskade von dem Bachlauf

der Schlucht abgezweigt sind. Oft werden auch Stauwehre mit Aufwerfung eines aus Erde, Pfählen und Zweigen hergestellten Dammes erbaut, ja sogar gemauert.

Als Kulturpflanzen werden gebaut: Bananen, Yams und Taro, Süßkartoffeln, Bohnen, Hirse, Mais und noch manche andre Pflanze. Gegen den Ackerbau tritt die Viehzucht zurück; es finden sich nur Rindvieh, Ziegen und Schafe schlechter Rassen. Federvieh und Hunde werden gar nicht gehalten, und auch die Hausschweine, die von Europäern eingeführt wurden, haben sich nicht eingebürgert.

Die Pflege des Viehs und die Feldarbeit liegen den Frauen ob, das Roden von Ländereien, die Gewinnung des Bauholzes, die Herstellung der Zäune u. s. w. den Männern, die jedoch möglichst viel Arbeit von sich abzuwälzen suchen. Männer und Frauen werden häufig zu Fronarbeiten von



Uganda-Mann und -Frau mit Waffen und Hausgerät

den Häuptlingen herangezogen. Widenmann schildert den starken Eindruck, den er empfing, als er in der Boma (Palast) des Häuptlings Sinnar in Kiboscho etwa 200 Zimmerleute in einem der zahlreichen Hofräume beschäftigt sah, die die Balken und Bretter für das vierstöckige neue Palais ihres Fürsten herstellten.

Die dabei angewendeten Hilfsmittel sind sehr einfach. Zur Bearbeitung des Holzes bedienen sie sich eines zweischneidigen Messers und des Buschmessers, zweier Arten von Aexten und eines meißelartigen Hobels. Die Säge ist ihnen unbekannt.

Hervorragend ist die Schmiedekunst der Dschaggas; auch bei ihnen bilden die Schmiede, wie bei den meisten afrikanischen Stämmen, ein eignes, in sich abgeschlossenes Gewerbe. Es ist, um dies hier nachzuholen, bei der hohen Kunstfertigkeit in den Eisenerzeugnissen und bei ihrer hohen Wertschätzung bei allen Negern auffallend, daß die Schmiede sich meist einer geringen Achtung erfreuen, ja bei vielen afrikanischen Stämmen geradezu als tieferstehende Leute betrachtet werden. So dürfen sie vielfach keine freien Mädchen heiraten, und bei hervorragend kriegerischen Stämmen gilt es als

eine Schande, einen Schmied zu beleidigen. In Darfur müssen sie in besonderen Dörfern zusammen wohnen, und wenn Widenmann auch nichts von einer besonders niedrigen Stellung der Dschagga-schmiede sagt, so erwähnt er doch, daß sie ihre Schmiedewerkstätten an abgelegenen Plätzen haben. Sie verstehen sogar das Drahtziehen, und berühmt sind ihre den Massaispeeren ähnlichen Speere. Allerdings schmelzen sie nicht selbst mehr Eisenerz, sondern diese Speere wie auch die Schwerter und Messer und andern Eisenwaren werden heute aus eingeführtem, europäischem, federkieldickem Eisen-draht hergestellt.

Die Lebensführung der Dschagga ist sehr einfach, oft geradezu kärglich. Vegetabilien bilden die Hauptnahrung; geschlachtet wird meistens nur aus besonderen Anlässen. Die durch Schütteln in Kalabassen aus der Milch erzeugte Butter wird weniger von ihnen gegessen als auf den Stationen verkauft. Eine große Rolle spielt wie bei allen Negern das Hirsebier, die „Pombe", die übrigens nicht ein bloßes Reiz-mittel, sondern wegen des reichen Bodensatzes von aufgeschlossenen Hirsekörnern zugleich ein wichtiges Nahrungsmittel ist. Als unentbehr-liches Genußmittel dient den Dschagga der Tabak, der meistens geschnupft wird.



Unjoro-Prinzessin (von vorn gesehen)

Zur Kleidung dienen heute fast nur noch aus Europa und Indien eingeführte Baumwollstoffe. Die früher übliche Be-kleidung mit Fellen ist fast ganz aus der Mode gekommen. Als Kopfbedeckung dient dem Dschaggamann eine Haube aus Rinder- oder Schafsmagen; die Frauen tragen da-gegen keine Kopfbedeckungen. Die Haartracht ist wie überhaupt das meiste in Bekleidung und Waffen von den Massais angenommen worden. Widenmann giebt folgende Be-schreibung davon: „Die Haare werden alle paar Monate von einem Bekannten zu dünnen Zöpfen verflochten, in die Fäden, die aus den weißen Baumwollzeugen ausgezupft sind, oder Bastfasern eingeknüpft werden. Die kleinen Zöpfe werden nach vier Seiten zu einem stärkeren Strange vereinigt, von denen einer auf die Stirn, einer auf jede Schläfe vor dem Ohre und ein starker langer Zopf weit in den Nacken herunterhängt. Manchmal sieht man auch auf der Hauptmasse des hinteren Haarbüschels drei kleinere Zöpfe aufliegen, deren Enden mit dem hinteren Haarzopfe verbunden werden. Die Enden der Zöpfe werden mit Fäden, der Nackenzopf vielfach mit Fellstreifen dicht quer umwunden. Beim Anfertigen dieser kunstvollen Frisuren werden die Haare mit Butter oder frisch ausgekochtem Rindsfett und Laterit, die in einer Schüssel gut gemengt sind, stark eingerieben. Zum Schlusse werden die fertigen Zöpfe noch mit dieser roten Masse verbacken. Des öfteren werden sie noch zum Schmuck mit kleinen Glasperlen, Uhrrädchen, Kupferdrahtringen u. dergl. versehen." Unter den Schmucksachen wird eine besondere Sorgfalt dem Ohrschmuck gewidmet, der sich nicht nur durch seine Mannigfaltigkeit, sondern auch durch seine Größe auszeichnet und die Ohrläppchen ungeheuer erweitert. Die Kriegstracht der Dschagga ist ganz den Massai entlehnt. Als eigentümliches Stück kommt nur ein capeähnliches Mäntelchen hinzu, das aus ungefähr zwanzig Stück Klippschlieferfellen zusammengesetzt ist.

Die Heirat geschieht durch Frauenkauf, oder der Häuptling verschenkt nach einem glücklichen Krieg Frauen an die ihm Nahestehenden. So herrscht Vielweiberei, die zugleich ein Ausdruck des Reichtums und der Würde ist. Ehescheidungen bieten keine Schwierigkeit. So niedrig und rechtlos die Stellung der Frau ist, so ist ihre Behandlung nicht unwürdig und das Familienleben gut. Die Frauen sind bescheiden und fleißig, von Natur liebenswürdig und gefällig; in der Oeffentlichkeit spielen sie keine Rolle. Bei einem Todesfall wird der Leichnam im Innern der Hütte vergraben und zwar in bestimmter Richtung. Männer sind mit dem Gesicht nach dem Kibo, Frauen nach dem Mawensi, dem andern großen Gipfel des Kilimandscharo, gewendet. Zur Totenfeier wird eine Ziege getötet, und zwei bis drei Tage, beim Tode wichtiger Persönlichkeiten noch länger, weinen befreundete Weiber im Hause des Verstorbenen. Nach Jahresfrist wird das Gerippe des Leichnams ausgegraben und der Schädel in einem Thontopf in der Umgebung der Hütte beigesetzt, indem der Topf bis zum Rande eingegraben wird. Die übrigen Knochen werden neben diesen Topf gelegt. Dem Geist des Toten werden später häufig noch Opfer gebracht.

Orte und Wege sind in musterhafter Ordnung und Sauberkeit gehalten. Die Betriebsamkeit der fleißigen Dschagga hat die von ihnen bewohnte, an und für sich schon prachtvolle Landschaft „zu einem solchen Paradies umgeschaffen, daß man in ganz Ostafrika nichts Aehnliches findet".



Unjoro-Prinzessin (von der Seite gesehen)

Von den Stämmen Britisch-Ostafrikas gilt im großen ganzen, was wir von den Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas gesagt haben. Auch hier tritt bald der eine, bald der andre Stamm mehr in den Vordergrund, zeichnet sich bald dieser, bald jener durch Tüchtigkeit aus oder macht, von einem kühnen Häuptling geführt, seinen Namen durch Kriegsthaten bekannt. Als Beispiel eines ziemlich primitiven Küstenstammes Ostafrikas können die

Wagiryama

erwähnt werden. Es sind große und hagere, aber kräftige Menschen, die ausschließlich Ackerbau treiben und nichts weniger als kriegerisch sind, so daß sie bisher sehr unter den Einfällen der Massai zu leiden hatten. Sie wohnen in stark durch Zäune befestigten Dörfern, die häufig auf einer Waldblöße gelegen sind. Der Bau ihrer Hütten läßt arabischen Einfluß erkennen. Auch bei ihnen wird statt der früheren primitiven Tracht jetzt importiertes europäisches Zeug getragen. Ihr Schmuck besteht aus roten und blauen Perlen, Nackenringen aus Eisen- oder Stahlketten. Sie sind hervorragend abergläubisch, und der Fetischdienst ist unter ihnen mehr verbreitet als unter den andern ostafrikanischen Bantustämmen. Der Eingang zu ihren Feldern führt gewöhnlich durch einen mit mancherlei Fetischen behangenen Bogen. Kleine Fetischhütten finden sich in den meisten Dörfern, und die Umgebung besonders auffallender Bäume wird als geheiligter Platz betrachtet, dessen Betreten Frauen und Kindern verboten ist.

In hohem Maße huldigen übrigens auch dem Aberglauben die

Wapokomo

Sie bewohnen das Ufer des Tarna und haben sich, da sie durch die sumpfigen Gebiete dieses Thales ziemlich geschützt sind, von fremden Einflüssen ganz frei zu halten gewußt. Obwohl sie groß und kräftig gebaut sind, sind sie doch weichlich und wagen nicht, sich gegen die von den Küsten ausgehenden räuberischen Streifzüge zu erheben oder gegen die gefährlichen Somal zu verteidigen. Ihre drei Meter langen Speere sind in ihren Händen ebenso wenig furchtbar wie die Bogen mit den vergifteten Pfeilen, die sie von den benachbarten Waboli eintauschen. Gegen die Feinde schützt sich der Wapokomo statt durch persönliche Tapferkeit lieber durch einen Zauber. Jeder Mann trägt einen solchen Zauber mit sich herum, und jedes Dorf besitzt eine Fetischhütte, unter der als Zaubermittel gegen die Angriffe der Somal ein Fetisch begraben ist, oft in Gestalt einer leeren europäischen Bierflasche oder einer ausgedienten Konservenbüchse. Die Aeltesten des Dorfes bilden einen Geheimbund, wie wir ihn auch bei manchen westafrikanischen Negern finden. Der Geheimbund der Wapokomo heißt Ngadsi; er lenkt den Stamm und hält ihn in freundschaftlichen Beziehungen zu dem großen Geist, dem „alten Mann der Wälder“. Das Volk bringt diesem Geiste Opfer dar, die natürlich seinen irdischen Stellvertretern eine willkommene Gabe sind.



Kongo-Mann

Die Stellung der Frau bei diesem Stamme ist ungewöhnlich günstig. Die Wapokomo gelten als Monogamisten und heiraten später als andre Küstenvölker. Daß trotzdem der größere Teil der Feldarbeit den Frauen obliegt, ist selbstverständlich.

Die Wakamba

sind der führende Stamm längs der Ugandabahn, der großen Ueberlandbahn, die bis zum Frühjahr 1900 bereits 600 Kilometer Länge erreicht hatte und von England besonders im Sinne einer politischen Bahn, eines neuen nach Indien gehenden Weges gebaut worden ist. In dieses Gebiet sind die Wakamba, allerdings erst seit kürzerer Zeit, eingewandert. Sie sitzen heute in dem Gebirgsland von Kikumkuliyum, Jveti und Kitui. Sie sind eine schön gebaute, große, muskulöse Rasse, aber magerer als die Wapokomo. Sie sind tapfer, obwohl nicht gerade aggressiv. Mit ihren langen Speeren, Bogen und vergifteten Pfeilen haben sie es immerhin vermocht, sich der Angriffe der Massai, der Somal und der Kikuju, die ebenfalls ihre Nachbarn sind, zu erwehren. Sie treiben einen lebhaften Tauschhandel, nicht nur mit durchziehenden Karawanen, sondern auch mit den Mohammedanern an der Küste, wobei sie sogar gemünztes Geld von ihnen annehmen. Sie liefern hauptsächlich Vieh, Tabak und Elfenbein, wofür sie Perlen, Messing, Kleiderstoffe und Werkzeuge eintauschen. Im Handel haben sie manche Suaheligebräuche. So messen sie zum Beispiel das Zeug, indem sie als Einheitsmaß die Länge vom Ellbogen bis zur Fingerspitze eines mittelgroßen Mannes nehmen, eine einfache Methode, die man übrigens noch vor Jahrzehnten auch bei uns auf dem flachen Lande anwendete.



Eingeborene aus dem östlichen Zentral-Afrika in vollem Staat

Die Wakamba sind wenig bekleidet. Junge Männer tragen nur ein Fellstück über die Schulter, ältere Männer und Frauen sind mit einem längeren, mantelähnlichen Stoffstück bekleidet. Der Körper ist gewöhnlich mit Oel eingefettet und mit weißen Strichen bemalt, die sich von Ohr zu Ohr über das Gesicht ziehen und die Augen einschließen. Die oberen Schneidezähne sind spitz zugefeilt. Im Gegensatz zu den Kikuju, die vielen und bunten Schmuck lieben, vermeiden die Wakamba das Bunte und ziehen einfache Metallschienen und hübsche kleine Metallkettchen vor, tragen auch niemals Federn im Haare. Höchst eigenartig ist ein zuweilen von den Frauen getragener, vom Gürtel herabhängender viereckiger Schurz, den wir beinahe auch, obwohl er ein Kleidungsstück sein soll, als einen Schmuckgegenstand ansehen möchten. Er ist kunstvoll und schön und besteht aus Lederstreifen, um die flachgehämmertes Messing und Eisen gedreht sind. Die oberen Streifen sind von Eisen, die unteren von Messing. Auf diese Weise entsteht eine vollständige Metallplatte, die jedoch nicht steif, sondern in allen Teilen beweglich ist. Hierzu tragen die Frauen um die Taille eine Menge von Schnüren aus dicken, blauen Perlen, sind also durchaus nicht unschön geschmückt. Sie selbst sind aber nach Schöller, dem wir diese Angaben entnehmen, keineswegs schön.

Ferner werden Messingkettchen in vielen Windungen um den Hals getragen, die mit erstaunlicher Geschicklichkeit hergestellt sind. Auf dem Kopf lassen die Wakamba nach Kaffernsitte einen Schopf als Krone am Hinterhaupt stehen, während das übrige Haar geschoren wird. Ihre Hütten sind rechteckig und mit Stroh gedeckt; es liegen immer einige in Weilern zusammen und bilden dann eine Familiengruppe. Jeder solche Weiler hat seine eigne Pflanzung, deren Grenzen durch Zäune, Steinhaufen oder Bewässerungskanäle markiert sind. Die Ernte der Pflanzung eines jeden Weilers, für die man oft auch nach Kaffernsitte die Bezeichnung „Kraal“ anwendet, ist gemeinsames Eigentum aller Glieder des Weilers. Für jeden Haushalt wird ein Teil genommen und der Rest verkauft, wobei der Erlös wiederum dem ganzen Gemeinwesen gehört. Das Privateigentum ist auf Kleider, Waffen und Schmuck beschränkt. Der Stamm wird durch Versammlungen der Aeltesten regiert, durch die die Macht des Häuptlings in den einzelnen Distrikten eingeschränkt wird. Auch die Wakamba treiben Fetischdienst.

Als Nachbarn der Wakamba wohnen am Südfuß des gewaltigen Kenia die

Wakikuju,

die uns besonders Lugard geschildert hat. Ueber die ethnographische Stellung dieses Volkes, das im Süden und Osten reine Bantu, im Norden und Westen die Massai als Nachbarn hat, will Lugard kein abschließendes Urteil fällen. Sie scheinen ihm am nächsten mit den Niam-Niam verwandt; vielleicht können sie als deren östliche Ausläufer betrachtet werden, die durch das Vordringen der Massai von ihren westlichen Stammesgenossen abgeschnitten wurden. Schöller hält sie dagegen für Bantu. Jedenfalls ist ihre Sprache ein Bantudialekt, aber verschieden von den Dialekten der benachbarten Bantu. In ihrem Aussehen schildert sie Schöller als kurze, gedrungene Gestalten; die Frauen sind wie bei den Massai klein, durchschnittlich noch kleiner als bei jenen. Die Wakikuju fetten den ganzen Körper ein und lieben es, sich mit rotem Lehm zu bestreichen und besonders die Haare damit zu behandeln. Bei den Männern werden die Haare in möglichst viele kleine Zöpfe oder Röllchen geflochten und verklebt und fallen dann wie bei einem Pudel in die Stirn. Stets ist das Haar mit roten Hahnen- oder Geierfedern verziert, die in die Zöpfe verflochten sind. Außerdem verwendet man kleine, runde Elfenbeinscheibchen als Haarschmuck.

Die Kleidung der Männer ist sehr spärlich. Sie besteht aus einem Fellstück, das über die Schultern herabhängt. Die Frauen tragen einen Lendenschurz und meist ein Fell über der einen Schulter, so daß es den Oberkörper zur Hälfte verdeckt. Der Ohrschmuck spielt eine hervorragende Rolle, und fast noch mehr als das Ohr des Massai muß das des Wakikuju erleiden. Entweder ist es dreifach durchlöchert, und dann werden drei lange Holzstäbe, die an dem einen Ende verbunden sind, am andern auseinanderstehen, durch die Löcher gesteckt, oder durch die Ohrmuschel sind eine Reihe

von Perlschnüren gezogen und in das Ohrläppchen eine große runde, in der Mitte durchlöcherte Holzscheibe gezwängt. Die letztere ist ganz besonders beliebt. Die Männer tragen ferner schwere Armringe aus Metall oder Elfenbein, durch die nach ihrer Ansicht die Muskeln gestärkt werden.

Ihre Waffen sind Speere mit breitem Blatt und hölzernem Stiel, zweischneidige Schwerter von der Form der Schwerter der Araber und Bogen mit gefiederten Pfeilen, die meist vergiftet sind. Die Form der langen, ovalen Schilde schließt sich völlig an die der Massai an; sie sind gleich diesen mit wappenähnlichen Mustern verziert. Die kreisförmigen, mit konischem Dach versehenen Hütten sind gut gebaut und mit einem Schutzwall versehen.



Frauen aus Nyassaland

Trotz des kriegerischen Charakters der Wakikuju ist ihre Hauptbeschäftigung Ackerbau. Unter den Stämmen des heutigen Ostafrika sind sie sogar die geschicktesten und fleißigsten Ackerbauer. Das ganze Land, sagt Lugard, steht unter Kultur. Hauptsächlich werden Bohnen, Hirse, Durra, Pisang, Süßkartoffeln, Yam, Zuckerrohr, Tabak und Sesam angebaut. Einst hatten sie auch große Rinderherden, allein die Massai und die Rinderpest haben sie beinahe vernichtet. Schafe und Ziegen aber finden sich noch viel; außerdem hat fast jedes Dorf wilde Bienen, für die an den Bäumen ausgehöhlte Hölzer als Bienenkörbe aufgehängt werden.

Ihre religiösen Vorstellungen wurzeln im Fetischdienst, mit dem natürlich großer Aberglauben verbunden ist. Fremde dürfen nicht das Land betreten, ehe nicht der Pfad mit dem Blut einer frischgetöteten Ziege bespritzt ist. Große Bedeutung hat bei ihnen die Blutsbrüderschaft, die heilig gehalten wird. Sie wird natürlich unter ganz bestimmten feierlichen Zeremonien vollzogen. Der Arm der beiden, die Blutsbrüderschaft schließen, wird aufgeritzt und mit dem Blut die Leber einer frisch getöteten Ziege beschmiert. Unter wildem Gesang, während Schwerter über ihren Häuptern gekreuzt werden, verzehren die neuen Blutsbrüder wechselseitig die Stücke der Leber, und der Fremde, der auf diese Weise sich mit einem Wakikujukrieger verbrüdert hat, kann fortan seines Lebens bei diesem Stamme sicher sein.

Sechzehntes Kapitel

Die Staaten Unjoro, Uganda, Karagwe und Ruanda

Haben wir in den bisher besprochenen Stämmen Deutsch- und Britisch-Ostafrikas Völker kennen gelernt, die einer gewissen Organisation nicht entbehrten, so stehen sie doch darin wie in ihrer allgemeinen Kulturhöhe bedeutend unter den Völkern, zu denen wir uns jetzt wenden wollen. An den Quellseen des Nils, besonders am Viktoriasee, giebt es einige höchst interessante, eigenartige Staatenbildungen, denen trotz ihres halb barbarischen Charakters eine hohe Entwicklung und Kultur nicht abzusprechen ist. Direkt im Norden des großen, schon mehrfach erwähnten Ukerewe- oder Viktoriasees liegt das vielgenannte Reich Uganda, das zum Leidweisen vieler Deutscher bei der Verteilung dieses afrikanischen Gebietes den Engländern zugefallen ist. Zwischen Uganda und dem Albertsee erstreckt sich Unjoro, im Südwesten und Süden liegt Karagwe und westlich davon das so lange halb sagenhaft gebliebene Ruanda. Für alle diese Staaten charakteristisch ist eine der Abstammung nach doppelte Bevölkerung. Die ursprünglichen Inhaber des Landes, wenigstens in den letzten Jahrhunderten, waren auch hier Bantuneger; aber in der Zeit einer gewaltigen zentralafrikanischen Völkerbewegung nahmen von Norden kommende Nomaden hamitischen Stammes die Länder zwischen den großen Seen in Besitz, und die eingeborenen Neger wußten diesem Ansturm keinen Widerstand entgegenzusetzen. Sie wurden unterworfen und erkannten die Eindringlinge als ihre Herren an. Mit einem Sammelnamen werden die Einwanderer Wahuma, das heißt Leute aus dem Norden, genannt. Vielleicht hat es einmal ein großes Wahumareich gegeben, dessen Kern das heutige Unjoro bildete. Es ist dann aber sicher bald wieder zerfallen; vielleicht bestanden auch von Anfang an mehrere Wahumareiche nebeneinander. Zum Teil gelang es den unterworfenen Völkern, das Wahumajoch wieder abzuschütteln, wie dies zum Beispiel



Kongo-Mann und -Frau



Ein Kongo-Krieger mit seinem Weibe

Graf von Götzen von den Wassumbwa berichtet. In den genannten Staaten aber haben die Wahuma die Herrschaft behalten, und die Bantu sind ihnen unterworfen. Selbstverständlich kommen viele Uebergänge und Mischungen vor, wodurch die Bantu sich teils den Wahuma, teils diese den Bantu anzunähern beginnen, aber im ganzen lassen sich beide Bevölkerungsteile sowohl in ihrem Aeußeren wie in ihrer Beschäftigung unterscheiden. Die Eingewanderten sind heller als die dunkeln ursprünglichen Bewohner des Landes und zeigen einen entschieden hamitischen Typus. Ihrer Beschäftigung nach sind die Wahuma vorwiegend Hirten, die Eingeborenen aber eifrige Ackerbauer. In der Sprache sind die letzteren jedoch unterlegen; sie haben ihre eigne längst aufgegeben, und in den meisten Ländern des Zwischenseengebietes sprechen Herrschervolk wie Unterjochte denselben Bantudialekt, nämlich das Kinjoro, die Sprache von Unjoro. Für den Zusammenhang der Wahuma mit den nordöstlichen Hirtenvölkern, den Galla und Somal, führt Graf Götzen ein sehr charakteristisches Beispiel an. Seine Somaldiener wurden in Uschirombo für Wahuma gehalten, und die Somal wiederum sahen die Wahuma, trotzdem sie hier nur als arme Hirten leben, fast als Standesgenossen an, obwohl der Somal sonst mit einer unbeschreiblichen Verachtung auf jeden Innerafrikaner herabzusehen pflegt.

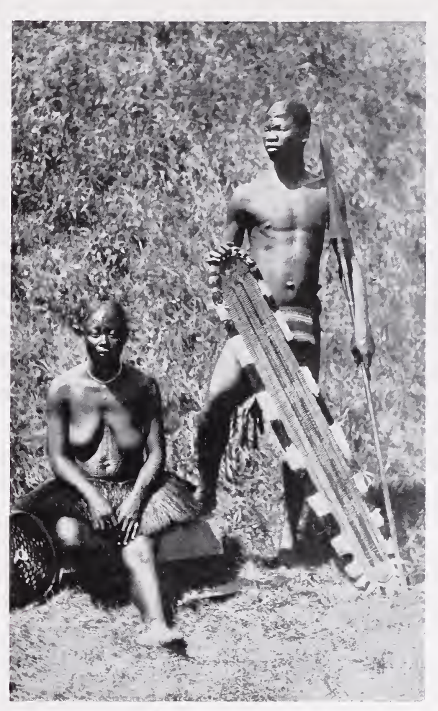
Betrachten wir zuerst die Waganda und ihr Reich, das mächtige Uganda.

Landschaftlich zeigt es geringe Abwechslung, überall erheben sich gerundete Hügel, aber nur wenig über 100 Meter über die sanft abfallenden, fruchtbaren Humus enthaltenden Thäler. Die mittlere Höhe des Landes mag 1200—1300 Meter betragen. Lugard fiel es in Uganda besonders auf, daß das Land trotz des bedeutenden Regenfalles so wenige rasch fließende Gewässer hat. Die vorhandenen Flüsse sind vielmehr breite Papyrussümpfe mit kaum bemerkbarer Strömung und mit im ganzen wenig Wasser. Möglicherweise wird viel von dem in den Bergen niederfallenden Regenwasser durch die dichte Vegetation an den Abhängen der Berge zurückgehalten.

Werfen wir einen Blick auf die äußere Erscheinung der Bevölkerung, die in Uganda am eingehendsten studiert worden ist. Die Negerbevölkerung läßt sich sofort als solche durch ihre dunkelschokoladenfarbige Haut und ihr kurzes Wollhaar erkennen. Diese Neger sind von mehr als Mittelgröße und gut gebaut. Die Wahuma dagegen sind hoch gewachsen, haben ovale Gesichtsbildung, schmale Lippen und gerade Nase, sind aber auch wollhaarig, die Frauen so hell und schön, daß selbst weit draußen im Westen, in Ruanda, die Araber sich mit ihnen fast wie mit ihresgleichen verbinden.

Von allen umwohnenden Stämmen unterscheiden sich die Waganda und übrigens gerade so die Wanjoro durch ihre Kleidung. Ohne Arabern oder Europäern nachzuahmen, sind sie die einzigen Neger, die von Kopf bis zu Fuß bekleidet gehen. Sie fallen dadurch so sehr auf, daß sie von nacktgehenden Stämmen der oberen Nilregion als Weiber bezeichnet wurden, und Speke führt darauf die ihm von den Niam-Niam zugetragene Geschichte von einem Weibervolke zurück. Die Kleiderordnung ist sehr streng. Wer sich auf der Straße, gleichviel ob Mann oder Frau, nicht anständig gekleidet blicken läßt, verfiel früher der Todesstrafe. Kleidergesetze liegen überhaupt in der Ueberlieferung. Wie Ratzel schreibt, dem wir hierin folgen, verfügte einer der wahnsinnigen Befehle des Tyrannen Mtesa, daß jeder Mann eine Perlenschnur um das Handgelenk, jede Frau eine um den Leib tragen sollte, und daß jedem, der dies unterließ, eine Hand abgehackt werden sollte. Im Hause wird es nicht so genau genommen; die jüngeren Weiber legen da oft die Kleidung ganz ab, und die Männer gehen ebenso unbekleidet bis auf ein Tuch um die Lenden. Das Nationalkleid ist der Mbugu, ein Rindenstoff, den die Männer als ein loses, wallendes Gewand tragen. Er erinnert in seiner Herstellung an die Bereitung der Tapa der Südsee. Das Material dazu liefert ein um die Dörfer herum angepflanzter dunkellaubiger Ficus. In neuem Zustande ist es von gelbbrauner Farbe und sieht beinahe wie frisch gegerbtes Leder aus. Manche feinere Sorten zeigen einen dunkel ziegelroten Ton und sind wundervoll weich. Durch die Rinnen der Schlegel, mit denen der Stoff geklopft wird, erhält er ein geripptes Aussehen. Gewöhnlich wird er in verschiedenen Mustern gefärbt, meist in einem mit Schwarz aufgedruckten Quadrat. Die schwarze Farbe wird aus dem Ruß eines wohlriechenden Holzes gewonnen. Der Hauptfehler des Mbugu ist, daß er vom Regen leicht zerstört

wird; aber er ist im Ueberfluß vorhanden, und aus dem alten abgetragenen Stoff macht man vorzüglichen Zunder, den die Waganda auf Reisen zum Pfeifenanzünden bei sich tragen. Die Männer knüpfen den Mbugu auf der Schulter fest, so daß er beide Arme frei läßt und bis auf die Füße herniederfällt. Bei den Frauen wird das Gewand unter den Armen dicht um den Körper befestigt. Ueber dem Mbugu tragen die Häuptlinge oft ein schön gegerbtes Fellkleid, wozu entweder eine ganze Ochsenhaut oder zwei aneinander genähte Ziegenfelle verwendet werden. Die kostbarsten dieser Kleider bestehen aber aus den glänzend dunkelbraunen Fellen einer kleinen Antilopenart, von der zwanzig bis vierzig zu einem solchen Gewand nötig sind. Neuerdings hat übrigens auch ausländische Kleidung Eingang gefunden, nachdem schon König Mtesa selbst den heimischen Mbugu mit arabischer Tracht vertauscht hatte. Wie in Uganda die völlige Bekleidung der Einwohner den Reisenden zuerst in Erstaunen setzt, so nicht minder der jegliche Mangel der Tättowierung und Verunstaltung des Körpers. Auch das Ausreißen und Zufeilen der Zähne ist verboten, vielmehr werden sie sorgfältig gepflegt. Selbst das Durchlochen der Ohren wird nicht geübt. Als Schmuck werden, entsprechend dem starken Aberglauben der Uganda, hauptsächlich Zaubermittel getragen, unter denen Antilopenhörnchen, mit irgend einem zauberkräftigen Gegenstand gefüllt, und Halsringe aus den Schwanzhaaren der Giraffe eine große Rolle spielen.


Kongo-Mann und -Frau

Die Industrie der Waganda zeugt von Sorgfalt im einzelnen, ohne sich durch neue Zwecke oder Formen beträchtlich über das Negerniveau zu erheben. Einen hohen Grad von Vollendung hat die Flechtkunst erreicht. Man fertigt sogar aus Gras große, flache, kreisrunde Körbe, die wasserdicht sind. Zur Herstellung der geflochtenen Röhren, aus denen das heimische Bier getrunken wird, wird ein ausgehöhlter, gebogener Stock mit dicht anschließendem Flechtwerk aus verschieden gefärbten Palmblättern umgeben und am unteren Ende aus bunten Gräsern ein siebartiges Geflecht gebildet. „Künstlerisch betrachtet ist es eine reizende und bewundernswerte Leistung.“ Die Waffen sind Speere von guter Arbeit mit langer, in verschiedenen Gegenden verschieden gestalteter Spitze und schön geglättetem, langem Schaft. Die Schilde sind lang, oval, aus leichtem Holz gefertigt, etwas gewölbt und mit den dünnen Zweigen einer Schlingpflanze leicht überflochten. Sie decken den Körper fast ganz. Die Waganda sind hervorragende Krieger. Jedermann, der Schild und Speer führen kann, ist Soldat. Eine merkwürdige Schilderung eines Kriegszuges des Königs Mtesa hat uns Stanley gegeben. Zuerst die Hilfstruppen, darauf die auserlesenen Krieger mit dem Kriegsruf: „Kavya, Kavya“ und dann die Leibgarde, in deren Mitte der König und sein erster Minister marschierten.

Mitten unter den später folgenden Truppen befand sich auch der große Harem Mtesas. Jede einzelne Truppenabteilung war an dem ihr eigentümlichen Trommelschlag erkennbar. Während der Schlacht sangen die Zauberer und Zauberinnen ihre Beschwörungsformeln ab, und auch schon vor Beginn der Schlacht wurden wirksame Zaubertränke zur Besänftigung der bösen Geister angewendet. Stanley schätzte die Armee Mtesas, die gegen die Wasoga aufgeboten wurde, auf 150000 Mann und 100000 Weiber und Kinder, wozu allerdings Ratzel bemerkt: „wahrscheinlich nach seiner Gewohnheit übertrieben".

Des intensiven Ackerbaues wie auch der Viehzucht haben wir schon bei der Hauptthätigkeit der beiden Bevölkerungselemente gedacht. Aber die staatlichen Verhältnisse früher und jetzt verdienen noch eine besondere Berücksichtigung. Schon vor dem Eindringen der Europäer herrschte hier eine Kultur, die hauptsächlich in der inneren Organisation des Volkes und in einer großen Anzahl von Gesetzen ihren Ausdruck fand. „Die Regierungsform war ein beschränktes Königtum, in dem neben dem Könige drei Häuptlinge standen, die einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Regierung hatten. Dennoch blieb dem König noch genügende Macht, um über Leben und Tod der Unterthanen zu entscheiden. Der König, dessen Titel ‚Kabaka' lautet, dem niederen Volke für unnahbar geltend, war stets von einer Anzahl von Häuptlingen begleitet, unter denen die drei wichtigsten Aemter, die des Reichskanzlers, des Hofkoches und des Hofbrauers, vertreten waren. Zusammen mit diesen drei Hauptbeamten bildeten vier oder fünf andre Beamte den großen Rat, der als die eigentliche Regentschaft des Landes betrachtet werden mußte." Unter den neueren Königen von Uganda war der zur Zeit der Seeentdeckung regierende Mtesa der bekannteste. Als ihn Speke besuchte, war er ein Mann von 25 Jahren. Speke giebt von ihm folgende Beschreibung: Er machte den Eindruck eines wohlgebauten, großen, jungen Mannes. Das Kopfhaar war kurz geschoren, mit Ausnahme des Scheitels, wo es eine hohe, kammartige Leiste bildete. Um den Hals trug er einen sehr hübschen Schmuck, einen großen Ring aus wundervoll gearbeiteten kleinen Perlen, die in ihren verschiedenen Farben hübsche Muster bildeten. An dem einen Arm trug er ein ähnliches Perlenband, an dem andern ein hölzernes Amulett mit Eidechsenhaut befestigt. An jedem Finger und an jeder Zehe steckten abwechselnd Messing- und Kupferringe, und um die Knöchel war wieder ein Perlenband geschlungen. Alles war hübsch und gefällig. In der Hand hielt er bei der Audienz ein schwarzes, goldgesticktes Stück Seidenzeug, mit dem er immer, so oft er lachte, seinen großen Mund zuhielt oder ihn nach jedem Trunk Pombe abwischte, den er häufig und in großen Schlücken aus kleinen Schalen nahm, die ihm von seinen Dienerinnen dargereicht wurden. Ihm zur Seite standen Speer und Schild, ein weißer Hund, seine Frau und ein Stab höherer Würdenträger, mit denen er kurze Konversation führte, auf der andern Seite eine Schar Weiber, die als Zauberinnen galten.



Zwei Männer aus Nyassaland mit ihren Frauen

So sympathisch und wohlgesittet sich dieser Negerfürst bei der Audienz mit Speke gab, so war er doch ein blutgieriger Tyrann. Speke schildert ihn als im höchsten Grade aufgeblasen und eitel,

launisch, halsstarrig und herzlos. In seinen späteren Jahren wurde er von Stanley besucht, der ihn von hervorragender Intelligenz und allgemein geachtet fand. Wenn auch von manchem dieses Urteil als etwas zu günstig betrachtet wird, so steht jedenfalls fest, daß er sich wohlwollend gegen die Fremden und duldsam gegen die Missionare zeigte, von denen seit 1877 die evangelischen, seit 1879 die katholischen das Heidentum und den seit 1860 eingedrungenen Islam bekämpften, um freilich, wie wir schon hörten, später unter sich selbst in Zwistigkeiten zu geraten und das Land in Religionskriege zu stürzen.

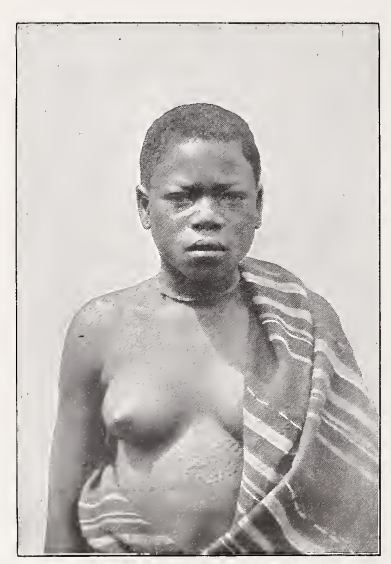


Araberhäuptling Mambaruti mit seinen zwei Söhnen

Nachfolger Mtesas wurde 1884 Mwanga, ein fanatischer Jüngling, der ganz in den Händen der Araber war und 1885 gegen die Christen wütete und die Missionare töten ließ. Später unterwarf er sich dem christlichen Einfluß und wurde heute Katholik, morgen Protestant, je nachdem das eine oder das andre ihm als politisch wünschenswert erschien. Nachdem sein Land 1890 der englischen Interessensphäre einverleibt worden, ist er vollständig Freund der Engländer geworden. Seine hohe Intelligenz ließ ihn schließlich die Macht der Europäer und den Vorteil erkennen, der sich für ihn ergab, wenn er sich mit ihnen gut stellte. Schöller giebt eine interessante Beschreibung seines Empfangs bei diesem König, den er 1896 kennen lernte. „Man durchschreitet, wenn man die breite Straße verlassen, die an beiden Seiten durch Gitter aus hübschem Flechtwerk eingefaßt ist, drei oder

vier Hofräume, in denen je zwei Posten ihre Vorderlader präsentieren, und gelangt abermals in drei weitere Umzäunungen, angefüllt mit Knaben, den Stuhlträgern der Würdenträger. Nochmals giebt es zwei Vorräume, in denen die niedrigen Hofchargen Spalier bilden; schließlich ist man glücklich in dem letzten angelangt, an dessen Ende die Empfangshalle sich befindet. Dort haben Soldaten des Königs Aufstellung genommen, präsentieren in recht hübscher Weise das Gewehr, und zugleich beginnt das Musikcorps des Königs zu konzertieren. Glücklicherweise dauerte dies nicht lange. Das Orchester besteht lediglich aus Trommeln verschiedener Größe und Hörnern, die gemeinsam einen lebhaften Lärm vollführen, der jedoch das Ohr nicht allzu unangenehm berührt, bei aller Intensität nicht übermäßig laut ist.

In der Empfangshalle, einem großen, aus Holz und Bambus erbauten Raume, trafen wir den König, der, nachdem er uns begrüßt, auf einem europäischen Sessel Platz nahm. Wir setzten uns neben ihn und tauschten in Suaheli die erforderlichen einleitenden Liebenswürdigkeiten aus. Der König nahm die Mitte der rückseitigen Wand ein; zu beiden Seiten der katholische und der protestantische Premierminister, und dann folgten die Würdenträger, je weniger hoch im Range, desto weiter entfernt. Alle in tadellos schneeweiße Tücher gehüllt, saßen sie in Reihen neben- und hintereinander, die nächsten auf Schemeln, die übrigen auf dem Boden. Vor dem Könige lag der „geheiligte Teppich", den nur sein Fuß berühren darf. In früheren Zeiten traf den Unvorsichtigen, der ihn betrat, unfehlbar der Tod. Heute, wo dies den Wünschen der Engländer weniger entspricht, würde die Strafe wohl kaum mehr verhängt werden; immerhin wird jeder sich hüten, den Teppich zu betreten, und auch wir wurden vom Könige sofort gebeten, es zu vermeiden, um seinem Ansehen nicht zu schaden. Mwanga ist heute ein Mann von 32 Jahren, von angenehmem, intelligentem Aeußeren und guten Manieren, der emsig bestrebt ist, europäische Kultur anzunehmen, sowohl für sich selbst als für sein Land. Nach kurzer Unterhaltung überreichten ihm meine Askari die Geschenke, arabische Schwerter, Dolche und goldgestickte Mäntel, und nachdem die Befriedigung hierüber ausgedrückt worden, verabschiedeten wir uns, um beim Hinausschreiten mit denselben militärischen Ehren und demselben Lärm begrüßt zu werden. Alsdann eröffnete der König die Barasa, um seinen Unterthanen Recht zu sprechen."



Kongo-Frau

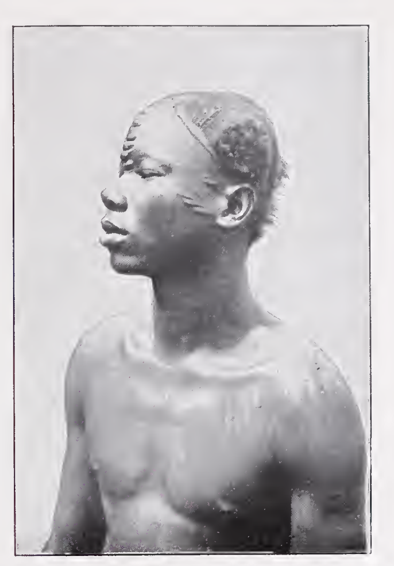
Heute ist, wie erwähnt, Uganda im Besitz der Engländer, und mit Riesenschritten zieht die neue Zeit ein. In Mengo werden die Räume für die Zivilverwaltung eingerichtet. So weit das Auge reicht, sieht man Ansiedelungen und Hütten. Hier und dort ragen große Gebäude, die Sitze der protestantischen und katholischen Missionen, aus den Bananenhainen hervor. Strahlenförmig nach allen Seiten führen schöne, wohlgebaute Wege von einer Breite, auf die man in Europa mit Neid blicken würde. Sie sind durch neuerdings eingeführte Eukalyptussträucher oder das charakteristische Bambusgeflecht eingefaßt. Uganda verspricht in jeder Hinsicht eine wertvolle Besitzung der Engländer zu werden.

Weniger ausführlich als der Waganda brauchen wir der Bewohner von Unjoro und Karagwe

zu gedenken. Auch Unjoro gehört heute zum Machtbereich der Engländer. Früher stand es vielfach mit Uganda in Fehde, allein da es innerlich nicht so gefestigt war wie dieses Reich, auch seine militärischen Machtmittel nicht so gut organisiert waren, so blieb meistens Uganda in den häufigen Fehden Sieger.

Im übrigen ist, wie schon angedeutet, die Aehnlichkeit zwischen beiden Ländern und ebenso mit Karagwe groß.

In beiden finden wir die viehzüchtenden Wahuma und die ackerbautreibenden Bantuneger. Zum Teil herrschen allerdings auch andre Sitten. So finden wir bei den Wanjoro zwei Brandnarben an jeder Schläfe als Stammeszeichen; auch werden die unteren Schneidezähne den Knaben und Mädchen, wenn sie erwachsen sind, ausgebrochen. Die Bantuneger Unjoros scheinen überhaupt weniger von den herrschenden Wahuma verändert worden zu sein, als dies in Uganda der Fall ist. Die Wohnungen der Wanjoro, auch im Kegelstil gebaut, sind nicht so gut wie die der Waganda. Die Hauptstadt Masinde besteht nach Bakers Angabe aus etlichen tausend Hütten.



Kongo-Mann

Waffen und Kleidung sind die gleichen wie in Uganda, und ebenso wie hier herrscht unbegrenzte Polygamie.

Neben dem ursprünglichen Fetischismus kämpfen der Islam und das Christentum um die Oberherrschaft.

Früher waren Menschenopfer häufig, besonders bei den Begräbnisfeierlichkeiten eines Herrschers, die Baker folgendermaßen beschreibt: „Der Körper des Toten wird mumifiziert, indem er über einem leichten Feuer geröstet und dann in einer großen Hütte aufgebahrt wird. Sein Nachfolger steckt seinen Speer neben den Körper als Zeichen der Erbfolge. In der Nacht vor der Beisetzung werden Gefangene zu dem unterdessen geschaufelten Grab gebracht. Der Körper des Königs wird auf die Kniee einer Gruppe seiner Weiber gebettet, die in der Grube sitzen. Den Gefangenen werden Arme und Beine durch Keulen zerschmettert und auch sie in die Grube geworfen, die mit Erde zugeschüttet und von Tausenden von Menschen zugestampft wird, während das Geschrei der Opfer vom Tönen der Trommeln übertönt wird."

Nach einer in der Königsfamilie von Unjoro herrschenden Sage sollen ihre Vorfahren halb schwarz, halb weiß gewesen sein. Auch glauben sie, daß Afrika einst den Weißen gehört habe. Darum wurden auch die ersten Europäer mit großen Freuden aufgenommen.

Karagwe steht in der Kultur im allgemeinen tiefer als die andern Wahumareiche; aber auch in diesem zum deutschen Gebiet zu rechnenden Land ist die Bevölkerung in Ackerbauer und Viehzüchter geschieden.

Der Einfluß der Wahuma macht sich auch bei manchem andern Volk noch bemerkbar, doch wollen wir noch eines Landes, Ruandas, gedenken. Ein geheimnisvoller Zauber umgab bis vor kurzem dieses Land, das sich selbst der Araber zu erwehren und bei ihnen den Ruf eines unnahbaren und gefahrenreichen Gebiets zu verschaffen wußte. Erst dem kühnen deutschen Offizier Graf von Götzen gelang es, den Schleier zu lüften, der über Ruanda lag.

„Die eigne Kraft der Bevölkerung," schreibt Graf Götzen, „doppelt wirksam, weil sie in einer beherrschenden Hand verwirklicht ist, und in zweiter Linie die günstige geographische Lage haben das Wesentlichste zur Isolierung Ruandas beigetragen . . . Gleich einer gewaltigen Hochburg, einem Pamir Innerafrikas bildet Ruanda die höchste Erhebung unter den Plateaux, die sich im Westen des Viktoriasees aufbaut . . . In ihm scheiden sich die Wasser, aus denen die beiden mächtigsten Ströme Afrikas hervorgehen, der Nil und der Kongo." Nebelhaft und verschwommen war alles, was die Forscher bisher über Ruanda erfahren hatten. Auch Stuhlmann, der Emin Pascha auf seinem letzten verhängnisvollen Zug begleitet hatte, erzählte von merkwürdigen Leuten, die aus Ruanda nach Karagwe gekommen wären, eine eigenartige Tracht und stolzes Benehmen zur Schau getragen und sich sogar geweigert hätten, ohne Erlaubnis ihres Königs Geschenke anzunehmen. Zu den Berichten von der Tapferkeit der Ruandaleute, die Angriffe aller Stämme, vor denen die einheimischen Völker Afrikas zitterten, zurückschlug, kamen noch Gerüchte von einem Berg, dem unter Donner Feuer und Rauch entströmte und der einen roten Schein weithin über das Land verbreiten sollte.

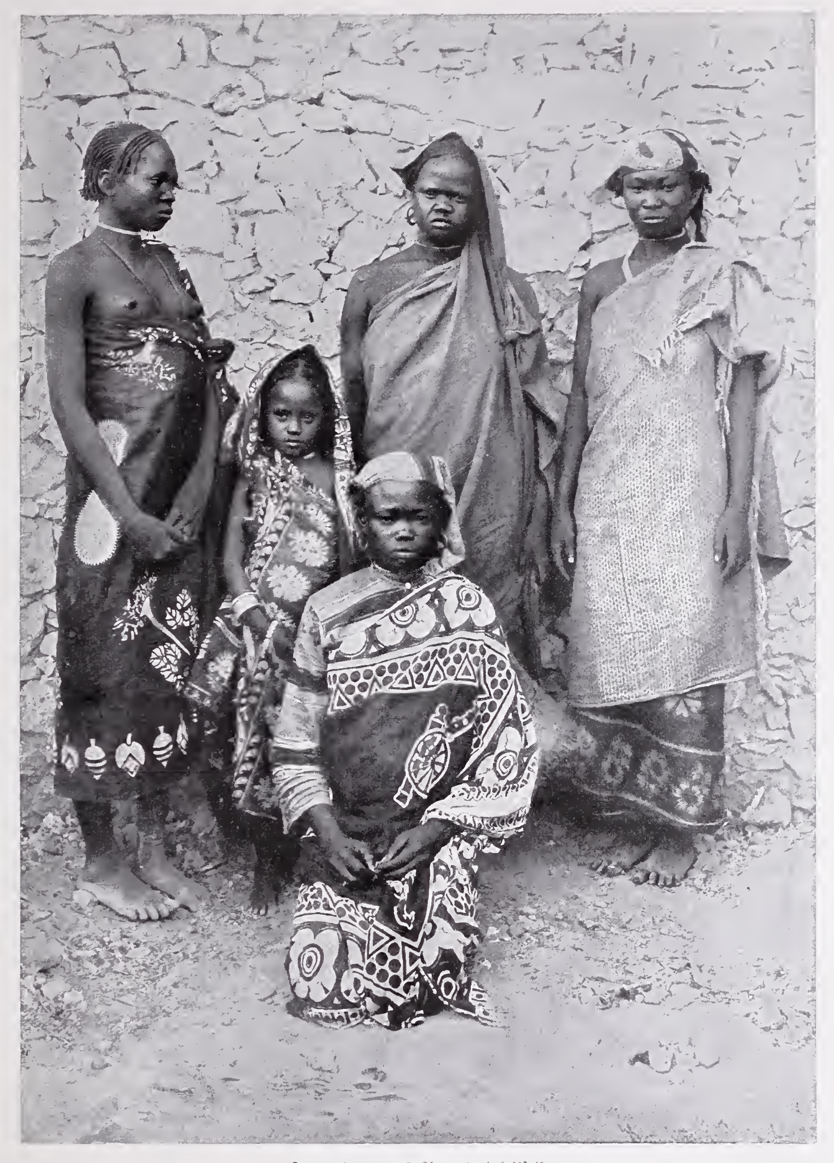


Kongo-Mann mit einem Saiteninstrument

Es ist nicht zu verwundern, wenn Götzen mit seiner kleinen Schar voll Erwartung diesem Märchenland entgegenzog, und fesselnd genug ist, was er uns in seinem prächtigen Buch von diesem ereignisvollen Zuge erzählt. Seitdem hat er Nachfolger gefunden. Die neuesten ausgezeichneten Schilderungen von Land und Leuten verdanken wir Richard Kandt. Der Vormarsch des Grafen Götzen war dem König des Landes rasch bekannt geworden. Götzen erfuhr später, daß er in einem alten Neger, der sich ihm in Karagwe angeschlossen, schon lange einen Spion und Kundschafter des Königs im Lager gehabt hatte. Dieser Herrscher, Luabugiri mit Namen, während sein Titel Kigeri lautet, darf als eine der letzten Säulen der innerafrikanischen Despotenherrlichkeit betrachtet werden. Das ganze Land ist in einzelne Provinzen eingeteilt, die von Statthaltern des Königs regiert oder man kann auch sagen ausgeraubt werden. Die Bevölkerung ist zahlreich, und auch hier konnte Götzen überall den Unterschied zwischen der ureingesessenen Negerbevölkerung und den herrschenden Wahuma feststellen.

Bald machte Graf Götzen die Bekanntschaft des Sohnes Luabugiris, den sein Vater den Eindringlingen entgegengeschickt hatte. Götzen schildert ihn als ein junges, aufgewecktes Bürschchen von zehn bis zwölf Jahren, von auffallend zartem Körperbau und mit einem kleinen Kopf, aus dem ein Paar unverhältnismäßig großer, kluger Augen blickte. Geistig schon völlig entwickelt, herrschte er als Statthalter über eine Provinz und war bei temperamentvollem Wesen seiner Würde bewußt, wie er auch fortwährend versuchte, bald mit Energie, bald mit Schlauheit das Vorrücken der europäischen Karawane zu verlangsamen.

Endlich aber sollte Götzen sein Ziel doch erreichen. Auf einem Gebirgskamm in einer Höhe von 2300 Metern traf er den Herrscher, der, dem Wanderleben seines Volks getreu, im Land umher-



Frauentypen aus Aequatorial-Afrika

zieht und jährlich neue Residenzen baut. Der Herrscher selbst und auch seine Umgebung erschienen als wahre Riesen. Götzen traf eine Anzahl von Leuten, die 2 bis 2,20 Meter groß waren, und zu ihnen zählte auch Luabugiri. Die Begrüßung wurde durch verschiedene Edle eingeleitet. Götzen schreibt darüber: „Ich weiß in der That nicht, ob uns mehr ein Staunen über diese riesenhaften, an die Märchen- und Sagenwelt gemahnenden Gestalten bewegte oder das Gefühl des Komischen angesichts des eigentümlichen Kontrastes, der zwischen der körperlichen Riesenhaftigkeit und der scheuen Angst dieser Naturkinder lag, die an hoheitsvolles Befehlen gewöhnt waren und nun plötzlich ganz fremdartigen, ihre Würde völlig ignorierenden Wesen gegenüberstanden."

Die Hautfarbe dieser Riesen ist ein ganz lichtes Braun, dem durch sorgsames Einfetten ein heller Glanz verliehen wird. Das einzige, für Ruanda übrigens charakteristische Kleidungsstück besteht in einem wunderbar fein und weiß gegerbten Streifen von Ziegenfell, der zweimal um die Hüften herumgeschlungen wird und von dem vorn mehrere braune und weiße Schnüre bis fast auf den Boden herabhängen. Der Hüftschurz des Königs war nahezu gänzlich mit Perlenstickerei in äußerst geschmackvoller Farbenanordnung (weiß, rot und blau) bedeckt. Amulette um den Hals und zahllose feingeflochtene Armspangen und Knöchelringe vervollständigten die Bekleidung. Das Haupthaar war fast wegrasiert; nur ein wulstiger Kamm, ähnlich der Raupe auf den alten bayrischen Helmen, war auf dem Kopf stehen geblieben.



Ein Kongo-Mann im Nachen

Luabugiris Gesichtszüge schildert Graf Götzen als eigentümlich schön. Um die Stirn trug er einen Kranz von grünen Blättern, und sein sinnlich blickendes Auge und ein grausamer, um den Mund spielender Zug erinnerten unwillkürlich an die Köpfe gewisser römischer Cäsaren. Ob es Absicht von seiner Seite oder Zufall war, daß er oben im Hochgebirge mit Götzen zusammentraf, konnte dieser nicht ermitteln. Jedenfalls gab die wildromantische Natur des Berglandes, auf das nächtlich der Feuerschein des so lange angezweifelten und nun doch gefundenen Virungavulkanes herüberleuchtete, einen äußerst pittoresken Rahmen ab, aus dem sich die Riesengestalt dieses Bergkönigs fast märchenhaft großartig abhob. Ueberall im ganzen Land fand Götzen Ackerbau. Der kriegerische Zug des Volkes hatte sich bisher dadurch bethätigt, daß sich die Kigeri ein Grenzland nach dem andern unterwarfen. Im ganzen bekam Götzen auffallend wenig Waffen zu sehen. Die Lanzen waren außerordentlich schlecht gearbeitet. Im Familienleben scheint die Frau eine viel einflußreichere Stellung einzunehmen als sonst bei innerafrikanischen Völkern.

Siebzehntes Kapitel

Das Kongogebiet

Die Küstenbewohner von Angola — Lunda-Reich — Die Zwergvölker Afrikas

Hatte das Nilproblem, an dessen Lösung sich, wie wir sahen, schon die Römer versucht hatten, seit langer Zeit auf der Tagesordnung der Afrikaforschung gestanden, so ist ein andres, aber nicht minder wichtiges, das Kongoproblem, neueren Datums. An seiner Lösung haben sich die ersten Afrikaforscher aller Nationen beteiligt, und lange währte es, bis nur etwas Klarheit in die vielverschlungenen Fragen nach dem Lauf dieses mächtigen Stromes gekommen war.

Wir können hier natürlich nicht auf eine Schilderung der Geschichte der Kongoforschung eingehen. Wenn wir nur die Namen Livingstone, Hermann Wißmann und Stanley nennen, so sind die Leser damit wenigstens an die Hauptepochen der Kongoforschung erinnert, an der sich außerdem noch andre Forscher ersten Ranges beteiligt haben. Von größter Bedeutung ist die zweite Reise Stanleys geworden. Mit Recht wird in Sievers „Afrika" an Stanley „das harte, rücksichtslose, selbst grausame Eintreten gegen Eingeborene und Expeditionsgenossen, sowie seine scharf hervortretende und offen ausgesprochene Feindseligkeit gegen rein wissenschaftliche Forschungen ohne sichtbare praktische Verwertbarkeit" getadelt. Sicher aber ist, daß er durch seine kühne Fahrt von Nyangwe bis nach Boma vom 15. November 1876 bis zum 18. August 1877 einen ungeheuren Erfolg in der Afrikaforschung errungen hat. Mit einem Schlag waren dadurch zahlreiche, bisher getrennte Glieder in der Kongoforschung zu einem großen Ganzen vereinigt, der ganze Lauf des Flusses mit seinem ungeheuren Bogen nach Norden mit einemmal klargestellt worden.

In gewissem Sinn war diese Erforschung des Kongo von noch weittragenderer Bedeutung als die großen wissenschaftlichen Expeditionen in der Sahara und im Sudan, deren wir früher gedachten. War zwar hier nur der Fluß selbst aufgenommen worden, so begann doch da zugleich schon die Zeit der Besiedelung und Staatenbildung. Schon lange hatten sich nördlich vom unteren Kongo die Franzosen festgesetzt, indem sie 1839 durch Verträge mit einheimischen Häuptlingen einen kleinen Landstreifen am Gabun als Stützpunkt für ihre Kriegsschiffe erworben und später die Handelsstadt Libreville gegründet hatten. Dank der Energie des Reisenden de Brazza, der weit ins Innere vordrang, wurde das Besitztum nach dem Hinterlande zu bedeutend ausgedehnt. Durch Verträge wurde die Grenze gegen den gleich zu erwähnenden Kongostaat festgesetzt, die Grenzen gegen Kamerun bestimmt, und durch den Faschodavertrag von 1899 wurde das französische Kongogebiet dem französischen Gebiet östlich des Tsadsees angeschlossen. Von hier und über die Landschaft des oberen Niger reicht das große französische Kolonialreich bis nach Senegambien, ja, wenn man will, bis an das Mittelmeer. Südlich von diesem französischen Besitztum hatte Portugal einen breiten Küstenstrich unter dem Namen Angola schon seit 1576 in Besitz genommen. Allerdings beschränkt sich die Herrschaft der Portugiesen

nur auf die Küste; der große Teil des Hinterlandes kann als frei gelten. Unter allen Kolonien europäischer Mächte steht so ziemlich Angola an letzter Stelle. Es befindet sich gegenwärtig in einem Uebergangsstadium. „Die alten überlebten Zustände lassen sich nicht mehr aufrecht erhalten, den Anforderungen der Gegenwart aber kann man sich nur langsam anpassen.“ (Sievers.)

Das Staatengebilde aber, das seinen Namen vom Kongo selbst herleitet und weitaus den größten Teil dieses ungeheuren Flußgebietes einnimmt, ist der Kongostaat, „wohl die merkwürdigste Staatenschöpfung neuerer Zeit auf afrikanischem Boden“. Eigentlich ist der Staat eine Privatgründung des Königs der Belgier, Leopold II., der, angeregt durch die großen Expeditionen in Afrika, die Kolonisierung des Kongo ins Auge faßte. Gleich nach seiner epochemachenden Fahrt wurde Stanley wiederum zur

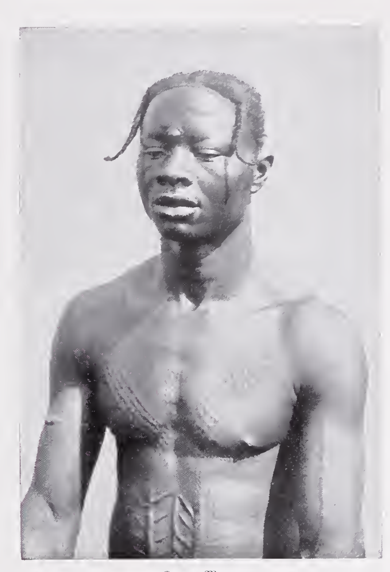


Eine Gruppe von Kongo-Leuten, zum Kriegstanz geschmückt

Gründung von Kolonien am unteren Kongo ausgesandt. Bald aber kam der junge Staat dadurch in Konflikt mit Portugal und Frankreich, wobei ersteres auf seine alten, letzteres auf seine soeben erst durch de Brazza erworbenen Ansprüche hinwies. Durch die Berliner Kongokonferenz wurden die Grenzen geregelt. Nur die Nordseite der Kongomündung und ein schmaler Streifen von 37 Kilometer Länge verblieb dem Kongostaat als Küstengebiet. Nach dem Innenland zu schwoll aber der Staat zu ungeheuren Dimensionen an. Wohl war das ganze auf dem Papier dem Kongostaat zugesprochene Gebiet so gut wie nicht erforscht. Soweit durch wissenschaftliche Expeditionen allmählich immer mehr Klarheit geschaffen wurde, geschah dies, im Anfang wenigstens, besonders durch deutsche Expeditionen. Mit großer Rührigkeit aber waren die Belgier an der immer weiteren Ausdehnung ihres Staatswesens thätig. Auf einmal erschienen sie sogar am oberen Nil und gerieten dadurch zunächst mit den Mahdisten zusammen. Aber auch die Franzosen und Engländer mischten sich ein; immerhin erhielt der Kongostaat den westlichen Teil von Emin Paschas ehemaliger Provinz und einen Teil des Bahr-el-Ghasal-Gebietes pachtweise zugewiesen.

Es kann natürlich keine Rede davon sein, daß in einem solchen Gebiete von Anfang an oder auch heute schon geordnete Zustände herrschten. Zunächst waren es die Araber, die auch dem Kongostaat zu schaffen machten.

Diese afrikanische Pest, wie sie vielfach genannt wurde, war gegen das Ende der sechziger und im Anfang der siebziger Jahre bis in das Gebiet des Uelle und nach Njangwe am oberen Kongo eingedrungen. War bis dahin die Sklavenausfuhr aus dem Kongogebiet von der atlantischen Küste aus erfolgt, so daß, wie man annimmt, aus dem unteren Kongo jährlich 2000 Neger nach Amerika verschifft wurden, so begann jetzt die Ausfuhr nach der Ostküste. In dem einzigen Jahr 1874 sollen in dem damaligen Gebiet des Sultans von Sansibar 30000 Sklaven angekommen sein, von denen sehr viele aus dem Kongogebiet stammten. Es war selbstverständlich, daß infolge der Einführung der internationalen Maßregeln gegen den Sklavenhandel der Kongostaat mit den Arabern in Konflikt kam. Auch er hatte einen schweren und gefährlichen Krieg mit ihnen zu bestehen, dessen Seele hier der bekannte einflußreiche Sklavenhändler Tippu-Tipp war. Nach manchen Niederlagen zu Anfang des Krieges, wobei auch Emin Pascha, der zufällig in diese Wirren hineingeriet, sein Leben verlor, machten die Belgier wieder Fortschritte, und seit 1894 kann vorläufig die Ruhe als wieder hergestellt gelten. So viel auch gegen den Kongostaat geschrieben wurde und so viele Fehler auch sicher begangen worden sind, so wird, wie Sievers ganz mit Recht hervorhebt, trotz alledem niemand dem kleinen Belgien, das in einem bis vor kurzem fast ganz unbekannten Teil Afrikas ein solches Staatswesen zu schaffen und bis jetzt zu erhalten wußte, seine Anerkennung versagen können.



Kongo-Mann

Die Stämme, die wir in diesem ungeheuren Gebiet antreffen, gehören sämtlich den Bantunegern an, wenn auch die nördlichsten von ihnen von Vermischungen nicht freigeblieben sind. Wie es scheint, sind nur die Stämme des Südens zu festeren Staatenbildungen vereinigt, unter denen wir speziell noch das Lundareich kennen lernen werden. Die Stämme des inneren Kongogebietes dagegen scheinen in primitiveren sozialen Verhältnissen zu leben und überhaupt auf niedrigerer Kulturstufe zu stehen. Freilich sehen wir manchmal mit Erstaunen Erzeugnisse hoher Kunstfertigkeit. Aus der langen Faser junger Palmentriebe werden Stoffe in schönsten Mustern gewoben und mit Fäden Zeichnungen darauf gestickt. In charakteristischen Darstellungen von Köpfen und ganzen Figuren tritt uns eine hochentwickelte Holzschnitzerei entgegen, und ebenso spricht die Ausführung der Waffen für hohe technische Fertigkeit der Eingeborenen dieses Gebietes. Meist sind die Bewohner des Kongogebietes Ackerbauer; das Land, das zu den fruchtbarsten und bestbewässerten Gebieten Afrikas gehört, kommt dem Ackerbau entgegen. Die Viehzucht, die sich im ganzen auf das Halten von Ziegen, Schafen und Hühnern beschränkt, tritt ihm gegenüber zurück. So sind auch die Bewohner des Kongobeckens im ganzen mehr Pflanzen- als Fleischesser; ihre Hauptnahrung ist Maniok, im oberen Teil des Gebietes auch Bananen, am Fluß geräucherte Fische, im Walde Insekten, das Hauptgetränk Palmenwein. „Entsprechend dem hohen Stand der materiellen Kultur vieler dieser Völker ist auch ihre

Speisenbereitung mannigfaltig. Junker preist eine Polenta aus milchigen Maiskörnern.“ Besonders im äquatorialen Kongo liefern wilde Tiere reiche Beiträge zur Speisekarte, von der freilich viele Gänge schon bei bloßer Namensnennung dem Europäer ein gelindes Entsetzen einflößen.

Ratzel giebt folgende Zusammenstellung der von diesen Negern verzehrten Tiere: Elefant, Nilpferd, Büffel, Wildschwein, Leopard, Zibetkatze, Antilope, Mäuse, Ratten, Fledermäuse, Krokodile, Schlangen, Leguane, Termiten, verschiedene Vögel, Schnecken, Insekten. Als die Krone aller Fleischgenüsse gilt aber auch bei mehreren Kongostämmen das Menschenfleisch. Die Niam-Niam und Monbuttu, die uns durch Schweinfurth als Menschenfresser erster Klasse bekannt geworden sind, haben in dem tieferen Kongogebiet manche würdige Rivalen gefunden. Gleich den meisten Negern sind auch die Kongoneger gewaltige Trinker. Aus Palmen, Bananen und Zuckerrohr, aus Hirse und Mais werden Getränke hergestellt, deren Vertilgung besonders bei den Häuptlingen eine Hauptbeschäftigung bildet. Ein weiteres, schier unentbehrliches Genußmittel ist der Tabak. Wir haben schon die große Leidenschaft für Tabak bei den Sandeh kennen gelernt, die die größten Raucher und auch die größten Tabakpflanzer Afrikas sind. Vielfach werden sie verwandtschaftlich mit den Kongostämmen in Beziehung gebracht. Auch die übrigen Kongostämme kannten den Tabak offenbar lange vor der Ankunft der Europäer.

Wir wollen in folgendem einige Stämme herausheben, wobei sich Gelegenheit bieten wird, noch auf Kleidung, Bewaffnung und soziale Verhältnisse einzugehen.



Frauen und Kinder aus Aequatorial-Afrika

Die Küstenbewohner von Angola

In dem portugiesischen Besitztum Angola werden drei Negergruppen unterschieden. Der südliche Teil ist von den Abunda bewohnt, der nördliche bis an die Kongomündung wird von den Wakongo eingenommen, und das südöstliche Innengebiet wird von Stämmen bevölkert, die als Ganguella zusammengefaßt werden. Unter diesem Namen bewohnen sie den Unterlauf des Liba, eines Zuflusses des Sambesi, und als Balunda sind sie der ausschlaggebende Stamm am Kassai, dem großen südlichen Nebenfluß des Kongo.



Ein Häuptling aus Zentral-Afrika mit seinen Frauen

Von den Wakongo, die den nördlichen Teil Angolas bewohnen, hat der mächtige Fluß seinen Namen, längs dessen sie sich ins Innere bis wenigstens zum Stanley-Pool verbreiten. Johnston betont, daß er unter ihnen zwei verschiedene Typen gefunden habe. Den einen bezeichnet er als groß, schlank, mit auffallend kleinen Händen und schöngebildeten Füßen, feinen Gesichtszügen, schmaler Nase, Bart und Schnurrbart und reichem Haarwuchs, den andern als krankhaft aussehend, schlecht gebaut, mit krummen Füßen, zurücktretendem Kinn, dicken Lippen, haarlosem Gesicht und mit wolligem Haar auf dem Kopf. Je weiter man in das Innere geht, desto häufiger werde der erstere Typus. Leute wie die Bayansi am Bolobo glichen in ihrer Formschönheit griechischen Statuen. Endlich unterscheiden sie sich durch noch zwei Merkmale vorteilhaft von den meisten Küstenbewohnern, nämlich durch ihre hellere Farbe, gewöhnlich ein warmes Schokoladebraun, und den Mangel des für die meisten Afrikaner charakteristischen, für die europäischen Nasen beleidigenden Geruches.

Wenn die Küstenbewohner der Kongostämme physisch unter den Eingeborenen des Inneren stehen, so übertreffen sie diese an Intelligenz, wobei man allerdings nicht vergessen darf, daß sie schon seit Jahrhunderten mit Europäern im Verkehr stehen. Stanley hebt besonders ihre Gewandtheit im Handel hervor und sagt, er habe einen achtjährigen Knaben in einer Stunde mehr Tricks ausführen sehen als den gewiegtesten europäischen Händler am Kongo in einem Monat. Der Typus der Wakongoleute, die auch oft Bafiote genannt werden, ist durchaus nicht unschön. Nach Chavanne verraten der schlanke Körperbau und die wohlproportionierten Glieder mehr Elastizität als rohe Kraft. Die Stirn ist meist stark gewölbt und hoch, das Auge groß und die Iris bei oft blendender Weiße der Bindehaut dunkelbraun bis schwarz. Die Vorderzähne sind bei den meisten Bafioten-

stämmen am Ober- und Unterkiefer ausgebrochen oder häufiger sägeförmig von beiden Seiten in einem konkaven Bogen oder in rechteckigen Scharten ausgefeilt. Bei sämtlichen Bafioten ist Narbenzeichnung des Körpers verbreitet. Schnittnarben von etwa 1 Centimeter Länge bedecken in symmetrischer Anordnung oder in einfachen rosetten- und bandförmigen Mustern bei beiden Geschlechtern Brust, Schultern, Rücken und Bauch. Die Kleidung, die sehr primitiv war und nur aus einem Lendenschurz bestand, ist an der Küste durch europäische Kattune verdrängt worden. Immer häufiger sieht man auch europäische Kleidungsstücke, Jacken und selbst Beinkleider. Als Schmuck finden Metalle und zwar Eisen, Kupfer, Messing, hauptsächlich aber Glasperlen, Korallen, Wurzeln, Muscheln, Vogelkrallen, Tierzähne, Elfenbein, Samenschoten und Fruchtkörner Verwendung. Sehr beliebt sind Beinringe. Die Zahl und Größe dieser Ringe, die eine Frau zu tragen berechtigt ist, hängen nicht nur von der Wohlhabenheit ihres Herrn, sondern auch von seinem Rang und seiner Geburt ab.



Akka-Mädchen

Die Stellung der Frau ist würdig, obwohl Polygamie die Regel ist; es ist ihr nicht nur im engen Kreis der Familie, sondern auch in der Gemeinde in gewissen Fragen ein bedeutender Einfluß eingeräumt.

Geht man vom unteren Kongo zum Mittellauf des Stromes aufwärts, so treffen wir auf die Bateke oberhalb des Stanley-Pools, auf die Bangala zwischen Ubangi und Kongo und auf die Balolo im großen Kongobecken. Von den Wakongo unterscheiden sie sich durch die dunklere Hautfarbe und den reichlichen Haarwuchs. Meist werden allerdings Barthaare, Augenbrauen und Wimpern ausgezupft, weil das Vorurteil herrscht, daß Haare nur auf dem Kopf wachsen dürfen. Der Körper ist ausgiebig mit Narben geschmückt. In ihrem Charakter sind die Bewohner des mittleren Kongo sympathischer als die des Unterlaufs des Stromes. Bei letzteren spielen Zauberer und Gottesurteile eine große Rolle. Wir haben schon gelegentlich solche Gottesgerichte kennen gelernt, wenn bei Vergehen, Diebstahl, Ehebruch, Totschlag und so weiter der Thäter nicht zu entdecken war. Am unteren Kongo wird besonders das Trinken des Giftbechers als Gottesgericht geübt, wobei gewöhnlich das sogenannte Cascagift, ein Pflanzengift, verwendet wird. Unter eigenartigen Zeremonien muß der Verdächtige in eine aus Holz geschnitzte Fetischfigur, die meist ein Tier darstellt, einen Nagel einschlagen und dann den Giftbecher leeren. Solche in unsern Museen aufbewahrte Holzfiguren sind oft über und über mit Nägeln gespickt. Die Wirkung des Gifttrankes ist nicht immer die gleiche, da die einzelnen Teile des Baumes nicht die gleichen Mengen des Giftes enthalten. Vielfach mag auch thatsächlich der Schuldige getroffen werden; denn das Cascagift wirkt auf das Herz, und so kann bei dem Thäter der Glaube an das Gottesurteil und die Furcht die Wirkung des Giftes wohl

beschleunigen. Freilich liegt auch die Mischung des Giftes in der Willkür des Fetischpriesters, dem dadurch eine furchtbare Macht in die Hand gegeben ist, die nicht immer unparteiisch geübt wird.

Diese Gottesgerichte sind am mittleren Kongo wenig oder gar nicht bekannt. Johnston nennt die Stämme daselbst freundlich, leichtsinnig und mit einem hohen Schönheitssinn ausgestattet. Sie lieben Tanz und Musik, und das Familienleben ist nach den Schilderungen Johnstons gut und friedlich. Die Kleidung dieser Stämme besteht aus einem kleinen Grasrock. Dazu werden Schmucksachen aus Federn und Fellen, Muscheln, Glas und Metall getragen. Der Körper weist zahlreiche Narben auf, die häufig in Mustern angeordnet sind.

Als Instrumente dienen ihnen Trommeln, Trompeten aus Antilopenhörnern, das Marimba genannte, von uns schon erwähnte primitive Klavier und eine Art Leier mit fünf Saiten.

Für die Bewohner des mittleren Kongo ist der Fischreichtum des Flusses eine nie versiegende Nahrungsquelle. Vielleicht nirgends in Afrika wird in so großem Maßstabe wie an den Stanley-Fällen gefischt. Bei Ratzel finden wir folgende Beschreibung davon: „Die Angeln bleiben den Kindern überlassen; die Erwachsenen stellen Reusen, die bei einzelnen Stämmen so schwer sind, daß nur zwei zusammengebundene Kähne sie transportieren können, und jagen schwimmend, lärmend und unter Trommelschlag die Fische auf die Pfahlreihen zu. Diese Zäune stellen sie in den wildesten Wirbeln und Schnellen auf, streckenweise so häufig, daß man von einem Wald von Pfählen sprechen kann. Selbst des Nachts bei Fackelschein wird gefischt. Die Wagenia, das eigentlichste Fischervolk, benutzen in ausgedehntem Maß die Trommeltelegraphie hierbei zur Verständigung. Getrocknete Fische bilden einen Handelsartikel, der vom unteren Kassai und von den Stanley-Fällen aus durch eigne Handelsvölker in der Ferne abgesetzt wird." Es ist ganz selbstverständlich, daß diese gewandten Fischer auch gute Schiffer und Kahnbauer sind, eine Befähigung, die fast allen Anwohnern des Kongo und seiner Nebenflüsse eigen ist. Stanley fand auf dem Kongo noch größere Kähne als auf dem Viktoriasee, darunter solche von tadelloser Form mit schönen Schnitzereien, die die Ruderer stehend mit Rudern von fast 2 Metern Länge forttreiben, deren Hälfte das zugespitzte Blatt einnimmt. Mit großer Kühnheit rudern sie mit diesen Booten hart oberhalb der Schnellen hin, wo schon ein kurzes Nachlassen der Kraft ihren Sturz in die Tiefe herbeiführen kann. Manche Stämme führen ein wahrhaft amphibisches Dasein. So sieht man bei den Baati am Mobangi allmorgendlich in zwei- bis dreihundert Kähnen Kinder und Frauen unter Bedeckung einiger Krieger zur Arbeit fahren.



Akka-Mädchen

Am mittleren Kongo finden wir auch in dem Negerort Ikungu einen Mittelpunkt der Eisenverarbeitung. Die technische Fertigkeit dieser Stämme steht, wie erwähnt, darin sehr hoch. Besonders

gilt dies von den Baluba, die zwischen dem Kassai und Sankuru wohnen. Sie stellen Eisenschmuck und Waffen her, indem sie Eisenstäbe in glühendem Zustand schraubenartig drehen. Auf diese Weise werden speziell schöne Halsbänder gefertigt. Sie drehen auch mehrere Stäbe zusammen und schleifen dann die zusammengehämmerte Masse zu Beilen. Bei den Baluba sind sehr gut gearbeitete, breite Messer häufig, die in geometrischen Mustern vor der letzten Härtung mit harten Punzen durchschlagen, graviert und mit Kupfer tauschiert sind. Sie lassen erkennen, daß hier an der entgegengesetzten Ecke des Kongogebietes jene „Uebung des Auges für Regelmäßigkeit und Symmetrie zu Hause ist, die Junker bei den Monbuttu wie bei keinem andern Negervolk entwickelt fand".

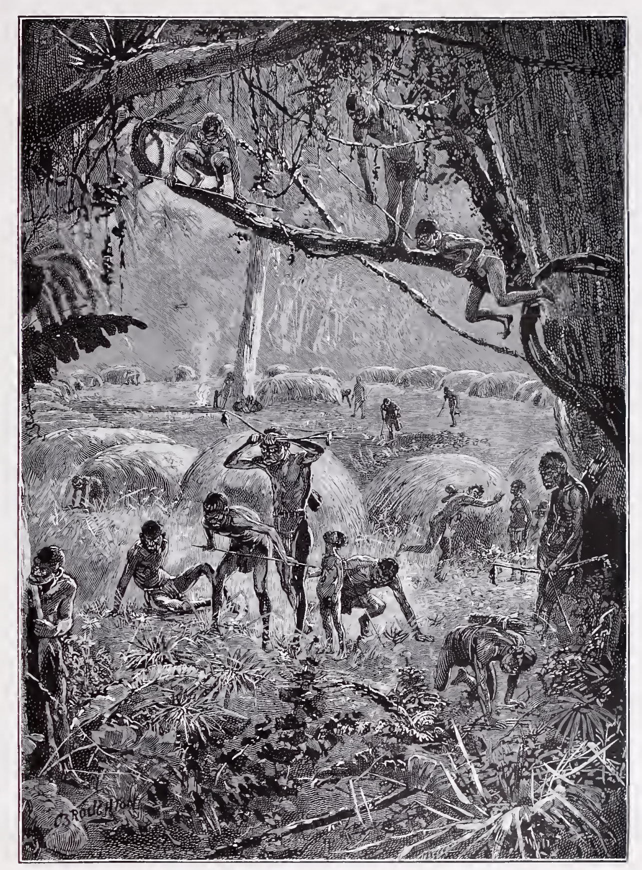
Wir wollen hier gleich die Waffen erwähnen, die wir bei den Kongovölkern antreffen. Nördlich sind die höchst merkwürdigen Wurfmesser weit verbreitet, die wir schon bei den Sandeh und Monbuttu kennen gelernt haben, jene eigentümlichen Waffen, die sich von der Klinge aus in mehrere querstehende, scharf geschliffene Arme oder Messer teilen und geschleudert werden, vielfach allerdings auch nur Schmuck und Zierwaffen sein mögen. Das letztere gilt auch von den Aexten, die im Süden überwiegen und oft außerordentlich schön gearbeitet sind. Andre Stämme tragen mit Vorliebe Messer, wie zum Beispiel die Bagete, deren Klingen sehr breit, „seeflunderartig" sind. Außerdem sind Speere und Bogen weit verbreitet. Die Schäfte der Stoßspeere sind oft reich geschnitzt. Eine große Mannigfaltigkeit weisen auch die Schutzwaffen, die Schilde, auf. Sie sind entweder aus Fellen gemacht oder aus Bast geflochten, teils groß, teils auffallend schmal und nur als Parierschilde im Gebrauch. Vielfach sind sie mit allerlei Ornamenten und Zieraten versehen.

Ein junger Sansibarite und ein Zwerg

Als Unterabteilung der Baluba können die Baschilange gelten. Bemerkenswert ist bei ihnen der Hanfbau und die Rolle, die er spielt. So führt ein großer Geheimbund den Titel „Söhne des Hanfes". Aus diesem Geheimbund scheint im Jahre 1870 eine interessante Bewegung hervorgegangen zu sein. Ueber die Frage, ob fremde Händler zugelassen werden sollten oder nicht, spaltete sich das Volk. Der König stellte sich auf die Seite der natürlich aus den jungen Leuten bestehenden Fortschrittspartei, und die älteren Konservativen wurden überstimmt, in dem daraus entstandenen Bürgerkrieg geschlagen und ostwärts hinter den Luluafluß zurückgedrängt. Schon dieser Vorgang beweist, daß die geistigen Fähigkeiten dieses Volkes nicht gering sein können. Wißmann hat es eine Nation von Denkern genannt, denen immer das Wort „warum" auf den Lippen schwebt.

Aus dem Völkergewirr des oberen Kongo greifen wir die nördlich vom Rukuga in der Nähe des Tanganyikasees wohnenden Manyema heraus, die in den Wirren der letzten Zeit viel genannt worden sind und sich durch ihre Grausamkeit wie durch ihren Kannibalismus einen übelberüchtigten Namen gemacht haben. Sie sind hellbraun und gut gewachsen. Als die Araber vor jetzt ungefähr dreißig Jahren auch an den oberen Kongo vordrangen und hier Niederlassungen

gründeten, von wo aus sie bequem ihre Sklavenjagden unternehmen konnten, lieferten ihnen die tapferen Manyema ein sehr erwünschtes Soldatenmaterial. Für den von Ostafrika kommenden Forscher macht sich hier zum ersten Male ein neuer Stil im Bau der Wohnungen bemerkbar. Statt der Kegelform tritt hier die viereckige Form auf, das Dach ist schräg, mit Dachlatten und Flechtwerk und zuweilen sauber mit Lehm überzogen. Auch die Anlage der Dörfer ist eine andre. „Statt der ringförmigen Gruppierung um einen Mittelpunkt hat man eine oder mehrere regelmäßige Straßen von 30 bis 45 Metern Breite, an deren Seiten sich in ziemlich geraden Linien die niedrigen viereckigen Hütten hinziehen. An einem Ende dieser Straße oder an beiden Seiten steht das zu Beratungen oder zum geselligen Plaudern dienende Haus, von dem aus man die Dorfstraße übersehen kann. Die kleinen, oft schwer auffindbaren Dorfeingänge liegen zwischen den Häusern der Längsstraßen. Die Wände der Häuser bestehen aus Lehm. Eine Lehmterrasse bildet häufig das Fundament, die Rückwand steht nach der Windseite zu und läßt das Dach zum Schutz oft bis auf die Erde reichen, während die nach vorn vorspringende Hälfte des Daches auf hölzernen Pfeilern ruht. Wo diese Veranda fehlt, findet man kleine Schutzdächer auf vier Pfeilern zum Aufenthalt bei Tag.“ Dörfer und Häuser erinnern durch diese Anlage und Bauart in gewissem Grad an die unsrigen.

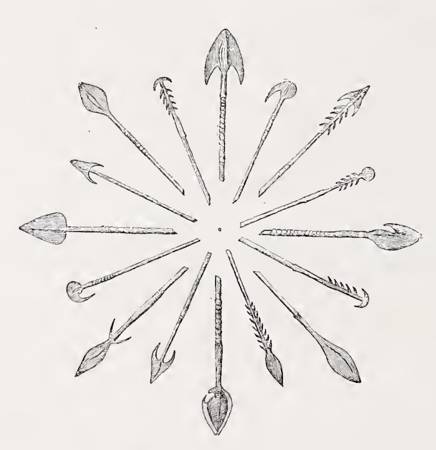


Ein Dorf der Zwerge im Urwald

Das Lundareich

Im südlichsten Teil des Kongogebietes, aber nicht mehr innerhalb des Kongostaates, sondern in der portugiesischen Interessensphäre, haben es die Kongoneger zu einer ehemals bedeutenden Staatsbildung gebracht, dem Lundareich.

Seine Bewohner sind die Walunda oder Balunda, ein echtes Bantuvolk, wenn auch aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzt. Die Edlen dieses Reiches scheinen von hellerer Farbe zu sein als das übrige Volk. Was uns an dem Lundareich, das zwar wahrscheinlich wie die andern afrikanischen Reiche niemals feste Grenzen gehabt hat, aber bis 1890 als eines der wenigen stabilen Reiche Afrikas gelten konnte, besonders interessiert, ist seine Verfassung. Die Regierung führten nämlich zwei Herrscher, ein Mann, Muata Jamvo genannt, und eine Frau, Lukokescha. Das eigenartige Verhältnis dieser beiden Herrscher schildert Sievers im folgenden: „Die Verfassung des Lundareiches war insofern eine sehr merkwürdige, als zwei Herrscher nebeneinander regierten, und zwar der Muata Jamvo und die Lukokescha, eine offiziell unverheiratete Frau. Zwischen beiden Würdenträgern bestand das eigentümliche Verhältnis der Gleichberechtigung, gegenseitiger Ergänzung und der Notwendigkeit gegenseitiger Bestätigung ihrer Würde. Die Wahl eines Muata Jamvo, die aus der Mitte der Söhne des vorigen Königs und seiner Hauptweiber erfolgte, würde ungültig gewesen sein, wenn sie nicht von der Lukokescha bestätigt worden wäre. Genau dasselbe Verhältnis fand auch bei der Lukokescha statt, die ebenfalls aus den Töchtern des vorigen Muata Jamvo und seiner Hauptweiber genommen und ihrerseits von Muata Jamvo bestätigt werden mußte.



Pfeile der afrikanischen Zwerge

Die Lukokescha galt offiziell für unverheiratet, hatte aber eine Reihe von Männern und darunter einen Hauptgatten, der als Weib bezeichnet wurde, um die herrschende Stellung der Lukokescha nicht anzutasten. Sie hatte einen besonderen Hofstaat und eigne Bezirke im Lande, aus denen sie Einkünfte bezog. Der Muata Jamvo und die Lukokescha zusammen wurden von Hauptwürdenträgern, den Kanna-Pumba, umgeben, von denen vier den Muata Jamvo sowohl als die Lukokescha wählten. Außerdem gab es eine Aristokratie, die der Kilolo, zu denen die königlichen Prinzen und viele Häuptlinge gehörten. Großen Einfluß auf die Regierung hatten die Volksversammlungen, in denen unter Umständen Maßregeln des Muata Jamvo stark kritisiert und gemißbilligt wurden. Kriegs-



Monfu-Frau

züge, Zauberveranstaltungen, überhaupt alle wichtigen Reichsangelegenheiten pflegte der Muata Jamvo in der Versammlung öffentlich zu verkündigen; Raubzüge und Sklavenjagden sowie Handelsexpeditionen spielten eine große Rolle unter den Staatsgeschäften des Lundareiches. Der Muata Jamvo besaß sogar Kroninsignien, nämlich einen Armring (Lukano), einen Busch von roten Papageienfedern, einen Brustschmuck aus Metall und Perlen, ein Zepter und einen Teppich. Auch ein Erbbegräbnis der Dynastie giebt es an dem heiligen Orte Ensai, wo die früheren Muata Jamvos bestattet liegen." Die Hauptbeschäftigung der Lundavölker bildet der Ackerbau.

Seit 1890 ist das einst so mächtige Reich in tiefen und wie es scheint endgültigen Verfall geraten, besonders durch die kriegerischen Einfälle der benachbarten Kioko, die, mit Feuerwaffen gut versehen, unter unglaublichen Grausamkeiten ganze Provinzen verheerten.

Wohl wären noch manche andre Stämme zu erwähnen, so die an das Lundareich im Südosten grenzenden Bewohner des Reiches Kassemba und die Kardanga. Wir wollen jedoch die Schilderung des Kongogebiets mit einer kurzen Erwähnung der Bewohner von Französisch-Kongo abschließen. Die hier sitzenden Stämme werden Aschira, Okanda, Apinki, Apono, Ischogo und Aschango, und mit einem zusammenfassenden Namen auch Mpongwe genannt. Sie zeigen natürlich viele gemeinsame Züge. Am nächsten der Küste sitzen die

Aschira,

deren ursprüngliche Graskleider jetzt durch Kleider aus europäischen Stoffen ersetzt sind. Ihre Hauptnahrung ist Pisang, von dem Anpflanzungen in großer Ausdehnung existieren. Nach der Berechnung du Chaillus besaß eines der Dörfer allein 30000 Bäume. Jeder Baum trägt ein Bündel Früchte von ungefähr 120 Pfund.

Die Ischogo

werden von du Chaillu als hübsche Leute beschrieben, die die Aschira körperlich übertreffen. Sie sitzen südlich vom Ogowefluß und bewohnen große Dörfer von ungefähr 150 Hütten, die an wohlgeebneten Straßen angelegt sind. Die Hütten sind groß, in mehrere Räume geteilt und mit niedrigen hölzernen Thüren versehen, die bemalt sind. Die Kleidung beschränkt sich auf einen kleinen Grasschurz, der Körper ist rot bemalt und mit einer Reihe von Stammesnarben versehen. Die frühere Sitte des Ausschlagens der zwei mittleren oberen Schneidezähne und des Zufeilens der andern ist jetzt aufgegeben worden. Den größten Schmuck bilden die Frauenchignons, die durch eingeflochtenes Gras zu einem wahren Turm aufgebaut werden. Der übrige Teil des Kopfes ist geschoren. Bei den Männern hängt das Haar in flachen Lappen herunter. Augenbrauen und Augenwimpern werden auch von ihnen ausgezogen. Hauptschmuck sind Nackenringe und Armbänder von Messing und Eisen und lange Perlenschnüre. Sie gelten als sehr friedfertig.

Die Apono und Apinki,

die den genannten Stämmen sehr ähneln, wohnen mehr im Innern. Auch bei ihnen finden sich häufig Stammesnarben, sie tragen aber bessere Waffen und verstehen sich auf gute Bearbeitung des Eisens. Die Schilde sind nicht, wie wir sie bei den Kongonegern kennen gelernt haben, lang, sondern rund und geflochten. Ihre Kleidung beschränkt sich ebenfalls auf einen Grasrock. Beide Stämme treiben Ackerbau. Bei den Apinki sind Gottesurteile, wie wir sie schon kennen gelernt haben, üblich. du Chaillu hat einem solchen Gottesurteil beigewohnt. Es galt dabei, Zauberer zu ermitteln, und als der Gifttrank erfolglos blieb, bemächtigte sich wilde Freude des ganzen Volkes; denn damit war nachgewiesen, daß sich keine Zauberer im Stamme befanden und sie wo anders zu suchen waren.

Von den

Aschango

ist nichts Besonderes zu sagen. Sie gleichen im Feldbau und in der Anlage ihrer Häuser den Ischogo. Doch sind die Dörfer weniger gut gehalten. Alle diese Neger sind heute noch Fetischanbeter. du Chaillu hat die Beschreibung eines Fetischfestes gegeben, aus der wir einiges hervorheben wollen. Das Idol war eine monströse, unschöne Frauenfigur aus Holz, die am Ende einer langen und niedrigen Hütte aufbewahrt wurde und rot, weiß und schwarz angemalt war. Die Hütte war voll von Leuten, die sich auf beiden Seiten gruppiert hatten, während die Mitte durch Fackeln erleuchtet war. Zwei Männer zeichneten sich durch ihre Kleidung und ihre groteske Bemalung vor den andern aus, so daß sie wohl als Fetischpriester anzusehen waren. Die eine Seite des Gesichts war rot, die andre weiß bemalt, und über die Mitte der Brust lief ein breiter gelber Streifen. Die Farben wurden von verschiedenen Hölzern durch Abkochen und Verreiben mit Thon gewonnen. Auch viele aus dem Volk waren bemalt, so daß die ganze Gesellschaft bei der Fackelbeleuchtung einen höchst phantastischen Anblick bot. Einige waren mit Federn geschmückt, andre hatten hornförmig zusammengedrehte Blätter hinter die Ohren gesteckt, und alle trugen Bündel von Palmblättern in den Händen. Nachdem sie sich auf den Schenkeln niedergelassen, begannen alle einen wilden Gesang unter Musikbegleitung. Das Orchester setzte sich aus drei Trommeln und einer Harfe zusammen, wozu noch Stöcke aneinander geschlagen wurden. Dazu tanzten die beiden Fetischpriester unter allerlei Körperverdrehungen einen wilden Tanz.



Akka-Mädchen

Die Fan

Zu den eben geschilderten Stämmen gesellte sich seit 1850 ein neuer Stamm, von dem man zuerst 1820 hörte: die Fan. Anfangs erschienen nur wenige, bald aber folgten mehr und überzogen manche der Küstenstämme mit Krieg. Heute sind sie das führende Volk am Gabun und Ogowe und stellenweise sogar bis an die Küste vorgedrungen. Nachdem zuerst du Chaillu auf sie aufmerksam gemacht, beschrieb sie 1878 Lenz, und in neuerer Zeit wurden sie ausführlich von Miß Kingsley studiert. „Sie sind," sagt die Dame, „stolze, energische, rührige Afrikaner, in ihrer äußeren Erscheinung hübsch und imponierend; ihre Farbe hat einen hellen Bronzeton. Viele Männer haben Bärte, ihre Gesichtszüge sind stolz und ausdrucksvoll, und wer je unter ihnen gelebt hat, wird sie nicht leicht mehr verkennen. Am meisten aber unterscheiden sie sich von den phlegmatischen und schläfrigen Küstenstämmen durch ihre Energie, ihr Temperament und ihre Intelligenz. Sie sind lernbegierig, aber schwer zu behandeln und sehr empfindlich. Menschliches Leben schätzen sie gering."



Ein gefangener Zwerg

Die Behausungen der Fan sind klein und leicht gebaut; denn die Leute wechseln ihre Wohnungen so oft, daß man sie geradezu als Nomaden betrachten kann. Die beste Hütte, in der Miß Kingsley wohnte, beschreibt sie folgendermaßen: Sie war gerade groß genug zum Stehen. Um durch die Thür zu gelangen, mußte man sich bücken; der Innenraum maß etwa 14 Fuß im Quadrat, hatte aber kein Fenster. Die Thür konnte durch ein Stück Holz geschlossen werden, der Boden bestand aus Sand. An der einen Seite brannte ein Feuer, dessen Rauch durch die Decke abzog. In dem einen Winkel des Zimmers stand eine Holzbank, die mit wenigen Kleidern darauf als Bett diente. Als weitere Einrichtung fanden sich nur einige Büchsen vor. Von der Decke hingen einige Haken herab, an denen Fetische aufgehängt waren. Die Hütten sind gewöhnlich in zwei gegenüberliegenden Reihen angeordnet. Das Ende der dadurch entstandenen Straße wird durch ein Wächterhaus abgeschlossen. Die Hauptindustriezweige der Fan sind Töpferei, Weberei und Herstellung von Eisensachen, worin sie sich besonders auszeichnen.

Die wenig jagdgerechte Tötung von Elefanten, die von den Fan geübt wird, hat Miß Kingsley näher beschrieben. Eine Herde von Elefanten wird in eine durch gefällte Bäume gebildete Umfriedigung getrieben und der Zaun mit einer übelriechenden Tinktur bestrichen. Der Geruch verhindert die Elefanten am Entweichen. Dann erhalten sie als Futter vergiftete Pflanzen, deren Gift nicht tötet, sondern nur betäubend wirkt. Die Jäger besteigen dann Bäume, von denen aus sie die Elefanten ohne eigne Gefahr erlegen.

Aus verschiedenen Gründen ist man berechtigt, die Fan als weitversprengte Verwandte der Niam-Niam zu betrachten. Besonders zeigt sich diese Verwandtschaft in der von den Fan in hohem Grade betriebenen Menschenfresserei. Die Fan scheinen in dieser Beziehung sogar alle andern menschenfressenden Stämme zu übertreffen; denn sie verzehren Menschenfleisch nicht aus abergläubischen Motiven, sondern als einfaches Nahrungs- und Genußmittel. Auch die Gestorbenen werden verzehrt, nur nicht von den eignen Verwandten. Die Verwandten eines Verstorbenen tauschen dessen Leiche gegen die eines Fremden aus.



Buschmann-Knaben

Die Zwergvölker Afrikas

In seiner „Geschichte der Tiere“ schreibt Aristoteles: „Die Kraniche ziehen bis an die Seen oberhalb Aegyptens, wo der Nil entspringt; dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist das keine Fabel, sondern die reine Wahrheit; Menschen und Pferde sind, wie die Erzählung lautet, von kleiner Art und wohnen in Höhlen.“

Auch Herodot spricht schon von Männern von nicht einmal mittlerer Größe, die den Wanderern, die die Libyschen Wüsten durchzogen hätten, als erste Bewohner der jenseitigen Landstrecken begegnet sein sollten.

Immer wieder zieht sich die Sage von den Pygmäen durch die Werke griechischer und römischer Dichter und Geschichtsschreiber, und Geographen suchten das Thatsächliche, das der Sage zu Grunde lag, durch Vermutungen der mannigfaltigsten Art festzustellen. Immer verband sich mit dem Bild, das sich die Phantasie von Zwergen machte, die Vorstellung von Männlein, die, mit langen Bärten versehen, im Walde ein scheues, unstetes Leben führten.

Bald nahmen jedoch die phantastischen Nachrichten über Zwerge in Afrika eine bestimmtere Gestalt an, indem verschiedene Reisende von ihrer Existenz in mehr oder weniger bestimmter Form erfuhren, und endlich traf sogar du Chaillu im Westen auf französischem Gebiet solche kleinen Leute an. Die genaueste Mitteilung über sie hat aber zuerst Schweinfurth gegeben. So oft er Nachrichten über die südlichen Aequatorialländer einzog, begleitete ihn beständig der romantische Zauber der Pygmäensage. Wunderdinge wurden ihm von der Pracht des kannibalischen Hofhaltes der wilden Könige und von Zwergen berichtet, die bei ihnen das Amt von Hofnarren bekleideten. Anfänglich glaubte Schweinfurth an Mißbildungen, die als Naturmerkwürdigkeiten von den Königen gehalten wurden, bis er am Hof des Monbuttukönigs Munsa Gelegenheit hatte, sich zu überzeugen, daß es sich thatsächlich um eine Zwergrasse handle. Wir können Schweinfurths Entzücken begreifen, als er zum ersten Male die handgreifliche Bestätigung tausendjähriger Mythen vor sich sah. „Akka“ nannten die Zwerge den Stamm ihres Volkes im Monbuttuland in der Nordostecke des Kongogebiets. Schweinfurth lernte sie später noch näher kennen. Keiner maß über $1\frac{1}{2}$ Meter; die Durchschnittsgröße war 1,45 Meter. Er beschreibt sie als eine kleine, äußerst lebhafte Rasse mit großem, rundem Kopf auf schmalem Halse, breiten Schultern, dürren Armen und Beinen, Hängebauch und hellkupferfarbener Haut. In der Körperbildung erschienen Schweinfurth besonders bezeichnend der unverhältnismäßig große Kopf auf einem schwächlichen dünnen Hals, ein auffallendes Ueberwiegen der Länge des Oberkörpers in Verbindung mit langen Armen, ein sich nach oben zu plötzlich und flach verengender Brustkorb, dessen untere Oeffnung sich übermäßig erweitert, um einem Hängebauch als Halt zu dienen, der selbst bejahrten Individuen das Aussehen arabischer oder ägyptischer Kinder verlieh. An den Extremitäten fielen ihm die eckig hervorragenden Gelenke, die plumpen, großscheibigen Kniee und die im Gegensatz zu andern Völkern Afrikas stets mehr einwärts gerichteten Füße auf. Der Gang hatte etwas unnachahmlich Watschelndes, jeder Schritt war von einem Schwanken begleitet, das unwillkürlich alle Glieder durchzuckte. Dagegen fand der Forscher die Hände sehr zierlich. Auffällig war bei den Akka der wechselvolle Ausdruck des Mienenspiels, ebenso ein Hin- und Herziehen der Augenbrauen beim Sprechen, verbunden mit außerordentlicher Lebhaftigkeit der Augen, mit Gesten der Hände und Füße und einem fortwährenden Wackeln des Kopfes.



Zwergin (von vorn gesehen)

Wenn den Akka Schlauheit nachgerühmt wird, so ist sie nach Schweinfurths Meinung nur der Ausdruck eines Naturtriebes, der seine besondere Freude an Bosheiten hat. Bosheit, Rachsucht und Grausamkeit werden, wie es scheint mit Recht, als üble Eigenschaften dieser Akka hervorgehoben. Einer der Akka, die Schweinfurth kennen lernte, machte sich ein besonderes Vergnügen daraus, nächtlicherweile gefährliche Pfeilschüsse auf Hunde abzugeben.

Die Aufsehen erregenden Mitteilungen Schweinfurths fanden mehrfach Unterstützung. Dieselben Akka, vielfach auch Tikki-Tikki genannt, wurden später von Gessi, Emin Pascha, Felkin, Junker, Casati und Stuhlmann studiert, die die Beobachtungen Schweinfurths bestätigen konnten. Nur wurden noch geringere Größenmaße konstatiert. Junge Leute von 25 Jahren hatten nur eine Höhe von 1,24 Meter erreicht, ältere waren bis 1,40 Meter groß. Individuen von über 1,40 Meter hält Stuhlmann bereits nicht mehr für reinblütig.

Durch den letztgenannten Forscher wurden einmal auch zwei dem schöneren Geschlecht angehörige Vertreter dieser Zwergrassen nach Europa gebracht und 1893 auf dem Geographentag in Stuttgart einer illustren gelehrten Gesellschaft vorgestellt. Mit kindlicher Neugier und der sichtlichen Freude am Besitz spielten sie mit den mancherlei Geschenken, Korallenketten und dergleichen. Sie machten hier den Eindruck harmloser, aber kluger Geschöpfe.

Die Akka sind nicht die einzigen Vertreter der afrikanischen Zwergrasse. Mit der gründlicheren Durchforschung des schwarzen Erdteils mehrten sich auch die exakten Angaben über Zwergvölker, die sich versprengt, bald hier, bald dort fanden. Die Wohnsitze der Akka liegen am Uelle. Im Kongowald traf Stanley mit kleinen Stämmen zusammen, die Wambutti, das heißt klein gewachsen, hießen. Sie hatten runde Gesichter, ihre Augen waren gazellenartig, und ihre gelbliche Farbe ähnelte der alten Elfenbeins. Von ihnen unterscheidet Stanley noch einen zweiten, Batwa genannten Stamm. Er traf auf beide in der Nähe des Arowimi und Ituri.

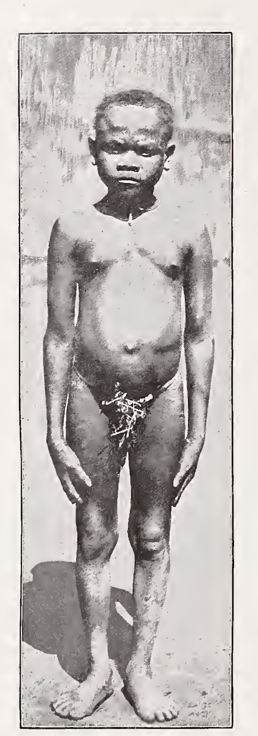
Es sei hier daran erinnert, daß sich in diesem Gebiet des Kongo ein weiter Hochwald erstreckt, während sich sonst an afrikanischen Flüssen meist der sogenannte Galeriewald findet, der die Flüsse als eine schmale Uferzone begleitet. Es ist bekannt, in welch grellen Farben Stanley in seinem Werk „Das dunkelste Afrika“ diesen Urwald und seine Schrecken geschildert hat, während ihn Graf Götzen nur „unendlich langweilig“ fand. Der unheimliche Eindruck, den Stanley erhielt, wurde noch wesentlich durch die Angriffe der kleinen Wambutti gesteigert. Da Stanley mit einer gewissen Voreingenommenheit an diese Wambutti, in denen er durchaus ein Zwergvolk sehen wollte, heranging, so haben seine Mitteilungen leider auch hier nicht den ethnographischen Wert, den sie sonst beanspruchen dürften. Aber noch andre Forscher, unter ihnen Lloyd, haben mit diesen Zwergen des Kongowaldes Bekanntschaft gemacht. Lloyd berichtet von einem starken Bartwuchs, der ihnen ein höchst sonderbares Aussehen verlieh, und bestätigt damit eine Beobachtung Emin Paschas und die schon angedeuteten Erzählungen der Araber und Neger von den Zwergvölkern. Auch weiterhin wurden noch solche Zwergvölker gesehen. Ihrer Entdeckung durch du Chaillu im französischen



Zwergin
(von der Seite gesehen)

Kongogebiet haben wir schon gedacht. Hier führen die Zwerge den Namen Obongo; sie leben in kleinen, zerstreuten Gemeinwesen von zehn bis zwanzig Köpfen zwischen den Aschango im Gebiet von Lungo. Ihre Größe entspricht der der Akka. Auch ihre Hautfarbe ist ein schmutziges Gelb, der Kopf niedrig und schmal.

Auch am oberen Sankuru wurden zwischen den dortigen Stämmen der Baluba und Bakuba auffallend kleine Menschen zwischen sie eingesprengt vorgefunden. Am oberen Kuando hat Serpa Pinto eine kleine, gelbliche Rasse gesehen, die zwischen den dortigen Negern sitzt und Mukasequere genannt wird. Oestlich und südlich davon finden sich als Zwergvölker im Gebiet von Angola die Bakwando und am oberen Cunene die Baka-Naka.



Akka-Mädchen

Auch aus Ostafrika haben wir neuerdings von Zwergvölkern gehört. In der Nähe des Baringosees, sechs Wochen Marschzeit nordwestlich von Mombassa, leben Zwerge in kleinen Familien unter der andern Bevölkerung.

Unter den Gallas, zwischen dem Juba- und Tarnafluß, leben die als Wasania und Watwa bekannten Zwergstämme, und selbst in Abessinien, in der Provinz Schoa, sind auffallend kleine Menschen gesehen worden.

Die östlichen Zwergstämme scheinen, wie man nach ihren etwas größeren Körpermaßen schließen darf, nicht ganz ungemischt zu sein.

Heute besteht also kein Zweifel mehr, daß die alte Sage von den Pygmäen in Afrika ihre Bestätigung gefunden hat. Zwischen die Nordostafrikaner und die Bantu eingesprengt sind Zwergvölker vom Süden Abessiniens durch ganz Afrika bis zum unteren Kongo und Cunene nachgewiesen worden.

Als gemeinsame Merkmale dieser Stämme werden die geringe, stets unter $1^1/_2$ Meter bleibende Körpergröße, die besonders im Vergleich zu den dunkeln Negern helle Hautfarbe, das starke Hervorragen des Gebisses (Prognathismus), die Magerkeit und die faltenreiche Haut angegeben. Gemeinsam ist ihnen außer diesen körperlichen Merkmalen auch die Lebensweise. Ueberall leben sie in kleinen Gemeinschaften zwischen der übrigen Bevölkerung des Landes, mit der sie sich aber nicht vermischen. Alle stehen auf niedriger Kulturstufe. Sie treiben sämtlich weder Ackerbau noch Viehzucht, wohl aber sind sie eifrige Jäger. Sie stellen allen Tieren nach. So schießen die Badua aus Höhlen, die in den Boden gegraben sind, auf Elefanten, Büffel und Wildschweine. Dabei bilden Bogen und Pfeile ihre einzigen Waffen. Die hölzernen Pfeile werden von ihnen selbst verfertigt und stark vergiftet, eiserne Pfeile werden auf dem Wege des Tauschhandels erworben. Diesen Tauschverkehr treiben sie mit den Stämmen, unter denen sie leben. Die Badua tauschen an bestimmten Tagen das gewonnene Fleisch gegen andre Lebensmittel, Hausgeräte, Messer und Waffen mit den umwohnenden Stämmen aus, und so entstehen im Urwald förmliche Märkte. Auch die Zwergstämme des Baringosees tauschen von den Kikuju Geschirr ein; denn Töpferei ist ihnen ebenso fremd wie jede andre Industrie.

Dieser Tauschverkehr führt übrigens keineswegs, wie schon bemerkt, zu Intimität, und noch schwerer wird es den Expeditionen, mit den Zwergen in Verbindung zu treten. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß die kleinen Völker mit vergifteten Pfeilen schießen, oft äußerst kriegerisch sind und meist keine Annäherungsversuche zulassen. Wißmann und Wolf wurden am oberen Sankuru beim Weitermarsch noch lange von dem dumpfen Ton der Kriegshörner der Badua und den

abgemessenen Schlägen der Kriegstrommel verfolgt und mit vergifteten Pfeilen aus dem Uferdickicht beschossen. Das Gift dieser Pfeile ist, wenn es frisch ist, sehr gefährlich und wirkt rapid. Stanley erzählt, daß ein Mann, dessen rechter Arm und rechte Brust geritzt worden waren, innerhalb einer Minute starb. Ein andrer starb fünf Viertelstunden nach dem Schuß, eine Frau nach zwanzig Minuten, eine andre, nachdem sie hundert Schritt getragen worden war. Wieder andre erlagen erst nach mehreren Tagen. Es ist dies wohl zum Teil daraus zu erklären, daß das Gift in einigen Fällen noch frisch, in andern schon eingetrocknet war. Auch werden die Gifte verschieden zubereitet. Nach Stanley wird teils Schlangengift verwendet, teils das Gift der Ameisen, hauptsächlich aber Strychnin.



Ein Krieger im Hinterhalt

Die einzige vegetabilische Nahrung der Zwergvölker sind Wurzeln und Früchte. Als Kleidung werden nur einige Fellstreifen getragen, Wohnungen fehlen meist ganz, nur bei einigen fanden sich verwahrloste Grashütten in Bienenkorbform. Auch soziale Einrichtungen scheinen ganz zu fehlen, so daß die Zwergvölker auch in dieser Beziehung auf sehr niedriger Stufe stehen.

Von höchstem Interesse ist die Frage: welche Bewandtnis hat es mit diesen Zwergstämmen? Es stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Nach der einen haben wir es einfach mit Bantunegern zu thun, die sich in Sitten und Gewohnheiten allmählich dem unsteten Jägerleben im Walde angepaßt haben und dabei auch äußerlich zu Rückschrittformen geworden sind. Nach der entgegengesetzten Ansicht haben wir es mit den Resten einstiger Ureinwohner Afrikas zu thun, die lange vor den Negern, wie sogar Ueberlieferungen der Bantuneger selbst behaupten, in Afrika gewohnt hätten. Wir haben schon im malaiischen Archipel in den Negritovölkern solche versprengte Völkerreste kennen gelernt. Unter diesem Gesichtspunkt würden natürlich diese Zwergvölker Afrikas ein ganz besonderes Interesse gewinnen.

Welche der beiden Ansichten die richtige ist, ist heute noch nicht zu sagen, und es soll auch in diese Streitfrage hier nicht eingetreten werden. Nur kurz sei noch darauf hingewiesen, daß sich eine Meinung geltend gemacht hat, nach der in ganz Afrika und Asien als Urbevölkerung eine Zwergrasse existiert hat. Als Stütze dieser Meinung werden auch die merkwürdigen vorgeschichtlichen Funde am Schweizerbild verwertet, die sich ebenfalls als die Reste einer Zwergrasse erwiesen haben.

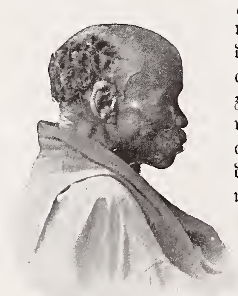
Achtzehntes Kapitel

Südafrika

Hottentotten — Buschmänner — Kaffern — Die afrikanischen Inseln

Es bleibt uns noch übrig, auf den südlichsten Teil des großen afrikanischen Kontinents einzugehen, auf das Land südlich vom Cunene und südlich vom Sambesigebiet und auf dieses selbst. Mehr als die andern Teile des schwarzen Kontinents hat Südafrika in den letzten Jahren aller Augen auf sich gezogen, und wir brauchen darum hier die politische Verteilung dieses Gebietes nur kurz zu erwähnen.

Holländische Kolonisten waren die ersten, die am Kap festen Fuß faßten. Im Vernichtungskampf gegen die rasch zurückweichenden Eingeborenen begannen die Züge ins Innere, die großen „Trekke" der Buren, die gleichermaßen der wissenschaftlichen wie der wirtschaftlichen Erschließung des Landes gewidmet waren. Lange wußten die Nachkommen dieser holländischen Einwanderer in zähem Festhalten an ihrer Väter Art die Unabhängigkeit der von ihnen gegründeten Staaten zu bewahren. Heute existiert weder der Oranjefreistaat noch die Transvaalrepublik. Zuerst vor den Engländern zurückweichend, die den Holländern an der Wende des 18. Jahrhunderts die Kapkolonie abgenommen hatten, dann energisch und lange Zeit glücklich ihr Besitztum gegen die immer weitergehenden Ansprüche der Engländer verteidigend, mußten die kleinen, vom Meer abgeschnittenen Burenrepubliken schließlich dem übermächtigen Gegner erliegen. Von der politischen Karte Afrikas sind sie verschwunden. Auf einer Völkerkarte Afrikas wird aber die Farbe, die das holländische Element kennzeichnet, nicht so rasch erblassen, und daß der Einfluß dieser zähen Niederdeutschen bald aufhören dürfte, wird das aus dem ungleichen Kampf endlich als Sieger hervorgegangene England sich selbst nicht vortäuschen.



Buschmann

In welch gewaltiger Weise England seinen Besitz in Südafrika in den letzten Jahren ausgedehnt hat, ist um so mehr hervorzuheben, als die Namen der Provinzen sich zum Teil auf die eingesessene Bevölkerung beziehen. Der Kern der britischen Besitzung in Südafrika ist das Kapland, das als Kapkolonie dem englischen Besitz einverleibt worden ist. Die Besitznahme dieses südlichsten Teils von Afrika ist den Engländern nicht leicht geworden. Nicht die angesessenen Holländer machten ihnen Schwierigkeiten, wohl aber die einheimischen Kaffern, und die Kaffernkriege, deren die Geschichte fünf zählt, nehmen in der Geschichte der kolonialen Verwickelungen Englands nicht den letzten Platz ein. Auf diesen Blättern sind nicht durchweg englische Siege verzeichnet.

An die Kapkolonie schließt sich die Kolonie Natal an, die, von den Buren gegründet, den Engländern überlassen wurde, deren Eroberungszug immer weiterging. Im Griqualand, nördlich

vom Oranjefluß, waren Diamanten gefunden worden, und da sich über den Besitz des wertvollen Landes zwischen dem Oranjefreistaat, in dem der Fundplatz lag, und dem Häuptling der Griqua Meinungsverschiedenheiten geltend machten, traten die Engländer auf die Seite des Häuptlings, und die Diamantendistrikte mit der Hauptstadt Kimberley gingen in englischen Besitz über. Bald folgte Britisch-Betschuanaland, und der Energie eines einzelnen Mannes hat es England zu danken, wenn ihm im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts das gewaltige Gebiet bis zum Sambesi in den Schoß fiel, das von den wilden Stämmen der Maschona und Matabele bewohnt wird. Darum durften die Engländer in dankbarer Anerkennung an den vielgenannten Cecil Rhodes dieses Gebiet Rhodesia nennen. Irrtümlicherweise wird auch häufig noch für das Land über den Sambesi hinaus dieser Name Rhodesia gebraucht. Offiziell heißt dieser Teil des englischen Kolonialbesitzes Britisch-Zentralafrika. Er schiebt sich zwischen die west- und ostafrikanischen Besitzungen Portugals ein, das die günstige Gelegenheit, beide zu verbinden, saumselig hatte vorübergehen lassen. Mit Recht wird in Sievers „Afrika" darauf hingewiesen, daß der Name Britisch-Zentralafrika an den von England gehegten Plan erinnert, die Besitzungen im südlichen Teil Afrikas mit der Interessensphäre am oberen Nil zu verbinden. Der schöne Traum sollte nicht in Erfüllung gehen; dazwischen schob sich Deutsch-Ostafrika ein!



Eine Griqua-Familie

Die Kolonie Deutsch-Südwestafrika ist die älteste überseeische Erwerbung des Deutschen Reiches. Nachdem 1882 der Bremer Kaufmann Lüderitz die Umgebung der Bucht Angra Pequena erworben, wurde am 24. April 1884 dieses Gebiet unter deutschen Schutz gestellt und so der Grund zu Deutsch-Südwestafrika gelegt. Unähnlich vielen andern tropischen Ländern ist der Küstensaum von Deutsch-Südwestafrika in seiner erschreckenden sandigen Oede der unfruchtbarste Teil, während das Hinterland mit zunehmender Wasserversorgung für Viehzucht und auch für beschränkten Ackerbau nutzbar zu machen ist.

Als weitere Kolonialmacht Südafrikas ist Portugal zu nennen. In der Entdeckungsgeschichte des Südens des schwarzen Erdteils haben die Portugiesen manches rühmliche Blatt ausgefüllt. Bartholomey Diaz gelang es 1487, die Südspitze Afrikas zu umfahren, und in den letzten Jahren des 15. Jahrhunderts fuhr Vasco de Gama die Ostküste Afrikas bis Mombas im heutigen Britisch-Ostafrika hinauf. Der heutige Besitzstand Portugals entspricht nicht dem hervorragenden Anteil, den es im Zeitalter der Entdeckungen an der Erschließung wenigstens der Küste Afrikas gehabt hat. Im Westen besitzt es als nördlicher Nachbar unsrer Kolonie Deutsch-Südwestafrika die Kolonie Angola mit dem Hafenplatz Mossamedes; im Osten schiebt es sich zwischen England im Süden und Deutsch-

Ostafrika im Norden ein. Hier ist in dem südafrikanischen Krieg der letzten Jahre besonders die in portugiesischer Hand befindliche Delagoabai oft genannt worden.

Zäh und eifersüchtig hält Portugal an seinen afrikanischen Besitzungen fest. Ihr wirtschaftlicher Aufschwung steht jedoch entschieden hinter dem der Besitzungen andrer europäischer Kolonialmächte zurück. Auch haben die Portugiesen es sehr zu ihrem Schaden versäumt, ihre beiden südafrikanischen Besitzungen im Westen und im Osten zu verbinden, was ohne große Schwierigkeiten möglich gewesen wäre. Als ihnen dieser Gedanke kam, war es bereits zu spät. England hatte im stillen Verträge im Nyassa-Land abgeschlossen und sich zwischen die von der Flagge Portugals gedeckten Ländereien geschoben.

Frau eines Kaffern-Häuptlings

Betrachten wir eine ethnographische Uebersichtskarte, in der die verschiedenen Völkertypen und -Stämme durch verschiedene Farben angegeben sind, so sehen wir, daß die weiße Bevölkerung im Süden mehr als in irgend einem andern Teil Afrikas, Aegypten vielleicht ausgenommen, vertreten ist. Im äußersten Süden, in der Kapkolonie, und im Süden der mittleren Landschaften haben die Weißen im 19. Jahrhundert so stark zugenommen, daß sie einen ganz beträchtlichen Bruchteil der Bevölkerung darstellen und mehr als sonstwo in Afrika die einheimische Bevölkerung zurückgedämmt haben.

Die letztere hat überhaupt seit der Entdeckung und ersten Besiedelung des Südens von Afrika eine bedeutende Verschiebung erlitten, wie wir noch kurz sehen werden. Sie setzt sich aus drei verschiedenen Elementen zusammen. Der überwiegende Teil gehört zu den uns schon bekannten Bantunegern. Außerdem finden wir aber hier zwei Völkerstämme, die nicht zu den Bantunegern zählen, sondern eine isolierte ethnographische, noch nicht völlig aufgeklärte Stellung einnehmen: die Hottentotten und die Buschmänner. Ihre sie voneinander unterscheidenden Merkmale werden wir noch kennen lernen.



Fingo-Mann

Die Hottentotten

Wenn wir zuerst die Hottentotten nennen, so knüpfen wir damit in gewissem Sinn an die zuletzt besprochenen Zwergvölker an. Gleich diesen bieten uns die Hottentotten ein ethnographisches Rätsel. Manche Forscher haben sie auch mit den Zwergvölkern in Zusammenhang zu bringen versucht, sowohl wegen ihrer körperlichen Merkmale als auch darum, weil sie in ihnen die Urbevölkerung Afrikas zu sehen glauben. Als die ersten europäischen Entdecker ihren Fuß auf den Boden Südafrikas setzten, trafen sie nicht auf Bantuneger, sondern auf Hottentotten und Buschmänner. Von diesen beiden Völkern waren die Hottentotten der weitaus mächtigere Stamm. Sie bewohnten den größten Teil des Kaplandes und drangen auch zahlreich in das Quellgebiet des Oranje vor. Als viehzüchtende Nomaden erfreuten sie sich großen Besitzes und bedeutender Macht. Bald aber gerieten sie mit den eingedrungenen Fremdlingen in Zwietracht und Krieg, und immer weiter wurden sie zurückgedrängt, wobei sie an Bedeutung und Völkerzahl immer mehr Einbuße erlitten.

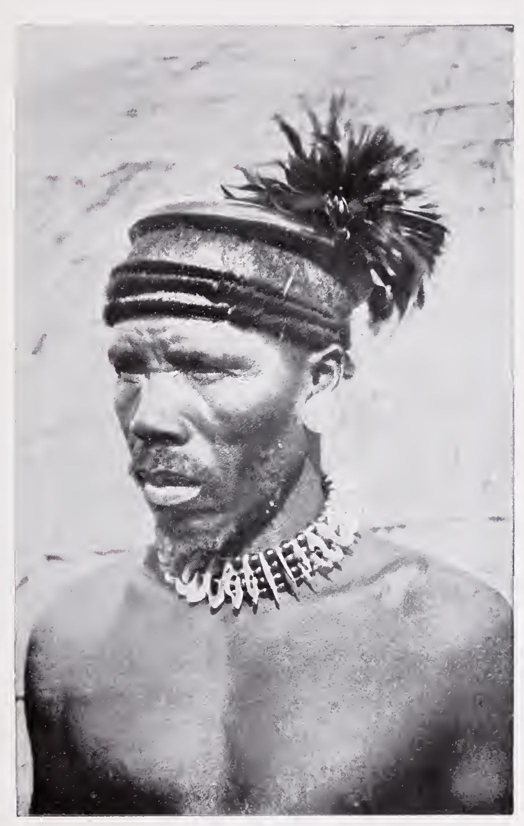
Während früher eine Anzahl großer Stämme unterschieden wurde, zählen wir heute nur noch vier, manche Forscher sogar nur noch drei. Es sind dies die Nama, Griqua, Korana und Gonana. Alle diese Stämme sind mehr oder weniger gemischt, nicht selten spielt das Halbblut die bedeutendste Rolle. Die Nama halten das westliche Küstenland zu beiden Seiten der Oranje-Mündung besetzt. Sie sind es, denen wir in unsrer deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika begegnen, und verschiedene Kämpfe mit der deutschen Schutztruppe waren nötig, bis sie sich dem neuen Oberherrn unterwarfen. Der Name Hendrik Witboi nimmt auch in unsrer Kolonialgeschichte einen Platz ein. Die Griqua wohnen im Westen des Griqualandes bei Kimberley. Die Korana, die ursprünglich im Oranje-Freistaat ansässig waren, wurden daraus von den Buren vertrieben und sitzen jetzt im äußersten Westen dieses Staates. Die Gonana bewohnen die westlichen Teile von Kaffraria. Die Zahl aller Hottentotten zusammen wird auf nur etwa 40000 geschätzt.

Der Name „Hottentotte“ wird auf ein holländisches Wort „Huttentutt“ zurückgeführt, das die Bedeutung „dummes Zeug, Narretei“ hat und von den ersten holländischen Bewohnern der Kap-gegend gebraucht worden sein soll, um das sonderbare Benehmen der Eingeborenen zu kennzeichnen. Wahrscheinlich war es hauptsächlich auch die eigenartige Sprache mit ihren merkwürdigen Schnalz-lauten, die den europäischen Ansiedlern auffiel. Die Hottentotten selbst nennen sich Khoi-Khoib, Mehrzahl Khoi-Khoin, das heißt Mensch des Menschen.

Die äußere Erscheinung der Hottentotten ist sehr charakteristisch. Die Farbe ihrer Haut, die zur Runzelung neigt, ist grau-gelbbräunlich; bisweilen wird sie mit der Farbe gefallenen Laubes verglichen. Der Schädel ist länglich und dabei gedrückt, die Stirn schmal, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist klein und das Kinn spitz. Von der Nase giebt uns v. François folgende wenig verlockende Schilderung: „Ein Prachtexemplar ist die Hottentottennase: Nasenbein scheint bei einigen völlig zu fehlen, ein tief eingebugter Sattel läßt den Europäer wehmutsvoll die Stätte ahnen, wo das Charakteristikum männlicher Willensausprägung seinen Anfang nimmt. Breitgequetscht, wie eine Spitzmaus aus dem Hintergrund hervorlugend, schaut die Nasenspitze trübselig in die Welt. — Zu ihrer Verschönerung tragen auch nicht gerade die rechts und links nach unten verlaufenden tiefen Falten bei, die die Backen abgrenzen und den breiten Backenknochen ihr Dasein verdanken.“

Die Beine sind dünn, der ganze Körper ist fein und zierlich, „fast weiblich geformt, entbehrt aber des gut wirkenden Verhältnisses zwischen den einzelnen Teilen“. Volle Muskulatur findet sich

an Personen von reiner Rasse nur ausnahmsweise. Die Hände sind klein, die Finger knochig und unterscheiden sich dadurch von den langen, schmalen Händen der Bantuneger mit ihren hellgefärbten Nägeln. Die Füße sind ebenfalls klein. Im Körperwuchs bleiben die Hottentotten unter dem mittleren Maß zurück, da ihre Größe zwischen 1450 und 1600 Millimetern schwankt. In manchen körperlichen Merkmalen erinnern sie an die Buschmänner, denen sie sich zum Beispiel auch in der merkwürdigen sogenannten Fettsteißbildung nähern. Andrerseits weichen sie aber auch wesentlich von ihnen ab. Früher legte man dem Haarwuchs der Hottentotten große Bedeutung bei; doch ist man heute von dieser Wertschätzung zurückgekommen. Ihr Haarwuchs zeigt in ausgesprochenem Maß den sogenannten „Pfefferkorntypus". „Das Haar wächst in kleinen Büscheln, die, wenn kurz gehalten, das Aussehen und das Gefühl einer harten Schuhbürste haben, mit dem Unterschied, daß sie in runde Ballen von der ungefähren Größe einer starken Erbse gedreht und gewunden sind."



Kaffer

Die Bekleidung der Hottentotten ist heute meist europäischer Art. Dem Einfluß der Europäer hat die ursprüngliche, allerdings weit einfachere Tracht weichen müssen, und nur selten finden sich noch Hottentotten, die der väterlichen Sitte hierin treu geblieben sind. Von der Kleidung sonst und jetzt giebt uns v. François eine Schilderung, die sich allerdings speziell auf die Nama-Hottentotten oder Namaqua-Hottentotten bezieht, die er in Deutsch-Südwestafrika gründlich kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Sie besteht der Hauptsache nach bei beiden Geschlechtern aus der Vorder- und Hinterschürze, die von einem um die Hüften geschlungenen Riemen gehalten werden. Die Weiber stellen ihre Schürzen zierlich aus gegerbtem Schaf- oder Ziegenfell her, das am unteren Ende noch einen Haarkranz behält oder mit Nähereien oder Stickereien aus Kupfer-, Eisen- oder Glasperlen verziert ist. Die Hinterschürze fällt bis zu den Knieen herab, vorn ist der Schurz etwas kürzer; am Hüftriemen hängt ein Säckchen einfachster Art, das die wenigen Habseligkeiten, wie Pfeife und so weiter, birgt. Von den Frauen wird auch häufig eine Schildkrötenschale mit Bukhupulver, einem Parfüm, daran befestigt.

Nach Berichten älterer Forscher waren die Beine der Hottentottenweiber nach Art der Eisenperlstrümpfe der Hereroweiber mit ähnlichen Schutzmitteln aus Binsengeflecht, Weiden oder auch Ochsenfellstreifen geschützt. Davon ist heute nur noch wenig zu sehen; Schnüre aus Glasperlen oder dergleichen dienen mehr zum Schmuck für das Knöchel- oder Kniegelenk. Um den Hals wurden, nach Le Vaillant, der um 1780 das Land bereist hat, Ketten, mit Vorliebe aus Elfenbein hergestellt, getragen. Jetzt vertreten Straußeneierperlen, Glaskorallen, Metallperlen oder auch parfümierte Gummiperlen, hergestellt aus dem Harze des Bastarddornbaumes, das sonst dieselben Dienste leistet wie Gummiarabikum, die Stelle des Elfenbeins.

Der Oberkörper der Frauen wird durch das Karoß geschützt, ein Umschlagfell, das nach Art unsrer Brusttücher um die Schultern gelegt und mit einem Riemen zusammengebunden wird. Es fällt zuweilen bis auf die Knöchel herunter und ist ein sehr warmes Kleidungsstück, da auch der Innenseite die Behaarung oder die Wolle belassen worden ist. Die Füße waren früher mit Sandalen geschützt, jetzt sind allgemein die Feldschuhe, die aus selbstgegerbtem Leder hergestellt werden, an ihre Stelle getreten. Die Sohlen sind meist aus Giraffen- oder Ochsenleder, das Oberteil aus Kuduleder nach Art unsrer einfachsten Laschenschnürschuhe konstruiert. Der Kopf war früher unbedeckt; heute tragen die Männer fast durchweg Schlapphüte, die von einigen Stämmen noch besonders verziert werden.



Hüttenbau bei den Kaffern

Die Frauen trugen früher eine Mütze aus Zebrafell; jetzt sind durchweg Kopftücher der verschiedensten Art und Farbe im Gebrauch, die zuweilen sehr kunstvoll nach Art unsrer Schnitterriemen um den Kopf gewunden werden. Einige lassen die Stirn dabei frei, andre wickeln das Tuch so, daß die Augen vor den Sonnenstrahlen einigermaßen geschützt sind. Heute tragen, wie schon gesagt, beide Geschlechter, wenn es ihre Mittel irgendwie erlauben, europäische Kleidung, die außerordentlich begehrt ist. Die Frauen tragen Unter- und Oberröcke, zumeist aus einem Stück gefertigt, seltener Hemden. Gern ziehen sie mehrere Kleider übereinander an. Rote Flanellunterröcke sind sehr beliebt; darunter werden vielfach noch die Fellschürzen getragen. Europäische Schmucksachen, Glasketten, Ohrringe, lederne Arm- und Fußgelenkbänder sind sehr gesucht, ebenso wie Fingerringe, Schnüre von kleinen Perlen am Arm und Fuß, eiserne und messingene Spangen, Kupferdrahtketten um das Knie. Halsketten können sie nicht genug bekommen. Für europäischen Schmuck, hübsche Kopftücher und dergleichen giebt die Hottentottin ihr Letztes hin.

Die Männer tragen heute fast sämtlich europäische Hosen, Jacken, Wollhemden und Hüte, die so lange abgenutzt werden, bis sie in Fetzen herabfallen. Wo ihre Mittel es nicht erlauben, oder wo sie mit weißen Leuten seltener in Berührung kommen, fertigen sie sich jetzt auch wohl Hosen und

Jacken aus Fellen oder gegerbtem Leder an; doch hindert sie ihre Faulheit meistens daran. Bemerkenswert ist das Schminken der Frauen. Aus Ruß, pulverisierter Holzkohle und roter Ockererde, die mit Fett angerührt und mit Bukhupulver parfümiert werden, wird Schminke hergestellt, und damit werden die Wangen bemalt und Ringe um die Augen bis an die Stirn gezogen.

Wie die Kleidung ist auch die Bewaffnung modernisiert worden. Früher wurden Bogen mit vergifteten Pfeilen geführt, für den Nahkampf dienten handliche Lanzen, Assagai, deren Schaft sehr leicht aus Holz gearbeitet war, und Schilde von doppelter Rindshaut schützten den Körper. Heute findet man überall Vorderlader verschiedener Systeme.

Die Wohnungsverhältnisse werden durch die Beschäftigung der Hottentotten als Viehzüchter beeinflußt. Weideplätze und vor allem Wasseransammlungen oder Quellen sind für die Anlage der



Sulu-Frauen, Korn mahlend

Wohnungen, die aus rundlichen Hütten bestehen, ausschlaggebend. Das Gerüst der Hütten bilden Stämme einer Akazienart, „die in kreisförmigem Grundriß in den Boden gerammt, halbkugelförmig zusammen verflochten und mit Bast oder Riemen festgebunden werden.“ (v. François.) Dieses Gerüst wird dann mit Matten belegt, die auf das kunstvollste aus Binsen hergestellt sind. Die einzelnen Hütten sind kreisförmig angeordnet und bilden dadurch die sogenannten Kraals, deren Innenraum für das Vieh, Schafe und Rindvieh, bestimmt ist. Gegen den Ueberfall wilder Tiere oder feindlicher Menschen wird die Hütte durch Umwallung geschützt. Im übrigen sind aber auch die Hottentotten kühne Jäger, die es selbst mit einem Löwen aufnehmen. Die Nahrung liefern ihnen teils ihre Haustiere, teils verschiedene Früchte; daneben spielen die Reizmittel eine große Rolle, vor allem Kaffee, Spirituosen und Tabak. Unter den Spirituosen ist eine Art Honigbier besonders beliebt, von dessen Bereitung v. François folgende Schilderung giebt: „Das Hauptingrediens bei der Bereitung dieses Bieres ist die Habwurzel, eine gelbliche, schlanke, senkrecht in die Erde gehende Wurzel, die von der Haut befreit und in kleine Stücke zerschnitten, dann an der Sonne geröstet, zu Mehl

zerrieben und gereinigt wird. Dieses letztere geschieht ein oder mehrere Male, indem das Mehl in einen Beutel gethan und Wasser darüber geschüttet wird, das dann abfließt. Nachher wird das Habmehl, das in diesem Zustande ‚Most‘ genannt wird, in einen Behälter geschüttet und Honigwasser darüber gegossen, das heißt Wasser, worin Honig aufgelöst worden ist. Nach zwei- bis dreistündiger Gärung ist das Getränk zum Genusse bereit. Das klar gewordene Bier wird vorsichtig abgefüllt und meist frisch weggetrunken; seltener zieht es der Hottentotte auf Flaschen, deren Stöpsel man gut befestigen muß, da das Getränk stark moussiert. Es hat Farbe und ungefähren Geschmack von Weißbier. Der übrigbleibende ‚Most‘ wird wieder getrocknet und für spätere Zeiten aufbewahrt. Je älter er geworden ist, desto besser wird das Bier.“

Noch größerer Beliebtheit aber als dieses Bier erfreut sich der Tabak, der von Männern, Weibern und Kindern geraucht wird. „Kurze europäische Stummelpfeifen und Plattentabak von Virginien sind bei allen Stämmen und Lebensaltern zu finden, und todunglücklich ist der Hotentotte, wenn es ihm daran mangelt.“



Maziegama, Minister des Kaffern-Häuptlings Lolotowayo

Das Familienleben der Hottentotten darf als relativ hoch ausgebildet betrachtet werden; die Stellung der Frau ist würdig, ja oft dominierend, und besonders gilt dies, seitdem durch Einführung des Christentums Monogamie an Stelle der früher üblichen Polygamie getreten ist. Eigenartig ist die hohe Stellung, die der ältesten Tochter innerhalb der Familie eingeräumt wird. Von François wird uns erzählt, daß zum Beispiel die Söhne es nie wagen würden, die Hütte ohne die ausdrückliche Erlaubnis der ältesten Schwester zu betreten, und als bindendste Versicherungsformel, gewissermaßen an Eidesstatt, gebrauchen die Hottentotten die Worte „ti gas ao nu“, das heißt „so wahr meine Schwester lebt“.

Bei dieser Stellung, die die Mädchen einnehmen, ist es gewissermaßen selbstverständlich, daß die junge Hottentottin bei dem wichtigen Schritt der Eheschließung eine entscheidende Stimme hat. Ehen zwischen Blutsverwandten sind streng ausgeschlossen. Hochzeitsfeier und Taufe sind große Familienfeste. Vor dem Begräbnis wird der Leichnam mit Blut bespritzt und dann auf Matten sitzend in aufrechter Stellung begraben.

Ueber die früheren Religionsvorstellungen der Hottentotten ins klare zu kommen, ist, wie es nach allen Berichten scheint, sehr schwer. Wahrscheinlich war auch hier der Fetischglaube im Schwung. Heute sind die Hottentotten Christen. Die rheinische Mission hat hier Erfolge zu verzeichnen, wie sie der Missionssache auch bei größter Aufopferung und Selbstverleugnung nicht häufig beschieden sind. Der Eifer, mit dem die Hottentotten das Christentum angenommen haben, spricht zugleich von einer hohen Stufe ihrer Intelligenz und Bildungsfähigkeit, die sich auch sonst vielfach äußert, zum Beispiel in einem auffallend großen Sprachentalent. In hohen Worten der Anerkennung spricht François von den mancherlei Beweisen ihrer geistigen Fähigkeit. So arbeitete Hendrik Witboi nach einem vollständigen Bureausystem. Er und schon sein Vater „schrieben die schönsten Briefe und führten ihre Ideen mit anerkennenswerter Konsequenz und leidlich verständiger Form durch“. Wir gedenken an dieser Stelle auch der Sprache der Hottentotten, die sich von allen andern Sprachen durch die ganz unnachahmlichen Schnalzlaute unterscheidet, und die für die wissenschaftliche Litteratur über die Hottentotten und ihre Sprache die Einführung einer ganzen Reihe verschiedener Zeichen bedingt hat, mit denen jene originellen Laute bezeichnet werden sollen.

Besonders empfänglich sind die Hottentotten für die Musik. Ihr beliebtestes Instrument ist die Rietflöte, eine Art Schalmeiflöte, die zur Begleitung der sogenannten Rietsänge dient. Von dieser giebt uns v. François folgende Schilderung:

„Die Rietflöte ist ganz nach Analogie unsrer Schalmeiflöten aus einem circa fußlangen Stück Riet hergestellt, in dem sich ein Stück Holz bewegt, durch dessen Hoch- und Niederschieben die verschiedenen Töne hervorgebracht werden. Zur Abhaltung der Riettänze gruppieren sich die Männer kreisförmig, das Gesicht dem Zentrum zugewandt. Unter gemeinschaftlicher kanonartiger Begleitung mit der Rietflöte führen sie, sich immerfort auf der Peripherie des Kreises bewegend, die barockſten und wunderlichsten Sprünge und Biegungen des Oberkörpers aus, während die Weiber summend, respektive singend und in die Hände klatschend, um den Kreis der Männer einen zweiten größeren Kreistanz unter ähnlichen Bewegungen ausführen, wobei sie mit komischer Grandezza und origineller Koketterie die eigentümliche Belastung ihrer Kehrseite besonders hervorkehren. Die Tänze werden mit Vorliebe des Abends vorgenommen und dauern, besonders in schönen Mondscheinnächten, oft die ganze Nacht."

Der Schalmeiflöte haben sich noch andre Instrumente gesellt, und auch hier wurden früher Kürbisse als Resonanzböden verwendet. Jetzt sind an ihre Stelle alte Konservenbüchsen getreten.

Die vorzüglichen Eigenschaften der Hottentotten werden sehr durch ihren Leichtsinn und ihren Hang zur Faulheit und zur Genußsucht verdunkelt. Auch ihnen haben die Weißen mit dem Branntwein und durch Einschleppung von Krankheiten die Keime unaufhaltbaren Niedergangs gebracht.



Kaffern-Hochzeitsgesellschaft

Die Buschmänner

Das zweite Volk Südafrikas, das den Ethnographen ein Rätsel aufgiebt, sind die vielgenannten Buschmänner. Wir haben schon gehört, daß sie sich bei der ersten Besiedelung Südafrikas im heutigen Kapland vorfanden. Heute giebt es aber wohl im ganzen Kapland keine Buschmänner mehr. Von allen, den Weißen, den Negern wie den Hottentotten verachtet, verfolgt und wie das Wild gehetzt, sind sie immer mehr in unwirtliche Gegenden zurückgedrängt worden und gehen ihrem sicheren Aussterben entgegen.



Buschmänner

Durch ihre äußere Erscheinung und durch ihre außerordentlich niedrige Kulturstufe erinnern auch die Buschmänner vielfach an die von uns schon besprochenen Zwergvölker, und nicht selten werden sie ebenfalls mit diesen in verwandtschaftlichen Zusammenhang gebracht.

Auch in den Buschmännern glauben manche Forscher die Urbevölkerung Afrikas zu sehen, die vor den späteren Eindringlingen immer weiter zurückweichen mußte. Wir wollen uns nicht anmaßen, in dieser schwierigen Frage ein Urteil abzugeben, sondern uns mit dem Hinweis auf diese Streitfrage begnügen und die Buschmänner selbst schildern.

Wie schon angedeutet, zeichnen sie sich durch ihre geringe Körpergröße aus, die nur 1400 bis 1440 Millimeter im Mittel beträgt. Auffallenderweise scheinen, wie Sievers hervorhebt, die Frauen gleich groß wie die Männer zu sein, ja diese nicht selten an Größe zu übertreffen. Barrow hat allerdings auch bei ihnen die Männer größer gefunden. In die Augen springende Merkmale sind ferner die gerunzelte Haut, die schlanke, dürre Gestalt, die eckigen Gliedmaßen und der Hängebauch. Schon die Kinder zeigen, wie Ratzel nach den Schilderungen von Fritsch, dem besten Kenner der Buschmänner schreibt, wenig von kindlicher Fülle der Formen. Der Fettgehalt der Haut ist bei beiden Geschlechtern äußerst gering; daher ist sie lederartig trocken, nicht unähnlich gegerbtem Saffianleder, und bildet am Bauch und an den Gelenken starke Falten. An den mageren Gliedmaßen drängen sich die Muskelstränge oft wie bei Mumien unter der schlaffen Haut heraus. Der Hängebauch ist besonders jugendlichen Individuen eigen und steht in doppelt auffallendem Gegensatz zu

den durch Magerkeit überall eckigen, eingefallenen Körperumrissen. Die untere Kreuzgegend wird dadurch unschön eingebogen. „Dagegen erzeugt die große Beweglichkeit der Lendenkreuzwirbel eine erwünschte Fähigkeit der Zusammenrollung auf möglichst engem Raum." Die fettige Anschwellung der Hinterpartien bei den Frauen, die wir schon bei den Hottentotten kennen gelernt haben, findet sich auch bei den Buschfrauen, doch nicht in dem gleichen Maß. Hände und Füße sind im Verhältnis noch kleiner als bei den Hottentotten. Gesicht und Körper der Buschmänner schildert uns Ratzel folgendermaßen: „Das Gesicht mit seiner breiten Stirn, dem gering hervortretenden Jochbogen und seiner seitlichen Ausbreitung der Unterkiefer ist einem Rechteck zu vergleichen. Die Augen



Sulu-Mädchen

stehen wagrecht, oft auch etwas schräg, scheu und wild ist ihr Blick. Die Nase ist an der Wurzel eingedrückt, die Spitze aufgestülpt. Der Mund ist breit, die Lippen massig aufgeworfen, die ganze Kieferpartie nach vorn geschoben und das Kinn abgerundet, so daß oft eine geradezu schippenförmige Gestaltung des unteren Gesichts herauskommt. Der Buschmannschädel ist gleich dem des Hottentotten lang und niedrig." Die Haare zeigen wie bei den Hottentotten den „Pfefferkornwuchs"; der ganze Haarwuchs ist sehr spärlich. Die Hautfarbe ist gelblich.

Kein Volk Südafrikas, wenige Völker der Erde überhaupt, stehen auf einer so niedrigen Kulturstufe wie die Buschleute. Sie sind ein Jägervolk, wie es kein andres giebt, und schon hieraus erklären sich viele Eigentümlichkeiten im Leben dieses Volkes, die uns als Mangel an Kultur erscheinen. Völlig auf die Erlangung ihrer Beute angewiesen, der sie durch weite Strecken nachziehen müssen, entbehren sie fester Wohnsitze und führen ein beständiges Nomadenleben. Höhlen und Felsenspalten

geben ihnen Unterschlupf. Selten bauen sie Hütten aus zusammengesteckten Zweigen; der Hausrat fehlt oder ist auf das geringste Maß beschränkt. Die Jagd zwingt sie dazu, sich nur in kleinen Trupps zusammenzuhalten. Darum konnte es nicht zur Bildung großer Gemeinwesen kommen, und so mangelt jegliche staatliche Organisation.

Die Jagdbeute liefert den Buschmännern auch die Nahrung; aber nicht immer ist der Tisch reichlich gedeckt. Da muß zur Stillung des Hungers aushelfen, was sich findet, und der Buschmann ist nicht wählerisch: allerlei niedrige Tiere, Würmer, Schlangen, Eidechsen, Raupen, Insekten, Delikatessen, die nur bei wenigen Menschen Anklang finden, dienen den Buschmännern als willkommene Nahrung, wenn großes Wild fehlt; aber auch Pflanzen, Knollen und Wurzeln werden nicht verschmäht. Auffallenderweise sollen die Buschleute nie Wasser trinken, sondern ihren Durst mit den wasserhaltigen Steppenfrüchten löschen, die sie geschickt auszuhöhlen verstehen, um dann die Schalen als Gefäße zu benutzen.



Kaffernweib, Korn mahlend

In der Kleidung treibt der Buschmann keinen besonderen Luxus. Das Fell eines erlegten Tieres liefert den Lendenschurz, und höchstens wird noch ein Fell über den Rücken geworfen. Freilich wird die Kleidung häufig durch eine Schmutzkruste ersetzt; der Buschmann versteht sie künstlich zu erzeugen, indem er seinen ganzen Körper mit Fett und Asche einreibt. Auch im Schmuck sind Buschmann und Buschfrau bescheiden. Jagdtrophäen stehen naturgemäß an erster Stelle: Zähne, Klauen und Hörner von Tieren spielen eine große Rolle. Dazu kommen gelegentlich Armbänder von Messing oder Eisen, aneinandergereihte Holzstücke und ähnliche Raritäten. Doch auch der Anfang eines höheren Schmucks findet sich, wie Armbänder aus Leder beweisen, denen Muscheln aufgenäht sind.

Das wichtigste Stück im Besitztum der Buschleute sind ihre Bogen und Pfeile; hängt doch davon ihre Existenz ab. So werden wir uns nicht wundern, wenn wir die ganze Kunstfertigkeit der Buschleute, die wir sonst in allem und jedem vermissen — denn auch Weberei und Töpferei sind ihnen unbekannt —, auf die Herstellung der Waffen beschränkt sehen. Der Bogen ist 5 Fuß groß, höher als der Mann selbst, die Sehne ist aus gedrehten Tierfasern gefertigt. Die Pfeile sind aus Rohr und mit einer eisernen oder knöchernen Spitze versehen. Treffsicherheit und Schärfe des Gesichts machen die Buschleute zu hervorragenden Jägern; vor allem aber verstehen sie auch die Spitzen der Pfeile mit einem tödlichen Gift zu tränken, das aus einer Wolfsmilchart gewonnen wird. Bogen und Pfeile sind die einzige Waffe für die Ferne, für die Nähe kommt noch ein knüppelartiger Stock hinzu.

Wie die Buschleute vortreffliche Jäger sind, so haben sie sich auch als Krieger einen Namen gemacht. Freilich treten sie nicht in großen Kämpfen, in offenem Feld und in großer Zahl auf,

sondern als heimtückische, sich unbemerkt heranschleichende Feinde, die aus undurchdringlichem Dickicht ihre tödlichen Pfeile zu entsenden wissen, haben sich die Buschmänner gefürchtet und verhaßt gemacht.

In jedem fremden Eindringling in seine Jagdgründe mußte der Buschmann naturgemäß seinen Feind sehen, und diese Eindringlinge kamen nicht allein, sie brachten ganze Herden mit, die dem Wild, das dem Buschmann Nahrung gab, den Weidegrund wegnahmen und es schließlich vertrieben. Warum sollte sich der wilde Jäger nicht an diesen Tieren schadlos halten, die statt der Antilopen und Zebras nun sein Land bevölkerten? Die Jäger wurden zu Viehdieben, und noch erbitterter wurde der Kampf zwischen den bisherigen Herren und den fremden Eindringlingen schwarzer und weißer Farbe. Der Buschmann wurde für vogelfrei erklärt: seine Ausrottung war beschlossen, und das Geschick entschied sich gegen ihn; aber an manchem seiner Feinde hat er sich mit sicherem Pfeilschuß aus dem Dickicht gerächt. „Buschmänner“ nannten die Europäer die im Busch sich heranschleichenden Feinde, die sich selbst San nennen, und brannten weithin die Büsche ab, um sich gegen diese heimtückischen Angriffe zu sichern. Dabei aber zeichnen sich die kleinen gelben Leute zugleich durch tollkühne Tapferkeit aus, mit der sich wilde Grausamkeit verbindet.



Junger Zulu

Haben wir bei einem Volk, das, beständig umherziehend, ein Jägerleben führt, das keine soziale Organisation, keinen festen Wohnsitz, nicht Ackerbau oder Viehzucht, nicht Töpferei oder irgend ein andres Gewerbe kennt, das seine Jagdbeute an heißen Steinen röstet, aber auch mit Würmern und Schlangen zufrieden ist, haben wir bei einem Volk auf einer so niedrigen Kulturstufe, wie wir sie kaum bisher kennen gelernt haben, auch über gute Seiten zu berichten, finden wir auch bei ihm einen Anfang höherer Kultur?

An einer Reihe von Orten in Südafrika sind an geschützten Felsenwänden Zeichnungen höchst charakteristischer Art entdeckt worden. In weichen Sandstein eingeritzt oder auch in harten Fels gemeißelt, nicht selten auch einfach gemalt, mit weißer, schwarzer, roter und Ockerfarbe auf Felsen

aufgetragen finden wir menschliche Gestalten und charakteristische südafrikanische Tiere: Strauße, Zebras, Antilopen, Affen, aber auch die durch die Europäer eingeführten Pferde. Alles ist außerordentlich lebendig, in seinen bezeichnenden Bewegungen dargestellt, die Tiere sind sofort zu erkennen. Die Verfertiger dieser Felsenkunstwerke sind unsre Buschleute. Wie in den prähistorischen Künstlern aus der Renntierzeit, die wir uns doch sicher auch nicht auf einer hohen Kulturstufe vorstellen dürfen, so pulsiert auch in den wilden Buschvölkern eine künstlerische Ader. Dieser ideelle Zug beschränkt sich nicht auf bildliche Darstellungen, der Buschmann ist auch ein großer Freund von Musik. „Wo er eine alte Geige von Europäern erwischen kann oder sich aus einem Kürbis einen Geigenembryo mit zwei Saiten konstruiert, entlockt er dem Instrument leidliche Töne und spielt darauf prächtig Melodien nach, die er einmal in einer Mission oder beim Tanz gehört hat." Die Musik hat im Buschmannleben die Aufgabe, den Tanz zu begleiten; dazu werden noch um die Knöchel gebundene Rasseln getragen.

Ueber den ethischen Gehalt eines so wilden Volkes ist schwer etwas zu sagen. Die Mission hat, im Gegensatz zu den Hottentotten, trotz aller Mühe selten wohl so geringe Erfolge erzielt wie bei den Buschmännern. Es wäre aber trotzdem falsch, sie jeden Religionsgefühls für bar zu halten. Religiöse Vorstellungen sind sicher vorhanden, und sie scheinen sich sogar über den bloßen Fetischglauben zu erheben. Zwar tragen alle Buschmänner Amulette und suchen mit eigenartigen Schwirrhölzern Jagdglück oder Regen herbeizuzaubern, aber es lassen sich zugleich Spuren eines Glaubens an die Fortdauer nach dem Tod erkennen, wenigstens spricht dafür die Begräbnisweise. „Der Tote wird am Haupte gesalbt, dann geräuchert und in gestreckter Lage in ein Grab gelegt. Sie stellen dann Steine dachförmig über dem Leichnam zusammen, um dadurch Nachrutschen der Erde zu verhindern, und häufen andre länglich darüber. Die wertvollsten Gegenstände werden als Beigabe mitgegeben."

Auffallend ist die große Zahl der Tiermythen, die sich bei den Buschmännern finden, und nicht minder bemerkenswert ist ihre gute Beobachtung des Sternenhimmels. Eine Reihe von Sternen ist ihnen wohl bekannt. Für den Canopus haben sie fünf Namen. Sterngruppen werden mit Bildernamen bezeichnet; so nennen sie Magellans Wolke, in der Nähe des südlichen Kreuzes, den Steinbock; Kastor und Pollux sind Elenkühe, und an alle diese Sterne wie auch an die Planeten knüpfen sich manche ihrer Erzählungen.

Danach stehen die Buschleute doch nicht auf so niedriger Kulturstufe, wie es auf den ersten Anblick scheint, und wenn wir noch ihre glühende Freiheitsliebe hinzurechnen, so dürfen wir ihnen auch höhere Charakterzüge nicht absprechen. Nur wenige Buschmänner haben sich bis jetzt unterworfen. Diese „gezähmten" Buschmänner werden nicht selten als zuverlässig geschildert.

Die Zahl dieses interessanten Volkes ist, wie schon erwähnt, heute sehr zusammengeschmolzen. Am häufigsten sind sie in der unfruchtbaren Kalahariwüste, wo ihre Zahl auf ungefähr 5000 geschätzt wird. Diese Zahl ist aber wohl übertrieben, indem auch andre, vielleicht Mischlinge, hinzugezählt wurden. Schulz ist der Ansicht, daß es heute nur noch wenig reine Buschmannfamilien gebe, und daß sie teils durch Vermischung entarten, teils unaufhaltsam und rasch dem Erlöschen entgegengehen. Sie sind heute über die Gegend südlich von der Walfischbai, bis etwa 17° südl. Br., verstreut. Besonders finden sie sich aber, wie erwähnt, in der Kalahariwüste und im Norden und Nordwesten des Ngamisees. —

Außer den Hottentotten und Buschmännern gehören die Eingeborenen Südafrikas sämtlich zu den uns schon bekannten Bantunegern. Selbstverständlich ist es aber auch hier zur Bildung verschiedener Stämme gekommen, unter denen sich auch körperliche Unterschiede konstatieren lassen, die sich jedoch besonders in ihren Charakterzügen unterscheiden. Im ganzen können die südafrikanischen Neger als energische, tüchtige Leute bezeichnet werden, die es vielfach zu bedeutenden Staatengebilden gebracht haben und deren kriegerischer Geist sie auch zu gewichtigen Gegnern der Europäer machte. Die südafrikanischen Neger haben ihre Freiheit gegen die Europäer teuer verkauft.



Swasi-Mädchen

Die Kaffern

Dem Laien vielleicht am bekanntesten ist unter den verschiedenen Namen der südafrikanischen Neger der der Kaffern. Dieser Name hat eine verschiedene Bedeutung. Historisch und ethnographisch ist er eigentlich nur auf die Ama-Chosa oder Ama-Kosa anzuwenden, den führenden Bantunegerstamm im südlichen Natal. Häufig wurde er jedoch, besonders von englischen Schriftstellern, für jeden südafrikanischen Neger gebraucht. Das Wort Kaffer ist arabischen Ursprungs und bedeutet „der Ungläubige". Von den ersten Ansiedlern im Osten der Kapkolonie wurde damit der kriegerische Bewohner dieser Gegend bezeichnet, gerade so wie der gleiche Name in Indien von den Engländern einem der kriegerischen Hügelstämme an der Nordwestgrenze beigelegt wurde. Die Landschaft Kaffraria wird südwestlich vom Großen Keifluß und nördlich von dem südlichen Teile Natals begrenzt.



Hüttenbau bei den Kaffern

Die Ama-Kosa, die dieses Land bewohnen, sind typische Bantuneger. Sie sind muskulös, aber schlank und wohlproportioniert. Die Hautfarbe ist ein dunkles Braun, das Haar wollig, die Nase breit, die Lippen dick. Ihre Kleidung besteht aus Fellen, und als Schmuck tragen sie Federn im Haar, Korallenschnüre und Metallringe. Eine eigenartige Haartracht ist ein Grasring, der vom Haar wie eine Krone in die Höhe gehalten wird. Unter allen Kaffernstämmen am bekanntesten sind

die Sulu oder Zulu

Sie sind wohl direkt aus den Ama-Kosa hervorgegangen. Die Entstehung wie die ganze Geschichte des Sulureiches ist ein interessantes Beispiel dafür, daß ein einziger tüchtiger und hervorragend begabter Mann seinem Stamm ein plötzliches Uebergewicht verschaffen kann. Folgen ihm noch weitere energische Männer in der Herrschaft, so entsteht ein Staatengebilde, das auch europäischer Beachtung wert ist. Da dies in hervorragendem Maß von den Sulu gilt, können wir uns nicht

versagen, näher auf die Geschichte dieses Stammes einzugehen. Ihre Gründung ist, wie Bryce sie uns schildert, auf Diginswajo, einen verbannten Häuptlingssohn, zurückzuführen, der in den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts lebte. Er war bei seiner Verbannung nach dem Kap gekommen, wo er die militärische Organisation der britischen Truppen kennen lernte.

„Nachdem er heimgekehrt und wieder in den Besitz seines Thrones gelangt war, fing er an, seine Krieger, die bis dahin wie andre Wilde ohne Ordnung und Disciplin gefochten hatten, zu organisieren und zu drillen. Sein Lieblingsoffizier war Tschaka, ein ebenfalls verbannter Häuptling von dem damals noch kleinen Stamme der Sulus. Nach dem Tode Dingiswajos wählte das Heer Tschaka zum Anführer, und die Stämme, die unter Dingiswajos Herrschaft gestanden hatten, führten von da ab den Namen Sulu. Tschaka, der mit seinen intellektuellen Gaben einen grenzenlosen Ehrgeiz und eine rücksichtslose Energie vereinigte, verbesserte das militärische System seines Lehrmeisters noch mehr und führte bei seinen Soldaten eine neue Waffe ein, einen kurzen Speer mit breiter Schneide, zum Nahkampf geeignet, den berüchtigten Assagai, während früher ein leichter Wurfspieß im Gebrauch gewesen war. Er formierte seine Truppen in Regimenter und wußte in ihnen einen so kriegerischen Geist zu entflammen, daß kein Feind ihrem Ansturm zu widerstehen vermochte; was sich nicht durch die Flucht zu retten vermochte, wurde auf der Stelle niedergemacht. Pardon war in den Kriegen der Eingeborenen nie gegeben worden, aber die geschulte Tapferkeit der Sulus, ihre Gewohnheit, sofort mit dem Feinde handgemein zu werden, gab ihnen nicht nur denselben Vorteil, der die Ueberlegenheit der spartanischen Infanterie über die aller ihrer Nachbarn begründet hatte, sondern machte ihre Siege auch viel blutiger, als die Schlachten der Eingeborenen bis dahin gewesen waren. Die in der Nähe wohnenden Stämme wurden von Tschaka schnell unterworfen oder ausgerottet, mit Ausnahme der blutsverwandten Swasi, deren schwer zugängliches Land ihnen einigen



Usipebu-Frauen (Sululand)

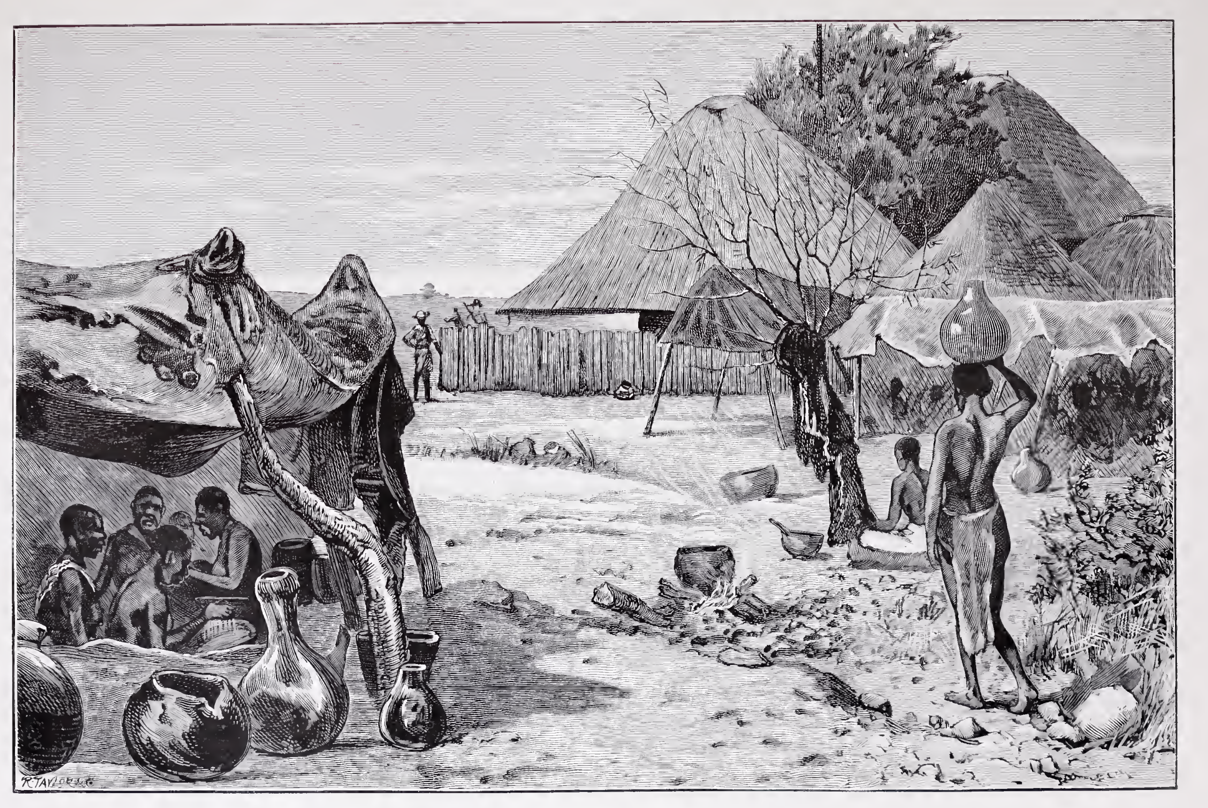
Schutz gab. Er verwüstete die ganze Umgebung in der Nähe seines Stammes, und die Flucht der schwächeren Stämme, die wieder ihrerseits ihre Nachbarn mit Assagais anfielen, verursachte schreckliche Metzeleien in ganz Südostafrika. Natal wurde beinahe in eine Wüstenei verwandelt; von den Ueberlebenden, die sich in die Berge geflüchtet hatten, nährten sich viele, in Ermanglung jeder andern Nahrung, von Menschenfleisch. Nördlich vom Vaalfluß trug ein Teil der Sulu-Armee, die unter ihrem Anführer Mosilikase gemeutert hatte, auf Hunderte von Meilen Tod und Vernichtung in das Land hinein, bis sie selbst von den ausgewanderten Buren bis weit über den Limpopo hinaus gejagt wurde.“ (Bryce.)



Eine Sulu-Zauberin

Wie ein Napoleon veränderte Tschaka die Karte Südafrikas. Ganze Stämme wurden vernichtet, andre vertrieben und gezwungen, sich neue Wohnplätze zu suchen. Allein mit dem Vordringen der Europäer von Süden her traten an Stelle des Kriegs der Eingeborenen unter sich bald Zwistigkeiten der kriegsgewaltigen Kaffern mit den Europäern. Zunächst kam es unter Tschakas Nachfolger Dingan 1838 zum ersten Kampf mit den Buren, die nach schwankendem Kriegsglück den Kraal Dingans zerstörten. Fast unausgesetzt dauerten seit dieser Zeit die Kriege der Kaffern mit den Buren und besonders auch mit den Engländern, deren wechselnde, aber immer auf Vergrößerung ihres südafrikanischen Besitztums zielende Politik sie bald mit den Kaffern Bündnisse schließen, bald ihnen wieder mit Waffengewalt ein Stück Landes entreißen ließ.

Es würde uns zu weit führen, diese Kriegsgeschichte näher zu verfolgen. Selbst die Engländer gestehen zu, nie tollkühneren und furchtbareren Feinden gegenüber gestanden zu haben, und mehr als einmal gelang es den Kaffern, die Engländer zu schlagen, ja sie machten sogar im dritten Kaffernkrieg den Versuch, gegen Kapstadt vorzudringen. Nur des berühmtesten Herrschers der Sulukaffern sei gedacht, Cetewayos, der den Engländern am 22. Januar 1879 die furchtbare Niederlage bei Isandula beibrachte, bei der auch die Hoffnung der Napoleoniden, Louis Bonaparte, unter den Assagais der Kaffern verblutete. Heute herrscht anscheinend Friede. Unter dem Namen Britisch-Sululand ist das ehemalige Reich der Sulu unter die englischen Besitzungen aufgenommen worden. Allein hier sowohl wie auch in Natal ist die Zahl der Kaffern sehr bedeutend; sie übertrifft die der Europäer weit. Noch läßt sich nicht übersehen, welchen Eindruck der Krieg zwischen den Engländern und den Buren auf die Eingeborenen gemacht hat, welche Politik die Engländer gegenüber den Schwarzen, die, wie es scheint, auf ihrer Seite standen und von den Engländern selbst als aktive Bundesgenossen angenommen worden sein sollen, befolgen werden. — Daß endgültige Ruhe in Südafrika eingetreten ist, dürfte aber zu bezweifeln sein, und vielleicht haben auch künftige Historiker noch von Kaffernkriegen zu berichten.



Improvisiertes Lager vor Buluwayo

Die Sulu sind eine stattliche, wohlgebaute Rasse; die vorherrschende Hautfarbe ist ein dunkles Schokoladebraun. Die ganze Organisation ist kriegerisch. Eine allgemeine Wehrpflicht gestattet das Aufbringen gewaltiger Heere. „Unter Dingan sollen die Sulu 50 000, ja sogar 100 000 Mann aufgestellt haben, wovon die eine Hälfte stets zum sofortigen Ausmarsch bereit war. Es gab förmliche Garnisonsstädte, da über das ganze Land Kraale verstreut waren, in denen 600 oder 1000 Mann Besatzung lagen. Unter Dingan existierte sogar ein Garderegiment, das in der Hauptstadt in Garnison lag, und in dem die Häuptlinge des ganzen Landes je ein Jahr zu dienen hatten." (Sievers.) Als Erkennungszeichen der einzelnen Regimenter dienten die verschiedenen Farben der Schilde. Letztere sind aus Rinderhaut gemacht und sehr groß. Die Rinder des Königs hatten auch das Fleisch für die Armee zu liefern. Die Mahlzeiten wurden morgens und abends eingenommen; gemäß afrikanischer Sitte folgten Frauen und Kinder den Kriegern in den Feldzug, besorgten die Mahlzeiten und trieben die Herden nach.

Sehr gering ist die Bekleidung bei beiden Geschlechtern, was doppelt auffällt, da das Klima durchaus nicht warm ist und einen besseren Schutz des Körpers wohl rechtfertigte. Meist beschränkt sie sich auf einen Lederschurz. Bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung weiß man oft nicht, ob man das, was die Sulufrau trägt, Schmuck oder Kleidung nennen soll. Der Laie, der in unsern ethnographischen Museen in der den südafrikanischen Stämmen gewidmeten Abteilung die auf das geschmackvollste in verschiedenartigen Mustern und verschiedenfarbigen Perlen angefertigten Streifen, Bänder, Schürzen und so weiter bewundert, wird kaum denken, daß dies die einzige Kleidung der Schönen aus den Sulu-, Basuto- und andern Stämmen darstellt. Unsre Abbildungen zeigen uns diese zwar kleidsame, aber etwas spärliche Tracht in mehreren typischen Exemplaren.

Die Männer schmücken sich besonders für den Krieg. Gewaltige Federkronen, herabhängende Tierfelle lassen sie ähnlich den Massai besonders martialisch erscheinen, und eine grelle Bemalung des Körpers mit Farbe und Einschmierung mit Fett soll jedenfalls noch dazu beitragen, den Eindruck des Schreckhaften zu erhöhen.

Wie alle südafrikanischen Stämme sind auch die Sulu Viehzüchter und verfügen oft über außerordentlich zahlreiche Herden. Vieh gilt auch als Zahlungsmittel und liefert ihnen die hauptsächlichste Nahrung. Der Ackerbau tritt dem gegenüber sehr zurück; doch wird auch — eine Beschäftigung der Frauen — Hirse, Mais und das sogenannte Kaffernkorn, die uns schon unter dem Namen Sorghum bekannte Hirseart, angebaut.

Die Industrie der Sulu beschränkt sich auf Verfertigung des geringen Hausrates, wie Kopfschemel, Kopfpolster, Trinkgefäße, Krüge, Matten; auch Erzgießerei und Schmiedekunst sind bekannt.

Das Familienleben litt bisher unter dem Einfluß der militärischen Organisation. Die Krieger durften erst in späteren Jahren heiraten; auch der König galt offiziell als unvermählt, aber thatsächlich herrschte Polygamie.

Die Wohnungen der Kaffern sind Hütten in der Form von Bienenkörben, die aus einem Gestell mit darübergelegtem Gras und Rohr bestehen; sie sind bis zu 2 Meter hoch, die Thür dagegen sehr niedrig. Wie wir dies bei den Hottentotten schon kennen gelernt haben, werden die Hütten in Kreisform gruppiert und bilden auf diese Weise einen „Kraal", in dessen Mitte das Vieh zusammengepfercht wird.

Die Religion der Kaffern, wenn wir von einer solchen sprechen dürfen, kann als Geisterglaube bezeichnet werden. Die Welt ist für die Kaffern voll von Wasser-, Berg- und Waldgeistern; sie können durch Opfer versöhnt werden, und so ist es erklärlich, daß die Zauberer eine gewaltige, oft sehr verhängnisvolle Rolle im Leben der Sulukaffern und der verwandten Stämme spielen. So spiegelten 1857 die Zauberer der Amachosa diesen vor, sie sollten ihr Vieh und ihr Getreide vernichten, dann würden die Geister der Vorfahren kommen und die Engländer verjagen; nicht weniger als 200 000 Rinder schlachteten die gläubigen Krieger, und 30 000 Menschen fielen infolge der ausbrechenden Hungersnot diesem Wahne zum Opfer.

Fast selbstverständlich ist es, daß hier der Hexenglaube und die Hexenverfolgungen mit den gewöhnlich sich anschließenden Hinrichtungen eine ähnlich große Rolle spielen, wie wir dies schon an der Westküste Afrikas kennen gelernt haben.

Den Sulu ganz ähnlich in Sitten und Gebräuchen wie auch in ihrer großen kriegerischen Tüchtigkeit sind die Bewohner des benachbarten Swasi- und Ghasalandes. Auch hier sind die Neger den eingewanderten Weißen bedeutend an Zahl überlegen.

Besondere Erwähnung verdient das Reich

der Matabele

Seine Entstehung verdankt es den Sulu. Ein Unterfeldherr des uns schon bekannten mächtigen Suluherrschers Tschaka, der auf einen Raubzug ausgesandt war, zog vor, nicht mehr zurückzukehren, und gründete das Matabelereich. Etwa 10000 Krieger bildeten den Kern dieses neuen Militärstaates. In ihrer äußeren Erscheinung, in ihrer kriegerischen Tüchtigkeit wie in ihrer Organisation sind die Matabele vollständig den Sulu zu vergleichen.



Sulu-Mädchen

Ihr Wohnsitz ist ungefähr durch die Flüsse Sambesi im Norden, Limpopo und Schari im Süden begrenzt, bildet also den südlichen Teil der heute Rhodesia genannten englischen Besitzung. Wie wenige andre Teile Südafrikas ist gerade dieses Gebiet in letzter Zeit in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten, und wie kein andrer Landstrich hat es auch für den Archäologen Bedeutung. Im Matabele- und im nördlich sich anschließenden Maschonaland liegen verfallene Bauwerke, deren Herkunft bisher nicht enträtselt werden konnte. Die bekanntesten sind die von dem Württemberger Mauch wieder entdeckten Ruinen von Simbabje. Die Mauern sind ohne Kalk und Mörtel erbaut, aber genau zusammengefügt und so solid und dick, daß sie noch fest dastehen. Sie waren schon den Portugiesen des 17. und 18. Jahrhunderts wohl bekannt, aber noch ist nicht aufgeklärt, von wem sie stammen. Gold war der Magnet, der die Erbauer dieser Mauern hierher zog, und die Auffindung mächtiger Goldlager ließ sogar die Vermutung aufkommen, daß hier das bis

jetzt vergebens gesuchte Ophir gewesen sei, das Goldland, aus dem König Salomo seine Schätze bezog. Mag dem sein wie ihm wolle, selbst das Goldland geriet in Vergessenheit, und die wilden Sulu sorgten dafür, daß kein Europäer mehr zu ihm vordringen konnte, bis unsre Zeit auch hier die Weißen festen Fuß fassen ließ.

Allzu leicht haben die Matabele es freilich den Engländern auch nicht gemacht. 1893 brach unter dem Matabelehäuptling Lobengula ein Krieg aus, und trotz der nach wechselndem Kriegsglück erfolgten Niederlage der Schwarzen kam es schon 1896 wieder zu einem gefährlichen Aufstand, der erst nach Monaten niedergeworfen wurde. Heute stehen an Stelle des alten Militärlagers der Matabele die Anfänge einer modernen Stadt: Buluwayo, die nur durch den Namen noch an ihre Entstehung erinnert und bereits mit der Kapstadt durch eine Bahn verbunden ist. Auf dem Hügel von Buluwayo schlummert den ewigen Schlaf Cecil Rhodes, der Vielgenannte, bald zum Himmel Erhobene und bald rücksichtslos Geschmähte, dessen Name aber auf alle Zeit mit diesem Teil Afrikas verbunden ist.

Die Matabele machen, wie alle Reisenden hervorheben, schon in ihrem Aeußern einen durchaus wilden Eindruck. „Behängt mit Fellen wilder Tiere, geschmückt mit Leopardenschwänzen, bedeckt mit Mützen aus Tigerkatzen- oder Zebrafellen, aus denen Adler- und Perlhuhnfedern hervorragen, tragen sie kurze Stoßlanzen, kolossale Speere und riesige Schilde. Besonders gefürchtet waren sie wegen der Art ihrer Kriegführung, die an Grausamkeit und Zerstörungslust alles überbot. Ihre Raubzüge waren von Greueln, Verwüstungen und Menschenschlächtereien in größtem Maßstab begleitet." (Sievers.) Auch bei festlichen Kriegstänzen trugen die Krieger diesen phantastischen und kleidsamen Schmuck. Smith beschreibt ein solches Fest, an dem nicht weniger als 4000 Krieger teilnahmen. Zu dem wilden und doch prächtigen Anblick der geschmückten Krieger paßten vortrefflich die zuschauenden Mädchen, stattliche Gestalten mit einem Schurz aus buntgefärbtem Zeug. Das Tanzfest dauerte drei Tage; während dieser Zeit wurde eine große Masse Ochsen für das ganze versammelte Volk geschlachtet und eine Masse Bier getrunken. Der dritte Tag war der interessanteste. In dem geräumigen äußeren Kraal standen die 4000 Krieger in einem großen Halbkreis, sechs Mann tief, alle leise einen Gesang vor sich hin brummend und mit dem rechten Fuß unisono den Takt schlagend. Dazwischen traten einzelne Kämpfer, die mit Namen aufgerufen wurden, vor und vollführten eine drastische, pantomimisch dargestellte Kampfscene. Zuletzt erschien der König und führte im Kreis seiner Krieger einen Tanz auf. Er war mit Affenfellen bekleidet, mit schwarzen Straußfedern geschmückt und bot eine stolze, königliche Erscheinung. In seiner Begleitung



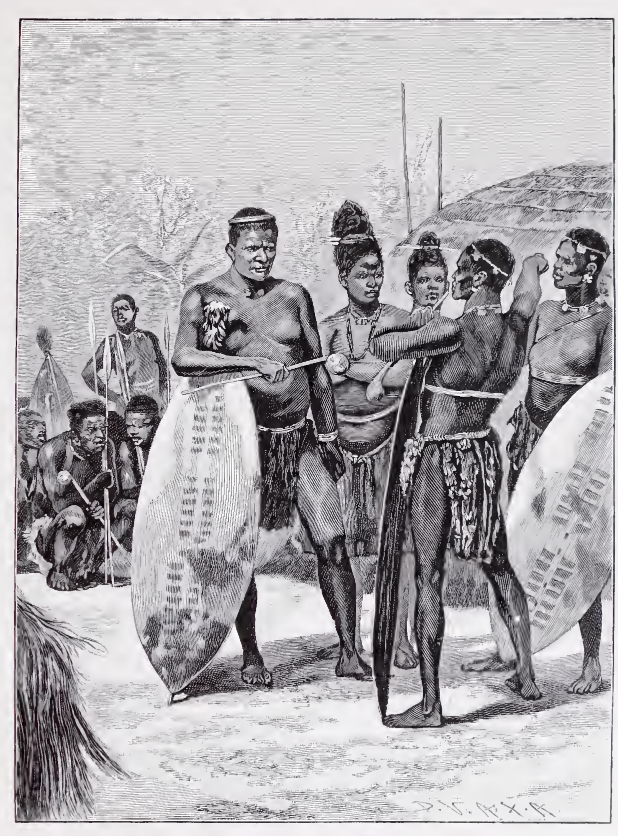
Kaffernmädchen, die Rumbu spielend

war seine Lieblingsschwester, prächtig bedeckt mit Perlen, massigen Armringen und silbernen Ketten. Allerdings bot ihre Erscheinung, da sie nicht an Magerkeit litt, eine mehr groteske als graziöse Figur. Inmitten seiner Krieger zog der König sodann auf das freie Feld; mit einem gewaltigen Scheinangriff, unter donnerähnlichem Geräusch der an die Schilde geschlagenen Assagais endete diese, dem europäischen Zuschauer hochinteressante Parade der Matabeletruppen.

Im Nordwesten schließen sich an die Matabele die

Maschona

an. Die hügelige Beschaffenheit ihres Landes, die ihnen zahlreiche Zufluchtsorte bot, rettete sie vor dem Schicksal der benachbarten und ihnen verwandten Stämme der Bangai und Makalaka, die von den Matabele vernichtet wurden. Immerhin haben die Maschona so stark abgenommen, daß sie heute kaum noch 200 000 Köpfe zählen.



Matabele-Häuptlinge im Kriegsrat

Sie werden als friedlich und geschickt geschildert und sind ebenso fleißige Ackerbauer wie Viehzüchter. Ihre Wohnungen sind, wie bei den schon besprochenen Stämmen, runde Hütten, die meist auf den unzugänglichsten Felsen, den Kopjen, angelegt sind. Nur so vermochten sie den Matabeleeinfällen zu entgehen, denn sie selbst besitzen keinen kriegerischen Geist und auch keine kriegerische Organisation, sondern leben nur in kleinen Genossenschaften unter lokalen Häuptlingen. Sie sind bekannt als tüchtige Schmiede und machen vortreffliche Assagais und Streitäxte. Das von ihnen mit Vorliebe gespielte Musikinstrument erinnert an die Marimba Westafrikas; es enthält 20 Saiten auf einem kleinen Brett; eine Kalabasse dient, wie wir dies schon mehrfach sahen, als Resonnanzboden.

Ueber das ganze Innere Südafrikas hin sind verbreitet die

Betschuanen

Ihr Gebiet erstreckt sich von den Drakenbergen bis nach der Kalahariwüste und vom Oranjefluß bis zum Sambesi; ihre eignen Staatenbildungen sind freilich auch bereits verschwunden. Zum Teil bewohnen sie, wie aus der angegebenen Begrenzung ihres Gebiets hervorgeht, die beiden bisherigen Burenrepubliken, zum Teil ist ihr Land als Britisch-Betschuana-Protektorat von England in Besitz genommen.

Der Name Betschuanen ist eigentlich eine Kollektivbezeichnung für eine Reihe verschiedener Bantustämme, die das genannte Gebiet seinerzeit, von Norden kommend, einnahmen und die früheren Bewohner, die Buschmänner, daraus vertrieben.



Fechtende Kaffernburschen

In ihrer kriegerischen Tüchtigkeit erinnern die Betschuanen sehr an die Sulu, und gleich diesen haben sie den Engländern manchmal genug zu schaffen gemacht. Als mächtigster Stamm gilt zurzeit der Stamm der Ramangwato, der im Südosten des Ngamisees sitzt. Im Anfang des Burenkriegs besaß der Ramangwato-Herrscher Khama die größte Macht zwischen Transvaal und dem Ngamisee. Im Süden schließen sich an die Ramangwato die Bakwena, in deren Gelände Livingstones Missionsstation Koloberg lag.

Eine Reihe Stämme wäre hier noch zu nennen. Besonders bekannt haben sich von ihnen die Basuto gemacht, die unter Moschesch einen gut organisierten Staat bildeten, dessen Hauptstadt die Felsenfeste Taba Bossigo war. Moschesch verfügte über große diplomatische wie militärische Begabung. In seiner schier uneinnehmbaren Bergfeste vermochte er sich gegen die Buren sowohl wie gegen die Matabele zu halten, ja er schlug letztere sogar, verfuhr aber sehr mild mit ihnen, so daß dies kriegerische Volk ihn nicht mehr angriff. Später geriet er mit den Engländern in Zerwürfnis und brachte ihnen verschiedentlich Niederlagen bei, begab sich aber doch schließlich, nachdem er weniger glücklich mit dem Oranjefreistaat gekämpft hatte, unter englische Oberhoheit.

Die Engländer behandeln das Basutoland als eine Art Reservation für die Eingeborenen; eine eigentliche Besiedelung ist nicht gestattet.

Ganz eigenartig ist die Gewohnheit der Betschuanen, ein Tier als Sinnbild oder Totem für die einzelnen Stämme zu wählen. Das Symbol der Bollwera ist das Krokodil, die Ramongwoto haben sich eine Antilopenart gewählt, die Bakolla einen Affen, die Barotsi den Pavian und die Batloro den Elefanten.

Sehr verbreitet ist auch der Glaube an Zauberei und die Vorstellung, daß der Tod durch Zauber hervorgebracht werden und daß die Toten möglicherweise zurückkehren können.

Bei den Betschuanen überwiegt Viehzucht den Ackerbau, trotzdem besteht die Nahrung weniger aus Fleisch als aus Hirse und Mais und Milch. Die Frauen werden für Vieh gekauft, und zwar zahlt man nach Angabe von Sievers gewöhnlich 5—6, aber auch 30 Stück Vieh für ein Weib.

An die Basuto schließen sich nahe die Bewohner von Tongaland an, dem Gebiet zwischen Sululand und Portugiesisch-Ostafrika; sie waren bis 1879 den Sulu unterworfen und erhielten mit deren Niederlage ihre Freiheit.

Ein für Deutsch-Südwestafrika wichtiger Bantustamm sind die

Herero

Vor ungefähr einem Jahrhundert ist dieser mächtige Stamm in das heutige Deutsch-Südwestafrika eingewandert. Sein ursprünglicher Sitz war das Maschonaland; ein Zweig, die eigentlichen Herero oder Ovaherero, wanderte den Ngamisee entlang, andre Zweige schlugen andre Richtungen ein. Die verschiedenen Stämme haben noch immer ihre eignen Häuptlinge, die sich aber dem Oberhäuptling der Herero unterstellt geben; auch in Bezug auf Verkehr und Ehe bleiben die Herero zusammengeschlossen.

Bald gerieten die eingewanderten Neger mit den bisherigen Herren des Landes, den Hottentotten, in Konflikt. Auch sie waren ja Viehzüchter, und so mußte schon der gegenseitige Anspruch auf Weideplätze und Wasserstellen rasch zu Streitigkeiten führen. Die Kriege zwischen Herero und Hottentotten, besonders mit Hendrik Witboi, füllen auch in der Geschichte von Deutsch-Südwestafrika einen bedeutenden Platz, und die Reichsregierung hatte mit diesen Konflikten in hohem Maß zu rechnen. Wir werden später noch kurz zu erwähnen haben, welche Rolle sie bei der Entwicklung unsrer Kolonie spielten.



Tauschhandel bei den Maschona

Die Herero nehmen heute das ganze Gebiet ein vom Ovamboland bis zur Walfischbai, mit Ausnahme des Berggebiets, das von den eigenartigen, noch zu erwähnenden Bergdamara bewohnt wird. Ihre Zahl wird auf ungefähr 70000 geschätzt.

Die Herero sind ein stattlich gebauter Menschenschlag. Die Körpergröße beträgt nach v. François bei den Männern 1,75—1,90 Meter und geht nicht selten noch über dieses Maß hinaus. Auch die Frauen sind groß und Figuren unter 1,70 Metern selten. Die Herero sind von schwarzer, ins Rötliche schimmernder Hautfarbe. Die Gesichtsbildung ist natürlich individuell verschieden. Rohe, ungeschlachte, gemein sinnliche Physiognomien wechseln ab mit verschlagenen, hinterlistig-blickenden Gesichtern." Durchgängig findet man breitknochige Gesichter mit hervortretenden Backenknochen, stark entwickelten Nasen, vereinzelt auch Adlernasen, die häufig breit gedrückt sind. Die Augen sind meist dunkelbraun, sehen fast wie schwarz aus, blicken meist gutmütig und vergnügt in die Welt. Die Augenbrauen sind nur mäßig entwickelt. Das Haar ist das dichte, wollige Negerhaar, das, wenn es lang wird, leicht verfilzt und von den heidnischen Herero oft mit Fett und Ockererde weidlich eingeschmiert wird. Die Glieder sind grobknochig und baumeln schlotterig am Körper herum; wegen ihres massigen Knochenbaus besitzen sie tüchtige allgemeine Körperkräfte, doch wegen der gering entwickelten, ungepflegten Muskulatur nur geringe Gewandtheit."



Hochzeitstanz bei den Kaffern

Sehr charakteristisch ist Kleidung und Schmuck der Herero, besonders der Frauen, und wir glauben keine bessere Schilderung hiervon liefern zu können, als wenn wir aus dem schon erwähnten trefflichen Buch von v. François die ausführliche Schilderung im Wortlaut wiedergeben:

„Die Bekleidung der Männer ist aus Fellen und Riemen zusammengesetzt; sie wickeln, als Schmuck und Bedeckung zugleich, einen etwa fingerdicken Riemen aus Ziegenleder, der zuweilen an den Rändern und Nähten mit Stickereien aus Tiersehnen verziert ist, zwanzig- bis fünfundzwanzigmal locker um den Unterleib und die Hüften; ein solcher Riemen erreicht bei Reicheren zuweilen die Länge von 100 Fuß und darüber. Vorn und hinten werden diese Riemen wulstartig so zusammengebunden, daß sie schoßartig nach beiden Seiten über die Hüften fallen. Von diesen Wulsten hängen nach vorn und hinten die sie zusammenhaltenden Riemen herab, von denen einer zugleich die Rolle einer Familienchronik zu übernehmen hat. Für jedes neu hinzukommende Familienglied wird ein Knoten gemacht, der bei dessen Tode wieder gelöst wird. Durch diese Wulste vorn und hinten wird je ein gegerbtes Schaffell oder ein Lederstück gezogen, das bis zu den Knieen den Unterkörper bedeckt. Der Oberkörper bleibt meist unbedeckt. Um die Fußgelenke tragen die Männer häufig eisenbeschlagene Riemen, um die Unterschenkel einen strumpfbandartigen Streifen, von



Sulu-Mädchen

dem dünne Riemchen, woran Knochen, Glaskorallen, Eisenperlen und so weiter befestigt sind, herabhängen.

Die Fußbekleidung bilden Sandalen, die vorn und hinten schnabelförmig zugespitzt sind und mit Riemen auf dem Spann befestigt werden.

Um den Hals werden von einigen Ketten, auch Eisenperlen oder Glaskorallen getragen; oft hängt auch über die Brust eine Art Fetisch herab und stets eine kleine Ledertasche à la Pompadour, worin allerhand kleine Habseligkeiten wie Pfeife, Tabak und so weiter getragen werden. —

Um den Leib winden sie häufig noch einen Lederriemen, wohinein kleine Geräte gesteckt werden.

Der stete Begleiter des Herero, der Kirry, eine $1^1/_2$ Fuß lange Keule, steckt in der Wulst des langen Leibriemens.

Bei kaltem und regnerischem Wetter wird von beiden Geschlechtern ein aus Schaffellen zusammengenähter, togaartig getragener Ueberwurf umgehängt. —

Der Anzug der verheirateten Frauen ist noch viel komplizierter. Um von unten anzufangen, tragen sie um beide Unterschenkel einen gewichtigen Eisenschmuck, der aus mehreren Schnüren von starken Eisenperlen oder besser, gerieften Eisenringen von $1^1/_2$ Centimeter Durchmesser besteht, die auf Ochsenriemen gezogen sind; je nach dem Reichtum tragen sie 4 bis 10, auch 20 und darüber solcher Schnüre. Diese Schnüre werden an einem andern Ochsenriemen stiefelschaftähnlich übereinander derart befestigt, daß die auslaufenden Enden der einzelnen Schnüre um den das Ganze haltenden, auf dem Schienbein entlang gehenden Riemen geschlungen werden. So entsteht ein starker Halter, von dessen oberem Ende die Riemenenden büschelartig über diesen Eisenstrumpf herunterfallen.

Der Hüftschurz besteht aus zwei bis zu den Knieen herabhängenden Lederlappen, von denen der vordere hinten am Rückgrat, der hintere vorn am Bauch knüpftuchartig zusammengebunden ist; der Hinterschurz heißt Ombuku, der Vorderschurz Oruhira.

Zum Anzug der verheirateten Frau gehört die Omutombe, ein miederartig um die Taille gelegter, etwa 50 Centimeter breiter Gürtel, der aus vertikal und horizontal vereinigten Perlenschnüren besteht. Diese Perlen sind entweder runde Straußeneierschalenplättchen, oder sie sind aus der wohlriechenden Bukhu-Wurzel hergestellt.

Den Rücken, häufig auch Schultern und Brust, bedeckt ein dolmanartig getragenes großes Lederstück, das auf der Brust zusammengeknüpft wird und hinten bis auf die Knöchel herabfällt; es ist ebenfalls mit Eisenperlen benäht und heißt Otuheke.

Um den Hals werden je nach dem Reichtum verschieden lange Ketten aus kleineren, etwa $^3/_4$ Centimeter Durchmesser haltenden Eisenperlen oder Bukhu-Wurzeln getragen, die zuweilen bis über die Brüste herabfallen; um die Unterarme werden gegen 20 Centimeter lange Manschetten aus starkem gewundenem Eisendraht getragen.

Ganz komisch ist der „Ekori“ der verheirateten Frauen, ein Kopfputz, der Fledermäusen von weitem nicht unähnlich sieht. Grundbestandteil ist eine anschließende, genau auf den kurzgeschorenen Kopf passende Kappe aus hartem Ochsenleder; an diese sind rechts, links und hinten je ein langes Ohr oder blattförmiges, hartes, an der Sonne steif gedörrtes Stück Ochsenleder genäht, das starr in die Höhe ragt und, auf der Außenseite mit Tiersehnen mannigfach und seltsam gemustert, benäht oder bestickt ist. —

Der Hinterkopf ist wieder kranzförmig mit kleineren, runden Eisenperlen geziert; davon fällt über den Rücken wieder eine breite Garnitur meist zwölfreihig auf Ochsenriemen gezogener, kurzer Eisenröhrchen oder länglicher Perlen, die durch Querriemen zusammengehalten werden; die Riemenenden fallen dann bis in die Kniekehle. Vorn befindet sich an der Kappe ein schleierartig angenähtes weiches Ochsenfell, das meist aufgerollt und nach den Seiten abfallend getragen wird. Die Eisenperlen werden selten selbst gefertigt, meist von den Ovambo-Leuten gekauft. Der ganze Schmuck der wohlhabenden Hererofrau wiegt oft 40 bis 50 Pfund.

Die Knaben bekommen vom dritten Jahre ab einen minimalen Hüftschurz, später tragen sie die Kleidung der Männer.

Die Mädchen tragen einen glattrasierten Kopf; nur am Hinterkopf sind einige Haare stehen geblieben, an denen gegen 10 Centimeter lange dünne, geflochtene Ochsenschwanzhaare befestigt sind, die oft in einer erbsengroßen Eisenperle endigen. Der Hals ist mit Perl- oder Wurzelketten geschmückt. Ein in Fett getränktes Ochsenfell wird über der linken Schulter togaartig getragen und zwischen den Brüsten zusammengeknüpft.

Um die Hüften ist ein Riemen geschlungen, von dem etwa 45,6 Millimeter starke, bis zu den Füßen reichende Ochsenriemen dicht aneinandergesetzt herabhängen; in Kniehöhe sind Knochenstückchen eingesetzt. Diese Riemenschürze heißt Otuvanda.

Die hintere Partie der Hüften ist frei; dort hängen nur vier Riemen herab, die oben mit Draht verbunden sind. Um Handgelenke und Hals tragen die Mädchen ebenfalls Perlenschnüre aus Eisen



Häuptling Umgaba und sein Gefolge

und Bukhuwurzeln. Alle Bekleidungsstücke sind mit Fett getränkt, das oft auch mit Ocker gemischt ist.

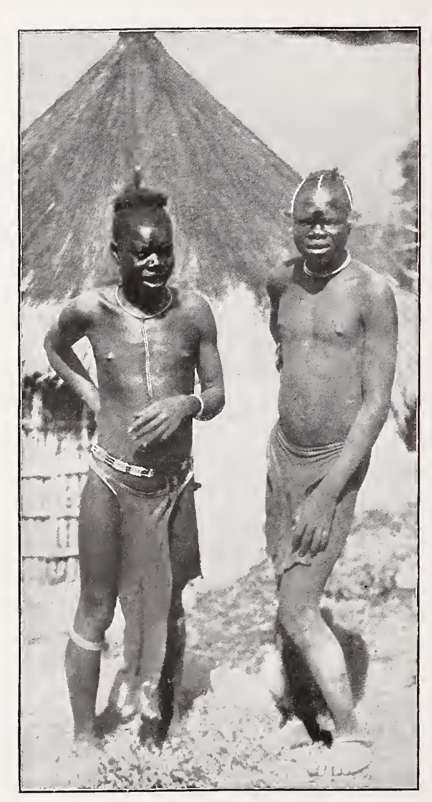
Besonders ist der Körper der Herero auf diese Art gesalbt, vielleicht um sie gegen Temperaturunterschiede unempfindlich zu machen. — Wie bei uns der einzelne zuweilen getadelt wird wegen mangelnder Reinlichkeit und Hautpflege, so würde hier ein gleicher Vorwurf den treffen, der das Einfetten etwa versäumt hätte.

Die Frauen sind ebenso empfänglich für Parfüms, wie unsre Frauen für Eau de Cologne; pulverisierte Bukhuwurzel wird von allen mitgeführt in kleinen Schildkrötenschalen, deren Oeffnungen mit Wachs geschlossen sind; fast jede Frau trägt ein solches Riechbüchschen an einer Schnur um den Hals.

Von den christlichen Hereros wird europäische Kleidung mit mehr oder weniger Grazie getragen. Schreiende, grelle Farben werden merkwürdigerweise nicht gern getragen, es wird überhaupt mehr auf Dauerhaftigkeit, als auf Farbenpracht bei Auswahl der Stoffe gesehen.

Die Männer lieben sehr den Manchestercord, die Frauen deutschen Blaudruckkattun, der die englischen Stoffe verdrängt hat.

Die Herero sind Nomaden; man findet daher nur an einzelnen Stellen, wo das ganze Jahr hindurch Wasser und Weide in gutem, reichlichem Zustand geboten wird, permanente Wohnsitze. Die einzelne Hütte der Herero sieht aus wie eine Halbkugel; die Thüröffnung stellt ein niedriges Loch dar. Der Hausrat ist einfach und nimmt nicht viel Raum ein; eine große Rolle spielen Kalabassen, hergestellt aus einer Kürbisart, in Form einer weitbauchigen, mit Halsansatz versehenen Flasche. Tische kennt der Herero nicht, dagegen konstruiert er Stühle aus einem einfachen Holzgestell, deren Sitze aus Ochsenhautriemen geflochten werden. Selbstverständlich haben neben diesem altväterischen Hausrat auch schon allerlei europäische Geräte Eingang gefunden.



Maschona-Männer

Obwohl der Herero viel Vieh besitzt, wird selten Fleisch gegessen. „Der Herero giebt nicht gern von seinem Kapital aus.“ Nur bei festlichen Gelegenheiten, Hochzeiten, Todesfeiern wird reichlich Vieh geschlachtet, sonst wird meistens Milch genossen.

Die sittlichen Eigenschaften der Herero schätzt v. François nicht besonders hoch ein. Wohl giebt es Ausnahmen, in denen der erzieherische Einfluß der Mission unverkennbar ist, allein „durchgängig bleibt die Behauptung zu Recht bestehen, daß, bei jeglichem Mangel an Selbstverleugnung, der schnödeste Egoismus, die absolute Genußsucht in tierischer Niedrigkeit die Haupttriebfeder aller Lebensäußerungen der Herero bildet“.

Die Mission hat zwar unter den Herero große Fortschritte gemacht; ein großer Teil aber hängt heute noch dem Heidentum an. Am sympathischsten berührt uns in dem mit rohem Aberglauben durchsetzten Religionsleben der Ahnenkultus: „Das Grab des Vaters ist die wichtigste aller heiligen Stätten, die Seele des Vaters das am meisten konsultierte Orakel, und folgerichtig ist das Grab eines großen Häuptlings besonders heilig, und hier werden Tieropfer gebracht.“

Als Waffen führten die Herero früher Wurfspieß, Bogen und Pfeile und Keulen, jetzt neben der Keule nur noch europäische Feuerwaffen. Die Keule, Kirry, wird als Hiebwaffe wie als Wurfgeschoß gebraucht, und die Herero haben in ihrer Verwendung eine außerordentliche Gewandtheit. Die hohe Wertschätzung kriegerischer Tüchtigkeit bei den Herero findet einen deutlichen Ausdruck in dem Vorhandensein eines Ordens, der in der Form eines halbmondförmigen großen Kupferstückes von Kriegern getragen wird, die sich durch ihre besondere Tapferkeit auszeichnen.

Kaffern in Kriegstracht

Eine noch unklare ethnographische Stellung nehmen die schon erwähnten

Bergdamara

ein. Sie sprechen hottentottisch, scheinen aber physisch zu den Bantu zu gehören. Fritsch findet in den Bergdamara verschiedene Merkmale umwohnender Stämme in schwankender Ausbildung. Während einige Ethnographen die Berechtigung verneinen, in den Bergdamara den Rest einer sonst verschwundenen Urbevölkerung zu sehen, erblickt François in ihnen einen solchen Rest von Ureinwohnern, die von den Hottentotten unterworfen wurden. Er giebt von ihrer äußeren Erscheinung wie von der Kleidung folgende Beschreibung:



Hendrik Witboi mit seiner Familie

„Ein kurzer, gedrungener, vierschrötiger, muskulöser Bau zeichnet den Bergdamara vor dem Hottentotten aus. Kräftiger Knochenbau mit massiven Muskeln und hervorragender Körperkraft ist sogar den Weibern eigen.

„Die Durchschnittsgröße beträgt etwa 1,65 bis 1,70 Meter. Das Haupthaar ist völlig dem Negertypus entsprechend, die Bartentwicklung gering, bei älteren Leuten kommt ein kurzer Kinnbart vor. Der Gesichtsausdruck ist stupide, aber die Gesichtsbildung entschieden hübscher als die der Hottentotten; vor allem sind die Nasen ausgebildet, das Nasenbein ist völlig vorhanden.

„Die Schädelbildung läßt sofort den Bergdamara von dem Herero unterscheiden. Während diese spitze, langgezogene Gesichter haben, ist der Schädel des Bergdamara breiter und massiver.

„Der Brustkasten ist kräftig, die Arme sind massig und muskulös, die Beine ebenfalls stark entwickelt und wohlgeformt. Eigentümlich sind die zahlreichen Falten der Oberhaut am Knie, die durch die Sitte, in kauernder Stellung auf den Fersen zu hocken, so daß sich Ober- und Unterschenkel berühren, entstanden sind.

„Die Formen der Frauen sind durchaus wohlgebildet, die Arme rund und üppig. — Füße und Hände sind breit und unschön. Die Kinder haben unförmliche, starke Bäuche.

„Bei einigen Familien, die in Abhängigkeit von den Herero leben, herrscht auch die Sitte, die Zähne auszuschlagen beziehungsweise auszufeilen; die übrigen amputieren sich fast ausnahmslos das erste Glied des kleinen Fingers der linken Hand in dem Glauben, dadurch besser zu wachsen.

„Alle zeichnen sich durch geradezu fürchterliche Schmutzigkeit aus. Die an sich nicht unschöne,



Herero-Männer, -Frauen und -Kinder in Groß-Barmen

tiefschwarze Hautfarbe ist völlig verborgen unter einer Jahrzehnte alten Schmutzschicht, so daß der Bergdamara fast aschgrau erscheint. Rechnet man dazu die ebenso unsaubere Kleidung beziehungsweise deren Rudimente, so gewinnt man selbst bei der größten Afrikabegeisterung kein sympathisches Bild.

„Die Kleidung der Männer besteht meistens nur aus einem dürftigen, zerschlissenen Vorder- und Hinterschurz aus gegerbtem Schafleder, der durch einen Hüftriemen gehalten wird. Eine Mütze aus Fell vervollständigt zuweilen den Anzug. Eine kleine Tasche birgt die geringen Kostbarkeiten, wie Tabak und Pfeife; an einem dünnen Riemen hängt vom Halse herab ein ausgehöhltes Springbockhorn, das als Signalpfeife in Fällen dringender Gefahr und zum Herbeirufen von Freunden und Helfern dient.

„Die Weiber tragen einen Vorderschurz, der verziert ist mit 20 bis 30 vom Hüftriemen herabhängenden dünnen Riemenschnüren, auf denen die verschiedensten Sachen aufgereiht sind, wie Straußeneierschalenplättchen, erbsenartige gelbe Früchte, Perlen und dergleichen mehr. Sie bilden sich nicht wenig auf diesen Schmuck ein. Als Hinterschurz dient ein größeres Stück Leder, das bis nach vorn herumgeht, den Vorderschurz teilweise verdeckt und bis zu den Knieen reicht. Ein dem Karoß der Hottentotten ähnliches Stück Fell wird, mit der Wollseite nach innen, um die Schulter geschlagen. Um den Kopf werden vielfach Tücher getragen, immer schon ein Zeichen von Berührung mit Kultur und Kulturträgern. Riechbüchschen mit Bukhupulver, Halsketten, in bekannter Weise hergestellt, Armbänder, recht niedlich aus Eisen fabriziert und grob ziseliert, tragen der weiblichen Eitelkeit Rechnung.“

Ihre Wohnplätze suchen die Bergdamara in den höchsten und verstecktesten Schlupfwinkeln der Berge. Tief eingeschnittene, von genügend überragenden Kuppen umgebene Sättel werden bei der Wahl des Wohnplatzes bevorzugt, damit von außen der Rauch des Feuers nicht gesehen wird. Die

Bergdamara besitzen keine Herden; sie sind vor allem Jäger, und ihre Nahrung ist sehr vielseitig. „Alle möglichen jagdbaren Tiere des Berges und Feldes dienen ihnen als Nahrung; sehr beliebt ist auch Aas jeglicher Art. Nicht minder mannigfaltig ist die vegetabilische Nahrung der Bergdamara. Sie kennen eine Menge wildwachsender Wurzeln, Beeren, Früchte, die die Weiber suchen und in verschiedenartigster Weise zuzubereiten wissen."

Die Intelligenz der Bergdamara steht auf niederer Stufe, und entsprechend sind ihre Religionsvorstellungen; dagegen sind sie große Freunde von Musik, und in langen, mondhellen Nächten geht ihre Tanzerei ununterbrochen fort.

Wenn wir noch einen Blick auf die verschiedenartige Bevölkerung Deutsch-Südwestafrikas werfen, so müssen wir noch der „Bastards" gedenken, die wir schon gestreift haben; es ist das ein Ausdruck, mit dem man heute jegliche Rassenvermischung bezeichnet. v. François schreibt ihnen eine große Zukunft zu. Sie bewohnen in großen Gemeinden verschiedene Teile der Kolonie; ihre Kleidung ist durchweg europäisch, viele kleiden sich mit Geschmack und Sorgfalt und die Frauen mit großer Sauberkeit. Auch europäischen Schmuck und europäische Bewaffnung führen sie. Meist wohnen sie in kleinen, einstöckigen Steinhäusern mit verschieden abgeteilten Räumen.

Von den Eingeborenen vertreten nach v. François die Hottentotten die Intelligenz; aber ihre Bedeutung als arbeitsame Ansiedler und als Produzenten ist sehr gering. Die Herero beanspruchen eine große Bedeutung durch ihre Hauptbeschäftigung, die Viehzucht, allein es „thut Strenge und Zucht not, um sie bei dieser Beschäftigung zu erhalten". Die Bergdamara bilden das brauchbarste und dabei fast das einzige Arbeitermaterial.

Endlich müssen wir von den verschiedenen Stämmen Südafrikas noch erwähnen die Marutse-Mabunda und die Maschukulumbe.



Gefangene Hereros



Basuto-Mädchen

Die Marutse-Mabunda

bilden am oberen Sambesi ein Reich, dem noch heute unter seinem Häuptling oder König „Lewarika“ eine gewisse Bedeutung zuzuschreiben ist. Den Bevölkerungselementen nach teilen sich die Bewohner dieses Reiches in zwei Völkerstufen: die herrschenden Marutse und die von ihnen beherrschten Mabunda. Wir können aber diese letzteren Namen nur als Kollektivbezeichnung auffassen, denn als der berühmte Afrikareisende Holub dieses Reich besuchte, zählte er nicht weniger als 18 größere und 83 Nebenstämme, die unter sich natürlich mancherlei Verschiedenheiten zeigen. Unter ihnen sind als wichtigster Stamm die Batoka zu erwähnen, deren stattliche, hochgewachsene Gestalten sich durch lange Bärte auszeichnen; bei ihnen findet sich besonders große Fertigkeit im Bootbau.



Herero-Frauen

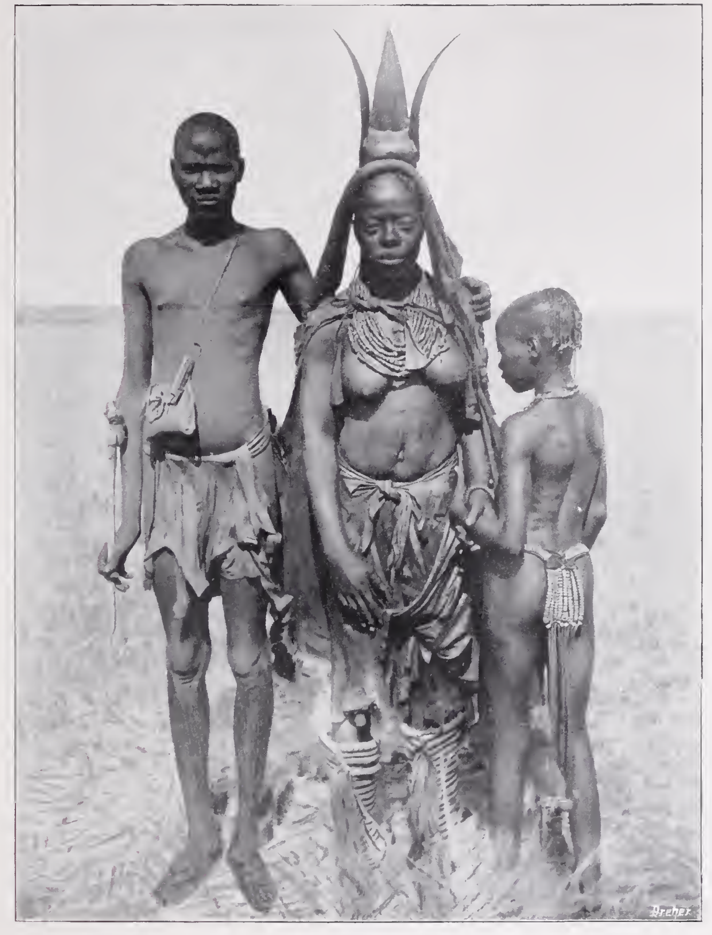
Die Marutse, der herrschende Stamm, sind ebenfalls sehr geschickte Arbeiter, besonders gewandt in der Herstellung von Flechtwaren, Körben, Truhen u. s. w. Nach Angabe der Reisenden gehen sie mehr bekleidet als alle andern Stämme, denn man findet selten eine männliche oder weibliche Person, die nicht auch den Oberkörper bedeckt hätte. Sie tragen außer Lederschürzen den uns schon als Karoß bekannten Mantel, häufig auch baumwollene Zeuge. In Schmuck und Waffen lehnen sie sich an die andern südafrikanischen Stämme an.

Ausgezeichnet aber sind ihre Wohnungen, in deren Schilderung wir wiederum Sievers folgen. „Die Hütten sind meist backofenförmig, öfters auch langgestreckt schuppenartig, die Vorratshäuser zuweilen hoch und mit spitzem Dach. Die Wohnungen des Königs sind ausgedehnt, die Städte meist nahe dem Fluß gelegen und von zahlreichen Dörfern umgeben.“

Die Hauptbeschäftigung der Marutse ist Ackerbau, der infolge der jährlichen Ueberschwemmungen des Sambesi und seiner Nebenflüsse lohnend ist, während die Viehzucht in den Niederungen durch die berüchtigte Tsetsefliege unmöglich gemacht wird, so daß sie nur auf den höher liegenden Ebenen betrieben werden kann.

Die Marutse sind große Freunde von Musik und Tanz, und bei ihnen finden sich sogar Musikbanden, die sonst in Südafrika fehlen, während wir sie in andern Negerstaaten schon kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Das Orchester setzt sich zusammen aus Trommeln, einer Art Zither und der uns schon wohlbekannten Marimba. Holub verdanken wir die Beschreibung eines sehr originellen Maskentanzes, der den Namen Kischi führt. Er wird von einem Mann und einer Frau ausgeführt, die hierbei mit einem Netzgewand, mit Schuhen von Netzwerk und einer Wolldecke mit Fransen bekleidet sind. Auf dem Kopfe tragen sie eine gewaltige Maske, mit Federn

und Gräsern geschmückt, die in der Art eines Helmes ein zurückgeschlagenes Visier besitzt. Trommelschlag und Gesang begleiten den Tanz, der in einem Vor- und Zurückspringen unter Gesten besteht. Bei Ermüdung lösen sich die einzelnen Paare ab.



Herero-Familie

Das Herrschertum der Marutse über die andern Stämme findet einen charakteristischen Ausdruck darin, daß jeder Angehörige dieses Stammes von Geburt an den Gliedern der andern Stämme überlegen ist; sie sind gleichsam geborene Häuptlinge.

Dank der langjährigen Arbeit der Missionare führt der gegenwärtige „König" Lewarika, der als gut veranlagter Mensch geschildert wird, ein mildes Regiment. Er hat die richterliche und religiöse Obergewalt, sowie auch das Handelsmonopol seines Landes.

Im Nordwesten des Marutsereiches wohnen die

Maschukulumbe

Diese körperlich einen stattlichen Eindruck machenden Neger sind hinterlistig, faul und grausam. In ihrem Land scheiterte die Expedition des unlängst verstorbenen Afrikaforschers Holub; nach dem verräterischen Ueberfall des Lagers sahen sich Holub und seine junge Frau zu einem fluchtartigen Rückzug durch das sumpfige Land gezwungen, der an Strapazen und Gefahren überreich war.

Von den Dörfern wie der Kleidung der Maschukulumbe giebt Holub folgende Schilderung:

„Das Maschukulumbedorf stand auf einem freien Raum in dem hohen Grasdickicht; es war umpfählt, und die Hütten standen ziemlich dicht aneinander und bildeten einen Kreis, dessen Durchmesser etwa 200 Meter betrug. Die Zwischenräume zwischen je zwei Hütten waren durch die Pfähle geschlossen, so daß der Eingang zum eigentlichen Innenraume des Dorfes nur durch einen einzigen Einlaß möglich war. Vier Hütten standen etwas abseits und waren nicht umzäunt, sie waren des Nachts von Sklavinnen bewohnt. Von Festigkeit oder einem Schutze der Umpfählung und der Hüttenwände gegen wilde Tiere war nichts zu bemerken. Männer, Frauen und Kinder entströmten den ziemlich vernachlässigten Hütten; die Männer, Jünglinge und Knaben waren durchweg vollkommen nackt; die Frauen hatten schlecht gegerbte Letschwefelle zur Hand, die sie nachlässig um ihre Lenden warfen und, die Haut der Hinterfüße des Tieres als Bänder benutzend, am Unterleibe zusammenbanden; dies war ihre einzige Kleidung. Noch an keinem Orte, noch bei keinem der dunkeln Stämme Südafrikas hatte ich solch eine liederliche Bekleidung der Weiber wahrgenommen als bei den Maschukulumbe. Sämtliche Männer trugen Chignons, die meisten waren 30—40 Centimeter lang und schief nach hinten oder aufwärts strebend, während einer seine hohle, am Ende abgerundete Haarfrisur horizontal trug und sich damit als ein Häuptling und Herr des Dörfchens bekundete.

„Die Anfertigung eines solchen Chignons ist ein Kunststück, das Wochen, selbst Monate in Anspruch nimmt. Wir können einen solchen Chignon würdigen, denn wir hatten Gelegenheit, einen Maschukulumbefriseur ‚bei der Arbeit' zu sehen. Sein Opfer war ein etwa dreißigjähriger — wie alle —, nackter Dandy, der in halbliegender Stellung mit dem Unterkörper auf einem Letschwefell lag und mit dem Oberkörper sich auf den Schoß des Friseurs derartig stützte, daß sein Kopf auf dessen rechtem Knie ruhte. Der betreffende Dandychignon war zum Drittel der bestimmten Meterhöhe gediehen. In der Rechten des Friseurs ruhte eine 20 Centimeter lange starke Nadel, unsern Tapezierernadeln nicht unähnlich; sie führte einen starken, aus Bastfasern gearbeiteten langen und wohlgedrehten Faden, der nun abwechselnd zwischen je zwei, zuerst mit ihm angezerrten Wollstümpfchen endete, indem er sich in dem unteren Stufenring verfing; wurde ein Wollstümpfchen zu kurz, so spielte die Linke Reservearbeitswolle an die betreffende Stelle, und bald war das neue Haarwollstümpfchen fest mit dem Haarbau verbunden; so läuft förmlich spiralförmig der beim Beginne des Haarbaues an dem Originalhaar befestigte Bastfaden vom Kopfe bis in die dünne und feine Chignonspitze aus, dem Bau einen gewissen Grad von Festigkeit verleihend. Der Faden wird mit einer Haarglanzschmiere überstrichen, so daß man beim bloßen Betrachten alles das für echtes Haar hält. — Das Zusammenflechten und Verweben von Haar und Faden wird mit einer solchen Kraft geführt, daß die Struktur fein erscheint, sehr fest, ohne dabei auffallend schwer zu sein. Um aber dieses Kunststück zu stande zu bringen, da doch das Corpus delicti, das heißt der eitle Mann, nicht in einen Schraubstock eingeklemmt ist, sieht sich der schwarze Friseur gezwungen, seine Flecht- und Webarbeit mit solcher Force auszuführen, daß bei jedem Anziehen nicht bloß der Kopf, sondern zuweilen auch der Körper aufzuckt, und die Prozedur für den Eitlen eine sehr schmerzhafte, für den Friseur eine sehr ermüdende sein muß. Aber geduldig harren beide aus, wenn es auch oft Wochen,

ja Monate dauert, bis der Riesenchignon fertig wird, woran der große Schmerz sowohl als die Schwierigkeit, hinreichendes Wollhaar rechtzeitig zu erwerben, wohl schuld sein dürften. Der Dulder sieht in der Vollendung seines Chignons seines Körpers Höchstes, weiter geht seine persönliche Eitelkeit nicht, so wie für ihn der Inbegriff von Glücksgütern sich in einer zahlreichen Rinderherde verkörpert! Chignon und Rinderherde bilden bei dem gemeinen Maschukulumbe, Chignon, Rinderherden und Menschenschädel bei den Maschukulumbehäuptlingen das höchste Erdenglück; danach kommt wohl die Pfeife. Frauen, Kriegsspiel und Jagd sind schon Nebensachen; der Genuß geistiger Getränke, denen sonst andre Bantustämme so sehr ergeben sind, spielt gar keine Rolle.



Marktplatz in Sansibar

„Im auffallendsten Gegensatze zeigten sämtliche Frauen zu unsrer nicht geringen Ueberraschung glattrasierte Köpfe, und nur Mädchen bis zu zwölf Jahren trugen herabfallende, an zehn Centimeter lange Haarrollenstümpfchen, während Knaben vom selben Alter einen am Scheitel aufwärts gekrümmten Haarschopf trugen, der später als Ansatz zu dem Chignon dienen soll. Mädchen unter zwölf Jahren zeigten sich mit einem Hüftgurt bekleidet, an dem rechts und links Riemchenfransen herabhingen, die Muscheln und Hohlblechröhrchen, Cikadenpuppen nicht unähnlich, trugen, was als klingelnder Schmuck und eine Art Amulett dienen sollte."

Die Maschukulumbe sind Ackerbauer, und die guten Weideplätze gestatten eine außerordentlich große Viehzucht ohne allzu große Mühe. Die Rinderherden zählen oft nach Hunderten und bilden einen Hauptreichtum der Maschukulumbe.

Im Kampfe gebrauchen sie nicht selten vergiftete Pfeile; Köpfe und Waffen der erlegten, oft vom Hinterhalt aus meuchlings gemordeten Feinde werden als Trophäen an Bäumen aufgehängt. Holub giebt uns auch eine Schilderung von einem solch grausigen Baum.

„Einige Meter hinter uns zur Linken stand ein Baum, oder, besser gesagt, ein abgestorbener, rindenloser Stamm, nicht sehr groß, den die Maschukulumbe hierher getragen hatten; die kurzen, dürren Aeste ragten wie Fangarme in die Luft, und an jedem von ihnen, bis auf zwei, steckte ein Menschenschädel. Die meisten waren von Raubvögeln glatt abgenagt und von der Sonne gebleicht; einige verrieten durch Fleischreste, daß sie vor nicht langer Zeit an dieses Schaugerüst gekommen. Unter den Schädeln hingen Waffen. Sie verrieten uns, wem diese Schädel einst gehörten. Zumeist waren es friedliche Verkäufer der Nachbarstämme, nach den Waffen Mankoja (Bogen und Pfeil), Marutse (Harpunenassagaies), Makalaka (gewöhnliche Assagaies), die gekommen waren, gegen Korn, Fischreusen, Tabak und Waffen Felle der Wasserantilopen oder Rinder einzutauschen, mit denen man wissentlich Streit gesucht, oder die man überfallen und deren Köpfe man hier aufgepflanzt hatte.“

Mit der Besitzergreifung dieser Gebiete durch die Engländer werden sich rasch auch die Verhältnisse im Reich Lewarikas ändern und auch die Sitten der Maschukulumbe gegen ihren Willen einige Aenderung erfahren.

Wasserträgerinnen in Sansibar

Im Gebiete des Nyassasees sitzen verschiedene Stämme, von denen wir der Vollständigkeit halber wenigstens die wichtigsten herausgreifen wollen. Am westlichen Ufer finden wir die

Angoni

Sie sind Sulu, allerdings nicht reine, sondern von einem verwandten Stamm, der von dem großen Suluherrscher Khalla unterworfen wurde, aber seinen eignen Häuptling behielt. Als ihnen die Tyrannei der Sulu unerträglich wurde, zogen sie nordwärts, kreuzten den Sambesi gerade unterhalb des Luangwa und zogen das Thal dieses Flusses aufwärts, westlich des Nyassasees, zu dem Land südöstlich des Tanganjika. Hier ließ sich der Stamm nieder, um von diesem Bezirk nach verschiedenen Richtungen Abzweigungen zu entsenden. Einer dieser Zweige siedelte sich am Viktoria-Nyassa an und ist bekannt als Watota, ein andrer wendete sich südwärts zu dem Ostufer des Nyassa, wo er, mit den Wangindo verschmelzend, den als Magwangwora bekannten Stamm bildet. Später wendete sich der Hauptstamm der Angoni südwärts und ließ sich in dem Land westlich des Nyassa nieder. Sie besiegten die eingeborenen Bantu, über die sie nun als militärische Kaste herrschen. Sie halten heute noch ihre alten Sulugebräuche aufrecht und bilden hierdurch im Nyassagebiet ein unruhiges Element.

Diese Angoni waren nach den Berichten Reisender der Schrecken und das Verderben dieses

Landes. Bei Nacht sich heranschleichend in ihren phantastischen Kriegsgewändern, überfielen sie mit dem kaum mehr menschlich klingenden Geschrei, mit dem sie Angriffe begleiten, die Dörfer und raubten alles, Schafe, Ziegen, Geflügel. Manchmal schleppten sie auch Kriegsgefangene weg. Ein andermal schien sie nur Mordlust zu beseelen, und alles fiel ihnen zum Opfer: Männer, Frauen, Kinder; keine Seele blieb lebend zurück an dem Ort des Schreckens, den die Angoni überfallen hatten. Diese schrecklichen Schlächtereien, verbunden mit dem tollkühnen Mut der Angreifer, ihr wildes Kriegsgeschrei und ihr phantastischer und erschreckender Kriegsschmuck setzten die benachbarten Stämme so in Schrecken, daß sie kaum einen Widerstand wagten. Wenn der Ruf erscholl, daß die Angoni im Anzug seien, ergriff blinde Panik die hilflosen Dorfbewohner, und jeder suchte sich zu retten. Häufig aber erfolgte der Angriff bei Nacht und so plötzlich, daß an keine Flucht mehr zu denken war.

Ein Schutz erwuchs den friedlichen Bewohnern des Schiregebietes in den Makololo, einem Betschuanastamm, der durch Livingstone von dem oberen Sambesi 1856 im Tete angesiedelt wurde; sie wurden von Livingstone bewaffnet und angeleitet, die Einwohner gegen die Raubzüge der Angoni zu schützen.

Die Kenntnis andrer, nicht zu den Sulu zu rechnender Bantustämme im Nyassagebiet verdanken wir besonders den eingehenden Forschungen H. Johnstons. Als Hauptstamm sind hier die

Wanjindo

zu nennen. Sie zerfallen in verschiedene, unter sich in Gewohnheiten wie im Aeußeren jedoch sehr ähnliche Stämme. Bemerkenswert ist die sehr geringe Bekleidung dieser Stämme. Bei einigen gehen beide Geschlechter thatsächlich fast nackt. Die Männer tragen nur einen Messingring um die Taille und die Frauen einen kleinen Schurz. Wie gar nicht selten bei Naturvölkern, geht indes das fast völlige Fehlen der Kleidung durchaus nicht etwa Hand in Hand mit Unmoralität. Es gelten im Gegenteil diese fast nackten Völker als sehr moralisch, während andre, mehr bekleidete Stämme, Sittlichkeit kaum kennen.

Unter den charakteristischen Schmuckgegenständen der Nyassastämme ist der Lippenpflock, der sogenannte Petele, zu erwähnen; er ist aus Holz oder Bein gefertigt, kann einen Durchmesser von 3 Centimetern erreichen und wird in der Oberlippe getragen, die dadurch völlig nach vorn gestreckt wird. Südlich des Sambesi wird dieser Schmuck nicht gefunden, außer in schwacher Andeutung bei den Bangai, die wohl von den Nyassaleuten abstammen, obwohl sie jetzt die Maschonasprache sprechen.

Die Nyassastämme zählen zu den tüchtigsten Ackerbauern Afrikas. Bananen, Bohnen, verschiedene Arten Getreide, Maniokwurzeln, Zuckerrohr, Melonen und andre Nutzpflanzen werden mit großem Erfolg gezogen. Tabak und Hanf wird zahlreich gebaut, denn auch die Nyassaleute sind eifrige Raucher.

Sehr verbreitet ist bei den Nyassastämmen der Glaube an Hexerei, der auch bei den Leichenfeierlichkeiten seinen Ausdruck findet; ist jemand eines plötzlichen Todes gestorben, so gilt der Tod als durch Hexerei erfolgt, allein selbst nach dem Tode kann der Körper noch der Hexe zum Opfer fallen. Das Grab wird daher mit einem festen hölzernen Zaun umgeben, um ihn vor der Hyäne zu schützen, deren Gestalt die Hexe angenommen hat, um ihr Opfer zu zerfleischen.

Bei der Beerdigung darf der Körper nicht den Boden berühren, sondern wird durch Stricke in seiner Grube schwebend erhalten.

Die afrikanischen Inseln

Wir nehmen hiermit Abschied von dem Festland Afrika und seinen Bewohnern. Schon mehrmals hatten wir Gelegenheit, die raschen Veränderungen zu betonen, die sich dort vor unsern Augen vollziehen. Wohl in keinem Teil unsrer Erde zeichnet sich die Bevölkerung und ihre Verteilung durch solche Unbeständigkeit aus wie in Afrika. Mehr als irgendwo sonst kommen und gehen Völkerschaften und Reiche, oft ohne eine Spur ihres Daseins zu hinterlassen; häufig leben sie bloß noch in der Erinnerung fort, oder es ist nur dem Forscher möglich, aus der Fülle verschiedener mühsam nachgewiesener Einzelheiten sich ein Bild zu machen von der früheren Größe jetzt verschwundener Staatengebilde. Die Bedeutung der Persönlichkeit des Herrschers für die Entwicklung afrikanischer Staaten läßt dies erklärlich erscheinen; noch mehr aber bedingt das große praktische Interesse, das Afrika für die europäischen Staaten seit wenigen Jahrzehnten hat, eine völlige Umwälzung der dortigen Verhältnisse.

Was auf vorstehenden Seiten geschrieben steht, kann in Einzelheiten schon durch die nächste Nachricht, die der Telegraph übermittelt, über den Haufen geworfen werden. Dessen dürfen wir



Suaheli-Weiber in Sansibar

indes sicher sein, daß die Ursprünglichkeit Afrikas und seiner Völker jedenfalls unwiederbringlich verloren ist. Trotzdem nimmt dieser Erdteil aber hierin eine besondere und andre Stellung ein wie z. B. Australien mit der Inselwelt des Stillen Ozeans und Asien. Während in Australien wie in der Südsee die eingeborene Bevölkerung unaufhaltsam ihrem Ende entgegengeht, ähnlich wie dies in Amerika, wenigstens in dessen nördlicher Hälfte, bereits geschehen ist, und während in Asien, zum mindesten bei dessen indischen Bewohnern, eine hohe Kultur den Eingeborenen auch den Europäern gegenüber noch eine gewisse Selbständigkeit verleiht, liegen die afrikanischen Verhältnisse gewissermaßen in der Mitte.



Hova-Frauen, Reis verkaufend (Bezirk von Antananarivo)

Die Afrikaner haben trotz tüchtiger Leistungen im einzelnen nie aus sich selbst heraus eine so hohe Kultur erreicht, wie wir sie in Indien trafen; sie sind aber auch, schon der Zahl nach, nicht so geringwertig, daß ihr Land einfach von den Weißen in Besitz genommen werden kann und sie selbst von den Eindringlingen aufgesaugt werden. Sie werden immer einen wesentlichen Faktor in der Bevölkerung des Landes bilden.

Selbstverständlich aber ist, daß mit der wirksamen Besitzergreifung des dunklen Erdteils durch die Weißen eine völlige Veränderung aller Verhältnisse Hand in Hand geht, und daß besonders die Ethnographie den unwiederbringlichen Verlust der Ursprünglichkeit der Bewohner zu bedauern hat. Gerade im Hinblick hierauf und auf das allgemeine Interesse, das Afrika in unsrer Zeit erweckt, glaubten wir, diesen Erdteil etwas ausführlicher behandeln zu müssen.

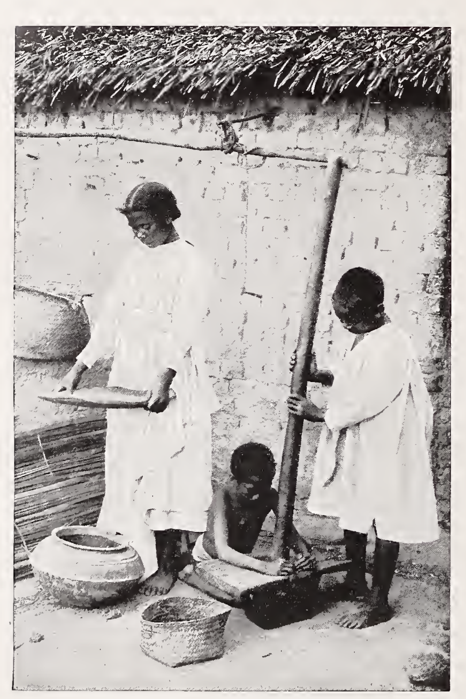
Der Besprechung des afrikanischen Festlandes wollen wir noch einen kurzen Ueberblick über die Inselwelt Afrikas anschließen.

Halten wir uns zunächst in größter Nähe der Küste Ostafrikas, so haben wir hier vor allem

Sansibar

zu nennen.

Mit den Inseln Mafia, Pemba, Lamu und Patta liegt Sansibar dicht vor der Küste von Deutsch-Ostafrika. Leider gehört freilich nur Mafia Deutschland, während die übrigen Eilande englisch sind, und auch Sansibar, obwohl noch ein eignes Sultanat, doch unter englischem Protektorat steht und kaum noch einen Schatten von Unabhängigkeit aufzuweisen hat.



Das Stampfen des Reises (Antananarivo)

Die Bevölkerung Sansibars ist eine sehr gemischte; als die ältesten Bewohner dürften vielleicht die Wahadimu angesehen werden, eine den Suaheli verwandte Gruppe, die vor langer Zeit von der ostafrikanischen Küste her eingewandert ist. Nach Sievers sind wahrscheinlich auch afrikanischer Abkunft die angeblich aus Persien stammenden Watumbatu, „die sich, kaum 1000 Individuen stark, mit Fischfang und Schiffahrt beschäftigen“.

Diese beiden Gruppen sind freie Leute und friedliche Landbewohner. Sehr bunt aber wird das Bild durch die zahlreichen Sklaven, die aus den verschiedensten Teilen des afrikanischen Festlandes stammen. „Die Leute aus den Gegenden westlich vom Nyassa- und dem Tanganjika-See, die Wanyassa und Wanjema, sind am zahlreichsten, daneben auch Bewohner des Südens von Deutsch-Ostafrika, sowie Massai, Waganda u. a.“

Die Herren des Landes aber sind Araber und zwar die sogenannten Maskataraber; sie wurden in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts von den Mohammedanern Ostafrikas gegen die portugiesische Herrschaft zu Hilfe gerufen. Der Imam von Maskat folgte diesem Rufe, und bis in die neuere Zeit wurde Sansibar nebst einem schmalen Küstenstreifen des Festlandes zu den Besitzungen von Maskat gerechnet. In der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde Sansibar unter thatkräftigen Herrschern ein selbständiges Sultanat; mit dem Eingreifen der Engländer und Deutschen in afrikanische Verhältnisse verlor es zunächst das Hinterland, und in dem schon erwähnten deutsch-englischen Sansibarvertrag ging der Sultan seiner Unabhängigkeit verlustig und mußte das englische Protektorat anerkennen.

Wenn auch die Araber in Sansibar die herrschende Klasse bilden, so sind doch fast alle den Indern verschuldet, deren nicht einwurfsfreie Bedeutung als Geldhändler wir schon kennen gelernt haben.

Die Nähe Sansibars beim Festland läßt diese Insel wie die schon erwähnten weit kleineren und ziemlich bedeutungslosen Eilande Pemba, Mafia u s. w. beinahe als einen Teil des Festlands erscheinen, wodurch sich auch die Rolle erklärt, die sie bei der Neuordnung der Dinge in Afrika spielte.

Weit geringer sind die Beziehungen der andern ostafrikanischen Inseln zu dem Festland.

Von ihnen ist vor allem zu nennen

Madagaskar

die viertgrößte Insel der Welt. Wir könnten sie völlig für sich erwähnen, ohne sie auch nur in äußeren Zusammenhang mit Afrika zu bringen; denn nach allen Richtungen hin ist die Selbständigkeit dieser merkwürdigen Insel so groß, daß sie ein Ganzes für sich bildet und nur wenig afrikanische Züge trägt. In ihrem geologischen Aufbau ist sie von Afrika wesentlich verschieden; die Flora nimmt eine Mittelstellung zwischen der festländisch-afrikanischen und der ostindischen ein. Die Fauna zeichnet sich aus durch das Fehlen der großen afrikanischen charakteristischen Tiere, wie echte Affen, Zebra, Giraffen, Antilopen, Elefanten, Rhinoceros, dagegen besitzt sie so viele eigenartige Typen, daß die Zoogeographie Madagaskar als eignes Reich betrachtet. Und wie die Pflanzen- und Tierwelt der Rieseninsel sich völlig von der Afrikas unterscheidet, so nicht minder die menschliche Bevölkerung.

Die Ethnographie Madagaskars weist eines der interessantesten Probleme auf; die Bevölkerung der Insel besteht nicht aus Negern oder Arabern oder sonstigen afrikanischen Bevölkerungselementen, sondern trotz aller dagegen des öfteren erhobenen Zweifel wird heute noch allgemein anerkannt, daß wir es hier mit Malaien zu thun haben. So verblüffend diese Thatsache ist, so zeigt sich die physische, sprachliche, geistige und soziale Uebereinstimmung der Madagassen mit der malaiisch-



Madagassischer Nationaltanz

polynesischen Völkergruppe doch so in die Augen fallend, daß an der Zugehörigkeit der Bewohner Madagaskars zu den Malaien nicht zu zweifeln ist.

Wann die Malaien einwanderten, wissen wir freilich nicht. Wir können nicht einmal ein bestimmtes Jahrtausend als Zeit der Einwanderung angeben, und ebensowenig wissen wir, woher die Einwanderung erfolgte. „Wir werden uns begnügen müssen, die großen Sundainseln als Ausgangspunkt der Einwanderung zu betrachten," und müssen darauf verzichten, den Wanderweg im einzelnen festzulegen.



Mädchen aus Madagaskar

Gewöhnlich werden drei Bevölkerungselemente Madagaskars unterschieden: die Sakalaven, die auf der Afrika zugewandten Seite wohnen, die Hova als der Hauptstamm, der die Führung über die andern und die Herrschaft über die Insel bis vor kurzem besaß, und endlich die Wasimba, die von zwerghaftem Wuchs sein sollten und als Bewohner der dichten Wälder des Westens galten.

Die letzteren, die natürlich mit den näher besprochenen Zwergrassen Afrikas in Verbindung gebracht wurden, haben sich aber als völlig märchenhaft herausgestellt. „Es kann jetzt", lesen wir bei Sievers, „als sichergestellt gelten, daß die Wasimba gar nicht existieren; der Name bezeichnet lediglich die Geister der Verstorbenen, mit denen die abergläubischen Sakalaven die Wälder bevölkern."

Die Sakalaven wurden vielfach als die Ureinwohner Madagaskars betrachtet, oder wenigstens als Einwanderer von Afrika her, und sie wurden in Verbindung gebracht mit den Suaheli. Neuere Forschungen haben aber ergeben, daß die Unterschiede zwischen den Hova und Sakalaven nicht so groß sind, wie man früher annahm, sondern daß auch die Sakalaven den Malaien zuzurechnen sind. Gelegentliche Einwanderungen kleiner afrikanischer Gruppen sind natürlich nicht ausgeschlossen.

Als Endergebnis der ethnographischen Forschungen auf Madagaskar nimmt man also heute an, daß die Bewohner dieser Rieseninsel in weitaus überwiegender Mehrzahl von Malaien abstammen, die vielleicht zu verschiedenen Zeiten eingewandert sind. Der Name Hova, der häufig allen Bewohnern der Insel zugewiesen wird, beruht eigentlich auf einem Mißverständnis. „Die hochliegende beherrschende Landschaft Imerina wurde vor mehreren Jahrhunderten von einem Stamm besetzt, der bald die Herrschaft über die ganze Insel erlangte. Dieser Stamm, der sich nun als Anteimerina



Madagassen

bezeichnete, unterscheidet Vornehme (Andriana), die Mittelklasse (Hova) und die Sklaven (Andevo). So ist der Name Hova in weiteren Kreisen bekannt und schließlich zur Bezeichnung geworden für die ganzen Anteimerina, ja für alle Bewohner des Ostens und der Mitte der Insel überhaupt" (Sievers).

Wollen wir näher auf die Bevölkerung eingehen, so müssen wir eine große Anzahl einzelner Stämme und Gruppen unterscheiden. In ihrer Schilderung folgen wir zum größten Teil Kellers Werk über die ostafrikanischen Inseln.

In der Zentralprovinz Imerina wohnen, wie erwähnt, die Hova, deren Zahl auf ungefähr eine Million geschätzt wird. Die Hova haben den malaiischen Charakter am treuesten bewahrt.

Die Männer sind mittelgroß, dabei kräftig gebaut; die Kopfbildung ist ausgesprochen brachycephal (kurzschädelig), die stark vortretende Stirn schön gerundet, die dunkelbraunen Augen nicht eben groß, dabei ziemlich tief liegend. Die Nase ist in der Regel gerade und stumpf, doch bisweilen auch stark vortretend und adlerartig gebogen; der Mund pflegt nicht klein zu sein, dagegen sind die Lippen regelmäßig, jedenfalls nicht negerartig aufgewulstet.

Die Behaarung ist nicht besonders üppig, der Bartwuchs spärlich, das Hauptthaar schwarz, schlicht oder gelockt, nie aber wirklich kraus. Die Hautfarbe ist starken Schwankungen unterworfen; neben hellfarbigen Individuen kommen auch häufig dunkelhäutige vor.

Unter den Männern findet man auffallende Anklänge an europäische Physiognomien, während bei den Frauen der malaiische Rassencharakter schärfer ausgesprochen ist, nicht selten ist sogar eine entschieden schräge Stellung der Augen vorhanden, was den Hovafrauen eine gewisse Aehnlichkeit mit Chinesinnen verleiht. Ohne eigentliche Schönheit aufzuweisen, sind sie ansprechende, bewegliche und zierlich gebaute Erscheinungen, die sich mit vielem Anstand dem europäischen Gast gegenüber zu benehmen wissen; im Alter neigen sie häufig zu Fettleibigkeit.

Das bergige Hochland im Süden der Provinz Imerina wird von den Betsileo bewohnt. Sie scheinen vielfach fremdes Blut in sich aufgenommen zu haben. Die Hautfärbung ist durchweg dunkler, die Nase platter, die Lippen wulstiger als bei den Hova. An der Westküste haben wir vor allem die Sakalaven, deren wir schon gedacht, nochmals zu erwähnen. Sie bilden einen schönen, kräftigen Menschenschlag von achtunggebietendem Aeußeren.

Die Körperfarbe ist bei Männern und Frauen der Sakalaven durchweg sehr dunkel, die glänzende Haut von zarter Beschaffenheit, die Behaarung vollkommen kraus wie beim echten Neger. Die Männer sind über mittelgroß, kräftig gebaut mit starkem Brustkorb, doch im ganzen etwas schlank. Der mesocephale Kopf läßt die Stirn frei hervortreten, das bartlose Gesicht läuft in ein ziemlich spitzes Kinn aus und besitzt einen intelligenten, häufig sehr feinen Ausdruck; die Backenknochen treten stark hervor, ebenso der Augenbogen, wodurch das Auge etwas tief zu liegen kommt; der große Mund wird von wulstigen Lippen umrahmt; die häufig stark vortretende Nase erscheint breit mit kräftigen Flügeln; die Haltung der Männer ist stolz und selbstbewußt.

Die Sakalavenfrauen sind groß gewachsen und von plastischen Formen; das schöne, klare und ausdrucksvolle Auge, der lebendige Gesichtsausdruck, das üppige, mit größter Sorgfalt gepflegte Hauptthaar verleihen diesen Gestalten einen edlen Habitus, zumal ihre Hände und Füße oft von aristokratischer Feinheit sind; unschön ist nur die platte, an der Wurzel eingedrückte Nase.

Auch der Name Sakalaven bezeichnete übrigens anfangs keineswegs die Gesamtheit der westlichen Stämme. Die Sakalaven waren einst nur ein kleiner Stamm an der Südwestküste, dem es gelang, mächtiger als seine Nachbarn zu werden.

Ganz im Norden leben die Antankaren. Sie sind mit den Sakalaven eng verwandt, dürften aber vielfach arabisches Blut aufgenommen haben. Ihr Wuchs ist kräftig; einzelne Frauen fallen durch ihre bedeutende Körpergröße auf. Mehr im Süden wohnt das Seevolk der Sihanaka, die stark gemischt zu sein scheinen. Ihre Hautfarbe wird als ziemlich hell beschrieben. Ihr Land besteht teils aus ausgedehnten Sümpfen, teils aus welligen Ebenen und gilt als sehr ungesund.

Ganz im Süden des zentralen Hochlandes wohnen die Bara, „wahrscheinlich ein verkommenes Sakalavenvolk". An der Ostküste sind die Betsimisaraka am zahlreichsten, deren Zahl auf 800000

geschätzt wird. Die Färbung der Haut ist zwar auffallend hell, im ganzen licht sepiabraun, allein die krause Behaarung, die vortretenden Backenknochen, die platte, häufig eingedrückte Nase erinnern stark an Neger. „Unter den Männern finden sich Typen von großem, kraftvollem Bau und schönem Ebenmaß des Körpers, an dem uns der ungewöhnlich lange Rumpf auffällt. Das Gesicht zeigt spärlichen Bartwuchs und läuft in ein spitzes Kinn aus. Die Frauen sind kleine, bewegliche, aber vielfach abstoßende Gestalten; die Formen sind eckig, der Hals über Gebühr lang, die Stirn niedrig, die Backenknochen allzu stark vortretend. Die krausen Haare werden auf viereckige Felder verteilt und in Knoten gewickelt; auf dem Oberkopf sitzen vier, auf dem Hinterkopf fünf bis acht Knoten.“ Uebrigens machen sich Spuren starker Degeneration unter den Betsimisaraka geltend.



Eine Gruppe von Hovas

Im Südosten der Insel bewohnen die Tanala die Waldgebiete östlich vom Betsileolande, und schließlich wären noch die Antanossi in der Umgebung des Fort Dauphin zu erwähnen, die Keller als ein Mischvolk ansieht.

Werfen wir einen Blick auf die Befähigungen und die verschiedene Kulturhöhe der einzelnen Stämme, so verdienen zuerst genannt zu werden die Hova, der führende Stamm der Insel Madagaskar.

Schon rein äußerlich macht sich die Bedeutung der Hova als des begabtesten Stammes dadurch geltend, daß überall ihre Sprache gesprochen wird. Schon die langatmigen, aber wohlklingenden Namen, die die politischen Ereignisse der letzten Jahre auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht haben, wie der der Hauptstadt Antananarivo, die Herrschernamen Ranavalona, Rosaherina u. a. geben einen Begriff von dem Wohlklang der Sprache. „In ihr sind,“ schreibt Keller, „die Vokale dermaßen gehäuft, daß es ein hoher Genuß ist, einen Madagassen reden zu hören; bei der oratorischen Begabung des Volkes ist die Gelegenheit häufig genug geboten, das ‚Italienische der Südhälfte‘ zu hören und dessen musikalischen Reiz zu bewundern. Dieser Wohlklang im Verein

mit der Einfachheit der Grammatik sowie dem Fehlen der Flexionen hat der Sprache offenbar die allgemeine Ausbreitung auf der Insel erleichtert. Eine besondere Schrift war ursprünglich nicht vorhanden, durch Vermittlung englischer Missionare ist das lateinische Alphabet eingeführt, und die in Antananarivo eingeführten Druckwerke bedienen sich stets lateinischer Lettern." Die politische Führung hatten die Hova gleichfalls an sich zu reißen vermocht. Es gelang im Beginn des letzten Jahrhunderts dem thatkräftigen Radama I., ein Königreich aufzurichten, das den Hova die Herrschaft über einen großen Teil der Insel sicherte. Selbst die mächtigen Sakalavenstämme wurden unterworfen, wenn auch die Anerkennung der Hovaherrschaft eine mehr nominelle war. Fast ein Jahrhundert lang blühte das Königtum der Hova, und es spricht für die Stellung der Frau auf der Insel überhaupt, daß auch mehrere Königinnen geherrscht haben. Allerdings war es keine unbeschränkte Monarchie, und bei Regierungshandlungen spielten die Volksversammlungen eine große Rolle; zugleich aber erfreute sich der Premierminister größter Wichtigkeit. Es entwickelte sich sogar der seltsame Brauch, daß bei der Thronbesteigung einer Königin sie den Premierminister heiraten mußte, und in der letzten Zeit war dieser der thatsächliche Herrscher Madagaskars. Führte schon längere Zeit infolge der Invasion der Franzosen in Madagaskar die Hovaregierung eine Scheinexistenz, so ging sie auch nominell zu Ende mit der Einnahme der Hauptstadt durch die Franzosen im Jahr 1897 und der Entthronung der letzten Königin Ranavalona III. Uebrigens muß der Hovaregierung nachgesagt werden, daß sie ein gutes Regiment führte, freilich auch zum Teil ein grausames, denn in der madagassischen Gerichtsbarkeit spielte früher das Gottesurteil eine geradezu verhängnisvolle Rolle; durch die häufige Giftprobe werden wir an manche aus Zentral- und Westafrika uns bereits bekannte Gebräuche erinnert. Keller giebt uns hiervon folgende Schilderung:



Madagassische Frauen, Reis stampfend

„In hohem Ansehen stand beim Volke noch um die Mitte dieses (des 19.) Jahrhunderts ein Giftordal, die sogenannte Tangenprobe, deren sich die Hovaregierung bei der Ausmittelung eines Verbrechers bediente. Dem Delinquenten wurden Stücke der Frucht des Tangenbaumes (Tanghinia venenifera) verabreicht; wurden diese ausgebrochen, so war die Unschuld erwiesen. Dieser Tangenbaum erinnert in seinem Wuchs einigermaßen an unsern Oleander. Er blüht Ende September und trägt dann am Ende der dicht belaubten Zweige 20 bis 25 Blüten, deren Knospen rot gefärbt sind. Die kugeligen Früchte sind von der Größe eines Apfels; in dem saftigen Fruchtfleisch steckt ein mandelgroßer Kern, der ein heftig wirkendes Gift enthält. In geringen Dosen bewirkt es Erbrechen; in größerer Menge aufgenommen, vernichtet es die wichtigsten Nervenzentren

des vegetativen Lebens. Nach den mir gemachten Mitteilungen scheint es in der Macht des Richters gelegen zu haben, den Angeschuldigten zu retten oder zu vernichten, indem er je nach seiner Ueberzeugung die Dosis stark oder schwach verabreichte. Der Tangenprobe fielen in einer Zeit der Barbarei Tausende zum Opfer; sie hat sehr wesentlich zur Entvölkerung von Madagaskar beigetragen, da sie oft ein bequemes Mittel wurde, persönliche Rachsucht zu befriedigen. Englischer und französischer Einfluß vermochte 1865 die Aufhebung dieses grausamen Gerichtsverfahrens zu erwirken, und man muß anerkennen, daß die Hovaregierung entschieden vorging; in ihrem reformatorischen Eifer ließ sie sogar die Tangenbäume zerstören, so daß sie gegenwärtig nur vereinzelt an der Ost-



Wasserträgerinnen in Antananarivo

küste angetroffen werden. Ein Teil des konservativen Adels empörte sich zwar gegen diese Neuerung, verließ sogar die Hauptstadt, um außerhalb die Giftprobe weiterzuführen. Eine adelige Frau, die an der Spitze der Bewegung stand, wurde zum Tode verurteilt, konnte sich aber schließlich durch ein Lösegeld von 10000 Silberpiastern, die ihre Verwandten bezahlten, das Leben retten.

Ein andres Ordal ist die Krokodilprobe, wobei der Angeklagte an einen Fluß geführt wird, ein Richter, der hinter ihm steht, eine Rede an die Krokodile hält und dann den eines Verbrechens Beschuldigten auffordert, den Fluß hin und zurück zu schwimmen. Gelingt ihm dies ohne Schaden, so ist seine Unschuld erwiesen. Da die madagassischen Gewässer von Krokodilen wimmeln, so ist diese Schwimmprobe recht gefährlich."

Das Aufhören dieser grausamen Gottesurteile ist ebensosehr den politischen Veränderungen wie auch der Bekehrung der Madagassen zum Christentum zu danken gewesen. Der ursprüngliche Glaube der Inselbewohner war ein ausgeprägter Fetischkultus. Für die einzelnen Bezirke wie für



Verschiedene Typen von Haartrachten (Antananarivo)

jedes Haus gab es besondere Idole, die in gewissen Gebäulichkeiten aufbewahrt wurden und zu deren Hütern vielfach bestimmte Personen bestellt waren. Tempel fehlten den Madagassen ursprünglich.

Mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts hielt das Christentum seinen Einzug auf der Insel und begann sich ungewöhnlich rasch zu verbreiten. Zunächst waren es protestantische Sendboten der englischen Mission, seit 1830 französische Jesuiten, und gegenwärtig ist, wie Keller schreibt, „ein harter Kampf zwischen den Interessen des englischen Protestantismus und der französischen Jesuitenmission entbrannt, der mit dem Siege der letzteren enden dürfte“.

Die Urteile über den Charakter der Hova lauten widersprechend; nach Kellers Erfahrung dürfte folgendes zutreffend sein: „Die Hova sind mäßig und ausdauernd bei der Arbeit, sie haben ein angeborenes Gefühl der Achtung für ihre Vorgesetzten, eine strenge Disciplin und sind ihren Oberhäuptern bedingungslos ergeben. Ihre Vaterlandsliebe ist aufrichtig. Sie sind einer wirklichen Begeisterung für höhere Ideen fähig; bei richtiger Behandlung tritt eine aufrichtige Treuherzigkeit hervor, die Gastfreiheit ist weitgehend und wird allgemein geübt.“ Leidenschaftlich sind sie, wie fast alle Stämme der Insel, dem Gesang ergeben. Alle festlichen Anläße, mögen sie freudiger oder trauriger Natur sein, werden mit Gesang und Musik begleitet. Die Hova spielen die Violine mit großer Gewandtheit, und vielfach ist in den Dörfern die Valiha oder Bambusguitarre im Gebrauch. Das Instrument besteht aus einem etwa 2 Meter langen Bambusrohr, dessen Höhlung als Resonanz dient. Zwischen den Enden eines mittleren Internodiums (Achsenstück zwischen zwei Knoten) werden ringsum die Saiten mit einem scharfen Instrument aus der zähen Rindenschicht herausgeschnitten und alsdann mit viereckigen Stegen angespannt.

Weniger günstig als der Charakter der Hova wird der der Sakalaven beurteilt. Sie werden als anmaßend, verschlagen, gewaltthätig und diebisch bezeichnet; auch die Bara, die mit ihnen verwandt sind, werden mit der Charakteristik „roh, ungastlich und in höchstem Grad unmoralisch“, als nicht gerade angenehm geschildert. Die Betsimisaraka dagegen nennt Keller ein tüchtiges Volk, bei dem Gastfreundschaft in ausgiebiger Weise geübt und das Ansehen der Europäer sehr hoch gehalten wird. In den Küstendörfern freilich macht sich bereits der demoralisierende Einfluß der Schnapspest stark geltend.

Die Tracht der Madagassen hat naturgemäß im engen Zusammenhang mit den politischen und religiösen Umwandlungen der Bewohner ihre Originalität vielfach eingebüßt. Besonders die Hova kleiden sich meist europäisch, und auch bei den Sakalaven des Westens hat europäische Kleidung bereits Eingang gefunden. Doch ist auch vielfach noch die ursprüngliche Tracht bewahrt geblieben. „Die Männer tragen nach Art der Araber ein Lendentuch, eine Flanelljacke und ein gestepptes Leinwandkäppchen von blendend weißer Farbe. Höchst malerisch wirkt die Volkstracht der Sakalavenfrauen, da sie zu der tropischen Umgebung vortrefflich paßt. Rock und Ueberwurf (Simbu) bestehen aus je sechs unzertrennten, buntbedruckten Taschentüchern mit großblumigen Mustern in Weiß und Rot, während die Betsimisarakafrauen matte Farben, wie Blau und Grün, vorziehen."

Der politische Gegensatz zwischen Hova und Sakalaven findet auch in der Tracht einen originellen Ausdruck, indem der als Lamba bezeichnete baumwollene Ueberwurf, der bei den Hova allgemein im Gebrauch ist, aus diesem Grund von den Sakalaven durchaus verabscheut wird.

„Schmuck ist besonders bei den schwarzen Stämmen sehr beliebt; die Sakalavenfrauen behängen den Hals mit möglichst vielen Korallen und Glasperlenschnüren; reicht das Geld, so werden schwere silberne Ketten beschafft; Finger und Zehen werden mit Silberringen besetzt; schwere Armbänder aus echtem Metall trägt jede wohlhabende Frau. Die Ohrmuscheln sind oft mit fünf bis sechs großen Ringen geziert, auch die Männer besitzen gelegentlich Ohrringe; dazu kommen noch Stifte in den Nasenflügeln. Aermere Weiber begnügen sich mit einem großen, runden Stück Ebenholz, das in die Ohrläppchen gezwängt wird. Auch die Tanala besitzen ungemein viel Schmuck an Kopf, Hals und Armen, während die Betsimisarakafrauen in dieser Hinsicht meist sehr dürftig ausgestattet sind. Tättowierungen kommen selten vor, bisher hat man nur vereinzelt bei Betsileofrauen zierliche Muster an Hals und Brust bemerkt. Dagegen kommt es recht häufig vor, daß das Gesicht mit einem weißen Teig beschmiert wird, der die Haut heller machen soll, oder, wie



Ein Hova in einem Palankin

mir versichert wurde, nach allzu starkem Alkoholgenuß eine angenehme Kühle des Kopfes erzeugt. Die Hova- und Sakalavafrauen malen sich mit Vorliebe Schönheitstüpfchen ins Gesicht, erstere von schwarzer Farbe, letztere natürlich umgekehrt in Weiß oder Gelb; im Westen ist das Schwarzfärben der Augenlider mit Antimon offenbar von den Arabern angenommen worden."

Wie in der Kleidung, so hat sich natürlich auch in der Bewaffnung der Madagassen ein bemerkbarer Umschwung geltend gemacht. Bei Hova und Sakalaven ist europäische Bewaffnung eingeführt. Die ursprünglichen Waffen waren sehr einfach, und besondere Erwähnung dürfte nur verdienen die Verwendung eines langen Blasrohrs bei der Jagd auf kleine Tiere.

Größere Verschiedenheiten unter den einzelnen Stämmen lassen sich heute noch erkennen im Bau des Wohnhauses, in dem der Gegensatz zwischen Hova und Sakalava am stärksten zum Ausdruck kommt. Keller giebt hiervon folgende Beschreibung: „Das Wohnhaus der Eingeborenen läßt nicht unbeträchtliche Verschiedenheiten bei den einzelnen Stämmen erkennen, am stärksten ist der Gegensatz zwischen dem Hovahaus und dem Sakalavenhaus ausgesprochen. Ersteres wird aus Lehm aufgemauert und hat im Grundriß die Gestalt eines Rechtecks, das ungefähr anderthalbmal so lang wie breit ist; stets ist die Längsrichtung nord-südlich. Die Eingangsthür und das offene Fenster befinden sich ausnahmslos auf der Westseite. Das Dach mit ziemlich steilem Giebel ruht auf drei Pfosten, als Material für die Bedachung werden Gräser oder Binsen verwendet; an den Giebelenden stehen die für das Hovahaus so charakteristischen Haushörner.



Schlitten auf Madeira

„Ganz anders sieht das Wohnhaus der Sakalaven aus. Die besseren Dörfer an der Westküste sind häufig ungemein malerisch im Schatten der Palmen oder der Mangobäume gelegen, bei den Nordsakalaven herrscht in und außer dem Haus eine zuweilen geradezu musterhafte Sauberkeit. Die ziemlich großen Wohnungen sind eigentliche Pfahlbauten, deren etwa 50 Centimeter hohe Holzpfähle während der tropischen Regen zwischen sich das Wasser abziehen lassen. Das Dach wird durch mehrere starke Holzpfosten getragen; die Füllung der Häuserwände sowie die meist vorhandene Umzäunung wird aus den stangenförmigen, sehr zähen Mittelrippen der Rafiapalme hergestellt; Fenster werden gar nicht angebracht; die ziemlich große Eingangsthür, aus dem gleichen Material angefertigt, bewegt sich in zwei aus Stricken gefertigten Angeln. Beim Ausgang des Eigentümers wird ein Schloß vorgehängt oder ein Stab angelehnt, was andeutet, daß das Haus nicht betreten werden darf. Die Dachwände sind weniger steil als beim Hovahaus, und die Giebel werden niemals mit Haushörnern verziert; das Material zur Bedachung besteht aus den Blättern der

Ravenala, die gegen den Regen vorzüglichen Schutz gewähren. An das eigentliche Haus wird zuweilen noch eine offene Veranda angebaut."

Aehnlich, aber viel ärmlicher ist das Wohnhaus bei den Betsimisaraka des Ostens.

Aus den Gepflogenheiten der Madagassen wollen wir nur noch einen Punkt hervorheben, da hierin sich abermals die Verwandtschaft mit den weit entfernten Stammesgenossen im Indischen und Stillen Ozean bemerkbar macht. Es ist das Fady. „Fady" bedeutet in ihrer Sprache so viel als unverletzlich, unantastbar, heilig, aber auch unglückbringend, wobei Pflanzen, Tiere, aber auch alle möglichen andern Dinge den Fadygesetzen unterliegen. Als Fady wird zum Beispiel ein Stück Wald bezeichnet, das vom Waldbrand verschont wurde; Fady ist in manchen Orten, zum Beispiel im Süden, das Huhn, es wird verabscheut; bei andern Stämmen das Schwein. Als Keller große Lemuren (Halbaffen) schießen wollte, fiel ihm sein Führer in den Arm mit dem Ausruf „Fady!" und als er das Tier dennoch erlegte, wurde ihm in dem von ihm bewohnten Dorfe die Gastfreundschaft gekündigt. Die Lemuren gelten nämlich den Insulanern als heilig, als Sitz der Geister der Vorfahren und als Stammväter der Madagassen. Die Aehnlichkeit des Fady mit dem uns aus Polynesien wohlbekannten Tabu ist so in die Augen springend, daß an einem gemeinsamen Ursprung nicht zu zweifeln ist.



Landmädchen von Madeira

Gegenüber Madagaskar treten die andern zu Afrika gehörigen Inseln vollständig zurück. Auf den bei dieser Rieseninsel gelegenen kleinen Eilanden haben sich teils afrikanische Neger, teils Araber und Madagassen angesiedelt. Die Maskarenen mit den Inseln Reunion, Mauritius und Rodriguez zeigen in ihrer Bevölkerung ein sehr gemischtes Gepräge, dem wir auch auf den mehr im Norden gelegenen Seyschellen begegnen. Der Kern der dortigen europäischen Ansiedler ist französischer Abkunft. Durch Vermischung entstanden Kreolenfamilien, und einzelne dieser ostafrikanischen Kreolen haben sich, wie Keller schreibt, durch geschäftliche Rührigkeit, ja selbst durch wissenschaftliche und künstlerische Leistungen ausgezeichnet. Den Schwerpunkt seines Daseins sucht der Kreole im Kreis seiner Familie, und äußerlich macht sich das geltend durch die behagliche Einrichtung seines Hauses. „Die kreolischen Frauen gelten mit Recht als Schönheiten. Ihre äußere Erscheinung hat etwas von der vornehmen Grazie der Pariserin behalten. Sie gelten als friedfertige Gattinnen und sorgsame Mütter, verfallen aber manchmal etwas stark auf äußeren Tand. Eine schwache Seite des Kreolen ist seine zuweilen stark hervortretende Sorglosigkeit."

Neben dieser herrschenden Rasse finden sich besonders auf Reunion viele indische Elemente, deren Einfluß bedeutend ist. Zahlreich sind die Mischlinge aller Schattierungen, die kurzweg als Mulatten bezeichnet werden. Je nachdem das Negerblut in seinen Adern mehr oder weniger vorherrscht, ist der Mulatte dunkler oder heller; es giebt blendend weiße Mulattenmädchen von großer Schönheit, die man aber an der krausen Behaarung und der Kopfform dennoch leicht als Mischlinge erkennt.

„Der Mulatte ist begabt und rächt sich für die Zurücksetzung, indem er sich überall vordrängt, auf den Schulen einen rühmenswerten Lerneifer an den Tag legt und zu Reichtum kommen will. Dann entfaltet er einen demonstrativen Luxus; Mulattenfrauen schreiten stolz in der feinsten Pariser Toilette, überhangen mit dem kostbarsten Goldschmuck, durch die Straßen der Städte, um die ärmeren Kreolinnen zu ärgern.

Maßlose Eitelkeit, Prahlsucht und Ehrgeiz bilden die hervorstechendsten Züge dieser Mischlinge, wenn es auch an einzelnen guten und wirklich gebildeten Elementen nicht fehlt.

Wie alle unreifen Bestandteile einer Bevölkerung sind sie zu Extremen geneigt, und nach ihrer Ansicht wäre das Mutterland sicher lange zu Grunde gegangen, wenn es nicht von den Mulatten gehalten würde. Lockerheit der Sitten ist bei ihnen sehr stark ausgeprägt, trotzdem ist ihr physisches Aussehen ein auffallend kräftiges."

Von den zu Afrika gerechneten, im Atlantischen Ozean liegenden Inseln: der Madeiragruppe, den Kanarischen Inseln, den Kapverdischen Inseln, den Guinea-Inseln und den Inseln Ascension, St. Helena und Tristao da Cunha erwies sich die Mehrzahl bei ihrer Entdeckung als unbewohnt. Nur die Guinea-Insel Fernando Po und die Kanaren waren auch vor Besitzergreifung durch die Europäer, die Portugiesen, bereits bewohnt. Auf Fernando Po sind Steingeräte aus sehr alter Zeit gefunden worden, und vor etwa 400 Jahren mag ein Bantuvolk, Bube genannt, eingewandert sein. Seine Hautfarbe wird als kupferfarbig, die Statur kleiner als die der Westafrikaner geschildert. Sie mögen etwa 30 000 Köpfe stark sein, und ihre Kultur ist gering.

Von größtem Interesse sind die Ureinwohner der Kanarischen Inseln, die daselbst bei der Entdeckung vorgefunden wurden. Ueber die ethnographischen Beziehungen dieser Kanarier, die gewöhnlich unter dem Namen Guanchen zusammengefaßt werden, giebt es eine ganze Litteratur. Die abenteuerlichsten Hypothesen wurden aufgestellt; man hat sie mit den Vandalen zusammenbringen wollen, ja sogar an Abkömmlinge von Amerika herüber verschlagener Indianer gedacht. Jetzt scheint festzustehen, daß sie Verwandte der berberischen Nordostafrikaner gewesen sind. Gewesen — denn heute können sie als ausgerottet gelten. Schon die Kriege, die von diesen in viele kleine Stämme zerspaltenen Kanariern mit größter Grausamkeit unter sich geführt wurden, trugen sehr zur Verminderung des kleinen, tapferen Volkes bei, als aber mit Beginn des 15. Jahrhunderts Spanier und Franzosen die Inseln zu erobern begannen und dabei gleichfalls in grausamster Weise vorgingen, war das Schicksal der Guanchen besiegelt.

Sie werden beschrieben als ein sehr stattliches, langschädeliges, ziemlich hellfarbiges Volk. Wahrscheinlich aber waren mehrere Rassen vertreten; denn neben diesen hauptsächlich auf Teneriffa sich findenden Guanchen wohnte eine zweite, etwas kleinere und dunklere, weniger langschädelige Rasse auf Grand Canaria; von einer dritten mit noch breiterem Schädel wurde besonders Gomera bewohnt. „Die Guanchen waren vorwiegend Höhlenbewohner, kannten die Metalle nicht, verstanden aber aus Basalt und Obsidian mancherlei Geräte herzustellen. Die Leichen der Häuptlinge und angesehener Personen wurden einbalsamiert. Die Kanarier waren ein Hirtenvolk, bauten aber auch Feldfrüchte, konnten dagegen den Fischfang fast gar nicht betreiben; bei Ankunft der Europäer hatten sie auch jede Kenntnis des Schiffbaus verloren; sie konnten nicht einmal von einer Insel auf die andre gelangen. Ihr Charakter und ihre geistigen Fähigkeiten werden sehr hoch gestellt, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß für das untergegangene Guanchenvolk bei manchen europäischen Autoren eine zu allzu günstigem Urteil verleitende Begeisterung geherrscht hat." (Sievers.)

Ihre Spuren haben übrigens die Guanchen auch in der heutigen Bevölkerung hinterlassen, die als eine spanisch-germanisch-kanarische Mischlingsrasse bezeichnet werden darf; in dieser haben sich manche sprachliche Reste, Sitten und Bräuche erhalten, zum Beispiel die sogenannte Pfeiffsprache, durch die man sich auf große Entfernung verständigt.

Neunzehntes Kapitel

Russland, Lappland, Finnland, Skandinavische Halbinsel, Island und Dänemark

Obwohl der zweitkleinste der Erdteile, nur Australien an Ausdehnung übertreffend, hat Europa sich dennoch den ersten Platz zu erobern vermocht.

Nicht mit der üppigen Fülle tropischer Natur überschüttet unser Erdteil seine Bewohner; in harter Arbeit nur läßt sich der mäßig ergiebige Boden seine Schätze abringen, und ein ungünstiges Klima zwingt im größten Teile Europas den Menschen, Schutz zu suchen gegen die Unbilden der Witterung. Nicht in Europa ist der Ursitz des Menschengeschlechtes zu suchen, nicht hier hat seine Wiege gestanden. Nicht in Europa haben die mächtigen Reiche von hoher Kultur geblüht, deren Spuren wir noch heute, Jahrtausende nach ihrem Untergang, bewundern; ihnen sind wir begegnet im fruchtbaren Nilthal, im altehrwürdigen Gebiet der Doppelströme Euphrat und Tigris, im sonnigen Indien! Aber trotz alledem: Wer wollte auch nur in Gedanken den leisesten Zweifel hegen, daß Europa heute die führende Stelle gebührt, daß der kleine Erdteil, der auf der Karte gegen die erdrückende Ländermasse Asiens verschwindet, der er wie eine Halbinsel angehängt erscheint, den kulturellen Mittelpunkt unsrer Erde bildet, daß Europa die ganze übrige Erde in Abhängigkeit von sich gebracht hat?

In Europa hat seit über zwei Jahrtausenden die Kultur ihren Sitz aufgeschlagen, die allmählich die Welt erobert hat. Die alten Kulturen sind teils verschwunden, von selbst abgestorben oder vernichtet von der neueren, jugendlich-kräftigeren europäischen Kultur, teils sind sie von dieser durchtränkt und umgebildet worden. Und selbst da, wo wir noch viel des Ursprünglichen finden, begegnen wir dem Einfluß europäischer Kultur; selbst in geringem Maß eindringend, wird sie von größter Bedeutung; sie wirkt wie ein Ferment, verändert, umbildend, nicht selten zersetzend.



Russischer Bettler

Unaufhaltsam ist der Siegeslauf europäischer Kultur; mit Riesenschritten hat sich in den letzten Jahrzehnten die Europäisierung

der Erde vollzogen und macht immer weitere Fortschritte. Der in den Boden Nordamerikas gepflanzte Ableger hat sich in wenig mehr als einem Jahrhundert zu einem eignen kräftigen Stamm entwickelt, aber er verleugnet nicht seine Abstammung, und wir brauchen Amerikas nicht unter besonderer Hervorhebung zu gedenken, wenn wir von europäischer Kultur, europäischem Geiste sprechen.

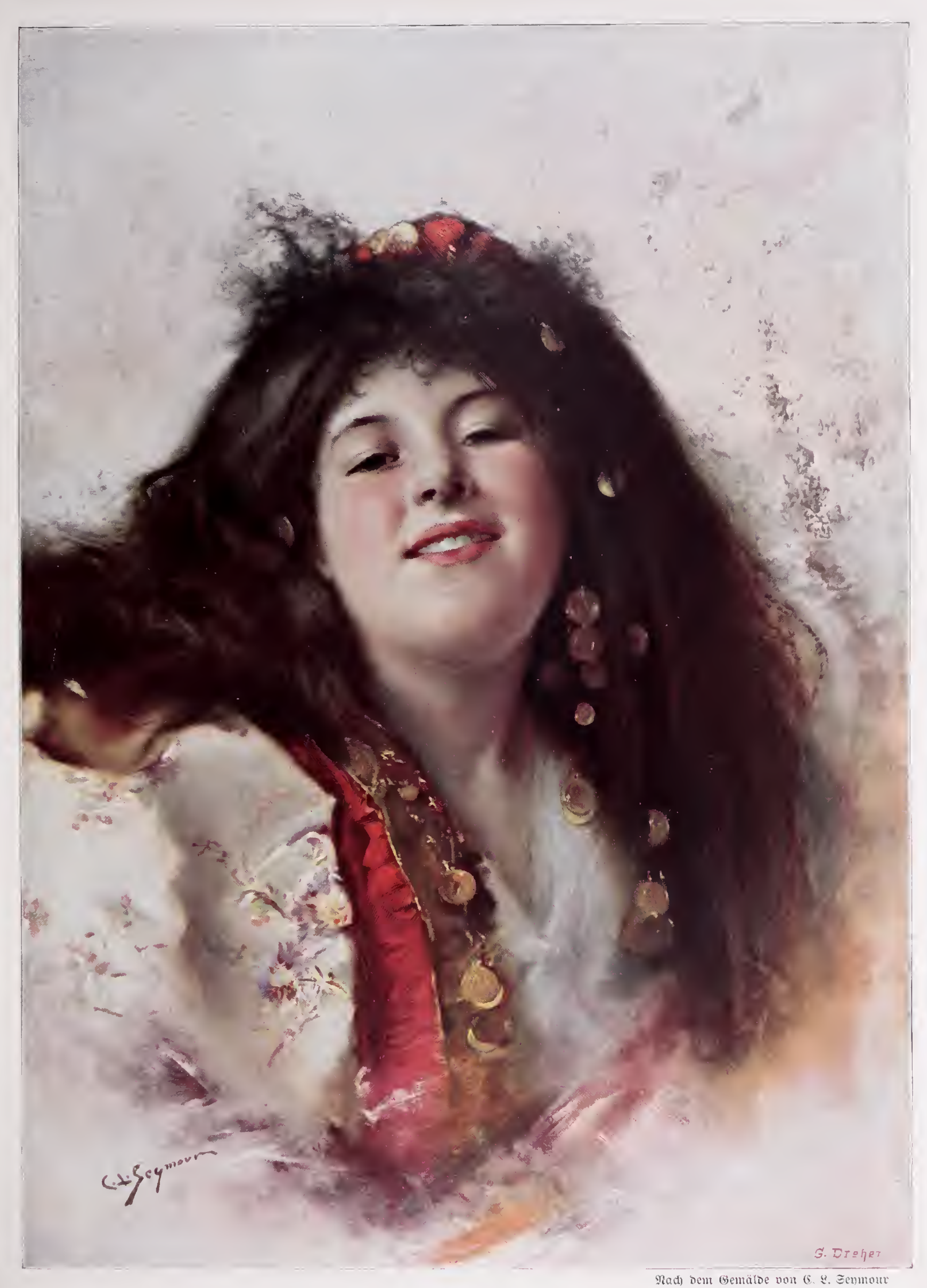
Nicht zum mindesten ist dieses Uebergewicht, das europäisches Wesen heute erreicht hat, den großen Entdeckungen zu danken, die europäischem Geiste gelungen sind. Wie keiner andern Kultur früherer Zeiten ist es der europäischen geglückt, die Naturkräfte in einer vordem nie geahnten Weise in den Dienst des Menschen zu stellen. Dampf und Elektrizität wurden die Waffen, die europäischen Geist die Erde erobern ließen. Immer mehr geriet der ganze Erdkreis binnen kurzer Zeit in politische und wirtschaftliche Abhängigkeit von Europa oder dessen geistigem Tochterlande Nordamerika. Noch ist dieser Umgestaltungsprozeß nicht zu Ende gekommen; dem Siegeslauf europäischer Kultur scheint kein Ziel gesteckt. Der Einfluß der alten Kulturen, so hoch sie gewesen sein mögen, blieb doch immer auf einen mehr oder weniger engen Raum beschränkt; ihr Blick umfaßte auch räumlich nur einen bescheidenen Horizont, der unsre dagegen überfliegt die ganze, durch die Verbesserung der Verkehrsmittel immer mehr zusammenschrumpfende Erde. Ohne leichtsinnigen Prophetentums geziehen zu werden, dürfen wir voraussagen, daß die Vorherrschaft europäischen Geistes nicht mehr verloren gehen wird, selbst wenn einmal, wie manche Zeichendeuter annehmen wollen, Europa selbst nicht mehr der Sitz dieser Kultur sein wird. Einstweilen aber, und wohl noch auf absehbare Zeit hinaus, ist Europa der Mittelpunkt und die Heimstätte dieses welterobernden Geistes. „Es ist die große Werkstätte und zugleich der große Handelsmarkt der Weltwirtschaft.“ Diese bevorzugte Stellung Europas findet naturgemäß auch äußerlich ihren Ausdruck. Es weist die höchste materielle Blüte auf und hat von allen Erdteilen bei weitem die dichteste Bevölkerung.



Ein Tänzerpaar (Klein-Rußland)

Europa würde daher vor allen andern Erdteilen eine eingehende Besprechung verlangen können. Trotzdem aber glauben wir gerade bei diesem Erdteil uns kürzer fassen zu dürfen als bisher; sind doch seine Bevölkerung, deren Sitten und Gebräuche, ihr Aussehen und ihre Lebensgewohnheiten dem Leser sicher bekannter, als dies in Bezug auf die Bewohner andrer Erdteile vorausgesetzt werden darf.

Die Bevölkerung Europas gehört zu den Ariern, zu jener gewaltigen Völkergruppe, die man auch als Indogermanen, Indoeuropäer oder Kaukasier zusammengefaßt hat. Nur ganz vereinzelt finden sich, wie wir noch sehen werden, Völkerreste, die nicht mit den Ariern in Verwandtschaft zu bringen sind; die weitaus überwiegende Menge der Bevölkerung aber zählt zu ihnen. Wir haben diese Rasse, die wir als die höchstentwickelte Menschenrasse bezeichnen dürfen, schon bei den Indern und den Iranern kennen gelernt. Von diesen „östlichen Ariern“ werden die arischen Bewohner Europas als die „westlichen Arier“ unterschieden.



Nach dem Gemälde von C. L. Seymour

Odaliske





Eine russische Schule

Die Sprache ist es vor allem, die die Zugehörigkeit zu den arischen Völkern bedingt; in höherem Maße, als die Ergebnisse anthropologischer und ethnologischer Forschung gestatten die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft eine genauere Begrenzung der arischen Völkergruppe. Die arischen Sprachen sind die höchstentwickelten der Erde. Sie führen auf eine gemeinsame Ursprache mit einsilbigen Wurzeln zurück, die sich in eine große Anzahl von Zweigen gespalten hat. Für alle arischen Sprachen ist ihre ausgebildete Konjugation und Deklination bezeichnend, die durch Suffixe (Anfügungen an das Ende eines Wortes oder Stammes), seltener durch Präfixe (Vorsilben) oder Umlaut des Stammvokales erzielt wird (Schurtz). Diese Stamm- und Muttersprache ist das alte heilige Sanskrit, dessen wir schon zu gedenken Gelegenheit hatten.

Die Sprache ist das einigende Band zwischen den östlichen und den westlichen Ariern. In körperlicher Hinsicht besteht zwischen den asiatischen und den europäischen Ariern ein nicht unbedeutender Unterschied. Erstere nähern sich teils, wie dies Schurtz ausführt, besonders in der Farbe den Negroiden, teils im allgemeinen Habitus den Semiten. Die Asiaten sind durchweg dunkelhaarig und dunkeläugig, die Europäer nur zum Teil. Auch in der Entwicklung der hohen geistigen Anlagen unterscheiden sich die beiden Zweige der arischen Rasse. „Die Arier sind gegenwärtig die Träger der vollendetsten Kultur, die sie allerdings von Völkern fremder Rasse übernommen, aber durch rastlose Arbeit zur höchsten Blüte gebracht haben. Diese Kultur, in Verbindung mit Unternehmungslust und Tapferkeit, hat den westlichen Ariern die Weltherrschaft gesichert, während die meisten der östlichen Arier in ihren tropischen und subtropischen Gebieten wohl ihre geistige Tüchtigkeit zum Teil bewahrt, ihre Thatkraft aber so gut wie ganz verloren haben. Idealismus, ein entwickeltes moralisches Gefühl und Sinn für Kunst und Dichtung sind allen Ariern gemeinsam, wenn auch ungleich verteilt.“ (Schurtz).

Unter den westlichen Ariern werden gegenwärtig drei große Familien unterschieden, denen die überwiegende Mehrzahl der Bewohner Europas angehört: die Romanen, die Germanen und die Slaven; ihnen schließen sich noch einige weitere selbständige, aber kleinere Gruppen an, von denen wegen ihrer Bedeutung in früherer Zeit besonders die Thrako-Illyrier und die Kelten zu nennen sind.

Auch bei diesen Familien ist häufig die Sprache das einigende Band, das Völkerschaften umfaßt, die sonst mancherlei Verschiedenheiten aufweisen. Besonders gilt dies von den Romanen. Was sie zu einer Gruppe verknüpft, ist eigentlich nur die Thatsache, daß alle hierher gehörigen Völker Tochtersprachen des Lateinischen reden und eine größere oder geringere Zumischung italischen Blutes erhalten haben. „Abgesehen davon,“ sagt Schurtz, „ist keine Gruppe ungleichartiger zusammengesetzt als gerade diese.“ Von einer „lateinischen Rasse“ — ein Ausdruck, der so gern von romanischen Völkern gebraucht wird — kann also nicht gesprochen werden; es fehlt innerhalb des romanischen Sprachbezirkes zur Rassen*einheit* alle und jegliche Grundlage. „Das geistige Band der aus dem Lateinischen abgeleiteten Sprachen“, sagt Neumann, „verknüpft Völker der allerverschiedensten Herkunft und der mannigfaltigsten Mischung zu einer Einheit höherer Ordnung, die aber völlig etwas erst geschichtlich Gewordenes und durchaus nichts ursprünglich Natürliches ist.“

Ohne des näheren auf diese geschichtliche Entwicklung der Romanen einzugehen, sei nur darauf hingewiesen, daß es der mächtige Einfluß des Römertums war, der in allen Gebieten geistiger Thätigkeit bei den verschiedensten Völkern auf alle Lebensverhältnisse einwirkte. Große Teile des ehemaligen römischen Weltreiches büßten unter dem gewaltigen Einfluß des herrschenden Volkes einen erheblichen Teil ihrer Eigenart ein, besonders in sprachlicher Hinsicht, und romanisierten sich auf diese Weise, ohne daß im übrigen eine Einheitlichkeit zwischen ihnen nachzuweisen wäre.

Die romanischen Völker werden heute unterschieden in Westromanen und in Ostromanen. Die ersteren umfassen die Bewohner der pyrenäischen und der Apenninen-Halbinsel, die Franzosen und die unter dem Namen Alpenromanen vereinigten interessanten romanisch redenden Völkerreste einiger Teile der Alpen. Die Ostromanen werden nur repräsentiert durch die Rumänen, die einen stark nach Osten vorgeschobenen Posten der Lateiner darstellen, der von seinen Sprachgenossen räumlich weit getrennt ist.

Der zweite große Stamm der westarischen Völkergruppen sind die Germanen. Als ihre Wohnsitze können in großen Zügen die Mitte, der Nordwesten und der Norden Europas bezeichnet werden. Im Gegensatz zu den Romanen darf hier von einem einheitlichen Stamm gesprochen werden, wenn natürlich auch die Behauptung völlig falsch wäre, daß jeder Bewohner des deutschen Sprachgebietes, wie sich dies uns heute darstellt, auch dem Blute nach ein reiner Germane wäre.

Am reinsten finden wir die Germanen als Rasse sicher im Norden Europas. Seit Beginn der geschichtlichen Zeit hatten hier germanische Völker die Sitze inne, in denen wir heute noch die Skandinavier finden: „Das ganze Gebiet vom mittleren Jütland und von den dänischen Inseln nordwärts durch die ganze skandinavische Halbinsel bis nach den Shetlandinseln, den Faröern und nach Island."

Die Zeit der großen Völkerwanderung ließ einen germanischen Strom bis weit nach dem Süden Europas, ja bis nach Nordafrika vordringen. Wie die Römer es den unterworfenen Völkern gegenüber machten, so zwangen hier die Germanen besiegten Stämmen germanisches Wesen und germanische Sprache auf. Manches Volk germanischen Ursprungs freilich verfiel umgekehrt selbst der Romanisierung oder ist in den Stürmen der Völkerwanderungszeit völlig erloschen, wie der Stamm der tapferen Goten. Gleich hier sei erwähnt, daß die Ausdehnungskraft der Germanen auch über Europa hinaus



Tataren

griff. Nachdem sie auf den britischen Inseln festen Fuß gefaßt und den dortigen Kelten, soweit sie nicht ausgerottet wurden, Sitte und Sprache der Eroberer aufgedrängt hatten, ergoß sich von hier aus ein germanischer Strom über das Meer: der Norden Amerikas und Australien enthalten eine vorwiegend germanische Bevölkerung.

In Europa selbst bedeutete die Wander- und Eroberungslust der Germanen, die sie in jener großen Zeit der Völkerwanderung mit jugendlichem Ungestüm nach Süden vordringen und in ungebrochener Jugendkraft das morsch gewordene Römerreich über den Haufen werfen ließ, wie Schurtz hervorhebt, eher eine Schwächung als eine Stärkung des Germanentums. Kurzlebig waren jene mächtigen gotischen und vandalischen Reiche, die gewaltige Heerführer auf den Trümmern einer zerschlagenen Kultur aufgerichtet hatten, und von der großen Herrschaft der Goten, die sich über Italien, als das Reich der Ostgoten, und über Spanien und Südfrankreich als das Reich der Westgoten erstreckte, ist heute auch keine Spur mehr vorhanden. Der letzte Rest der Goten, der sich noch in der Krim zu halten gewußt hatte, verlor im 16. Jahrhundert sein Volkstum und seine Sprache.

Russischer Kutscher

In der Mitte Europas aber drangen in die Wohnsitze der Germanen zur Zeit der großen Völkerwanderung Völker der dritten großen europäischen Völkerfamilie ein, die Slaven.

Seit älterer Zeit schon dürften der Osten und Südosten Europas der Wohnsitz der Slaven gewesen sein, die ihren westlichen Nachbarn unter dem Namen der Wenden und Sorben oder Serben bekannt waren. In den Tagen der Völkerwanderung bis zum 7. Jahrhundert drangen sie weit nach Westen vor, indem sie sich bis an die Elbe und über diese hinaus vorschoben. Wie sie hier im Gebiet zwischen Weichsel und Elbe sich erobernd festsetzten, so besiedelten sie ebenso die östlichen Alpenländer und große Gebiete der Balkanhalbinsel. In langsamem, zähem Kampf versucht seit tausend Jahren das Germanentum die damals verloren gegangenen, ursprünglich germanischen Sitze wieder zurückzuerobern, und gerade in unsern Tagen ist bei besonders scharfer Betonung des Nationalitätenprinzips der Kampf zwischen Germanentum und Slaventum aufs neue heftig entbrannt.

Die Slaven werden heute am zweckmäßigsten eingeteilt in Ost-, West- und Südslaven. Die Ostslaven umfassen die Russen; zu den Westslaven zählt man die Polen, Tschechen, Slovaken und die als Sorben und Wenden bezeichneten Völkerreste in der sächsischen und preußischen Lausitz. Südslavische Völker sind die Serben, Bosnier, Kroaten, Slowenen und der slavisierte Stamm der Bulgaren, der ursprünglich finnischen Charakters war.

Diesen drei großen Familien arischer Abstammung schließen sich noch einige kleinere Gruppen an, die ebenfalls zur arischen Familie zu zählen sind, heute aber nur noch eine geringe Bedeutung besitzen.

Von ihnen erwähnen wir zunächst die Thrako-Illyrier. Die Thraker waren früher Bewohner der östlichen, die Illyrier der westlichen Balkanhalbinsel. Die Thraker haben sich im Laufe der Geschichte völlig verloren, d. h. sie sind unter andern Völkern aufgegangen, während die Illyrier sich in bescheidenen Resten als die Albanesen erhalten haben. Durch die geographische Beziehung

mit ihnen aufs engste verbunden sind die Griechen, die ebenfalls eine isolierte Gruppe darstellen. In früherer Zeit weit bedeutender war aber ein andrer Volksstamm des arischen Zweiges: die vielgenannten Kelten. Ihr Verbreitungsbezirk dehnte sich früher aus „von den Orkneys und Hebriden durch ganz Großbritannien und Irland, durch Frankreich bis zur Garonne, im Osten bis zum Rhein oder zur Donau und südlich, die Wohnsitze der ehemaligen Ligurer und Räter umgreifend,



Eine Gruppe russischer Frauen

bis zur Vereinigungsstelle der Save und Donau." Ueberall fast waren die Kelten erobernd eingedrungen und hatten sogar Vorstöße gegen Rom und Kleinasien gemacht. Sie erinnern hierin wie in der Ausdehnung ihres Besitzes an das Vordringen der Germanen in der Völkerwanderung, und gleich wie bei diesen war ihre Herrschaft vielfach nur vorübergehend. Auffallend rasch sind sie verschwunden, und nur bescheidene Reste haben sich noch von ihnen erhalten in den Ländern, die wohl früher der Hauptsitz des Keltentums waren, in Gallien und Britannien.

Diesen, die Hauptbevölkerung Europas ausmachenden Stämmen arischer Abkunft stehen fremd gegenüber, nach Herkunft wie in der Sprache, einige andre Völker: der hohe Norden und der äußerste

Osten Europas beherbergt etliche Stämme ural-altaiischer Abkunft, unter denen wir besonders die Lappen näher kennen lernen werden, wie wir schon die Bekanntschaft der Samojeden gemacht haben. Ihnen schließen sich einige kleine, als Wolgavölker bezeichnete Stämme an. Sie gehören sämtlich zu der sogenannten uralischen Gruppe der Ural-Altaier, und mit ihnen verwandt sind die eine bedeutendere Rolle spielenden Finnen und Magyaren. Die letzteren bieten wiederum ein bemerkenswertes Beispiel von der Bedeutung sprachwissenschaftlicher Vergleichung für die Völkerkunde. Fernab von ihren Volksgenossen haben sie sich in den Tiefebenen zwischen Alpen und Karpathen von der unteren Drau bis zum Oberlauf der Theiß festgesetzt. Eingekeilt zwischen Slaven, Rumänen und Deutschen haben sie durch die Einwirkung dieser drei verschiedenen Stämme der arischen Völkerfamilie infolge fortgesetzter Mischung mit ihnen in ihrer äußeren Erscheinung fast alles verloren, was an ihre Zugehörigkeit zu den ural-altaiischen Völkern erinnern könnte. „Da sich auch ihre ganze Lebensführung in nichts Wesentlichem von der ihrer Nachbarn unterscheidet, so verraten sie ihre ethnographische Sonderstellung inmitten einer indo-europäischen Umgebung einzig und allein durch ihre Sprache, die sich als eine agglutinierende (die Beziehungslaute mit den Wurzeln zusammenfügende) von den flektierenden europäischen Sprachen ebenso scharf unterscheidet, wie ihre Verwandtschaft mit den ural-altaiischen und mongolischen Sprachen hierdurch unverkennbar hervortritt."



Eine russische Amme

Auch von der sogenannten altaiischen Gruppe der Ural-Altaier finden wir Vertreter in Europa. Wir haben schon früher Gelegenheit gehabt, eine größere Anzahl dieser Völker kennen zu lernen und die Bedeutung zu betonen, die einzelne von ihnen, wie die Kirgisen, Turkmenen, Hunnen, im Mittelalter eingenommen haben. In mächtigen Vorstößen sind sie von Zeit zu Zeit aus ihrer asiatischen Heimat nach Westen vorgedrungen; wie ein Sturmwind dahinbrausend haben sie mit elementarer Gewalt niedergefegt, was sich ihnen entgegenstellte, Throne gestürzt, Reiche zerstört, Kulturen vernichtet. Aber sie waren nur groß im Zerstören und nicht im Aufbauen, ihre staatlichen Neuschöpfungen erwiesen sich als unbeständig und von kurzer Dauer, und heute zeugen nur noch kleine, unbedeutende Volkssplitter, die unzusammenhängend als Fremdkörper in Gebieten fremden Volkstums eingestreut sind, von diesen ephemeren Gründungen; unscheinbare Ueberbleibsel jener asiatischen Reitervölker. Nur ein Stamm der altaiischen Gruppe hat sich in Europa bis heute größere Geltung zu erhalten gewußt: die Osmanen oder Türken, deren wir ja schon zu gedenken hatten und die wir auch in Europa abermals antreffen, nicht als ein unscheinbares Ueberbleibsel, sondern auch heute noch als besitzende Macht, freilich nur noch in schwachem Abglanz einstiger Größe.

Als Vertreter der Semiten treffen wir in Europa die Juden, die verstreut, bald in größerer, bald in geringerer Anzahl mit der Bevölkerung Europas leben.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über die Völker Europas in ihrer verschiedenen Zusammensetzung seien die einzelnen Staaten unter besonderer Berücksichtigung ihrer Bewohner des näheren besprochen, wobei wir freilich, wie schon erwähnt, von einer gleich eingehenden Schilderung, wie wir sie bisher versuchten, Abstand nehmen müssen.

Russland

Wenn wir zuerst Rußland, das ungeheure slavische Reich, nennen, so schließen wir hiermit an ein früher schon besprochenes Kapitel, an asiatische Völkerschaften, an; denn das europäische Rußland bildet ja nur einen Teil des russischen Reiches, das sich in seiner ungeheuren Ausdehnung weit hinein nach Asien erstreckt. Das russische Reich zählt zu den am dünnsten bevölkerten Staaten Europas. Teils trägt daran seine nördliche Lage schuld, teils die Bodenbeschaffenheit und teils der Umstand, daß in dem weiten osteuropäischen Tieflande eine überwiegend Landwirtschaft treibende Bevölkerung sitzt. Ueber viele Tausende von Quadratkilometern erstreckt sich die Tundra, die wir schon in Sibirien kennen gelernt haben, und die zum Beispiel große Strecken des Gouvernements Archangel unbewohnbar macht. Riesige Sumpf- und Moorflächen bedecken ferner viele Teile Nordrußlands, der Ostseeprovinzen und vor allen Dingen Westrußlands. Salzsteppen, felsiges Oedland tragen weiterhin dazu bei, das ertragfähige Land zu vermindern. Ein großer Teil des letzteren, nach Sievers' Angaben 38,8 Prozent des Gesamtareals, ist mit Wald bedeckt, der einen Hauptteil des russischen Nationalvermögens darstellt. Von größter Wichtigkeit aber ist für Rußland das Ackerland, die fette Schwarzerde, die eine ackerbautreibende Bevölkerung von über 50 Bewohnern auf den Quadratkilometer zu ernähren im stande ist.

Die Bevölkerung des ungeheuren Reiches zählt durchweg zu den Slaven; nach den Dialekten zerfallen die Russen in die Hauptmasse der Großrussen, in die Weißrussen im Westen und in die Kleinrussen im Süden des osteuropäischen Tieflandes. Nach Westen hin ist die Abgrenzung dieser russischen Stämme leicht zu ziehen; weit schwieriger nach Osten zu, da bis in das europäische Rußland fremde Völkerschaften von Asien her sich eindrängen. In der äußeren Erscheinung deuten die Gesichtszüge der Russen durch die meist stumpfe Nase und die stark entwickelten Backenknochen auf eine mongolische Mischung des arischen Volkes hin. Das Haar ist in der Regel blond, die Augen blau oder grau, der Schädel kann mit einem Index von 82 als meso- bis brachycephal (mittel- bis kurzschädelig) bezeichnet werden.

Durch die mongolische Zumischung ist ein Rückgang der Körpergröße zu verzeichnen. Am stärksten ist nach Ratzel die Vermischung vielleicht vorgeschritten im Baikalgebiet, am Amur und überhaupt im südöstlichen Sibirien, und wir haben schon der Rolle gedacht, die hierbei besonders die Buräten spielten. „Getaufte Buräten, die russische Frauen genommen haben und



Bäuerin aus dem Gouvernement Archangel

in besonderen, von den burätischen Ansiedelungen getrennten Dörfern, mitunter auch zerstreut in russischen Ansiedelungen und Dörfern, gemeinsam mit Russen leben, sind ein hervorragendes Element der sibirischen Landbevölkerung und werden unschwer mit Russen verwechselt; aber eine genauere Betrachtung läßt in dieser Mischrasse mit dunkler Haut, weichem Haar, schmalen Augen, die im ganzen nicht unschön und vor allem kräftig ist, noch leicht das mongolische Element herauskennen."



Eine russische Braut aus den höheren Ständen

Wenn wir versuchen, ein allgemeines Bild der russischen Bevölkerung zu geben, so werden wir uns naturgemäß hauptsächlich an die Landbevölkerung halten müssen, die, wie überall, die ursprünglichen Verhältnisse besser bewahrt als die Stadtbevölkerung. Freilich bringt es die ungeheure Ausdehnung des Reiches mit sich, daß die Schilderung nur ganz allgemein gültig sein kann, da allein schon die klimatischen Verschiedenheiten Unterschiede in der ganzen Lebensführung bedingen; andrerseits ist das russische Volk trotz seiner weiten Verbreitung jedoch gleichartiger als irgend ein andres Volk Europas.

Betrachten wir zunächst die Bauart der russischen Wohnungen, so sind im allgemeinen in den Dörfern die Häuser aus Holzstämmen gebaut. In den Gouvernements, wo das Holz selten ist, werden die Häuser aus auf den Feldern aufgelesenen Steinen errichtet und haben gewöhnlich nur einen Stock. Das Wohnzimmer nimmt die ganze Front des Hauses ein und dient auch zugleich als Küche. Ihm schließt sich ein kleiner Schlafraum an. Zur Aufbewahrung von Getreide und Geräten aller Art sind meist Lehmgebäude errichtet. Vielfach finden sich auch eigne Gemeindehäuser, die nicht nur zu Zusammenkünften für Beratungen im gemeinschaftlichen Interesse dienen, sondern auch zu gemeinschaftlichen Vergnügungen. In früherer Zeit und vielfach auch heute noch spielten in dieser Beziehung eine größere Rolle die Badehäuser, deren gemeinschaftliche Benutzung vom ganzen Ort allgemein üblich war oder vielfach noch ist.

Die nationale Kleidung der Russen bietet im ganzen wenig Abwechslung. Besonders in den mittleren Gouvernements ähnelt sich die Kleidung sehr. Der russische Bauer trägt gewöhnlich während des Winters Schaftstiefel, Strümpfe, die von den Frauen gestrickt sind, oder um die Beine gewickelte Tücher; weite Hosen aus dickem Tuch, ein kurzes, hemdartiges Kleidungsstück, das, auf der linken Seite geknüpft, sich über die Beinkleider herab erstreckt und um die Hüfte zusammengehalten wird. Ueber die linke Schulter wird ein bis zu den Knieen reichender Pelz aus Schaffell getragen, oder ein ebenfalls aus Schaffell gefertigter Rock, der weit über die Kniee hinabgeht, hüllt den Körper ein. Der Kopf ist meist mit einer einfachen Mütze bedeckt. Das Festtagskostüm ist natürlich gewählter als das werktägliche. Die hohen Stiefel zeigen häufig eine Einfassung von Maroquinleder, und die Kleidungsstücke sind mit bunter Stickerei geschmackvoll und hübsch geschmückt. Im Sommer trägt der Bauer selten Stiefel, meist nur Holzschuhe, und die Beine mit Zeugstreifen umwickelt; im übrigen setzt sich die ebenso praktische wie hübsche Kleidung zusammen

aus weißen oder bunten Beinkleidern und einem Halbkaftan. Die gewöhnliche Tracht der Frauen im Winter ist ein weißes oder buntgestreiftes Hemd, über dem der meist selbst verfertigte leinene blaue oder bunte Sarasan getragen wird. Das Kleidungsstück besitzt keine Taille, ist rechteckig geschnitten und wird durch zwei am Rücken gebundene Bänder gehalten. Der Sarasan hat auch keine Aermel; die des Hemdes sind weit, bauschig und lassen zum großen Teil die Arme frei. Vervollständigt wird die hübsche Tracht durch eine Schürze, die entweder um die Taille gebunden wird oder auch bis zur Brust heraufreicht.

Für die älteren Frauen ist die Festtracht im Winter beinahe die gleiche wie an Wochentagen. Junge Frauen tragen dann einen Sarasan aus feinem Kattun, eine Schürze aus gleichem Stoff, hübsche Stiefel, um den Hals ein seidenes Tuch und mehrere Reihen falscher Perlen. Sie sind ferner mit Ohrringen aus Silber oder Gold geschmückt. Das Haupt ist bedeckt mit einer kleinen Mütze. Vielfach kommen auch originelle Haartrachten vor, während für gewöhnlich das Haar in Zöpfen getragen wird.



Russische Bäuerin in Festtracht

Die lebhaften Farben der seidenen Hals- oder Kopftücher, die häufig mit Blumen geschmückten Haare, die leuchtenden Töne der Schürzen und der Sarafane, alles das bildet trotz der nicht selten bizarren Farbenzusammenstellung ein farbenprächtiges und gefällig wirkendes Ganzes. Der Russe hat einen ausgesprochenen Sinn für lebhafte Farben, an Werktagen freilich ist häufig nicht viel von diesem Schönheitssinn zu merken und die Kleidung nicht selten sehr vernachlässigt. Es scheint, schreibt Pauly, daß es den Frauen oft genügt zu wissen, daß sie überhaupt bekleidet sind, ohne sich besondere Mühe mit der Kleidung zu geben. Freilich scheint ihnen manchmal auch dieses Bewußtsein zu fehlen. „Was für ein Volk!“ sagt Nossilow in seinen Reisebildern aus der europäischen Tundra. „Ich trug fast Scheu, es näher anzusehen, so schlecht war es gekleidet; und wenn mein Blick einmal geradeaus fiel, blieb er wie gebannt an diesen wirren Mädchen- und Kinderköpfen hängen, an den Lumpen, in die die Menschen gekleidet waren, den offenen Röcken, durch die der Körper hindurchschimmerte. Göttliche Einfachheit der Sitten! Je länger man schaut, um so vorurteilsloser wird man gestimmt, und schließlich ruft eine Stimme im Innern uns zu, daß alles gerade so ist, wie es sein muß, daß diese blauen Frauen- und Mädchenröcke, durch die der Körper so deutlich sichtbar ist, und die weißleinenen Unterhosen der Männer mit schmutzigen, zerrissenen Knieen, ihre weißen, mit Schnüren gegürteten Hemden, und endlich die buchstäblich halbnackten Kinder, Weiber und Alten, daß alles das so sonderbar und verächtlich nur auf den ersten Blick erscheint. Was ist denn Verächtliches daran, wenn ein Volk arm,

schrecklich arm, so arm ist, wie nur ein Mensch sein kann, den sein Geschick in ein Land mit unwirtlichem Klima und ohne jede natürlichen Hilfsmittel verschlagen hat?!"

Eine überreiche Zusammenstellung prächtiger Typen russischer Volkstrachten findet sich in dem anläßlich der Feier des tausendjährigen Jubiläums des russischen Reiches herausgegebenen Prachtwerk „Die Völker Rußlands".

Die Nahrung der Russen hängt natürlich sehr von der sozialen Lage der einzelnen ab. Immerhin können wir von Nationalgerichten sprechen, die die Hauptnahrung der Armen ausmachen und auch bei den Wohlhabenden sich großer Beliebtheit erfreuen. Das sind vor allem: Kohlsuppe, Grütze und Fischsuppe; eine große Vorliebe hat der Russe auch für Gurken, Zwiebeln, Knoblauch und Pilze. Bei den höheren Klassen kommt eine ausgesprochene Vorliebe für Süßigkeiten hinzu. Unter den Getränken ist als russisches Nationalgetränk anzuführen der Kwaß, ein berauschendes, bierähnliches Getränk; außerdem wird eine Art Met getrunken, und bekannt ist der leider ungebührlich große Gebrauch von Schnaps. Es wird besonders von dem Großrussen hervorgehoben, daß er tage- und wochenlang sich alkoholischer Getränke zu enthalten vermag, dann aber wiederum sich mehrere Tage hintereinander bis zur Bewußtlosigkeit betrinken kann; der Weißrusse und Kleinrusse dagegen soll nicht in dieser Weise ausschweifen, wohl aber gern ständig sich seines Getränkes freuen. Freilich ist nicht zu vergessen, daß auf den Schnapskonsum Klima und Lebensweise einen großen Einfluß haben, deren Wirkung durch eine gewisse Charakterschwäche, von der die Russen nicht freizusprechen sind, gesteigert wird. In den höheren Kreisen wird Schnaps ersetzt durch schwere Weine und hauptsächlich durch Champagner, dessen Einfuhr selbst von russischer Seite als unglaublich hoch bezeichnet wird.



Sergeant im russischen Heere

Trotz dieses starken Alkoholkonsums ist das allgemeine Getränk Rußlands, das in einer jeder Berechnung spottenden Menge genossen wird, der Thee. In keinem Hause fehlt der Samowar, der bekannte eigenartige, für Rußland charakteristische Theekessel, der zu allen Tages- und Nachtstunden in Bereitschaft gesetzt wird. Selbst bei einer großen Zahl Bauern findet sich dieses nationalrussische Gerät. Ohne eine Tasse Thee ist kein Abschluß eines Geschäftes denkbar, und in vielen Restaurationen ist kein andres Getränk als Thee zu bekommen, zu dem einige wenige nationale Speisen gereicht werden. Der jährliche Theeimport auf dem Landweg wird von Pauly auf 350000 Pud, das Pud zu 20 Kilogramm, angegeben. Einen charakteristischen Ausdruck findet diese Wertschätzung des Thees in der Bezeichnung der für Gefälligkeiten geleisteten kleinen Entschädigung. Wie der Deutsche von „Trinkgeld" spricht, der Italiener ein paar Soldi für „Maccaroni" oder „zum Essen" erbettelt, so empfängt der Russe diesen internationalen Obolus „zum Thee". Die Lebensweise der Russen ist durchweg eine sehr einfache, freilich meist durch das Gebot einer harten Not. In keinem europäischen Land leben so viel Menschen in äußerster Armut wie im russischen Reich, und selbst da, wo seinen Bewohnern in der Ausnutzung des Bodens durch Getreidebau ein besseres Los gefallen ist, vermögen sie es nicht zu der wirtschaftlichen Blüte zu bringen, zu der es, wie zum Beispiel in Südrußland an der unteren Wolga, die benachbarten deutschen Ackerbaukolonien gebracht haben. Der russische Bauer ist geschickt und erfinderisch in allen möglichen Handwerksbetrieben, aber es fehlt ihm die Ausdauer, und so ist seine Thätigkeit selten erfolgreich; dabei mangelt ihm

der richtige arbeitsame Erwerbssinn. Freilich ist hieran nicht nur er und seine Charakteranlage schuld, sondern der russische Bauer ist zugleich das Produkt einer jahrhundertelang andauernden despotischen Vergewaltigung. Erst 1863 wurde die Leibeigenschaft aufgehoben, aber auch dieser bedeutsame Schritt des „Zar-Befreiers“ hat nicht die wohl hieran geknüpften Hoffnungen erfüllt. Auch heute noch steht der Bauer in schwerer Abhängigkeit, und die allgemeinen russischen politischen Verhältnisse, das Gefühl eines mangelnden Rechtsschutzes, die immer wieder drohende Furcht vor Vergewaltigung haben es noch nicht zur Entwicklung eines thatkräftigen und zweckbewußt arbeitenden Bauernstandes kommen lassen. Daß die Möglichkeit hierzu in den Anlagen des Russen gegeben wäre, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Der Russe ist körperlich in hohem Grad leistungsfähig und



Lappenkind auf einem Renntier

hat sich in der Schulung eines meist rauhen und unwirtlichen Klimas an die Ertragung harter Strapazen gewöhnt; auch sein Charakter zeigt viele hervorragend gute Eigenschaften. Freilich dürfte kaum etwas schwieriger sein, als eine gute Schilderung des russischen Charakters, der durch eine Menge historischer und sozialer Faktoren umgebildet und verändert worden ist. Er enthält auch Mischungen westlicher und östlicher Züge und viele Gegensätze. Nächstenliebe, ein patriarchalischer Zug, eine in hohem Grade geübte Gastfreundschaft sind Grundzüge des russischen Charakters. Hinterlist, Aberglaube, Trägheit, Leichtsinn und Unmäßigkeit sind auf der andern Seite Eigenschaften, die dieses sympathische Bild trüben. Dazu kommt ein gewisser Fatalismus, der zum Teil in der Rassenmischung, zum Teil in der historischen Entwicklung seinen Grund haben mag. „Die für die politische Herdenbildung günstige mongolische Fähigkeit des stummen Gehorsams und stillen Leidens ist auf den Russen übergegangen,“ schreibt Ratzel, und nichts ist bezeichnender für diesen Zug des russischen Charakters, als daß das Wort „nichts“ (nitschewo) das von den Russen in allen Lebens-

lagen mit Vorliebe angewendete Wort ist. An der traurigen sozialen Lage, worin das Volk sich vielfach befindet, ist freilich die Regierung von schwerer Schuld nicht freizusprechen. Die allgemeine Volksbildung steht in Rußland außerordentlich tief; ähnliche Verhältnisse herrschen in Europa nur noch auf der Balkanhalbinsel. Wie wir Sievers entnehmen, kommen in Deutschland auf je 10 000 Einwohner 1576, in Rußland aber nur 200 Elementarschüler. Dementsprechend ist auch die Zahl der Analphabeten (nicht lesen und schreiben Könnenden) erschreckend groß. Sie wird auf 70,8 % aller 1887 ausgehobenen Rekruten angegeben, ist also, wenn auch die Mädchen mit in Berechnung gezogen werden, jedenfalls noch viel bedeutender. Neben der rohen, unwissenden Masse des kenntnislosen Volkes steht aber eine immerhin auch beträchtliche Menge Gebildeter. An mittleren und höheren Schulen ist kein Mangel, und sie werden zahlreich besucht, besonders auch von der weiblichen Bevölkerung. Aber es ist nicht zu leugnen, daß diese Bildung vielfach eine etwas einseitige Richtung eingeschlagen hat, oft genug auch eine nur oberflächliche ist und die tiefgreifende Korruption in allen Kreisen nicht zu hindern vermocht hat. Wohl werden von edlen Russen und Russinnen in hoher Selbstverleugnung Versuche unternommen, die Bildung auch in die breiten Schichten des Volkes zu tragen, aber der Abstand ist ein zu großer und die Aufgabe wohl die denkbar schwerste. Daß der Russe, und hierbei müssen wir besonders der Frauen gedenken, für eine Idee die größten Opfer auf sich zu nehmen und Leiden aller Art zu erdulden vermag, haben freilich auch die politischen Verhältnisse der letzten Jahrzehnte vielfach bewiesen.



Eine Lappin

Die russische Staatskirche ist die griechisch-katholische. Im allgemeinen kommt der Russe den religiösen Vorschriften gewissenhaft nach, wie eifriger Kirchenbesuch, die Einhaltung der vorgeschriebenen Fasten und andrer religiöser Uebungen darthun, wenn natürlich auch schwer zu sagen ist, inwieweit wirkliches religiöses Gefühl dabei ins Spiel kommt. Daß der russischen Natur religiöser Sinn nicht fremd ist, beweist aber die große Neigung zur Sektenbildung, die auf russischem Boden in ungeahnter Fülle wuchert und deren Anhänger trotz grausamster Verfolgungen ihre Ideen festzuhalten gewohnt sind. Die Kehrseite freilich ist, daß der krasseste Aberglaube auch auf russischem Boden seine besten Wurzeln schlägt und oft Hand in Hand geht mit Sektenbildung. Im Norden Rußlands findet sich der christliche Glaube nicht selten durchsetzt mit heidnischen Vorstellungen, so mit Schamanentum, das wir bereits bei den nördlichen Sibiriern kennen gelernt haben.

Diese Aneignung fremder Religionsvorstellungen ist nur ein Ausfluß des russischen Charakterzugs der Anpassungsfähigkeit an fremde Völker. Die Leichtigkeit, mit der der Russe sich besonders

auch niedriger stehenden Völkern anpaßt, ist für die russische Politik in Asien ein sehr wichtiger Faktor, da hierin ihr politischer Gegner in diesen Ländern, der Engländer, das gerade Gegenteil ist. Die russische Regierung hat es stets in hohem Grade verstanden, diese Fähigkeit auszunutzen, und nicht zum geringsten eben ihr verdankt Rußland seine Erfolge in Asien.

In der Familie übt der Vater eine oft unbeschränkte Gewalt aus, die man nicht selten auch als Tyrannei bezeichnen könnte. Das ganze Haus gehorcht ihm rückhaltlos, und bei den niederen Klassen trennen sich häufig die Kinder auch nach der Verheiratung nicht vom elterlichen Haus, sondern bilden mit ihm eine gemeinsame Familie, deren anerkanntes Oberhaupt der Vater ist.

Dieses aus den patriarchalischen Verhältnissen der Familie entsprungene Autoritätsgefühl bringt der Russe in gleicher Weise seinen Vorgesetzten, in früheren Zeiten der Leibeigne seinem Herrn, der Gläubige dem Popen entgegen, und schließlich das ganze Volk der Regierung, dem „Väterchen Zar". Es gehörten schon jahrhundertelang fortgesetzte schwerste Mißgriffe dazu, dieses eingewurzelte Autoritätsgefühl zu lockern.

Trotz des erwähnten schwermütigen Charakters ist der Russe Vergnügungen und Spielen durchaus nicht abgeneigt. Eine Zeit der Freude ist besonders die Woche zwischen Weihnachten und dem Tag der heiligen drei Könige (6. Januar), die auch in der altdeutschen Mythologie als die Zeit mannigfaltigen Spuks und Zaubers zwischen Himmel und Erde ihre besondere Bedeutung hatte. In diesen Tagen der Lustigkeit hallen in Rußland die Straßen wider von fröhlichen Gesängen; man kommt in den Häusern zusammen, um zu singen und zu tanzen und sich zu vermummen; die Masken eilen von Haus zu Haus und stellen oft originell zusammengesetzte Scenen dar, historische Erinnerungen, heilige Legenden und dergleichen. Das Winterwetter gestattet hierbei weite Ausflüge im Schlitten mit dem charakteristischen russischen Dreigespann, der Troika, und mancherlei winterlichen Sport.



Ein Berglappe

Nicht minder ist eine Zeit hoher Freude die Osterzeit, wenn

nach den vorhergegangenen langen Fasten am Ostermorgen das aus den Kirchen strömende Volk sich jubelnd zuruft: „Christ ist erstanden!“ und der Gegengruß ertönt: „Er ist wahrhaftig erstanden!“

Die Freude an der Musik findet ihren Ausdruck in Spiel und Gesang. Das typisch nationale Instrument ist die Balalaika, eine Art sehr einfacher Guitarre mit drei Saiten. Der Gesang ist häufig ein Wechselgesang, eintönig klingend, aber in seinem melancholischen Rhythmus und schwermütigen Tonfall von eigenartigem Eindruck. Als russischer Nationaltanz kann die Kazatschka gelten. Die langsamen, abgemessenen Bewegungen, in denen durch mimische Darstellungen alle Gefühle des Suchens und Meidens zum Ausdruck kommen, enden in einem Tanz von rascheſtem Tempo. Der ganze Tanz wird begleitet von einem Lojki genannten, glöckchenbehängten Instrument, das der Tänzer in der einen Hand hält, während die Tänzerin ihre graziösen Bewegungen durch das Schwenken eines Tuches erhöht. Manche Spiele wären noch aufzuzählen, die beweisen, daß auch der russische Bauer es versteht, dem meist eintönigen Grau seiner Lebenstage von Zeit zu Zeit einige leuchtende Farben aufzusetzen.

Zum großen Teil gilt das von den Großrussen Gesagte auch von den Kleinrussen, wenn natürlich auch manche Unterschiede zu bemerken sind. Sie sind am wenigsten tatarisiert und am meisten westlichen Einflüssen zugänglich, am eifrigsten für deren Ausbreitung arbeitend, kurz, die europäischsten unter den Russen. Körperlich sind sie durch höheren Wuchs und feinere Züge ausgezeichnet, sie sind beweglich, empfänglicher, aber auch weicher und weniger entschieden als die Großrussen. In Familie und Gemeinde ist der Kleinrusse unabhängiger, seine Frau freier.

Die Tracht der Männer ist weniger malerisch als bei den Großrussen; die Tracht der Frauen unterscheidet sich von der der Männer weit mehr, als wir dies bei den Großrussen sahen. Das weiße Hemd, das weit herabgeht, hat lange Aermel und einen geschlossenen Hals, die Stelle der Jacke vertreten zwei Tücher, das eine vorn, das andre hinten und um die Taille durch einen Gürtel zusammengehalten. Darüber wird ein gewöhnlich ärmelloses Mieder angezogen von Halbseide und dann ein bis zu den Knieen reichender Umhang von Schaffell und mit Seide gefüttert. Als Schmuck werden um den Hals Glasperlen verschiedener Farbe oder Korallen getragen, ebenso goldene Medaillons und kleine alte Münzen. Im Sommer ist die Tracht eine sehr einfache, denn alle Kleinrussen sind Ackerbauer, und ihre Thätigkeit ist heiße Feldarbeit. Auch hier finden wir natürlich bei den verschiedenen Bevölkerungsklassen abweichende Tracht.

Die Kleinrussen haben mehr noch als die Großrussen Vorliebe für Gesang, und in den traurigen Weisen der Gesänge spiegelt sich die ganze Oede und zugleich Großartigkeit der Steppenlandschaft wider.

Als besonderer Zweig der Kleinrussen sind die

Ruthenen oder Russinen

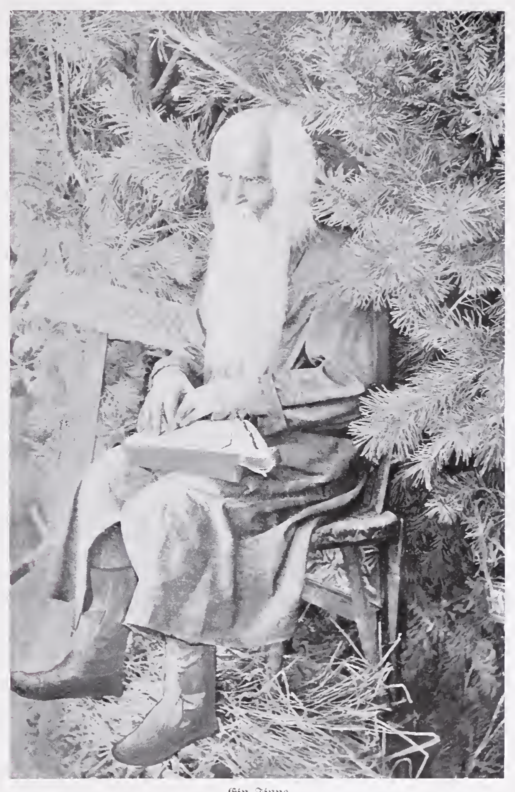
zu betrachten, die am rechten Ufer des Dnjepr in dem Gouvernement Kiew, in Podolien, in Volhynien wie auch in dem östlichen Galizien, in der westlichen Bukowina und im nordöstlichen Teile Ungarns wohnen.

Das Aeußere der Ruthenen bietet große Verschiedenheiten je nach den einzelnen Landstrichen. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, und die von den Ruthenen bewohnten Gouvernements sind durch ihre Fruchtbarkeit bemerkbar. Die Gouvernements von Podolien und Kiew sind sicher die schönsten und gesündesten im europäischen Rußland.

Die Bewohner des weitausgedehnten Gebietes zwischen Düna und Dnjepr werden als Weißrussen oder Bieloruſſen bezeichnet. In der Zivilisation und in der ganzen Lebenshaltung steht nach Pauly der Weißrusse weit unter den andern russischen Bauern. Hier trifft man nicht so zahlreiche Familien wie bei den Großrussen, weder deren patriarchalisches Wesen noch ihre Freude an Spiel und Tanz. Wenn der Bauer nach langem, arbeitsvollem Tag in seine Behausung zurückkehrt, eine elende Hütte ohne Schornstein, so findet er nichts als einen Krug Wasser und ein Stück Brot;

an Fest- und Markttagen — letztere wahre Festtage für das Landvolk — begiebt man sich in die Stadt oder zum nächsten Wirtshaus. Nach dem Gottesdienst und wenn die Bauern ihre Erträgnisse des Feldes verkauft haben, ist eine der zahlreichen, meist von Juden gehaltenen kleinen Wirtschaften der Ort, der zu ihrem Verderben die größte Anziehung auf sie ausübt.

Das Hauptbekleidungsstück der Männer besteht aus einer Art Kaftan von dickem Stoff aus grauer Farbe, der durch eine Schnur um die Hüfte gehalten wird; während des Winters tragen sie Schafpelze. Die Frauen, gleich den Männern hell von Farbe, mit rundem Gesicht, tragen den gleichen Kaftan wie die Männer, oder Kleider von polnischem Schnitt. Das Volk kann durchweg als faul bezeichnet werden. Zum Teil erklärt sich das als allgemeine Anlage, zum Teil aber auch aus dem geringen Interesse, das der Gutsherr, für den sie arbeiten, ihnen und ihrer Arbeit entgegenbringt.



Ein Finne

Eine eigentümliche Gruppe der russischen Bevölkerung sind die

Kosaken (Kasaken),

ursprünglich Flüchtlinge, die in der südöstlichen Steppe Rußlands zu kriegerischen Reitervölkern erwuchsen, teilweise auch mit tatarischen Elementen verschmolzen. Vielfach wurden sie nachher an bedrohte Grenzen verpflanzt; sie bilden heute einen wichtigen Teil des russischen Heeres. Zum erstenmal traten sie in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts auf. Bald bildeten sich zwei Hauptabteilungen, die ukrainischen oder kleinrussischen Kosaken und die donischen Kosaken. Zu ihnen kamen, wie erwähnt, im Lauf der Zeit manche andre Abteilungen, so die orenburgischen, die astrachanischen, uralischen, transbaikalischen und andre Kosaken. Am bekanntesten sind die donischen Kosaken geworden, die schon im 15. Jahrhundert von sich reden machten. Sie waren die erbitterten Feinde der Tataren und Türken und verschonten gelegentlich auch russische Provinzen nicht mit ihren Raubzügen. Jede Kosakenansiedlung (Staniza) besaß ihren eignen Vorsteher und ordnete ihre inneren Verhältnisse selbst, doch wurde später eine Zentralregierung anerkannt. Allmählich wurde der russischen Regierung dieser sehr selbständige Staat im Staate unangenehm, und deshalb beschränkt sie die Freiheiten der Kosaken. Die Volksversammlungen wurden

aufgehoben, dagegen aus den Aeltesten ein Adel geschaffen, aus dem alle Stellen besetzt wurden. Gegenwärtig bildet das Land der donischen Kosaken ein eignes russisches Gouvernement.

Die ukrainischen oder kleinrussischen Kosaken werden bereits im 14. Jahrhundert urkundlich angeführt. Sie wurden von König Stephan Bathori von Polen als Hüter der südöstlichen Grenzen seines Reiches verwendet, woraus der Name Ukraine, d. h. Grenzland, entstand. Bald nahmen auch sie eine Sonderstellung ein, und Konflikte mit Polen ließen sie sich unter die Herrschaft des russischen Zaren begeben. Der Zar beschwor die kosakische Verfassung, und auch im russischen Reich nahmen sie wie ihre donischen Brüder zunächst noch eine verfassungsmäßige Sonderstellung ein. Immer mehr aber wurde ihr Privilegium beschnitten, bis schließlich Katharina II. im Jahre 1734 auch diesen Kosakenbund aufhob.

Gegenwärtig bilden, wie erwähnt, die Kosaken einen wichtigen Teil des russischen Heeres. Jeder Kosake ist militärpflichtig, und durch die nun schon seit vielen Menschenaltern fortgeerbte militärische Lebensweise hat sich beim Kosaken ein ganz besonderer Typus des Kriegers herausgebildet. „Von Jugend auf gewöhnt, mit Waffen und Pferden umzugehen, dabei mit außergewöhnlicher Schärfe des Gesichts und Gehörs begabt, ist er wie geschaffen zum Vorpostendienst sowie zum Krieg mit den asiatischen Völkern. Weder Luxus noch Bequemlichkeiten kennend, hält er die größten Strapazen aus. Seinen russischen Gott und Kaiser im Herzen, ist er das blinde Werkzeug seiner Führer. Seine Wachsamkeit ist zum Sprichwort geworden. Außerdem sind Gutmütigkeit, sorgloser, heiterer Sinn und äußerste Gemütsruhe dem Kosaken eigentümlich, während ihm der Trieb zu einer regelmäßigen Thätigkeit völlig abgeht. Sie besitzen einen reichen Schatz von Heldengesängen, Liedern und Legenden, und ihre Gesänge zeigen viel Melodie.“ Die Kosaken sprechen größtenteils den großrussischen Dialekt, der kleinrussische wird nur von den tschernomorischen Kosaken gesprochen, die das Land am Kuban nordöstlich vom Schwarzen Meer bewohnen.

Von den bedeutenden Bevölkerungselementen slavischer Rasse, denen wir in Rußland begegnen, wären noch zu erwähnen die Polen, doch wollen wir ihrer bei der Besprechung Oesterreich-Ungarns gedenken. Kurz erwähnt haben wir schon die deutschen Ackerbaukolonien, die sich in Kleinrußland finden und einer großen Blüte erfreuen. Auch schon gestreift haben wir bei der allgemeinen Besprechung der Völker Europas das Vorkommen der Juden, die in Europa verstreut leben, aber besonders in Rußland in vielen Bezirken in großer Zahl sich finden und trotz aller Bedrückung von seiten der russischen Regierung häufig eine bedeutende Rolle spielen.

Eingesprengt zwischen diese slavischen Russen finden wir, wie schon erwähnt, kleine Völkerreste ural-altaischer Abstammung. So werden, wobei wir Schurtz folgen, als Wolgavölker zusammengefaßt: die Stämme der Tscheremissen und Mordwinen. Die Tscheremissen wohnen in der Zahl von ungefähr 200 000 am linken Wolgaufer zwischen der Kama und Orenburg; die Mordwinen sind zwischen Oka und Wolga und am rechten Ufer der Wolga bis Astrachan hinab zu finden. Sie werden charakterisiert als fleißige Ackerbauer und Bienenzüchter, die häufig die umwohnenden Russen an Tüchtigkeit übertreffen. Diesen Wolgavölkern stehen ethnologisch sehr nahe gewisse Stämme, die als sogenannte permische Gruppe zusammengefaßt werden und sich in den nordöstlichen Teilen des europäischen Rußland finden. Zu ihnen zählen als zahlreichstes Volk die Wotjaken mit 230 000 Köpfen, die im Gouvernement Wjatka wohnen. Ebendaselbst und im Gouvernement Perm finden sich die Permier, deren Zahl auf 50 000 angegeben wird, und weiter nördlich, an der Petschora und den östlichen Zuflüssen der Dwina, wohnen die Syriänen, deren Zahl auf 90 000 geschätzt wird. Gleich den Wolgavölkern sind die Stämme der permischen Familie Ackerbauer, im übrigen zählen sie gleich den Lappen, deren Bekanntschaft wir noch machen werden, zu den geistig am wenigsten weit vorgeschrittenen Bewohnern Europas und sind auf einer früheren Kulturstufe zurückgeblieben. Vielfach haben sich bei ihnen noch Reste alter Sitten und ursprüngliche religiöse Anschauungen erhalten.



Eine Lappen-Familie

Lappland

In einer breiten Landfläche sind Skandinavien, Finnland und die Halbinsel Kola verwachsen. Nach den Bewohnern wird dieses Gebiet Lappland geheißen. Politisch teilen sich Rußland, Schweden und Norwegen darein. Das Land ist eine Einöde, ebenso wie die große Halbinsel Kola. Tundren, Moore, Sümpfe wechseln mit dürftigen Wäldern. In diesem Gebiet: auf der Halbinsel Kola, in dem nördlichsten Finnland und im schwedisch-norwegischen Grenzland im Innern der skandinavischen Halbinsel bis zum 64. Grad nördlicher Breite finden wir die Lappen.

Ihr Wohngebiet liegt also völlig innerhalb der arktischen Zone. Obwohl durchaus nicht durch irgend eine Kulturhöhe hervorragend, zählen sie doch zu den ethnographisch interessantesten Völkern, denn kaum haben sie in den letzten tausend Jahren irgendwelche Veränderungen erlitten, und die ihnen benachbarten Stämme haben sich von Vermischung mit ihnen ferngehalten. Die letzte Schätzung zählt ungefähr 28 000—30 000 Lappen, aber natürlich sind irgendwelche genaue Angaben ganz unmöglich bei einem Volk, von dem sich die Hälfte auf der Wanderschaft befindet. Von dieser Gesamtsumme sollen ungefähr 25 000 in Lappland und Finnmarken leben, und es werden demgemäß etwa 4000 dem russischen Reiche zukommen.

Eine Zeitlang sprach man in der Ethnographie von den Lappen als Zwergen; dies ist jedoch durchaus unrichtig, wenn sie auch sicher das kleinste Volk Europas sind. Auffallend ist die Kürze der Extremitäten. Die Gesichtszüge haben etwas Mongolisches, und es ist wohl sicher, daß Kreuzungen vorgekommen sind. Die Hautfarbe ist ähnlich dem weißlichen Gelb der Tataren, aber in keiner andern farbigen Rasse sind so zahlreich hellfarbige Menschen eingestreut wie bei den Lappen. Es giebt bei ihnen Frauen von zarter Gesichtsfarbe, die du Chaillu bei frischgewaschenen Exemplaren geradezu blendend nennen mußte, und mit roten Wangen. Die Sprache der Lappen gehört dem finnischen Zweig der Mongoltataren zu.

Ihre Beschäftigung läßt die Lappen in Seelappen und Renntierlappen unterscheiden. Die Seelappen sind hauptsächlich auf den Erwerb durch Fischerei und Jagd angewiesen. Erst im Spätherbst kehren sie von der Meeresküste zurück in die verlassenen Dorfstellen, verbringen in ihren Hütten bei reichlicher Feuerung den größten Teil der kalten Jahreszeit, an dem erworbenen Fischvorrate zehrend, bis sie der Mangel bei minder strenger Witterung hinausjagt, um dem Wilde zu folgen. Im Sommer treten sie auch vielfach in Verkehr mit den Russen, die an die Küste des Eismeeres kommen, um von den Lappen Fische oder Renntiere einzutauschen.

Die Renntierlappen finden ihren ganzen Lebensunterhalt in den Renntierherden, von denen oft eine mehrere tausend Köpfe zählt, deren Hut und Versorgung die einzige Thätigkeit ihres Besitzers bildet. Das Renntier ist leicht zu zähmen und verursacht im ganzen wenig Mühe, es liefert nicht nur Nahrung und Kleidung, sondern dient auch als Reittier und zum Ziehen der Schlitten. Freilich macht das Renntier seinen Besitzer zum Nomaden. Solch riesige Herden, wie wir sie nicht selten finden, erfordern große Massen von Nahrung, und da die Tiere die ihnen hauptsächlich zur Ernährung dienenden Flechten gründlichst abweiden, so müssen die Lappen mit ihren Herden fortwährend nach neuen Plätzen umherziehen; bedarf doch sogar nach Aussage der Lappen die abgeweidete Fläche längere Jahre Ruhe, um erst allmählich den Tieren wieder Futter liefern zu können.

Wie erwähnt, liefert das Renntier dem Renntier- oder Berglappen fast ausschließlich die Nahrung, wie die Fische der Seen und des Meeres den Seelappen. Vegetabilische Speise ist dem Lappen eine große Ausnahme. Haben sie sich Mehl erhandeln können und soll nun gegessen werden, so wird ein wenig davon mit etwas Salz und Wasser auf der hohlen Hand zu einer Teigkugel geballt, die sie dann, zum flachen Kuchen gepreßt, in der heißen Asche eines Feuers oder auf einem erhitzten Stein backen und noch heiß verzehren. Als eine besondere Delikatesse gilt eine merkwürdige Art Brei, zu dem der getrocknete Splint der Fichte zerrieben, mit einem kleinen Teil Mehl vermengt und mit kochender Fischbrühe unter Beimischung von Renntiertalg angerührt wird.

Wie die Nahrung, so liefern die Renntiere auch die Kleidung. Im Winter tragen sowohl Männer wie Frauen Renntierfelle mit den Haaren nach innen, im Sommer Hosen von Renntierleder, Schuhe aus gleichem Material und ein wollenes Hemd. Durch den Verkehr mit den europäischen Russen haben sie übrigens eine ähnliche Tracht wie diese angenommen, und das Kleid mit den roten und gelben Streifen an den Rändern kleidet die Lappin nicht schlecht. Die Berglappen haben übrigens ihre nationale Tracht besser bewahrt als die Seelappen.



Mädchen aus Hardanger

Die Wohnungen der Lappen sind sehr ursprünglich. Bei den Küstenlappen sind es oft nur Erdhügel aus Torf, mit Hilfe einiger stützenden Stöcke hergestellt, ohne Fenster und keinen Fuß größer, als unbedingt notwendig ist. Die nomadisierenden Lappen schlagen ihre Zelte auf, wo ihre Herden Futter finden. Während früher Renntierfelle zur Bedeckung dieser Zelte benützt wurden, sind an deren Stelle jetzt wollene Stoffe getreten, die, leicht gewoben, eine geringe Ventilation gestatten und zugleich sehr dauerhaft sind, da sie wenigstens zwanzig Jahre und mehr halten. Die Stücke, zu zweien zusammengelegt, werden über Pfähle ausgespannt. In diesem Zelt halten sich die Menschen mit ihren Hunden auf, auf Renntierfellen am Boden um ein Feuer von Wacholderholz gelagert, das unter einem an eisernen Ketten hängenden Kessel brennt.

Die Einrichtung der Hütte ist spärlich, aber sie enthält doch immerhin ein oder zwei Fellsäcke mit einigen Gegenständen für den täglichen Gebrauch und zur Aufbewahrung von Speiseresten.

Im Innern der Kolahalbinsel finden sich auch Lappen, die dorfweise in gezimmerten Hütten wohnen. Trotzdem aber wandern sie alljährlich mehrere Male und verändern außerdem den Ort nach größeren Reihen von Jahren. „Die Hütten verlassen sie im Frühjahr, um an einem kleinen See in

der Nähe Fisch- und Vogelfang zu treiben. Im Hochsommer fischen sie an einem großen See oder Fluß, die nördlichen an der Nord- und Ostküste, mit Netzen; im Spätsommer betreiben sie an andern Stationen die Jagd auf Vögel, Pelztiere und Bären. Erst gegen Weihnachten kehren sie in ihr Winterdörfchen (Pogost) zurück. Dieses aber wechselt auch wieder seinen Ort alle zehn bis fünfzehn Jahre. Wird das Renntiermoos zu spärlich, oder ist das Brennholz aufgebraucht, so wird zuerst die kleine Kapelle abgebrochen und am neuen Orte mit gemeinsamen Kräften aufgebaut; dann stellt jede Familie ihre Hütte und ihre Vorratskammern da auf, wo sie es am passendsten findet. Schließlich wird die Kapelle geweiht, die Hütten mit Weihwasser bespritzt — und die neue Siedelung ist fertig."



Norwegisches Mädchen im Brautstaat

Der letzte Satz verrät uns schon, daß die Lappen Christen sind, und zwar gelten sie als strenge und gläubige Christen, besonders die seßhafteren Lappen Finnlands. Sie werden auch als fleißig im Lesen gerühmt. Freilich verhindert dies nicht, daß, früher allerdings mehr wie heute, viel Aberglaube herrscht; bei ihren Nachbarn standen sie im Geruch der Zauberei. Manche Sage deutet auf Konflikte mit den Russen. So wenn uns Warelius von einem greisen Lappen erzählt, der bei einem feindlichen Ueberfall der Russen aus seiner Wohnung trat und aus seiner Schürze eine Handvoll Federn nahm, die er in die Luft blies. Nach einer Weile hatten diese Federn sich in Krieger verwandelt, die scharenweise die Insel umgaben und den Andrang der Feinde verhinderten. In ihrem Benehmen werden die Lappen als friedlich und demütig, der Obrigkeit und deren Vertretern ergeben geschildert. Der Charakter des Lappen zeigt Tiefe und Redlichkeit. Die Sitten werden als einfach und rein beschrieben, Diebstahl ist etwas Ungewöhnliches, gröbere Flüche, auch Zänkereien und Schlägereien kommen nicht oft vor. Freilich mag dies mit einem gewissen Phlegma zusammenhängen, denn wie Warelius sagt, sind bei den Lappen die Bewegungen des Körpers sowohl wie die der Seele äußerst langsam; viel trägt auch wohl die Einsamkeit dazu bei, dem Lappen einen melancholisch-verdrießlichen Zug zu verleihen. Außerordentlich ist ihre Abhärtung gegen Hunger, Kälte und allerlei Beschwerden. Leider spielt bei Hochzeiten, Jahrmärkten u. s. w. der Branntwein eine große Rolle.

Finnland

Gehen wir von dem Gebiet der Kola-Lappen südwärts, so kommen wir nach Finnland, einem Land von so eigenartigem Charakter wie kaum ein andres. „Sumpfland“ ist die Uebersetzung von Finnland. Das „Land der tausend Seen“ nennt sie der von den landschaftlichen Reizen begeisterte Reisende, den sein Weg nach Finnland führte. Die Seen sind das charakteristischste Moment von Finnlands Oberflächengestalt. Sie füllen, wie Sievers angiebt, mit Mooren und Sümpfen zusammen ein Drittel der Oberfläche, aber infolge ihrer unregelmäßigen Verzweigungen herrschen sie noch mehr, als diese Zahlen erraten lassen, in dem Landschaftsbilde vor. „Es ist,“ schreibt Rein, „ein Gewirr von Land und Wasser, von Seen und Sümpfen, mit flachrückigen Hügelreihen und muldenförmigen, wenig ausgebildeten Thälern. Zahlreiche Flüsse, häufig mit Stromschnellen, oft seenartig erweitert, die Seen durch sie zu Ketten verbunden und nicht selten mit Schären besät oder von weiten Sümpfen umgeben, Wiesen und Felder von geringer Ausdehnung: das ist der Charakter des inneren Finnland.“



Bauer aus Tellemarken

Politisch ist Finnland ein eignes Großfürstentum, mit Rußland nur durch Personalunion verbunden, das aber freilich, wie bekannt, durch die Gewaltakte Rußlands der letzten Jahre diesem wohl allmählich ganz verfallen wird.

Wir haben schon gehört, daß die Finnen auch zum ural-altaiischen Stamme gehören, also mit den Lappen stammverwandt sind, aber sie stehen in der Kultur weit höher. Früher waren die Finnen hauptsächlich, entsprechend dem Charakter ihres Landes, Fischer und Jäger. Der Ackerbau war beschränkt. Das wichtigste Haustier war der Hund. Aehnlich den Lappen, wohnten sie in Erdhütten oder in Zelten. Sitten und Gebräuche zeigten und zeigen vielfach heute noch schlichte, ursprüngliche Einfachheit in Vereinigung mit geringer Lebhaftigkeit. Als die ausgezeichnetsten Züge des finnischen Charakters werden Kraft, Beharrlichkeit, die freilich auch Eigensinn werden kann, und Geduld angeführt.

Heute steht die allgemeine Volksbildung in hoher Blüte, kaum zwei Prozent der Bevölkerung sind Analphabeten. Das Finnische hat eine bedeutende Litteratur aufzuweisen. Ein altes episches Gedicht „Die Kalewala“ geht auf Jahrhunderte zurück und beweist schon aus dieser Zeit die geistige Bedeutung des Volkes. Dieses Epos hat mächtig zur Entwicklung des finnischen Nationalbewußtseins beigetragen und gilt neben den homerischen Gedichten, dem Nibelungenlied und den großen Epen der Inder und Perser als ein Schatz herrlicher Poesie. Welch große Rolle die Sangesfreudigkeit des Volkes, seine Lieder, die sogenannten Runen, bei den Finnen früher gespielt haben, davon giebt uns eine Erzählung des um die Sammlung dieser Runen hochverdienten Lönnrot ein treffendes Beispiel, wie eine Erinnerung aus altnordischer Heldenzeit anmutend. „In der Dwinagegend,“ erzählt er, „sagte mir ein alter Bauer, aus dessen bewundernswert reichem Gedächtnis ich zwei Tage lang Runen niederschrieb: ‚Anders war es in meiner Kindheit, als ich mit meinem Vater zum Lapukkasee fischen ging, dort hättest du sein sollen. Unser Geselle war ein vortrefflicher Sänger, doch sang mein Vater noch besser. Die ganze Nacht hindurch sangen sie, die Hände sich reichend, und kein Lied zweimal. Ich war noch ein Knabe und habe, wenn ich so saß und zuhorchte, meine schönsten Runen gelernt. Hätte sie damals jemand sammeln wollen, er hätte in Wochen nicht schreiben mögen, was allein mein Vater wußte.‘“ — Im 19. Jahrhundert hat die früher hauptsächlich vom Volk gesprochene Sprache an Verbreitung und Bedeutung gewonnen. Sie ist auch zur Umgangssprache der gebildeten Klasse geworden und seit Anfang der siebziger Jahre auch als Amtssprache an Stelle des Schwedischen getreten, das bis dahin infolge der ehemaligen Zugehörigkeit Finnlands zu Schweden die offizielle Sprache gewesen war. Die Zukunft muß zeigen, wie weit die Finnen im Festhalten ihrer Sprache den Russifizierungsversuchen Widerstand leisten werden.



Schwedisches Mädchen im Brautstaat

Bedeutend ist der neuzeitliche wirtschaftliche Aufschwung Finnlands. Freilich ging damit manches Alte verloren. Vor allem ist auch die vormalige Nationalkleidung bei den Finnen größtenteils von der Mode verdrängt worden und hat sich nur noch wenig erhalten. Von der ursprünglich

finnischen Tracht giebt uns Warelius folgende Beschreibung: Die Frauen haben Schuhe mit hohen Absätzen, beinahe mitten unter den Sohlen, rote Strümpfe, rote oder rotstreifige kurze Unterröcke, Mieder von derselben Farbe, ein weißes Wams von Leinwand im Sommer, im Winter ein solches von Schafsfell ohne Ueberzug, mit langem Leibstück. Die Kopfbedeckung ist eine Art hoher Mütze von weißer Farbe mit stumpfer Spitze. Die Männer haben Kniehosen von grobem, wollenem Zeug, rote Weste und teils Hut, teils Mütze von Wollgarn. In vielen Teilen des Landes tragen auch die Männer das Haar ungeschoren. Der Konfession nach ist ganz Finnland mit geringen Ausnahmen lutherisch, zum Teil ist aber noch viel Aberglaube verbreitet.

Jenseits des Finnischen Meerbusens und auf den nahen Inseln Dagö und Oesel sitzt ein kleines, eigenartiges Volk:



Dänisches Fischermädchen

die Esthen

Etwa 650 000 Seelen werden von ihnen gezählt. Dem Forscher eröffnen sich auch bei ihnen interessante Rückblicke, und neuerdings ist auch das esthnische Nationalgefühl im Wachsen begriffen. Wir können sogar von einem Aufschwung der esthnischen Sprache zur Selbständigkeit sprechen, und während ihre Litteratur bis in die neueste Zeit fast ausschließlich aus kirchlichen und Schulschriften bestand, enthält sie jetzt auch eine Sammlung alter Volkslieder. In großer Zahl sind letztere, Heldensagen, Mythen und Märchen umfassend, noch bei den Esthen lebendig, zugleich ein Beweis, wie stark sich heidnische Ueberlieferungen erhalten haben.

Kleine Völkerreste, zum Teil finnischen, zum Teil slavischen Charakters, finden sich auch in den russischen Ostseeprovinzen Kurland und Livland. Hier haben sich vom mittleren Memel bis zur unteren Düna als Nachkommen alter Völkerschaften die heutigen Litauer und die Letten erhalten, während die Kuren ausgestorben sind. Jene bilden den überwiegenden Teil der Landbevölkerung dieser Provinzen. In den Städten der Ostseeprovinzen herrscht bekanntlich das deutsche Element vor; freilich droht es bald in dem schweren Kampf zu unterliegen, den die Russifizierungspolitik der Petersburger Regierung gegen alles Deutsche in den Ostseeprovinzen führt, und in dem auch die alte Pflanzstätte deutscher Gelehrsamkeit, Dorpat, nicht nur durch Umwandlung ihres Namens in Jurjew in eine von russischem Geist gelenkte Schule verwandelt wurde.

Die Skandinavische Halbinsel

Seit alter Zeit ist Skandinavien von germanischen Stämmen bewohnt; hat man doch sogar die Urheimat der Arier hier suchen wollen, und heute noch hat sich germanischer Typus am reinsten hier erhalten. Blondhaarig, blauäugig, von heller Hautfarbe und imponierender Körpergröße, so treten uns die Bewohner der Skandinavischen Halbinsel entgegen.

Politisch zerfällt bekanntlich die Skandinavische Halbinsel in die beiden Königreiche Norwegen und Schweden; aber wenn sie auch seit Anfang des 19. Jahrhunderts in Personalunion stehen, indem der König von Schweden zugleich Herrscher von Norwegen ist, so dürfen sie doch keineswegs politisch als ein Ganzes angesehen werden. Die norwegische Verfassung ist auf breitester demokratischer Grundlage aufgebaut und die Verbindung mit Schweden nichts weniger als populär. So wenig Einrichtungen den beiden Reichen gemeinschaftlich sind, so wird auch an deren Bestehen unter Führung der ersten Geister und Dichter des Volkes fortwährend gerüttelt, und die lebhafte Agitation, die seit einigen Jahren für die „reine norwegische Flagge" getrieben wird, ist nur ein äußeres Kennzeichen der tiefgehenden Verstimmung der Norweger gegen die Schweden.



Hochzeitszug in Norwegen

Aber auch geographisch besitzt die Halbinsel, obwohl sie eine physikalische Einheit darstellt, tiefgreifende Verschiedenheiten, die sich mit der Lage der beiden Königreiche decken. Orographisch wie hydrographisch ist die Landschaft auf beiden Seiten der wasserscheidenden Längsachse der Halbinsel durchaus verschieden, und auch klimatisch zeigen sich durchgreifende Gegensätze. Die westliche Abdachung, Norwegen, nimmt einen wesentlich kleineren Raum ein als die östliche, das Königreich Schweden. An der norwegischen Seite ist die Küste durch tiefeingeschnittene Fjords überaus reich gegliedert, und unvermittelt steil steigt fast überall das Land zu Höhen an, die, selbst wenn sie noch nicht von Gletschern bedeckt sind, sich doch nicht mehr als anbaufähig erweisen. „Seen, Sümpfe, kahle Felswände, steinige Einöden nehmen mit den Schnee- und Eiswüsten eine ganz ungeheure Fläche ein und bewirken, daß die nicht anbaufähigen Gebiete Norwegens einen weit größeren Bruchteil des ganzen Landes umfassen als irgendwo sonst in Europa, nämlich volle 71 Prozent, so daß für die wirklich anbaufähige und bewohnbare Nutzfläche nur 29 Prozent übrig bleiben. Davon trägt wieder der weitaus größte Teil Waldungen, und nur 2,8 Prozent des ganzen Landes dienen als Ackerland und 2,1 Prozent als Wiesen- und Weideland." (Sievers, Europa.)



Bäuerinnen aus Hardanger (Norwegen)

Die östliche schwedische Hälfte dagegen dacht sich viel allmählicher ab und geht schließlich längs der Ostsee in niederes Hügelland mit vorliegendem Tieflandstreifen über. Die noch hinzukommende geringe Meereshöhe Schwedens bedingt für die Besiedelung hier weit günstigere Verhältnisse; Schweden besitzt nur 43% unproduktiven Bodens.

Die verschiedenen Existenzbedingungen in den beiden Ländern haben auch deren Bewohner früh sich wirtschaftlich scheiden und sprachlich gleichfalls verschiedene Wege einschlagen lassen.

Die Norweger

Unter dem Namen Normannen, Nordmannen haben die Bewohner Norwegens ihren Namen im frühen Mittelalter bekannt und an allen Küsten Europas gefürchtet gemacht. Nicht nur an den Küsten Norddeutschlands erschienen plündernd und brandschatzend die seekundigen Wikinger; die Drachenschiffe führten die Seekönige aus dem kalten, eisigen Norden bis in das sonnige Unteritalien. Nicht nur verwüstend, plündernd und brennend jedoch haben die Nordmänner ihren Namen in die Geschichte des Mittelalters eingeschrieben, sondern auch durch Schaffung neuer Reiche und Dynastien, so in Sizilien, in Westfrankreich (Normandie) und in England. Und wenn auch diese Reiche keine Dauer hatten, so haben sie doch vielfach ihre Spuren auch in der heutigen Bevölkerung noch hinterlassen, und dauernd sind im höheren Norden ihre Siedelungen geworden. Island und Grönland wurden schon früh von norwegischen Helden besiedelt, selbst den Boden Nordamerikas betrat ein halbes Jahrhundert vor Kolumbus der Fuß eines Wikingers, freilich ohne daß schon damals der neue Erdteil für germanischen Einfluß erobert worden wäre. „Weinland“ verschwand wieder aus dem Gedächtnis der Mitwelt, und zum zweitenmal mußte der Genuese Kolumbus auf weiterem Wege seine Karavellen nach der Neuen Welt führen, ehe sie endgültig entdeckt wurde, um schließlich doch ebenfalls von germanischer Rasse besiedelt zu werden.

Des rein germanischen Typus der Norweger gedachten wir schon. Es sind kräftige, stattliche Gestalten mit heller Hautfarbe und blauen Augen; die Schädel sind dolichocephal (langköpfig). Der Eigenart des Landes gemäß war der Norweger von jeher auf die See angewiesen. Im steten Kampf mit den Gefahren des Meeres erwuchs eine kraftvolle Rasse von hervorragender Tüchtigkeit, und es ist auch dem heutigen Bewohner Norwegens nicht übelzunehmen, wenn er mit starkem Selbstbewußtsein auf die Zeit zurückblickt, in der es seinen Vorfahren beschieden war, als kühne Seefahrer eine ruhmreiche Rolle in der Geschichte zu spielen. Dieses stolze Selbstbewußtsein kennzeichnet auch den Norweger Bauern. Wettergestählt und in allem erfahren, sitzt er als freier Herr auf eignem Grund und Boden. Baut er sein Haus, so fällt er die Bäume hierzu in eignem Wald, und auch ihm erspart die Axt im Haus den Zimmermann. Wenn es vonnöten ist, so ist er auch sein eigner Gerber, Schuster und Schmied. Wohnt er an der Küste, so ist er ein trefflicher Bootbauer und ein tüchtiger Fischer. In den Bergen jagt er den Bären, das wilde Renntier und fängt Auerwild und Schneehuhn.

In den Städten unterliegt auch der Norweger dem Wechsel der Mode, zäher aber als sonstwo hält das Landvolk fest an der alten Tracht.

Das für den Mann charakteristische Kleidungsstück ist die kurze, abgerundete Joppe aus dickem, selbstgefertigtem Tuch und geschmückt mit einer Doppelreihe metallener Knöpfe, die bei wohlhabenden Bauern aus Silber sind. Hierzu werden entsprechende Westen mit kleineren Knöpfen getragen und Kniehosen, die früher aus Leder waren, jetzt aber ebenfalls aus Tuch gefertigt werden. Ferner trägt er dicke, grobe wollene Strümpfe; die Schuhe sind meist mit Schnallen verziert. Als Kopfbedeckung dient gewöhnlich eine runde Fellkappe, aber in einigen Teilen des Inneren werden große cylindrische Filzhüte getragen.

Die Tracht der Frauen besitzt einen mehr nationalen Charakter als die der Männer und ist sehr malerisch, jedoch nur noch selten zu sehen, außer bei besonderen Festlichkeiten. Sie besteht aus

einem dunkelgrünen oder dunkelblauen Rock und einem scharlachroten Leibchen, mit Bändern oder Goldlitzen besetzt, über einer Musselinbluse mit weiten Aermeln und reichen Falten. Die verheirateten Frauen tragen Kopfbedeckungen von ausgesucht feinem weißen Musselin, die unverheirateten gehen barhäuptig. Um Nacken und Hals wird Schmuck von Silber oder Goldfiligran von oft hohem Wert getragen — Familienstücke, die meist durch viele Generationen im Besitz der Familie sind.

Wie überall, weichen auch hier die Trachten nach den einzelnen Landstrichen etwas voneinander ab. In Saetersdal tragen die Männer weit heraufreichende Beinkleider und über ihnen, nur den oberen Teil der Brust bedeckend, eine kurze, silbergeschmückte Weste. Die Frauen haben die kürzesten Röcke in Norwegen. Ihre blauschwarzen wollenen Röcke, mit drei oder vier breiten, farbigen Bändern besetzt, gehen gerade über das Knie. Ihre Leibchen sind mit breitem Metallschmuck, meist aus Silber, geziert; oft tragen sie um die Taille sehr hübsch gearbeitete Gürtel von getriebenem Kupfer. Dieselben Leute aber schlafen nicht selten auf Schaffellen fast ohne Kleidung. Die hübsche Tracht, die sich am Hardanger Fjord findet, diesem jährlich von Tausenden besuchten Reiseziel, zeigen unsre Abbildungen. Die Kunstfertigkeit der Mädchen an diesem herrlichen Fjord hat ihren Namen weit bekannt gemacht; die von ihnen geübte feine Technik der Stickerei fand auch in Mitteleuropa bereits Nachahmung.



Dänisches Ehepaar

Besonderer Schmuck ist natürlich aufbehalten für den Ehrentag der jungen Norwegerin, an dem sie das elterliche Haus verläßt, um vielleicht weitab an einem andern Fjord eine neue Heimat zu finden. Die geschmackvolle Tracht, besonders die stolze Kopfbedeckung, lehrt besser als jede Beschreibung unser Bild kennen.

In keinem Land Europas vielleicht wird eine solche Gastfreundschaft geübt wie in Norwegen. Auch auf den entlegensten Bauernhäusern wird der Fremde freundlich aufgenommen, und besonders ist man für sein leibliches Wohl besorgt. Eine eigentümliche Sitte läßt den Gast allein essen. In seinem Zimmer wird ihm der Tisch gedeckt, und nur von Zeit zu Zeit erscheint die Hausfrau, um ihm zuzureden, den reichlich aufgetragenen Speisen Ehre anzuthun. Erst auf seinen besonderen Wunsch läßt man ihn an der gemeinsamen Mahlzeit teilnehmen, die einen durchweg patriarchalischen Charakter trägt. Jedes Familienglied hat seine eigne hölzerne Gabel, auf deren Griff der Namenszug

eingeschnitten ist, und wie bei unsern Bauern wird mit Gabel und Löffel in die große gemeinsame Schüssel gelangt, die den Gerstenmehlbrei, das norwegische Nationalgericht, oder die Sauermilch enthält, mit denen zusammen Kartoffeln die tägliche Nahrung bilden. An den Küsten dienen natürlich auch Fische vielfach zur Speise, und ebenso liebt man Butter und Käse.

Der Charakter des Landes bringt es mit sich, daß die Städte nur eine verhältnismäßig geringe Einwohnerzahl haben und es viele Einzelwohnplätze giebt, aber kaum irgendwo in einem Land sind bei einer so dünn gesäten Bevölkerung Post, Telegraphen und Telephon so vorzüglich organisiert; es wird dadurch eine ungemein rege Verbindung ermöglicht, die sich zugleich in der wirtschaftlichen Höhe des Landes zeigt. So ist auch die geistige Stellung des Norwegers eine hohe, und selbst in den abgelegensten Bauerngehöften finden wir gute Schulbildung; Analphabeten giebt es nicht in Norwegen. Neben den Eltern unterrichten Wanderlehrer, und der nordische Winter mit seinen langen Abenden ist eine Zeit des Lernens, die von den Jungen und nicht minder von den Alten eifrig ausgenützt wird.



Dänische Braut

Dem germanischen Charakter entsprechend, ist dem Norweger ein durch den ernsten Zug seines Landes noch vertieftes ernstes Wesen eigen, das auch einer melancholischen Beimischung nicht entbehrt und in tiefempfundenen Volksliedern seinen Ausdruck findet. Manches davon hat auch im deutschen Liederschatz eine Aufnahme gefunden.

Die norwegische Sprache stimmt mit der dänischen überein. Wenigstens ist bis heute noch das Dänische die Litteratursprache; in der Volkssprache macht sich allerdings seit der 1814 erfolgten politischen Lostrennung von Dänemark allmählich auch eine sprachliche Entfremdung bemerkbar.

Was die Religion betrifft, so hat die lutherische Konfession, der 99 Prozent der Bewohner angehören, weitaus das Uebergewicht.

Schweden

Die Schweden gehören demselben Typus an wie die Norweger, doch ist der Index (der zahlenmäßige Ausdruck des Verhältnisses der Länge des Schädels zur Breite): 77,2. Die Bevölkerung wurde 1898 auf 5063000 gezählt, doch ist das Land sehr verschieden dicht bevölkert. In der Provinz Norrland, dem größeren Teil des Landes, beträgt die Volksdichte nur 2,2; sie ist am stärksten in Gotland, der südlichsten Provinz, wo sie 26 beträgt. Die Schweden haben im ganzen

keinen sehr bedeutenden Anteil an dem kommerziellen Aufschwung Europas im letzten Jahrhundert genommen. Die erste Einnahmequelle des schwedischen Handels ist die Holzausfuhr, durch die freilich die Waldverwüstungen einen sehr bedenklichen Umfang angenommen haben. Bergbau, Handel, Schiffahrt und Fischfang sind fernere wichtige Erwerbszweige, doch steht Schweden in der Hochseefischerei Norwegen gegenüber weit zurück. Die Getreidekultur gipfelt im Roggenbau. Die Nahrung ähnelt der der Norweger. Auch hier spielt Sauermilch eine große Rolle. Die Kleidung bietet bei den Männern wenig Besonderes, nur bei den Frauen trägt sie einen individuellen Charakter. Hut oder Haube war bei den Frauen bis vor kurzem unbekannt; auch jetzt noch sieht man sie im Innern des Landes nur selten. Ein schwarzes seidenes Tuch dient zur Bedeckung des Kopfes und wird im Winter durch ein dreieckiges gestricktes Tuch ersetzt. Schwarz ist überhaupt die bevorzugte Farbe für Festtagskleider, von der sich dann das blonde Haar und die prächtige weiße Hautfarbe der feingeschnittenen Gesichter doppelt wirkungsvoll abhebt. Wie die Schweden äußerlich gleich den Norwegern den Typus einer edeln und kräftigen Rasse darstellen, deren weibliche Vertreter sich durch Schönheit auszeichnen, so herrscht, gleichfalls wie bei den Norwegern, auch bei ihnen ein ernstes Streben nach höherer Bildung. Ueberaus viel geschieht überall für das Schulwesen, und der Erfolg zeigt sich in dem Hochstand der allgemeinen Volksbildung. Mit den Norwegern sind sie bestrebt, eine eigne Stellung im Schrifttum einzunehmen, und die nordische litterarische Bewegung der letzten Jahrzehnte hat der Welt gezeigt, von welch hohem Erfolg dieses Streben gekrönt war.

Allerdings wird behauptet, daß bei den Schweden mit dem Sinn für geistige Genüsse auch materielle Genußsucht Hand in Hand gehe; neuerdings hat die Temperenzbewegung aber dort besonders festen Fuß gefaßt.

In Sprache und Religion zeigt das schwedische Volk die gleiche Einheit wie in seiner Stammeszugehörigkeit; 99,7 Prozent aller Schweden gehören der lutherischen Kirche an.



Heim eines Hufners auf den Shetlandinseln (Großbritannien)

Island

Von der skandinavischen Halbinsel wenden wir unsre Blicke nach Island, der Feuerinsel im hohen Norden, wo altgermanisches Wesen einen Zufluchtsort fand und sich unberührt Jahrhunderte hindurch erhalten konnte. Heute gehört Island zu Dänemark. Wenn wir aber diese Insel erwähnen, ehe wir von Dänemark selbst gesprochen haben, so finden wir die Berechtigung hierfür in ihrer Entdeckungsgeschichte; denn von Norwegen aus wurde 874 n. Chr. das Eiland von den Normannen besiedelt. Hierher flüchtete manch unbeugsamer Recke, der den Aenderungen in Glauben und Gesetz in der Heimat sich nicht unterwerfen wollte oder im jähen Zorn Blutschuld begangen hatte. Island, „das trotzige Ende der Welt", wurde ihm die neue Heimat, Genossen folgten ihm, und dicht am Polarkreis blühte ein altgermanisches Staatswesen empor, in dem noch einmal sich alles zu verkörpern schien, was sonst die alten Runen von Nordlands Herrlichkeit melden; dort konnte es sich erhalten, fast abgeschieden von aller Welt, und so blieb uns jene Kunde aufbewahrt als ein letzter Nachklang aus den Tagen der Edda.



Isländerin

„Zwischen 63,5 Grad nördlicher Breite und dem Polarkreis gelegen, 400 Kilometer von den Farörern und 275 Kilometer von der grönländischen Küste entfernt, ist die Insel eine der merkwürdigsten Stellen der bewohnten Erde. In den Wintermonaten ist sie noch heute von jeglichem Verkehr abgeschnitten, hat aber trotz aller Mißgunst des Klimas und Unergiebigkeit des Bodens seit den Tagen der Besiedelung durch die Normannen ihre Bevölkerung auf einer vergleichsweise sehr hohen Kulturstufe erhalten, die alle politischen Kämpfe und Wirren überdauert."

Diese Abgeschlossenheit ließ sie, wie schon angedeutet, besonders die Sprache ihrer Vorfahren mehr bewahren als die Norweger, Schweden und Dänen. Die isländische Sprache steht der altnordischen bedeutend näher als die europäischen Zweige der skandinavischen. Der Beginn der isländischen Litteratur ist allerdings nicht vor den Anfang des 12. Jahrhunderts zu setzen und hängt, wie wir Maurer entnehmen, mit den ersten Versuchen zusammen, die lateinische Sprache der Landessprache anzupassen. Aber schon vorher war doch manches Lied im alten Runenalphabet aufgezeichnet worden; noch mehr aber hatten sich die Gesänge, die der Väter Thaten verherrlichten und von den alten Göttern erzählten, mündlich vom Vater auf den Sohn fortgeerbt. Dichtkunst und Sagenerzählung spielten von jeher eine hervorragende Rolle im Leben der Isländer, und bei festlichen Zusammenkünften klang in der Halle das Lied des Erzählers seit alter Zeit. Auch heute noch pflegen die Isländer in pietätvollster Weise Geschichte und Sprache und sind stolz auf ihre wertvolle alte Litteratur. Neben der überlieferten Poesie wurde und wird aber auch die Stegreifdichtung sehr

gepflegt. Jedes einigermaßen auffällige Ereignis pflegt der Isländer in einer Strophe zu verherrlichen; dieses sehr geistige Interesse läßt auch die Schulbildung in Island weit verbreitet sein. Wanderlehrer ziehen mit ihrem ganzen Apparat der Lehrmittel von Gehöft zu Gehöft, überall auf einige Wochen oder Monate ihre Schule einrichtend. Der Zudrang zu höheren Studien ist bedeutend; so sind das Gymnasium und mehrere gut gehaltene Fachschulen in der Hauptstadt Reykjavik immer stark besucht, und aus der studierenden Jugend, die neben ihrem Isländischen Dänisch, Deutsch, Englisch, Lateinisch und Griechisch lernt, gehen Geistliche, Beamte, Aerzte und Lehrer für die Insel in genügender Anzahl hervor. Ja, Island liefert sogar für Dänemark nicht wenig Mitglieder der gelehrten Berufsklassen, die vielfach zu hochangesehenen Stellungen aufsteigen."



Ein alter schottischer Matrose

Und welch harter Kampf ums tägliche Brot geht einher mit diesem geistigen Streben! Von der ganzen Insel sind etwa 40 Prozent ihrer Fläche bewohnbar, alles übrige ist von Gletschern, Lavaströmen, Steinwüsten, Morästen, den Becken der Geiser (heiße Springquellen) erfüllt. Wald fehlt fast ganz, und auch Getreidebau ist nicht möglich. Aber große Weideflächen und Wiesen ermöglichen eine starke Viehhaltung, und die Fischerei muß das ihrige dazu beitragen, die hart arbeitenden Isländer zu erhalten. Einfach deckt sich naturgemäß dem Isländer der Tisch. Seine Hauptnahrung besteht aus Fischen. Im Winter nährt er sich von Schaffleisch, in Essig oder Sauermilch zubereitet; das dunkle Roggenbrot, das seine einzige Brotnahrung bildet, kommt von Kopenhagen. Bezüglich der einfachen Lebenshaltung dürfte sich der Isländer wenig unterscheiden von seinen normännischen Vorfahren, mit denen er auch die Vorliebe für einen starken Trunk teilt. Sonst kann ihm kein Laster nachgesagt werden, wohl aber darf er rühmend seine Freiheits- und Wahrheitsliebe, seine Gastfreundschaft erwähnen. Wenn der Isländer im Verkehr mit andern zurückhaltend ist, so darf er deswegen noch nicht als mürrisch bezeichnet werden; eine hohe Selbsteinschätzung, auch wenn sie bis zu ausgeprägtem Selbstbewußtsein geht, ist dem in hartem Kampf des Daseins erprobten Bewohner einer Insel an den äußersten Grenzen menschlicher Bewohnbarkeit nicht zu verübeln.

In seiner körperlichen Erscheinung kann der Isländer mit den andern Skandinaviern nicht in Wettbewerb treten. Das Gesicht ist mehr rund als oval, das Haar hell, der Körper schwer, massiv, die Beine sind kurz. Als charakteristisch wird das Auge hervorgehoben, dessen Blick als hart und kalt geschildert wird. Die jungen Leute haben eine frische, helle Hautfarbe, und unter den jungen Mädchen fehlen nicht graziöse Erscheinungen.

Die Abweichung von rein germanischer Stammesart im Aeußeren findet wohl ihre Erklärung in einer Beimischung keltischen Blutes, denn von Schottland her kamen früh schon, wie uns die Urgeschichte Islands zeigt, auch keltische Einwanderer nach der nordischen Insel.

Dänemark

Der dritte der skandinavischen Staaten, dessen Bevölkerung auf das engste mit den Norwegern und Schweden zusammenhängt, ist Dänemark. Zeitweise bildeten die drei Staaten, deren Bevölkerung eine ethnographische Einheit darstellt, auch politisch ein Ganzes; heute ist Dänemark ein Staat für sich, räumlich der kleinste unter den selbständigen Mittelstaaten Europas. „Seit der Ablösung Norwegens sowie Schleswigs und Holsteins beschränkt sich das Staatsgebiet auf die Halbinsel Jütland nördlich der Königsau und auf Inseln zwischen dem Kleinen Belt und dem Sund, die Kattegatt und Ostsee voneinander trennen."

In jeder andern Beziehung ist Dänemark freilich mit nichten der geringste unter den Staaten und übertrifft auch an Volkszahl andre, räumlich größere Staaten. Der Volksdichtigkeit setzt allerdings die physikalische Beschaffenheit des Landes ein Hindernis entgegen. Auch hier ist beinahe ein Viertel des Landes, aus Seen, Sümpfen und Sandflächen bestehend, nicht anbaufähig, und nach Abrechnung des Waldlandes bleiben für Ackerland sowie Wiesen etwa 69,5 Prozent übrig. Da der Mangel an Kohlen die Entwicklung Dänemarks zum Industriestaat verhindert, so bilden Ackerbau und Viehzucht die Hauptthätigkeit seiner Bewohner.

Bootsführer aus Lowestoft (England)

Gleich den stammverwandten Norwegern und Schweden nehmen auch die Dänen eine kulturell sehr hohe Stellung ein; sie sind in der Mischung verschiedener Charaktereigenschaften außerordentlich glücklich veranlagt. Arbeitsam, ausdauernd, praktisch und gewandt in allen Lagen des öffentlichen Lebens, sind sie dabei von wissenschaftlichem Streben erfüllt und ernste Denker. Der phlegmatische Charakter der Deutschen, den wir bis zu einem gewissen Grad bei den Norwegern kennen gelernt haben, und den wir besonders ausgeprägt bei andern germanischen Völkern noch finden werden, erhält bei ihnen ein glückliches Gegengewicht in einer raschen Auffassungsgabe und in einer germanischen Geistern sonst fremden Lebhaftigkeit. Malte-Brun, selbst ein Däne von Geburt, skizziert den Charakter seiner Landsleute folgendermaßen, wobei man ihm nicht den Vorwurf machen kann, daß auf dem Gemälde die Farben allzu hell aufgetragen sind. „In früheren Zeiten," sagt er, „waren die Dänen unersättliche Eroberer. Heute sind sie tapfer, aber friedfertig, wenig unternehmend, aber das, was sie haben, bewahrend und streng arbeitend; bescheiden und stolz. Sie geben sich liebenswürdig und offen unter ihren Landsleuten, aber sind etwas kühl und zurückhaltend gegen Fremde. Das Ziel fest im Auge behaltend, sind sie eines plötzlichen Ausbruchs von Enthusiasmus fähig, aber

selten andauernder Begeisterung. Obwohl durch feste Bande mit ihrem heimischen Boden und den Interessen ihres Vaterlandes verknüpft, dürfte ihnen doch der nationale Ruhm ihres Vaterlandes mehr am Herzen liegen. Obwohl ruhig unter einer Monarchie lebend, sind sie Feinde jeder Unterdrückung und Willkürherrschaft. Das ist das Bild der Dänen."

Die Fortschritte, die Dänemark in den letzten dreißig Jahren gemacht hat, sind erstaunlich. Durch den Krieg mit Preußen erlitt es eine nicht unbeträchtliche Einbuße an Landbesitz, aber durch Stärkung der nationalen Hilfsquellen hat es sie wieder wett zu machen gewußt. Vor weniger als einem Jahrhundert war Dänemark eines der ärmsten Länder Europas. Im Vergleich zu seiner Größe kann man es heute zu den reichsten zählen; es darf sich des gebildetsten, sparsamsten und stolz auf eignen Füßen stehenden Bauernstandes rühmen. Dänemark ist mit Recht das Paradies des Landwirtes genannt worden. Fast zwei Drittel seiner gesamten Bevölkerung leben vom Ackerbau, und ungefähr die Hälfte davon sind ihre eignen Herren. Ein Sechstel der ganzen Fläche ist im Besitz von ungefähr 150 000 Bauern, von denen nur 35 000 kleine Häusler sind. Großgrundbesitz mit Farmen von mehr als 275 Morgen Land hat ungefähr ein Sechstel inne. Der bemerkenswerte Fortschritt des dänischen Ackerbaus ist hauptsächlich der vorzüglichen allgemeinen und technischen Bildung sowie dem Genossenschaftswesen zu danken. Es möge ein Beispiel für letzteres angegeben sein.



Großpächter in Derbyshire (England)

Ueber das ganze Land verstreut sind Molkereien, deren es im ganzen mehr als 1200 giebt. Alle stehen in gemeinsamem Verband, und die Bewirtschaftung wird nach allgemein bestimmten Vorschriften geführt. Das Bestreben der Vereinigung geht ebensowohl dahin, für die Erzeugnisse der Molkerei den besten und vorteilhaftesten Absatz zu finden, wie nicht minder auf die Herstellung einer vorzüglichen Ware. Die Bemühungen dieser genossenschaftlichen Einrichtungen finden aber vor allem ihre größte Unterstützung in der allgemein verbreiteten hohen Bildung. Wir haben schon bei Besprechung der Norweger und Schweden des Bildungstriebes der skandinavischen Völker gedacht. Ihnen schließen sich würdig die Dänen an, und die drei nordischen Reiche bilden hierin für ganz Europa und hiermit für die ganze Welt ein Muster und Vorbild. Auch Dänemark zählt kaum einen Analphabeten.

Eine wichtige Rolle in der Volksbildung des Landes spielen die — wie bekanntlich jetzt in fast allen modernen Staaten, so auch dort eingerichteten — Volkshochschulen. Sie sind wie überall als eine Fortsetzung der Volksschule gedacht und sollen beiden Geschlechtern eine Erweiterung und Vertiefung der in jener gewonnenen Kenntnisse ermöglichen. Es giebt jetzt im ganzen in Däne-

mark etwa 80 dieser Schulen, die von rund 8000 Schülern besucht werden. Die Unterrichtsgegenstände umfassen Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft und technische Ausbildung und ermöglichen es den Besuchern, sich nach einer ganz bestimmten Richtung hin zu einem bestimmten Zweck vorzubereiten. Von den Volkshochschulen in den meisten andern Länder unterscheiden sie sich darin, daß während der vier- bis fünfmonatlichen Kurse die im 18. bis 25. Lebensjahr stehenden Schüler und Schülerinnen in geschlossenen Anstalten nicht nur Unterricht, sondern auch Wohnung und Kost finden. Die Teilnahme am Unterricht erstreckt sich meist auf zwei solcher Kurse, deren Kosten sich für den Besucher auf ungefähr 500 Mark im ganzen belaufen. Damit werden sowohl die Lebensbedürfnisse wie die Unterrichtskosten bestritten. Der Staat schießt einen kleinen Beitrag zur Erhaltung der Volkshochschulen bei (wie selbstverständlich auch die Erhaltung der höheren und niedereren Schulen seine Sache ist). In den sogenannten Freischulen, deren Erhaltung völlig Sache von Privaten ist, ist diesen ein weitgehendes Recht auf die Wahl der Unterrichtsfächer eingeräumt.



Mann aus dem Mournegebirge (Irland)

Besonders verbreitet ist in ganz Dänemark die Kenntnis fremder Sprachen, hauptsächlich des Englischen und noch mehr des Deutschen. Dabei besteht jedoch in den führenden geistigen Kreisen, besonders der Litteratur, das ernste Bestreben, einen eignen, ausgesprochen nationalen Charakter zu wahren. So sehr deutsche Bildung naturgemäß von weitgehendem Einfluß auf das Geistesleben der Dänen schon der geographischen Lage nach sein muß und so hoch deren Wert auch angeschlagen wird, so läßt doch die politische Abneigung gegen Deutschland die Dänen sich gegen ein Ueberhandnehmen des deutschen Einflusses energisch verteidigen. Ihre Sprache geht wie die der Schweden und Norweger auf das Altnordische zurück.

Bei der allgemeinen weitverbreiteten Bildung der Dänen dürfte es beinahe wundernehmen, daß dort in besonders hohem Maß ein Kastengeist sich bemerkbar macht. Die Rangunterschiede werden streng gewahrt; jeder Rang besitzt seine Rechte und Privilegien, freilich auch seine Pflichten und Aufgaben, über deren Erfüllung eifersüchtig gewacht wird. Oft ist die Kluft zwischen Adel und Bürgern sehr tief, und Reichtum vermag sie nicht zu überbrücken. Der reichste Mann, im Besitz aller Ehrentitel, geschmückt mit Auszeichnungen aller Art, muß trotzdem darauf verzichten, geadelt zu werden. Der niedrige Adel ist sehr zahlreich und meist in einer pekuniär wenig beneidenswerten Lage.

In ihrem religiösen Bekenntnis sind alle Dänen strenge Lutheraner, doch herrscht Religionsfreiheit.

Zwanzigstes Kapitel

Grossbritannien und Irland, die Niederlande, Deutschland

Grossbritannien und Irland

Fast scheint es wie ein Widerspruch, daß Britannien trotz seiner Inselnatur in seiner Bevölkerung eine Mischung der verschiedensten Elemente zeigt, wie dies in solcher Ausdehnung von manchen Gebieten des Festlandes nicht zu sagen ist.

Die ursprüngliche Bevölkerung der großbritannischen Inseln bildeten die Kelten, von deren ausgedehntem Besitzstand in Europa vor zwei Jahrtausenden wir schon gehört haben. Sie fanden ihre ersten Gegner in den Römern, die unter ihrem großen Führer Julius Cäsar den Boden der britischen Inseln betraten.

Wahrscheinlich waren aber auch nicht die Kelten die Ureinwohner des Landes, sondern als solche haben Iberer zu gelten, deren Reste wir noch in den eigenartigen Basken Spaniens kennen lernen werden. Sie waren im allgemeinen mittelgroß, von heller Hautfarbe, aber mit dunklen Haaren. Auf den britischen Inseln lebten sie in der sogenannten neolithischen (jüngeren) Steinzeit. Die Kenntnis der Metalle besaßen sie noch nicht, ihre Werkzeuge waren ausschließlich aus Stein gefertigt, doch verstanden sie schon, sie zu glätten. Im Zusammentreffen mit den Kelten wurden sie von diesen vielleicht zum Teil vernichtet, zum größeren Teil wohl aufgesaugt; frühzeitig scheinen sie sich überhaupt allerorts mit ihnen, die nun der führende Stamm wurden, gemischt zu haben. Nach den Schilderungen der Alten gehörten die Kelten größtenteils dem hellen, blondhaarigen Typus an, was merkwürdigerweise jetzt nicht mehr zutrifft. Wo sich noch keltische Reste heute erhalten haben, und wir werden ihnen auch in der Bretagne begegnen, sind sie mittelgroß und dunkelhaarig. Dies gilt der Mehrzahl nach auch von den britischen Kelten, wenngleich sich immerhin unter ihnen ein bedeutender Prozentsatz von Blonden findet. Britannien war unstreitig ein Hauptsitz des Keltentums, und in ihm haben sich demgemäß auch heute noch die wichtigsten Reste dieser verschwundenen Rasse erhalten. Die Kelten der großbritannischen Inseln teilen sich in zwei Aeste, den kymrischen und den gälischen Zweig.

Ehe wir aber auf diese hochinteressanten Reste und ihre Verbreitung in Großbritannien näher eingehen, sei noch der weiteren Geschichte der Bevölkerung dieser Inseln gedacht. Wie erwähnt, fanden die Kelten ihren ersten Feind in den Römern, durch die sie unterworfen und zum Teil auch von der Küste aus zurückgedrängt wurden.

Weit folgenschwerer aber als der Einfall der Römer, die zwar immerhin auch ihre Spuren zurückgelassen haben, deren Herrschaft auf den britischen Inseln aber doch nur vorübergehend war, erwies sich die Besitzergreifung des Landes durch die deutschen Niedersachsen. Mit Erfolg und verhältnismäßig rasch wurden die Kelten unterworfen und weit zurückgedrängt, zum großen Teil aber



Eine irische Schönheit

auch assimiliert, so daß die ganze Insel ziemlich rasch den Umwandlungsprozeß zum Germanentum durchmachte und nur im Nordwesten das Keltentum sich erhielt. Der deutsche Stamm, dem diese Germanisierung Englands geglückt ist, waren die sogenannten Angeln oder Angelsachsen, von denen die Engländer ihren heutigen Namen erhalten haben. Germanisches Blut strömte diesem niederdeutschen Volke auf den britischen Inseln auch fürderhin noch zu; in großen Scharen waren es besonders Dänen, die ihre Eroberungszüge bis nach England ausdehnten. Ja, sie faßten endgültig Fuß daselbst, als von der Küste der Normandie aus Wilhelm der Eroberer nach den gegenüberliegenden lockenden Inseln zog und England eroberte. Diese Besitzergreifung durch die Normannen war besonders sprachlich insofern für England von Bedeutung, als die Normannen zwar germanischen Stammes, aber lange schon romanisiert waren. So führten sie der englischen Sprache ein neues Element zu, wenn sie auch nicht mehr im stande waren, ihr Gefüge zu erschüttern.

Trotz des lang andauernden, tiefen Hasses zwischen den fremden Eroberern und der angelsächsischen Bevölkerung blieb natürlich eine allmählich steigende Vermischung nicht aus, und aufs neue wurde dadurch die englische Rasseneinheit zerstört. So erscheint uns der Engländer als das Ergebnis einer Rassenmischung, bei der jedoch das germanische Blut unbedingt das Uebergewicht hat. Ihm stehen nur noch gegenüber und von ihm sich gut unterscheidend die Kelten, denen wir nun einige Worte widmen wollen.

Auf der Flucht vor den Eroberern haben sich die Kelten nach Wales und Nordschottland, nach Westirland, nach der Insel Man und den Hebriden zurückgezogen.

Wales gehört dem kymrischen Zweig der keltischen Rasse an, die übrigen keltischen Bewohner Großbritanniens dem gälischen Zweig. Die Bewohner von Wales zählen heute rund anderthalb Millionen Köpfe. Als die sächsischen Eroberer die Bewohner Englands von den Ostküsten nach innen zurückdrängten, zogen jene sich auch in die Wildnisse von Cornwallis und in das wilde Bergland von Wales zurück. Es gelang den normännischen Eroberern nicht, Wales zu unterwerfen, das dank seiner natürlichen Gestaltung gegenüber den ursprünglichen Waffen jener Zeit eine Reihe uneinnehmbarer Festungen bildete. Wilhelm der Eroberer mußte seinen Nachfolgern die Aufgabe der Niederwerfung von Wales unvollendet hinterlassen. Heinrich II. und Johann machten wiederholt Anstrengungen zweifelhaften Erfolges, die unruhige Provinz völlig in ihre Gewalt zu bringen. Erst unter Eduard I. brach ihre Unabhängigkeit endgültig zusammen durch die Niederlage, die ihr Heerführer Llewellyn 1283 erlitt. Zur Versöhnung seiner neuen Unterthanen verlieh Eduard seinem in Carnarvon geborenen Sohn den Titel Prinz von Wales, der bis zum heutigen Tag dem jeweiligen Thronfolger verblieb.



Frau von Wales am Spinnrad

Körperlich sind die Bewohner von Wales im allgemeinen kleiner als die übrigen Völker des vereinigten Königreichs. Dunkles Haar ist sehr verbreitet unter ihnen. Diese zwei Unterschiede scheinen ein Beweis dafür, daß die kymrischen Kelten sich vielfach mit den neolithischen Urbewohnern dieser Insel vermischten.

Ihr Charakter zeigt all die Lebhaftigkeit und Beredsamkeit des keltischen Temperaments. Das scharf ausgeprägte Nationalitätsbewußtsein, das sie immer besaßen, ist auch heute noch lebendig und wird aufrecht gehalten durch ihre eigne Sprache und Litteratur. Während die Sprache der keltischen Bewohner von Cornwall, das Cornische, ausgestorben ist, blüht die Sprache von Wales um so mehr. Das Kymrische ist die Umgangssprache des Volkes, und viele können sich nur in ihr verständigen. Zeitschriften und Tagesblätter erscheinen in der Volkssprache, und die Schule im Verein mit den Dichtern des Volkes eifert dieses an, seine Sprache zu bewahren und auszuhalten im Kampf gegen das Englische. Bei jährlichen Festen werden für eigne Gedichte und Kompositionen in kymrischer Sprache Preise verteilt. Die Kelten von Wales sind ein sehr musikalisches Volk; als ihr nationales Instrument kann die Harfe bezeichnet werden.

In der Tracht bieten sie nichts Bemerkbares, wenn wir nicht die merkwürdige Form eines hohen Hutes hervorheben wollen, der von den Frauen auf dem Land getragen wird, und den wir auf unserm Bilde Seite 261 sehen.

Die Halbinsel Wales ist nur im Süden, wo reiche Kohlenbergwerke eine große Industrie geschaffen haben, dichter besiedelt.

Das Christentum wurde schon bald in Wales eingeführt, wohl nicht später als um das Jahr 400. Britische Christen, die von zu Haus vertrieben waren, fanden in diesem gebirgigen Land eine Zuflucht und breiteten das Evangelium weiter aus. Jetzt sind die Bewohner großenteils Calvinisten.

Wenden wir uns von Wales, dieser westlichen Halbinsel Englands, nach Schottland, so finden wir auch hier zum großen Teil eine keltische Bevölkerung. Die Bewohner Kaledoniens — so lautete der alte Name Schottlands — zählen ungefähr 4 025 000 Seelen, unter denen Hochländer (Highlanders) und Niederländer (Lowlanders) unterschieden werden. Die ersteren sind Kelten, die letzteren Angelsachsen. Der größte Teil der Bevölkerung gehört den Niederländern an; sie haben sich auf die Niederungen zwischen Clyde und Forth zusammengedrängt, während das übrige Gebiet äußerst spärlich besiedelt ist. Das innere Hochschottland mit seinen kahlen, düsteren Berghängen, die zahlreiche Seen von ernster Schönheit einrahmen, ernährt nur eine schwache Volksmenge. Von den Inselgruppen im Norden Schottlands besitzen die Shetlandinseln und Orkneyinseln eine Bevölkerung skandinavischer Abstammung, während wir auf den Hebriden noch unverfälschtes Keltentum kennen lernen werden. So mag der Norden Schottlands als keltisch, der Süden und Osten als angelsächsisch bezeichnet werden; selbstverständlich dürfen wir nicht erwarten, daß diese beiden Rassen stets unvermischt nebeneinander gewohnt haben, aber der verschiedene Grundzug ist noch leicht erkennbar.

Die schottischen Kelten, denen wir uns zuerst zuwenden wollen, gehören dem gälischen Zweig dieser Rasse an. Alte Schriftsteller beschreiben uns die Gälen als große Leute von schöner Gestalt und heller Hautfarbe mit roten oder wenigstens blonden Haaren. Rotes Haar ist auch heute noch beinahe allgemein charakteristisch für den Schotten im äußersten Norden des Landes; überhaupt findet man rotes oder blondes Haar bei der Mehrzahl der Bevölkerung. Zugleich aber sind in den ausgesprochensten keltischen Bezirken auch Leute zu finden mit dunklem Haar, grauen Augen und dunkler Hautfarbe. Diese Erscheinung erklärt sich wohl durch Aufsaugung der ursprünglichen neolithischen Bevölkerung, wie wir dies schon im Gebiet von Wales sahen.

Der Hochländer hat auch die geistigen Eigenschaften des Kelten, die sich in seinem romantischen Temperament, gewissen aristokratischen Neigungen und in der hohen Treue äußern, mit der er an dem Haupt seines Stammes oder Clans hängt. Familienstolz ist eine Eigenheit des schottischen Kelten, und nichts kann ihn mehr freuen, als seine Familie von einem großen Häuptling herzuleiten, selbst wenn dieser mehr mythischer als historischer Natur sein sollte. Nagelneue Titel und selbst großer Reichtum üben keinen Reiz auf ihn aus und vermögen ihn nicht zu locken, wenn nicht ihre

Träger zugleich aus altem Hause sind. Nie wird seine Ehrfurcht vor dem Haupt seines Clans erlöschen, und selbst wenn dieser in den denkbar ärmlichsten Verhältnissen lebt, ist er in seinen Augen größer als ein Millionär, sogar noch, wenn er nicht mehr die Mittel besitzt, auf der Scholle seiner Väter zu bleiben.

Die Aufrechthaltung der altüberlieferten Einteilung des Volkes in einzelne Gefolgschaften bis auf den heutigen Tag wird begünstigt durch die jährlichen großen Zusammenkünfte, die im Herbst an verschiedenen Punkten des schottischen Hochlands stattfinden. Die Stuart, Fraser, Murray, Gordon, Cameron, Atholl, Fitzgerald, und wie alle die großen schottischen Familien heißen, deren Träger ihre Namen oft tief in die Geschichtstafeln des Inselreiches eingruben, haben ihren bestimmten Dialekt und ihre eignen Hochlandssitten. Streng wird bei diesen Zusammenkünften der einzelnen



Fischergruppe (Devonshire)

Clane an der Väter Gebräuchen festgehalten. Die schottische Sackpfeife klingt, die alten Spiele werden gespielt, und in altgälischer Sprache unterhält sich das hochgeborene Haupt des Clans, das vielleicht einen der glänzendsten Namen Großbritanniens trägt, mit seinen Mannen. Manches Glied des Hochadels trägt noch den Kilt, das bekannte kurze Röckchen der Bergschotten, und seine Leute leisten ihm auch hierin Gefolgschaft. Manchen, so zum Beispiel den gegenwärtigen Herzog von Atholl, sieht man Sonntags an der Spitze seines Clans zur Kirche wandern, angethan mit der roten Tracht des Murray-Clans.

Unzweifelhaft steckt in diesen nationalen Kundgebungen viel Künstliches und Gekünsteltes, aber sie sind malerisch und dienen dazu, das Gefühl der Anhänglichkeit an das Vaterland wach zu halten und zu stärken; und mit dem Festhalten dieser Aeußerlichkeiten bleibt auch der biedere alte Sinn des kernigen Hochlandvolkes erhalten.

Freilich dringt auch in die Einsamkeit und in die Wildnis des schottischen Hochlands immer mehr die allgemeine Kultur gleichmachend und zerstörend vor. In den letzten Jahren macht sich der Einfluß reicher Engländer und Amerikaner immer mehr geltend und bringt die armen Hochländer

in Abhängigkeit von den reichen Sportsleuten, nicht zum Vorteil der Erhaltung der alten einfachen Sitten, mit denen auch allzu leicht die alten Gebräuche und die alte Tracht verschwinden. Die Sprache der schottischen Kelten ist, wie schon erwähnt, das Gälische. Es wird heute von ungefähr zehn Prozent der schottischen Bevölkerung gesprochen, aber immer mehr verschwindet der Gebrauch dieser alten Sprache. Selbst wenn kaum mehr jemand Gälisch verstehen sollte, werden die Reste der Sprache immer noch erhalten sein in der Geographie Schottlands, in den Namen der Berge und der romantischen, durchweg als „Loch" bezeichneten Seen, während den Namen der Berge stets die Silbe „Ben" vorsteht. Für den Fremden sind die vom Englischen so grundverschiedenen gälischen Namen mit ihren häufigen Doppelselbstlautern und zahlreich dazwischen eingeschobenen Mitlautern, wie Ben-a-Chuallaich oder Inchcailliach, meist schwer auszusprechen.

Heute verdrängt das Englische, wie erwähnt, durch den Schulunterricht das Gälische immer mehr. Die Schotten sind sehr musikalisch, und wir haben schon flüchtig ihres nationalen Instrumentes, der dudelsackähnlichen Sackpfeife, gedacht. Wie die Vorfahren der heutigen Schotten unter ihren schrillen, monotonen und doch aufregenden Tönen in den Kampf zogen, um sich sofort mit stürmischer Tapferkeit auf den Gegner zu werfen, so begleiten die Sackpfeifer auch heute noch die mit dem nationalen Kilt bekleideten Regimenter der Hochschotten; daß diese aber auch den alten, oft erprobten Ruf der Tapferkeit sich zu wahren gewußt, haben in den letzten Kriegsjahren in erster Linie die schottischen Regimenter bewiesen.


Irisches Bauernmädchen

Aber auch zu mancher alten Ballade, zu manchem Lied aus uralter Zeit erklingt die Pfeife. Ein reicher Schatz von Dichtungen und Erzählungen hat sich in der Einsamkeit des schottischen Hochlands erhalten. Sein düsterer Charakter ist freilich auch nicht ohne Einfluß geblieben auf die geistige Richtung seiner Bewohner und hat bei ihnen einen gewissen Hang zu übernatürlichen und abergläubischen Vorstellungen entstehen lassen. Immer und immer wieder taucht in Schottland die Mär vom Besitz des zweiten Gesichtes auf, jener eigentümlichen Gabe, Ereignisse, besonders unglücklicher Art, in aller Deutlichkeit und mit allen Einzelheiten vorauszusehen, ohne die Macht zu haben, sie abändern zu können. Daß solche Kassandra-Naturen nicht zu den heiteren Menschen zählen, brauchen wir kaum hervorzuheben; ein gewisser Zug zur Melancholie ist überhaupt neben aller Lebenslust der Gesamtheit der schottischen Kelten nicht abzusprechen.

Ihre Beschäftigung ist meist Schafzucht, das einzige, was ihre rauhe Heimat ihnen gewährt.

Am besten hat sich das Keltentum rein erhalten auf den Hebriden im Nordwesten. Die Westküste Schottlands erinnert in ihrer wilden Zerrissenheit, in ihren steil abfallenden, von zahlreichen Fjorden eingeschnittenen Küstenfelsen sehr an Norwegen. Wie dort, so sind auch hier zahlreiche Inseln, die heute Schottland vorgelagert sind, von der Hauptinsel losgerissen. Hier finden sich die merkwürdigsten Küstenbildungen in den in regelmäßigen Säulenformen abgesonderten Basalten; hier hat die Natur auf der Insel Staffa das Weltwunder der berühmten Fingalshöhle geschaffen, eine gewaltige Grotte, die das Meer zwischen senkrechten Basaltfelsen ausgewaschen hat: „Das Urbild aller gotischen Kathedralen, in dem der Orgelchoral der Brandung des nordischen Meeres rauscht."



Irische Frau am Spinnrad

Wie altskandinavisches Wesen und Sprache sich am reinsten und längsten auf dem meerumbrandeten Island zu halten vermocht haben, so das Keltentum in seiner Ursprünglichkeit auf den weltfernen Inseln der Hebriden an der Westküste Schottlands, und hier besonders auf Jona.

„Ein Kranz versteinerter Blumen sind die Hebriden um Schottlands hohes Haupt gewunden, und eine dieser erstarrten Jericho-Rosen ist Jona." Ein andrer Name der Insel ist Icolmkillm. Während Jona, abgekürzt aus Ischonna, „glückliche Insel" bedeutet, kann Icolmkillm übersetzt werden: „Insel von Columbanus' Zelle". Hier ist die Wiege des schottischen Christentums, hier landete, von Irland kommend, im sechsten Jahrhundert der heilige Columbanus. Der uralte Druidengottesdienst hatte sich bis dorthin siegreich auf den Hebriden zu behaupten gewußt; nun war auch seine Stunde gekommen, und von hier aus unternahmen Columbanus und seine Jünger die Bekehrung der Heiden. Von hier gingen sogar christliche Sendboten über das Meer in die rauhen Alpenländer und zu den Franken und Burgunden.

Mit geheimnisvollem Zauber umspinnt den Besucher von Jona die Erinnerung an diese Urzeit des Christentums. Wohl haben fanatischer Eifer der Reformation und die Einfälle der Skandinavier die Mehrzahl der Zeugen aus jener Zeit zerstört, aber noch steht das eine oder andre der berühmten Jona-Kreuze — hohe breitschäftige, brettdünne, aus Glimmerschiefer geschnittene Steinkreuze, „über und über mit dem viel verschlungenen Riemenornament bedeckt, in dessen Maschen sich ungewohnte Tiere gefangen zu haben scheinen." Jahrhunderte hindurch war Jona die heilige Insel. Weither über die See aus Schottland, Irland und auch aus Norwegen ließen die Großen und Größten ihre Leichen nach Jona bringen, um in dem Staube zu ruhen, der die Fußstapfen des heiligen Columbanus enthielt. Viele große Familien der Hochlande hatten bis in die Neuzeit ihre Begräbnisplätze mit Grabkapellen auf diesem heiligsten Boden des Nordens, und auch die der drei genannten Königreiche. Die schottische Grabkapelle stand in der Mitte, die irische im Süden, die norwegische im Norden.

Aber Poesie und Sage spinnen ihre Fäden noch weiter rückwärts in graue Vorzeit, und nirgendwo hat sich auf kleinem Fleck eine solche Fülle von poetischen Zeugen eines kräftigen Volkslebens gebildet wie auf Jona.

„Irgendwo hier an diesem Ende der Welt lag auch die Geisterinsel der Sage, die Toteninsel ‚Brittia', nach der die bretonischen Schiffer die Seelen der Verstorbenen überführten zur Zeit Prokops, der den gotischen Krieg beschrieb. Wenn es nachts an ihre Thüren pochte, sprangen sie aus dem Bette und ruderten die Boote hinüber, deren Bord nur fingerbreit aus dem Wasser tauchte, so schwer beladen waren sie mit unsichtbarer Seelenfracht. In einer Stunde ist die Entfernung zurückgelegt, zu der sie sonst Tag und Nacht brauchen, und kaum haben sie angelegt, so wiegt sich ihr Kahn bereits federleicht auf dem Wasser, denn die Seelen sind ausgestiegen. Man sieht nichts, aber man hört deutlich die Stimme eines Unsichtbaren, der die unsichtbaren Ankömmlinge mit Vor- und Zunamen aufruft und ihre Liste führt."

Auf Jona klingt es auch heute noch wider von Ossian. Im dritten Jahrhundert soll dieser keltische Barde gelebt haben, auch er war erblindet gleich seinem großen Genossen Homer; so erscheint er in den Gedichten, die seinen Namen tragen, und die in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durch Macpherson herausgegeben wurden. Sie geben uns, wie die Edda der skandinavischen Völker, ein getreues Bild vom Leben, Denken und Fühlen des Volkes, das hier oben gelebt und geblüht hat, bevor es dem Verfall entgegenging. Der Sprache nach stammen diese Heldengesänge aus dem elften Jahrhundert, dem Stoff nach aber sind sie weit älter und sind, wie die genauen Untersuchungen es heute als fast sicher hingestellt haben, thatsächlich uralte Schlachtengesänge und Sagen des dritten Jahrhunderts. Sie tragen unberührt noch Kostüm und Kolorit der uralten Heidenzeit. Von Ackerbau kommt nicht die geringste Spur darin vor, nur Jagd und Viehzucht; in offener Halle hält der König Hof, sein Mahl auf offener Heide. Fürstentöchtern dienen Grotten zur Wohnung, das eheliche Band ist noch sehr locker und leicht lösbar. Die später so beliebte Sackpfeife war noch nicht erfunden. Nach Bardensitte wurden diese Gedichte wie die Heldengedichte Homers, die Gesänge der Nordmänner, die uralten heiligen Lieder der Arier am Indus, mündlich von Geschlecht

zu Geschlecht fortgepflanzt; sie waren ein heiliges Besitztum, das der Vater den Sohn lehrte, und noch um 1800 fanden sich ganze Stücke dieser Gedichte bei den Hebridenbewohnern in mündlicher Ueberlieferung erhalten vor. Der eine oder andre hatte es auch aufgeschrieben, und so ließ ein glücklicher Zufall diese alten Reste keltischen Volkstums noch auf unsre Zeit gelangen.

Aber auch in ihren sozialen Eigentümlichkeiten hat sich noch mancher interessante Rest früherer Gebräuche auf den Hebriden erhalten. So ist ein Teil des Landes Gemeinland. Von den Einwohnern wird ein Mann gewählt, der Sorge zu tragen hat, daß ein jeder seinen Anteil an der Benutzung des Landes erhält. Er bestimmt die Zahl der Schafe und Schäfer und die Gemeinde, er sieht nach den Wegen und sorgt dafür, daß jeder Einwohner in seinem Teil daran mitthut, sie in Stand zu halten; er beaufsichtigt, daß die Herden auf der Gemeindeflur geweidet werden. Der Bauer, der für dieses wichtige Amt gewählt ist, zieht seine Schuhe und Strümpfe aus, entblößt sein Haupt und schwört unter freiem Himmel, treu seines Amtes zu walten. Dieses ursprüngliche System des Landbesitzes findet sich noch in einigen Teilen von Irland, Wales, sogar von England, und wie wir gleich beifügen wollen, auch von Deutschland. Es geht zurück auf die Zeit, da das eroberte Land nicht als Eigentum des Anführers des Stammes betrachtet, sondern dazu bestimmt wurde, das ganze Gemeinwesen zu erhalten.

Das dritte von Kelten bewohnte größere Gebiet ist Irland.

Die Bevölkerung wurde im Jahre 1891 auf 4700000 Köpfe berechnet. 1845 betrug sie beinahe das Doppelte; Hungersnot und Seuchen und der durch das Elend in der Heimat mächtig geschürte Impuls zur Auswanderung haben diesen auffallenden Rückgang in der Bevölkerungsziffer herbeigeführt.

Die Einwohner Irlands sind in ihrer großen Mehrheit reine Kelten; das angelsächsische Element ist vertreten durch englische Niederlassungen in Ulster, Leinster und in Teilen von Munster; allein diese Niederlassungen sind erst in verhältnismäßig jüngerer Zeit erfolgt und lokal beschränkt, so daß sie den ethnographischen Charakter des Landes nicht zu ändern vermögen. Der typische Ire ist ein Kelte und besitzt in ausgedehntem Maß die körperlichen und geistigen Eigenschaften dieses Stammes. Eine große Zahl der Iren unsrer Tage hat das rote oder blonde Haar und die große Körperhöhe, die den Kelten in früherer



Fischerfrau aus New-Haven

Zeit charakterisierte. Das schwarze Haar, das man in Westirland häufiger sieht, wird allgemein zurückgeführt auf das Blut der ursprünglich auch hier heimischen neolithischen Rasse, mit der natürlich die Sieger sich vermischten.

Die keltische Stammeszugehörigkeit macht sich auch geltend in der leichten Erregbarkeit und der lebhaften Phantasie der Irländer. Sie sind warmherzig, leicht zum Zorn geneigt, aber ebenso leicht wieder besänftigt. Ihre größten Feinde können ihnen nicht Tapferkeit auf dem Schlachtfeld absprechen. Dagegen fehlt ihnen die Stetigkeit des germanischen Charakters. Irland hat auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens schon bedeutende Leute hervorgebracht, und wenn die Gegner der Selbstregierung Irlands immer wieder auf eine mangelnde staatsmännische Bildung der Iren hinweisen, so ist das nur eine Ausrede. Die Iren wie die schottischen Kelten sind, wie schon angedeutet, vielfach ausgewandert und haben in einem zum Teil nicht geringen Grad die Bevölkerung des Landes, in dem sie sich niederließen, beeinflußt. In Amerika, besonders in den Vereinigten Staaten, stellen sie, zusammen mit den Einwanderern aus Deutschland und den nordischen Ländern, die größte Zahl derer, die dort ihre neue Heimat suchen. Bis jetzt bilden sie vielfach noch einen Fremdkörper in der amerikanischen Bevölkerung, indem sie sich abschließen, aber mit der Zeit wird auch eine weitergehende Vermischung stattfinden und zwar sicherlich nicht zum Schaden der hieraus hervorgehenden Bevölkerung. Das männliche Selbstgefühl, die ruhige Entschlossenheit sind natürliche Anlagen für Selbstregierung; das Talent zur Organisation, die das germanische Element auszeichnet, würde durch die keltischen Charaktereigenschaften der Lebhaftigkeit, der raschen Auffassung und einer warmherzigen Raschheit des Handelns eine vorteilhafte Beimischung erhalten.



Straßenkind aus der City von London

In den Hauptkolonien Englands, in Kanada und besonders in Australien, haben schon manche Irländer staatsmännisch wichtige Posten bekleidet, und die Premierminister dieser Kolonien sind ebenso oft keltischen wie germanischen Ursprungs. Daß die Iren diese staatsmännische Befähigung außerhalb ihrer Heimat besser bethätigen als in ihr, könnte der englischen Regierung ein Beweis sein, daß ihnen in letzterem Fall nur die Gelegenheit fehlt.

Der irische Bauer gilt als wenig unternehmend, unbedachtsam und leichtlebig. Es mag das zutreffen, aber man darf auch nicht vergessen, daß er nie eine Anleitung empfing, seinen Acker in rationellerer Weise zu bestellen, und daß er, wie wir noch sehen werden, in den weitaus meisten Fällen nicht für sich, sondern für andre zu arbeiten hat. In allen mißlichen Verhältnissen bewahrt er sein heiteres Temperament; in seinem Familienleben nimmt der Ire unter den Bewohnern Großbritanniens auch nach englischem Urteil eine hohe Stellung ein.

In seiner Nahrung ist der irische Bauer außerordentlich genügsam, freilich auch vielfach unter dem Gebot einer harten Not. Hafergrütze, Mehlsuppe mit Kartoffeln und Buttermilch bilden die Hauptnahrung. In auffallend großen Quantitäten wird Thee getrunken, den man sehr stark genießt. Wer in eine Hütte in Donegal kommt, kann auf dem Sommer und Winter, Tag und Nacht nicht erlöschenden Torffeuer meist auch den Theetopf singen hören. Thee ist oft der einzige Genuß, den sich die ärmeren Klassen gönnen und für den sie nicht unbeträchtlichen Aufwand machen. Viele Krankheiten werden dem unmäßigen Theegenuß zugeschrieben. Freilich spielt neben dem Thee auch der Alkohol leider keine unbedeutende Rolle in Irland. Manche alte Sitte hat sich in Irland erhalten, wenngleich unter dem ständigen Druck und in der Not andrerseits auch viel verloren gegangen ist. In einigen Teilen Irlands findet ein origineller Hochzeitstanz mit einer Strohmaske statt, in andern Teilen des Landes erscheinen am Hochzeitsabend im Brauthaus Masken, gewöhnlich in der Neunzahl, die mit der Braut und den Brautjungfern tanzen, nach kurzer Zeit das Haus verlassen,



Typus einer englischen Schönheit

um von andern abgelöst zu werden. Es gilt nicht für passend, das Inkognito dieser Masken zu lüften. Bei Todesfällen finden häufig Leichenschmäuse statt, die nicht selten in wilde Lustbarkeit ausarten; eine eigenartige Sitte ist es bei Ehegatten, wenn der eine Teil stirbt, dem Toten in die erkaltete Hand feierlich das Eheversprechen zurückzugeben.

Die irische Sprache hat viel gemeinsam mit dem Gälischen der Schotten und wird noch von einer beträchtlichen Zahl der Einwohner gesprochen; im äußersten Nordwesten waren beispielsweise im Jahre 1891 noch 38 000 Einwohner der englischen Sprache nicht mächtig. Auf die allgemeine Volksbildung werden wir bei einer übersichtlichen Schilderung Großbritanniens zurückkommen.

Die Geschichte Irlands setzt mit dem fünften Jahrhundert ein, als es zum Christentum bekehrt wurde. Politisch scheinen die irischen Kelten zu dieser Zeit in einzelne Stämme geteilt gewesen zu sein, ohne Zusammenhang und ohne gemeinsamen Führer. Der Mangel jeglicher Einheit ließ sie leicht skandinavischen Seeräubern zur Beute werden, denen die Engländer als Feinde der Unabhängigkeit Irlands folgten. Die Eroberung Irlands durch die Engländer begann 1170, kann aber erst 1691 als vollendet betrachtet werden. Auch von da ab bewahrte es noch eine gewisse Selbständigkeit, bis 1801 das irische Parlament aufgelöst und Irland hiermit in den festen Verband des „vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland“ aufgenommen wurde. Daß aber das Land sich auch heute noch unter englischem Zepter nichts weniger als wohl fühlt, dürfte als bekannt vorausgesetzt werden. Seit Jahrhunderten behandeln die Engländer die unglückliche „grüne Insel“ als erobertes Land. Seit Jahrhunderten ist der Ire „geknechtet, gedrückt, seiner Rechte beraubt, in seinem Rechtsgefühl verletzt worden, daher verbittert und aufrührerisch. Nichts ist durch lange Zeiten für seine geistige Hebung gethan worden, seine materielle Lage ist die denkbar niedrigste.“ Alle Reformen, die vorgeschlagen wurden, sind zum Teil völlig ungenügend, zum Teil stehen sie sogar nur auf dem Papier, und die Verhältnisse in Irland werden wohl noch auf lange hinaus ebenso unglückliche bleiben wie bisher und ein sehr dunkles Blatt in der Geschichte Englands bilden.

Die Insel Man

Als letztes, von den Kelten bewohntes Land Großbritanniens haben wir die Insel Man zu erwähnen. Dieses ethnographisch wie historisch sehr interessante Eiland, das durch seine schwanzlosen Katzen auch zoologisch berühmt geworden ist, liegt in der irischen See mitten zwischen den drei Königreichen Irland, Schottland und England. Diese charakteristische Lage hat dem uralten Landeswappen von Man eine eigne humoristische Deutung gegeben. Das Wappen besteht aus einem Rad mit drei Speichen, deren jede ein im Knie rechtwinkelig gebogenes menschliches Bein darstellt, das altrömische Triquetrum. Es hat die Umschrift: „Quocunque jeceris, stabit“, d. h. wirf mich, wie du willst, ich falle auf die Füße. Eine kleine politische Bosheit aber schiebt dem Wappen folgende Bedeutung unter, wie wir Hevesis köstlichem „Ein englischer September“ entnehmen: „A kick for England, a kick for Scotland, a kick for Ireland,“ d. h. „ein Fußtritt für England, ein Fußtritt für Schottland, ein Fußtritt für Irland.“

Die ethnographischen und politischen Eigentümlichkeiten der Inselbewohner würden eine solche Lesart erklären. Die Bewohner von Man, die Manksleute, wie sie sich heißen, gehören dem gälischen Zweig des Keltenstammes an. Ihre freilich sehr rasch aussterbende Sprache ähnelt dem Gälischen von Schottland und Irland. Bis heute aber hat sich, trotzdem viel Altertümliches schon verloren gegangen ist, die eigenartige Verfassung von Man erhalten. Heute noch hat die Insel ihre eigne Verfassung und ihr eignes, aus zwei Häusern bestehendes Parlament. Jedes Gesetz, das im großen Parlamentshaus des vereinigten Königsreichs von Großbritannien und Irland beraten, angenommen, vom König unterzeichnet worden ist und im ganzen Reiche hiermit Geltung erlangt hat, gilt nicht eher auf der kleinen Insel Man, als bis es auch deren hohem Parlament unterbreitet wurde. Hat es die Genehmigung des Manks-Parlamentes erlangt, so wird es in feierlicher Volksversammlung auf

dem alten Versammlungsort des freien Volkes, dem Tynwaldhügel, in der alten Mansprache und in englischer Sprache verkündet, und erst dann ist der loyale Bewohner von Man ihm Gehorsam schuldig.

Die Zahl der Bewohner dieses so zäh an seinen alten Rechten festhaltenden Staatswesens beträgt rund 55 000.

England

Von den Kelten kommen wir nun zu einem Volk germanischen Ursprungs im britischen Inselreich. Wir haben der Mischung des englischen Volkes, die sich aus der Geschichte des Landes erklärt, schon gedacht. In seinen Grundzügen ist der englische Typus durchaus dem nordgermanischen ähnlich. Im Schädelbau scheint er sogar der niederdeutsch-skandinavischen Mischung ganz zu entsprechen. Auf die gleiche Quelle dürften die stattliche Körpergröße, die helle Hautfarbe, die blauen Augen zurückzuführen sein. Die nationale Vorliebe für Sport und athletische Spiele kann als Vermischung der keltischen Vorliebe für Unterhaltung und der skandinavischen Neigung für körperliche Uebungen betrachtet werden; auch in den geistigen Eigenschaften des Engländers ließe sich vielleicht keltischer und skandinavischer Ursprung nachweisen.



Englisches Mädchen

Für Beurteilung des Charakters ist sowohl die geschichtliche Entwicklung Englands wie die insulare Lage ins Auge zu fassen. Jahrhundertelang war England ein zum Teil durch Parteikämpfe zerrissenes Land, zum Teil in langwierige Kriege mit Frankreich verwickelt. Die engen Beziehungen, die es — wenn auch nicht immer in friedlichem Sinn — mit Frankreich hatte, kommen am deutlichsten zum Ausdruck in zahlreichen Worten und Formen, die aus dem Französischen herübergenommen sind. Von irgend welcher Bedeutung auf dem Gebiete des Handels und der Industrie aber ist zu jener Zeit nichts zu sehen. Die ersten Spuren hiervon finden wir, als nach den unglücklichen Kriegen der Niederlande mit Spanien die vlämische Industrie sich zum Teil nach England wandte. Eine neue Zeit brach für dieses an mit der Entdeckung der Neuen Welt. „England lag nun nicht mehr am Westrande der Alten Welt, sondern im Mittelpunkt der bewohnbaren Erde überhaupt. Jetzt erst erhielten seine Küsten- und Hafenorte ihren wahren Wert. Das zuvor ausschließlich auf dem Grunde der Landwirtschaft sich aufbauende Staatswesen drängte die Natur notwendig auf Schiffahrt, Handel, überseeische Politik und Kolonialerwerb. Die Bedürfnisse der Kolonialbevölkerung wie der mächtig aufblühenden Schiffahrt an sich förderten den Gewerbebetrieb aufs großartigste, der dem Handel begehrte Tauschwaren für die Rohprodukte überseeischer Länder schuf und wieder mit den verarbeiteten Rohprodukten die Kulturländer Europas versorgte. Die Entdeckung der fast unerschöpflichen Kohlenflöze und großen Eisenlager Britanniens und ihre hochgesteigerte Ausnützung führte die Hauptmasse der Inselbevölkerung auf die Bahn zur Großindustrie und zum Handel und

damit zu einer führenden Stellung in allen Fragen des Weltverkehrs." Der Beginn dieser neuen Entwicklung fällt in das Zeitalter der großen Elisabeth und zeigt zugleich einen raschen Aufschwung in Kultur und Wissenschaft.

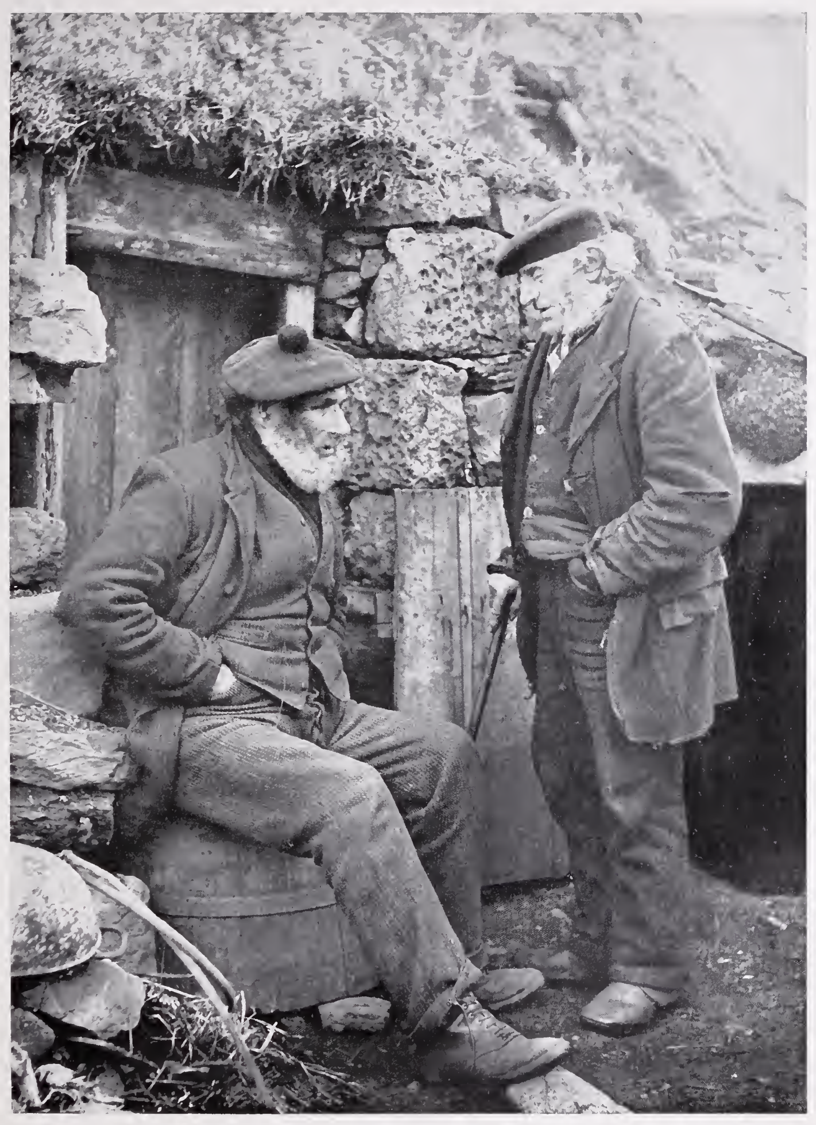
In dieser raschen Entwicklung zur Weltstellung mag vielleicht auch die erste Ursache zu suchen sein für die hohe Selbsteinschätzung, durch die der Engländer bei allen andern Nationen bekannt ist; fördernd mag auf diesen Charakterzug auch die insulare Abgeschlossenheit eingewirkt haben, die, trotz der mannigfaltigsten Berührung mit fremden Sitten und Gebräuchen, das englische Volk sich mit merkwürdiger Zähigkeit zu erhalten gewußt hat. Die erwähnte englische Eigentümlichkeit ist kein Produkt der Neuzeit. Schon im Jahr 1500 schreibt ein venezianischer Reisender: „Die Engländer sind sehr von sich und allem Englischen eingenommen. Sie sind der Ansicht, daß es außer ihnen keine Menschen giebt, und daß es kein andres Land giebt als England; und wenn sie einen hübschen Fremden sehen, so sagen sie, daß er aussieht wie ein Engländer, und bedauern ihn lebhaft, daß dies nicht der Fall ist, und zeigen sie irgend etwas Hübsches einem Fremden, so fragen sie mitleidig, ob dies auch in seiner Heimat gemacht werde." Freilich haben auch die guten Züge des englischen Charakters ihre Lobredner gefunden. Sie gehen gerade auf das Ziel los, sie hassen Sentimentalität und Ueberschwenglichkeit. Sie sind hervorragend praktisch begabt, klar und scharf in Geschäften, ohne lange Umschweife, rasch und präzis handelnd, eine gewisse Einfachheit ist ihnen nicht abzusprechen und findet auch ihren Ausdruck in der Kleidung, die zugleich wesentlich durch die Frage der Nützlichkeit für bestimmte Zwecke beeinflußt wird. Dabei ist vor allen Dingen als ein hoch anzuschlagender Zug zu erwähnen die ausgesprochene Vaterlandsliebe, die den Engländer dem Nichtengländer gegenüber alle Maßregeln seiner Regierung verteidigen läßt, selbst wenn er sie selbst nicht billigen sollte, und die zu dem Grundsatz führen konnte: „Recht oder Unrecht, — es ist mein Vaterland."



Holländische Frau (Nord-Holland)

Dieses ausgesprochene Selbstbewußtsein bringt es mit sich, daß der Engländer, den seine Weltbeziehungen in alle Teile der bewohnten Erde führen, weit weniger es versteht als andre Nationen, den Charakter eines andern Volkes zu erfassen, sich in sein Denken und Fühlen einzuleben. Er bringt auch gar nicht die Absicht dazu mit; englisches Wesen und englische Sitte begleiten ihn nach Indien wie nach Kanada. Ihnen hat er überall Eingang verschafft, wo er festen Fuß gefaßt. Wir hatten schon Gelegenheit, darauf hinzuweisen, wie wesentlich und nicht zum politischen Vorteil Englands der englische Charakter sich hierin vom russischen unterscheidet.

Dieser Charakterzug erklärt es auch, daß in keinem andern Land sich so viel altertümliche und altertümelnde Formen im Gesellschaftsleben, in Verwaltung, Parlament und Gericht erhalten haben. Bei allen Gelegenheiten öffentlicher Repräsentation, sei es eine Königskrönung, eine Parlamentssitzung oder ein einfacher Gerichtsakt, ist der Engländer so konservativ wie möglich; dadurch hat er ein ziemliches Stück Mittelalter glücklich in die Gegenwart herübergerettet. In auffallendem Gegensatz zu diesem konservativen Zug steht ein freiheitlicher Zug, der in der Politik seinen teilweisen Ausdruck gefunden hat und England in manchen Zeiten geradezu mit einem gewissen Nimbus umgab. Der Gegensätze sind überhaupt viele im englischen Charakter. Für Kunst und Wissenschaft geschieht auf der einen Seite sehr viel, dabei ist die allgemeine Bildung in ganz Großbritannien eine besonders im Hinblick auf die sonstige Stellung des Landes auffallend mäßige. Nach Sievers' „Europa", dessen Ausführungen wir zum Teil folgen, wird die Zahl der Analphabeten für Groß-



Alte Männer von der Insel Skye

britannien und Irland auf 19 Prozent der Bevölkerung angegeben, eine im Vergleich zu den mitteleuropäischen Kulturreichen und besonders zu den skandinavischen Reichen ziemlich hohe Zahl. In Schottland liegen die Dinge verhältnismäßig noch am besten, in England schon wesentlich schlimmer, und in Irland konnte in den siebziger Jahren ein volles Drittel der Einwohner nicht lesen und schreiben. Alle Anstalten, die der Industrie, dem Handel, dem Erwerbsleben dienen, sind im britischen Reich in einem sonst kaum erreichten Maße vorhanden. Die Ausnutzung mechanischer Kräfte, die Ausbildung der Technik ist schier auf die höchste Stufe gesteigert; dabei aber konnte erst jüngst in öffentlicher Sitzung einer der ersten Korporationen die Klage erhoben werden, daß die wissenschaftliche Ausbildung der Techniker ungenügend sei. Große Summen werden verausgabt zu Wohlthätigkeitszwecken, dabei ist nirgends das Massenelend so groß wie auf den britischen Inseln, nirgends in Europa sterben so viele des Hungertodes wie in englischen Großstädten. Die schreienden Mißstände offenbaren sich besonders in den Agrarverhältnissen. Nirgends ist Großgrundbesitz und sonstiger Reichtum auf so wenige beschränkt wie im britischen Staat, nirgends ist die Lage der Pächter und Arbeiter so drückend wie dort. „Ein Zug rücksichtsloser Brutalität, die sich von der rauhen Kampfesweise der Vornehmen in früheren Jahrhunderten bis zur Stunde erhalten hat, beschränkt die Güter des Besitzes und der Bildung wie in den Zeiten der Lehensherrschaft fast gewaltsam auf wenige Tausende und erhält die Millionen der übrigen mit vollem Bewußtsein in Armut und Unwissenheit."

An Volksdichtigkeit übertrifft Großbritannien alle europäischen Staaten mit Ausnahme der Niederlande und Belgiens. Die große Volksmenge ist aber auf engem Raum zusammengedrängt, eine Folge der hochentwickelten Industrie. Dieser gegenüber treten die Landwirtschaft und ihre Erträgnisse weit zurück. Ein erschreckend großer Teil des Bodens ist unproduktiv, zum Teil durch den geographischen Charakter des Landes, hauptsächlich aber durch die Mißwirtschaft des Großgrundbesitzers, der ausgedehnte Flächen höchstens als Schafweide benutzt oder sie unangebaut läßt, weil er kein Interesse am Anbau hat. „Dieser Großgrundbesitz ist so bedeutend, daß 900 Eigentümer in England und Wales ein Drittel, 800 in Irland die Hälfte und 600 in Schottland gar vier Fünftel der Landfläche innehaben; daneben giebt es dann eine nicht geringe Zahl von Besitzern mittelgroßer Bauerngüter, während der Kleinbesitz, weniger als 200 Hektar, im vereinigten Königreich nicht einmal ganz vier Prozent der Landfläche einnimmt." So vermag die Landwirtschaft in keiner Weise für die Ernährung des Volkes zu sorgen, und in allem ist Großbritannien hierin auf starke Einfuhr angewiesen.

Diese Zustände lassen Tausende und Abertausende von Landbewohnern den Industriestädten zu wandern, wo das Angebot an Arbeit weit größer ist als die Nachfrage und viele jämmerlich verkommen. Daß diese traurigen sozialen Verhältnisse ganz besonders stark in Irland sind, haben wir schon erwähnt. Auch die englische Hochkirche ist von Schuld an diesem Elend nicht freizusprechen. So ist sie zum Beispiel in Irland im Besitz aller Pfründen, deren Erträgnisse die Inhaber als Sinekuren in England verzehren, während die katholische Kirche ihre Diener durch freiwillige Beiträge der armen Inselbevölkerung kärglich erhalten muß, „ein Zustand schreiender Ungerechtigkeit, der seinesgleichen in Europa nicht findet". So erscheint England als ein Land der größten Kontraste. Viel einschneidender sind hier die Verschiedenheiten als im wirtschaftlichen und Geistesleben andrer Länder. „Das Zusammenwachsen ausgedehnter Ländereien und die Anhäufung ungeheurer Kapitalien in den Händen der Kirche und des hohen Adels, und die geringe Fühlung, die zwischen diesen Kreisen und dem eigentlichen Volk besteht, hat die Kluft zwischen reich und arm stetig erweitert und schließlich auch bei den führenden Elementen die Befähigung mehr und mehr schwinden lassen, die wahren Bedürfnisse der provinziell verschiedenen Teile des Reiches zu verstehen und zu befriedigen". (Sievers.)

Die Niederlande

In ihrer Bevölkerung schließen sich die Bewohner des Königreichs der Niederlande eng an die sogenannten Niederdeutschen an. Vom germanischen Stamm haben wir vorstehend die Skandinavier und Engländer kennen gelernt. Im folgenden werden wir sehen, daß die Deutschen im engeren Sinn in Ober- und Niederdeutsche zerfallen. Zu den letzteren sind die Niederländer zu zählen, und sie unterscheiden sich von den Niederdeutschen des Deutschen Reiches eigentlich nur dadurch, daß ihre Sprache eine eigne Schriftsprache geworden ist, während bei uns das Plattdeutsche, das der Sprache der Niederländer und der Holländer sehr nahe steht, nur als Dialekt betrachtet wird. Auch in ihrer Hinneigung zur Langschädligkeit (Dolichocephalie) sind die Bewohner der Niederlande echte Niederdeutsche. Großenteils stammen sie vom altgermanischen Volk der Bataver ab. Im Nordosten sitzen Friesen, die verhältnismäßig kurzköpfig sind.



Holländische Bäuerin mit Kopfputz

Auch den Niederlanden wurde übrigens mancherlei Blut zugeführt. Ungefähr im dritten Jahrhundert wurden die Sachsen der herrschende Stamm. Aber von den frühesten Zeiten geschichtlicher Ueberlieferung war Holland stets das Land der Freiheit, in dem die Flüchtlinge andrer Länder Zuflucht fanden. Portugiesische und deutsche Juden genossen hier Schutz vor Verfolgung. In gleicher Weise siedelten sich in großer Zahl auch Franzosen in den Niederlanden an, und so konnte mancherlei Mischung der Bewohner nicht ausbleiben.

Ganz Niederland bildet ein Flachland; nur ein geringer Teil erhebt sich über 50 Meter Meereshöhe; ein großer Teil, beinahe ein Viertel des ganzen Königreichs, liegt nicht höher als der Meeresspiegel, ja zum Teil niedriger. Der äußerst fruchtbare Boden dieses Teils von Holland gestattet einen intensiven Ackerbau; hauptsächlich werden Roggen, Hafer und Weizen sowie sehr viel Kartoffeln angebaut. Das ganze Niederland wird durchzogen von Dämmen und Kanälen mit großen Schleusenwerken. Ein großer Teil des Landes wird eingenommen von weiten Moorflächen, auf denen eine ausgedehnte Viehzucht getrieben wird.

In harter Arbeit mußte die Bevölkerung der Niederlande von je darauf bedacht sein, sich gegen die Fluten des Meeres zu schützen und dem Meer neuen Boden abzugewinnen. So wuchs hier ein tüchtiges Geschlecht heran, das freilich in seinen Interessen allzusehr vom Binnenland abgelenkt wurde und dadurch in gewissem Sinn vereinsamte und ein eignes Leben führte.

Ein wesentlicher Charakterzug des Holländers ist seine Ehrenhaftigkeit, Tüchtigkeit und Hartnäckigkeit. Schweigsam und kühl in seinen Manieren, ist er besonders zurückhaltend gegen Fremde,



Holländer aus Volendam

dabei auch rauh, schwerfällig und offen seine Meinung sagend. Zugleich aber ist er weit weniger engherzig und pedantisch, als seine natürlichen Charakteranlagen vermuten lassen würden, und die führende Stellung, die Holland eine Zeitlang unter den Nationen der Welt einnahm, verleiht ihm auch heute noch eine gewisse Bedeutung, die mit der Größe des Landes kaum im Einklang zu stehen scheint.

Wir brauchen uns nur der Namen jener großen Männer zu erinnern, auf die Holland mit Stolz als die Seinen verweist, in erster Linie Rembrandts und der andern in der ganzen Welt hochgeschätzten Künstler der niederländischen Schule.

Mit besonderer Vorliebe finden wir von diesen Großen der Malerei Scenen des häuslichen und des Volkslebens dargestellt, ein Zeichen, welchen Wert die Holländer stets auf Familienleben und fröhliche gesellige Vereinigungen legten. Manche der alten Volksgebräuche sind freilich heute bereits verschwunden, immerhin hält das Volk vielfach noch an ihnen fest. So wird an manchen Orten die Geburt eines Kindes durch Aushängung eines Plakates bekannt gemacht: rot für ein Mädchen und blau für einen Knaben, bunt verziert mit Seide und Spitzen. Die Freunde der Familie, die zum Beglückwünschen kommen, werden mit Gewürzwein und Zimmetgebäck bewirtet. In gleich feierlicher Weise wird die Verlobung bekannt gemacht; würdig auf der Plattform des Hauses sitzend, nehmen Braut und Bräutigam die Glückwünsche entgegen. Eigentümliche Sitten herrschen manchmal auch noch bei Vermählungen. In Drenthe zum Beispiel werden die Hochzeitsgäste von zwei Burschen eingeladen, die mit Bändern geschmückte Stäbe führen. Vor den einzelnen Häusern wiederholen sie althergebrachte Verse, die am Schluß gewöhnlich auf die Bitte um einen Kostenbeitrag hinauslaufen. Früher war es dort keinem Bürger erlaubt, außerhalb seiner Vaterstadt zu heiraten, es sei denn, daß er sich durch ein schweres Lösegeld die Erlaubnis erkaufte.

In ähnlicher Weise wird ein Todesfall angesagt, „aanspreken“ nennt es der Holländer. Die Boten tragen lange schwarze Röcke, schwarze Kniehosen, seidene Strümpfe, Schuhe mit silbernen Schnallen und weißen Bändern, auf dem Kopf riesig große Hüte mit Rosetten an der Seite und zwei langen, weit über den Rücken hinabhängenden Seidenbändern. Mit der Leichenfeier ist meist ein großer Schmaus verbunden, und an manchen Orten des Landes



Ein „Mädchen für alles“ (Holland)

ist die Bewirtung eine derart freigebige, daß von allen Seiten die Landstreicher zusammenkommen und der Leichenschmaus meist in ein unwürdiges Gelage ausartet. In einigen Teilen der Provinz Seeland stellte man, wenn ein Toter im Haus war, davor eine Strohpuppe auf, die nach dem Begräbnis verbrannt wurde; vielleicht eine Erinnerung an frühere Zeiten, in denen noch die Leichenverbrennung üblich war.

Bekannt ist die große Reinlichkeit und peinliche Sauberkeit, die in holländischen Wohnungen herrscht und auch bei den einfachsten Landleuten und Fischern zu finden ist. Die gleiche Sauberkeit macht sich auch in der Tracht geltend, die, obwohl vielfach weniger leicht und graziös, immer gefällig und kleidsam erscheint. Bekannt ist von der Hausindustrie der Holländer die große Fertigkeit in Verfertigung von Spitzen, und in Amsterdam hat sich als eine Industrie, die dort den Hauptsitz in der Welt hat, die Edelsteinschleiferei herausgebildet.

Von den Niederlanden aus ist, wie wir schon früher kurz zu erwähnen Gelegenheit hatten, zum großen Teil Südafrika besiedelt worden. Unter den dort herrschenden äußeren Verhältnissen hat sich das niederländische Element fast noch besser seinen verschlossenen und starren Charakter zu wahren gewußt als in der Heimat. Mit über das Meer hinübergenommen haben diese holländischen Bauern ihre Freiheitsliebe und ihr starkes religiöses Bewußtsein. Wie ihre Vorfahren gegen spanische Vergewaltigung kämpften, so zogen auch die heutigen Buren einen fast aussichtslosen Kampf rascher Unterwerfung vor.



Helgoländerinnen in Nationaltracht
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Deutschland

Wir haben des öfteren schon hervorgehoben, welch große Bedeutung die Sprache bei Umgrenzung einzelner Völkerschaften spielt. Wenn wir uns aber nun in unsrer Besprechung der Bevölkerung Europas zu dem deutschen Volke wenden, so müssen wir hier eine Beschränkung eintreten lassen. Das deutsche Sprachgebiet reicht viel weiter als die politischen Grenzen Deutschlands, und auch das deutsche Volk erstreckt sich weit über diese hinaus. Die Deutsch-Oesterreicher und die Deutsch-Schweizer, die eben besprochenen Holländer, die Vlamen und Luxemburger wie die Deutsch-Russen gehören ebenfalls hierher. Wir möchten uns aber hier an die politischen Grenzen halten und im folgenden nur die Bevölkerung des Deutschen Reiches in den Kreis unsrer Besprechung ziehen.

Auch die Deutschen gehören, wie schon erwähnt, der germanischen Rasse an und stammen von den alten Germanen ab. Während wir aber bei den skandinavischen Völkern betonen konnten, daß ihre Rasse ziemlich rein geblieben ist, weil sie sich von fremder Mischung in bedeutenderem Maße frei gehalten haben, kann dies von den Deutschen nicht gesagt werden. Kein Teil der großen deutschen Volksmasse vermag noch seine Abstammung ganz rein auf die alten Germanen zurückzuführen. Unter den einzelnen Teilen der deutschen Bevölkerung herrscht hierin freilich große Verschiedenheit. Verhältnismäßig am reinsten haben sich die Bewohner Westfalens und der friesischen Küste erhalten; je weiter wir nach Süden kommen, um so mehr begegnen wir einem Mischvolk. Auch in Deutschland finden wir, wenn wir Gesicht und Schädel der Bewohner betrachten, die beiden großen Haupttypen der Lang- und Breitgesichter. Mit den Langgesichtern ist vorwiegend eine hellere Farbe der Haut, Haare und Augen verbunden, ebenso eine große und schlanke Figur, während bei den Breitgesichtern vorwiegend eine dunklere Farbe von Haut, Haaren und Augen vorkommt und der Wuchs untersetzter ist. Diesen beiden Typen begegnen wir in ganz Mitteleuropa. Blicken wir um anderthalb Jahrtausende zurück, so finden wir die Germanen von den Römern geschildert als hohe Gestalten mit blondem Haar, blauen Augen und heller Haut; in den Reihengräbern aber, worin uns aus der Zeit der Völkerwanderung die Skelette der germanischen Stämme bis heute aufbewahrt geblieben sind, finden wir die Langschädel. Die Langgesichter unter der heutigen Bevölkerung Deutschlands mit den oben charakterisierten Eigenschaften dürfen wir also als Germanen betrachten; die Breitgesichter sind auf Mischungen mit nichtgermanischen Völkern zurückzuführen. Messungen an Hunderttausenden von Individuen, zu denen Schulen und Rekruten das Material lieferten, wurden besonders auf Virchows Anregung in Deutschland in der genauesten Weise durchgeführt. Sie ermöglichen uns, ein vollständiges Bild davon zu geben, wie sich die einzelnen Bevölkerungselemente in Deutschland verteilen. Wir schließen uns hierbei vielfach an Hans Meyers treffliches Werk „Das deutsche Volkstum" an.

„Zunächst können wir ein großes nordwestliches Gebiet abgrenzen, in dem der germanische Langgesichtstypus der Bevölkerung überwiegt. Es erstreckt sich von der Nordsee östlich bis zur Elbe und Saale, südlich bis über den Main, durch das Land der alten Sachsen mit ihrer noch fortlebenden plattdeutschen Sprache, durch Holstein, Friesland, Hannover, Westfalen und von hier nach Holland; es umfaßt die alten Sitze der Franken, Cherusker, Chatten und andrer gleichgearteter Stämme in Thüringen, Hessen, der Pfalz, den Rheinlanden und erstreckt sich auch nach Lothringen und ins belgische Vlamland. Ueberall überwiegen in diesem Nordwestgebiet große, hagere Menschen mit langen Gesichtern, blonden Haaren, heller Haut und blauen Augen. Oertliche Ausnahmen erklären sich zumeist aus den Wirkungen des modernen Verkehrs und der großen Städte.

„Im Osten von Elbe und Saale hingegen bis an die russisch-polnische Grenze, also in Mecklenburg, Brandenburg und Königreich Sachsen und noch mehr in den preußischen Provinzen Pommern, Schlesien, Preußen und Posen ist das germanische langgesichtige Bevölkerungselement stark mit einem breitgesichtigen Typus untermischt, den die vergleichende Anthropologie als slavischen erkennt. Im nördlichen Teil nehmen von der Elbe an, wo die germanischen Langgesichter vorherrschen, nach Osten hin die slavischen Breitgesichter immer mehr zu; im südlichen Teil, an der Saale entlang, greift der breitgesichtige Slaventypus stellenweise sehr stark von Sachsen und Thüringen nach Franken hinein. Hier im Südwesten ist die Heimat des breitgesichtigen deutsch-slavischen Typus Luthers, dort an der Elbgrenze dagegen das Stammland der rein germanischen Langgesichter Moltkes und Bismarcks. Im Süden des deutschen Volksgebietes gehen die beiden Typen der Lang- und Breitgesichter sehr mannigfach durcheinander, aber auch im Süden können wir in körperlicher Hinsicht eine Ost- und eine Westhälfte unterscheiden, von denen die erstere den überwiegend langgesichtigen, die letztere mehr den breitgesichtigen Typus darstellt. Diese Osthälfte liegt allerdings außerhalb der deutschen politischen Grenze. Von Böhmen und Mähren bis an und in die Alpen, durch Alt-Oesterreich und namentlich Steiermark geht ein Volk, das nicht weniger deutlich als die Nordwestdeutschen den germanischen Typus mit großem Wuchs und langen, scharfgeschnittenen Gesichtern trägt. Der Langgesichtstypus reicht von dort nach Westen durch das urgermanische Tirol und die Osthälfte von Bayern. Aber alle diese südlichen Vertreter des germanischen Langgesichtstypus unterscheiden sich von den nördlichen dadurch, daß sie meistens nicht blond, sondern brünett sind. Da nun auch die der germanischen Bevölkerung beigemischten südslavischen (im Osten), romanischen (im Süden), keltischen (im Westen) Elemente brünett sind, so entsteht ein brünetter Gesamtcharakter des südlichen deutschen Volksgebietes gegenüber dem blonden des nördlichen.



Hochzeitszug auf Mönkgut (Rügen)

„Weiter nach Westen hin wird von Bayern und Tirol an der Typus wieder viel gemischter als im Südosten und Nordwesten, am meisten im mittleren Teil dieses Südwestgebietes, also in Württemberg, von wo aus nach Osten die Westhälfte Bayerns und nach Westen Baden und Elsaß schnell wieder ins Germanische übergehen. Das breitgesichtige Mischungselement ist hier im Südwestgebiet vor allem das keltische.

„In dem ganzen, von den Alpen bis zur Ostsee und von der russisch-polnischen Grenze bis zur Nordsee ausgedehnten deutschen Volksgebiet sind also das nordwestliche und südöstliche Viertel die

Länder des am reinsten germanischen Typus; das nordöstliche und das südwestliche Viertel die des gemischten, dort deutsch-slavischen, hier deutsch-keltischen Typus. Die beiden am reinsten germanischen Gebiete hängen in der Mitte, um Nürnberg herum, zusammen, wodurch die beiden gemischten Gebiete voneinander getrennt werden."

Abgesehen von diesem durch Deutschland sich hinziehenden Unterschied zwischen Breit- und Langgesichtern machen sich in der physischen Erscheinung, mehr aber noch in Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen, in Charakteranlage, in Aeußerlichkeiten des Hausbaues und der Tracht, besonders aber sprachlich noch mancherlei Unterschiede geltend, die zurückzuführen sind auf die Abkunft von verschiedenen Stämmen, in die sich die Germanen schon sehr frühe geteilt haben. Vielfach sind natürlich von ganz bedeutendem Einfluß der Charakter des Landes, Bodenbeschaffenheit und Klima und die damit zusammenhängende Beschäftigung des Landvolkes.


Mönkguterin (Rügen)

Beginnen wir im Süden mit dem mächtigen Gebirgstock der Alpen, so sehen wir, daß hauptsächlich zwei deutsche Volksstämme von den Alpen Besitz genommen haben. Im Allgäu sitzen die Schwaben, dann folgen ostwärts die Bayern. Die Alpennatur hat aber, wie Alfred Kirchhoff betont, auf beide so gleichartig eingewirkt, daß sie sich in ihrem ganzen Sein sehr stark von ihren außeralpinen Stammesgenossen unterscheiden. Gesichter wie Trachten wechseln plötzlich, mitunter von Thal zu Thal, aber der Körperbau ist in der gesunden Höhenluft durchschnittlich ein kräftigerer, und die fast ständige Beschäftigung im Freien, häufig in unwirtlichen Gegenden, die den in das Gebirge eindringenden Menschen stündlich mit Gefahren bedrohen, hat zugleich die Sinne in hohem Maß geschärft.

Wie in den Alpen finden wir auch in deren Vorland die beiden Stämme der Schwaben und Bayern wohnhaft, jene in Neuwürttemberg und im Kreis Schwaben des Königreichs Bayern zwischen Iller und Lech, die Bayern im Osten des letztgenannten Alpenflusses. Zumal im Erwerbsleben, überhaupt auf der materiellen Seite ihrer Lebensführung hat der einheitliche Charakter des Landes seine Bewohner vielfach einander verähnlicht.

Ehe wir uns weiter nach Norden wenden, begeben wir uns zunächst in die südwestlichste Ecke Deutschlands, um dann von da dem Rheinstrom zu folgen. Weithin erstreckt sich das düstere Waldgebirge des Schwarzwalds mit seinen ragenden Tannen, die als „Holländer" nach der Nordsee wandern, um als Schiffsmasten zu dienen; mit seinen tief eingeschnittenen, in sprudelndem Lauf von klaren Forellengewässern durchströmten Thälern; mit seinen einsamen, tief im Dunkel der Wälder verborgenen, sagenumwobenen düsteren Seen; mit seinen Hochmooren, auf denen die stattliche Tanne der verkrüppelten Latsche hat weichen müssen. Ebenfalls Schwaben sind es, die diesen äußersten Südwesten bewohnen, und man hat sich gewöhnt, sie Alemannen zu nennen, obwohl dieser altertümliche, bereits aus Römermund erklingende Name ursprünglich dem ganzen Verband schwäbischer Stammeselemente zukam. Aber auch hier treffen wir keinen reinen Stamm. Wandern wir die Schwarzwaldthäler hinauf, so treten die deutschen Blauaugen und Blondhaare zurück, und es mehren sich die dunkeläugigen, schwarzbehaarten Gestalten als Spuren vorgermanischer Siedler. Wie im Schwarzwald, so treffen wir die gleichen Verhältnisse im gegenüberliegenden Wasgau und in der

beide Gebirge trennenden Niederung des Rheines. Auch in der Ebene selbst begegnen wir dem Schwaben. Ein andres Los ist ihm freilich hier im Garten Deutschlands, der oberrheinischen Tiefebene, gefallen, als in den rauhen Schwarzwaldthälern. „Hier vereinigt sich mildes Klima mit einer fruchtbaren Bodenkrume als natürliche Unterlage für einen äußerst mannigfaltigen, gartenartigen Anbau und somit für eine außerordentliche Volksverdichtung. Auf einen Winter, der nur die beiden einrahmenden Gebirge dauernder in das weiße Schneegewand hüllt, folgt eine lange, heiße Sommer-



Vierländerinnen
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

zeit." Der Volksschlag, der diese Ebene bewohnt, ist liebenswürdig, fröhlich, geweckt. Kirchhoff weist darauf hin, wie eng dieser Charakterzug im Zusammenhang steht mit der Bodenkultur. „Obst spielt am Rhein eine ungleich wichtigere Rolle für die Volksernährung als im übrigen Deutschland, und der Wein auch als Getränk des gemeinen Mannes erzeugt jene Atmosphäre des Frohsinns, wie sie nach Goethes Ausspruch alle weintrinkenden Länder verklärt."

„Echte Schwaben treffen wir abermals im württembergischen Neckarland, dem reich besiedelten, fruchtbaren Thal des Neckars, eingerahmt von sanft geschwungenen, bis zum Fuß des Jura immer höher ansteigenden Bodenschwellen. Ein tief innerliches Gemütsleben zeichnet diese Neckarschwaben

aus, dazu viel urgermanischer Individualismus, der bei aller Treuherzigkeit und Biederkeit sich oft eckig, ungefüge im Umgang ausnimmt; ihre eignen Wege wollen diese in sich gekehrten, gern grübelnden Menschen gehen, die jedoch wieder so fröhliche Gesellen sein können. Mutterwitz, Neigung zu neckischem Spott ist ihnen eigen und kritischer Scharfsinn, hohe dichterische Begabung; wackere Schwabenstreiche mit dem Schwert haben den Namen gar mancher Söhne dieses kleinen Neckarstammes in den Annalen der Geschichte eingetragen." (Kirchhoff.)

Die politischen Grenzen Württembergs haben sich seit 1806 weit ausgedehnt über dieses schwäbische Stammland, und im Osten schließen sie Vertreter eines andern Stammes ein, der gleich den Schwaben von jeher in der Geschichte Deutschlands eine große Rolle gespielt hat, die Franken. Es ist ein wesentlicher Charakterunterschied zwischen Franken und Schwaben, und auch in der Körpergestalt ist der Stammesunterschied bemerkbar. Im Gegensatz zum Bayern und zum Schwaben ist der Franke leicht erregbar und mitteilsam, von einer gewissen Leichtblütigkeit nicht freizusprechen, die nicht selten unter günstigen äußeren Verhältnissen sich in Leichtlebigkeit verwandelt. Am östlichsten sitzen die Mainfranken, die allerdings nicht unvermischt sind; am obern Main, in der Umgebung des Fichtelgebirges wie im heutigen Mittelfranken fanden sie bei der Einwanderung slavische Siedler vor, und in Personen mit breiten Gesichtern und vorstehenden Backenknochen, tiefliegenden Augen und schwarzem Hauptha͏ar erkennen wir heute noch diese slavisch-germanische Mischung.



Altenburger (Sachsen-Altenburg)

Gehen wir mainabwärts entgegen der Richtung, in der die Franken einst gewandert sind, so kommen wir zum Rhein, dem größten, wasserreichsten, schiffbarsten Flusse Deutschlands, dem vielbesungenen Strom, dem großen Vermittler zwischen Süden und Norden. In der oberrheinischen Tiefebene haben wir die Schwaben als seine Anwohner kennen gelernt, nun werden sie abgelöst durch die Franken. Wir brauchen nur den Namen Rheingau zu nennen und rheinländisches Treiben uns in die Erinnerung zurückzurufen, um Land und Leute dieses gesegneten Teils von Deutschland uns vor die Augen zu stellen. „Nirgends feiert das Volk Festtage von so südländisch-ausgelassener Fröhlichkeit unter freiem Himmel, als am Rhein, und was vom Rhein gilt, gilt zum Teil auch noch von seinen Nebenthälern, so dem Lahnthal, Aar- und Moselthal, in denen ebenfalls Franken sitzen."

Als einer besonderen Abzweigung des fränkischen Stammes seien noch die Pfälzer erwähnt, die, obwohl Franken, in Mundart und Charakter manches von den Alemannen angenommen haben. Der Pfälzer sagt: ‚Du bischt', aber ‚er is', redet also in der zweiten Person schwäbisch, in der dritten fränkisch." Freilich überwiegt das fränkische Element weitaus. Nicht umsonst ist der Pfälzer berühmt durch seine schlagfertigen Reden und seine rasche Zunge, und wesentlich unterscheidet er sich hierdurch von dem nachdenklich-schweigsamen Schwaben.

Hier ist auch der Ort, ein Wort beizufügen über die berühmte Mainlinie, die Zweigliederung Deutschlands in eine Nord- und Südhälfte. Nach Kirchhoffs Ansicht ist der Gegensatz von norddeutsch und süddeutsch häufig doktrinär übertrieben ausgemalt worden, und gerade der Main ist „der echte Brückenstrom, seine beiden Ufer aufs engste verbindend". Die Franken sind es, die quer



Typen aus Schlitz (Oberhessen)

1. Konfirmandin aus dem Fuldaergrund — 2. Alt-Schlitzerländer — 3. Konfirmandin aus dem Kreutzergrund — 4. „Huckeln", wie die kleinen Kinder getragen werden — 5. Stolze Tracht — 6. Haartracht bei älteren Frauen — 7. Brautanzug — 8. Trauertracht — 9. Kirchweihanzug

über den 50. Parallelkreis hinaus eine „Rittlingsstellung“ einnehmen. Immerhin aber ist nicht zu leugnen, daß sich gerade hier unter dem 50. bis 51. Breitegrad in Mitteleuropa norddeutsche Art in süddeutsche umsetzt. Kirchhoff weist darauf hin, daß der politische Dualismus, der in unserm Volksleben unleugbar auch heute noch eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt, bereits einsetzte, als kaum die Deutschen begonnen hatten, von Norden her einwandernd Besitz vom Süden zu ergreifen. „Der Gegensatz zwischen dem Markomannenkönig Marbod und dem Cheruskerfürsten Armin war ein Vorläufer der so viel länger währenden Spannung zwischen Oesterreich und Preußen, die erst 1866 auf den böhmischen Schlachtfeldern zum endlichen Austrag gebracht wurde; und seit Armins und Marbods Tagen hat es in Mitteleuropa in der Regel nur nord- oder süddeutsche Staatsgebilde gegeben.“



Brautpaar aus dem Steinlachthal (Württemberg)

Wie verschieden der Boden auf seine Bewohner einwirkt, zeigen uns zum Beispiel die Bewohner der Hochfläche des rheinischen Schiefergebirges. Unten im Thal der Weinbau und oben auf den rauhen, kalkfeuchten Flächen Moore und dürftiger Kartoffel- oder Sommerkornbau. Auch die Bewohner dieser unwirtlichen Gebiete sind Franken, aber abgeschieden von der Welt, führen sie ein einsames Dasein und haben kaum noch etwas von dem Charakter ihrer heiteren, witzigen Volksgenossen am großen Rheinstrom. Die Franken finden sich überhaupt im deutschen Sprachgebiet ungemein weit verbreitet, größere und kleinere Ansiedlungen lassen sich auf diesen Volksstamm zurückführen. Ihr Stammsitz ist am norddeutschen Rhein zu suchen, am preußischen Niederrhein. Von hier aus verbreiteten sie sich über die ausgedehnten Flußmarschen des Rheindeltas bis zur Südersee und verschmolzen in Holland mit den Friesen. Vom Norden aber sind sie, wie wir schon sahen, nach Süden gezogen, ohne ihren Stammsitz am norddeutschen Rhein aufgegeben zu haben. „Im Gegensatz zu den Schwaben und Bayern, die fast ausnahmlos Süddeutsche geblieben sind, ziehen die Franken einen breiten Gürtel durch das südliche Mitteleuropa bis etwa zum 49. Parallelkreis, dringen nach Westböhmen ein, durchschwärmen in vereinzelten Ansiedlerscharen auch andre Teile Böhmens und Mährens und bevölkern schließlich die sudetischen Wälder, im schlesischen Odergebiet wieder nach Norddeutschland herniedersteigend, aus dessen Westen ihre Vorfahren einst die Mosel, den Rhein und den Main hinaufgezogen waren auf süddeutsches Erdreich.“

In Mittel- und in Norddeutschland teilen sie ihren Wohnort mit andern deutschen Stämmen. Das ganze Land der Werra, wie die niederdeutsche Weser in oberdeutscher Bezeichnung heißt, bis gegen die Eisenacher Gegend hin und außerdem das ganze Gebiet der von der Rhön quellenden Fulda ist von Hessen, Nachkommen der alten Chatten, bewohnt. Es sind hochgewachsene Menschen „mit leuchtend blauen Augen in bieder-offenem Antlitz und blondem, oft rotblondem Haar, das der Bauer noch bis vor kurzem gleich seinem chattischen Vorfahren frei über den Nacken fallen ließ“.

Hart und ernst im Umgang, von ausdauerndem Fleiß, genügsam und abgehärtet, dabei von urgermanischer Tapferkeit sind die heutigen Nachkommen dieses altgermanischen Stammes.

Als die eigentlichst mitteldeutsche Landschaft gilt Thüringen, eingesenkt zwischen Harz und dem Thüringer Wald. In seiner Bevölkerung erkennt Kirchhoff einen norddeutschen Schlag, jedoch selbst hinzufügend, daß, wenn der wenig besagende Ausdruck „Mitteldeutsche" auf irgend einen unsrer Volksstämme in tieferem Sinn zutreffe, dies zweifellos der thüringische sei. In seinem Wesen vermittelt der Thüringer zwischen Nord und Süd, Ost und West. In seiner äußeren Erscheinung unterscheidet er sich ziemlich vom Hessen; blonde oder braune Haare, blaue oder graue Augen finden sich weit häufiger als das Rotblond des Hessen.



Schwarzwälderin
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Verlassen wir Thüringen und begeben uns in den Harz, so finden wir in diesem waldreichen Mittelgebirge Deutschlands, das als Bannforst der alten deutschen Kaiser lange Zeit ein großer Urwald war, nur an seinem Fuß von kleinen Siedelungen umgeben, heute dreierlei Volksstämme: von Südosten drangen die Thüringer ein, von Nordwesten Niedersachsen, aber mitten in deren Gebiet niederdeutscher Zunge wurden die fränkisch redenden Bergmannskolonien aus dem südwestlichen Erzgebirge heimisch.

Haben sich im Harz deutsche Stämme in die Besitzergreifung dieses Waldgebirges geteilt, so finden wir in dem heutigen Königreich Sachsen ein Land, das nach der Völkerwanderung von Slaven in Besitz genommen wurde und erst allmählich, wie wir dies schon früher andeuteten, von Deutschen wieder zurückerobert wurde. Eine Menge slavischer Ortsnamen beweist die slavische Grundschicht der Bevölkerung, und daß sie sich hauptsächlich in den Niederungen finden, auf der Höhe des Erzgebirges dagegen deutsche Namen, ist ein Zeichen dafür, daß der Wald erst von Deutschen gerodet wurde, während die Slaven die Niederungen besetzt hielten. Fränkische Kolonisten aus dem Mainland waren es, die besonders in das Vogtland der oberen Elster zogen. Heute sind auch altslavische Städte, wie Bautzen, längst deutsch geworden, auf dem Land aber haben sich noch Reste der ehemaligen Bevölkerung erhalten. Bei Bautzen beginnt der schmale Landstreifen der Spreewenden, „der außerhalb der Städte noch von wendisch redenden Nachkommen der Lausitzer Slaven bewohnt wird und weit ins Preußische bis nach dem Spreewald jenseit Cottbus nach Norden sich erstreckt."

Wir haben die deutschen Mittelgebirgsländer verlassen und sind bereits in das große Flachland eingetreten, das sich bis zur Meeresküste erstreckt. Nach Geschichte und nach Bevölkerung können wir hier, ohne uns allzusehr in Einzelheiten zu verlieren, das ganze Gebiet in eine Ost- und Westhälfte teilen, für die die Elbe die Grenzscheide bildet. Die ostelbischen Lande sind durchweg germani-

siertes Slavenland, in dem heute noch in den westlichsten Teilen jenseits der Oder Germanentum mit Slaventum ringt. Polen bevölkern zurzeit noch großenteils Oberschlesien, Posen und Westpreußen, die ehemals zum Königreich Polen gehörigen Landesteile. Die in früheren Zeiten weiter östlich, in der Mark, Pommern und Mecklenburg bis nach Ost-Holstein hin angesessenen Slavenstämme sind heute längst germanisiert durch den Jahrhunderte hindurch währenden Einwanderungsstrom niedersächsischen Volkes.

Eine ethnographische Sonderstellung nimmt Ostpreußen ein, wo der das Land erobernde Deutschritterorden die allerverschiedensten deutschen Stämme ansiedelte, selbst Pfälzer und Schwaben. „Daraus entstand jener kernige deutsche Volksschlag, der in dem buntscheckigen Magma, aus dem ein so gemeindeutscher Guß gelang, eine Parallele bietet zur großgriechischen Nationalität im alten Unteritalien und Sizilien. In harter, entsagungsvoller Arbeit, klarem Verstand, langsamem Entschluß, aber Zähigkeit bei der Ausführung des Beschlossenen ist der Ostpreuße Norddeutscher, selbst wenn die Wiege seiner Vorfahren in der leichtlebigen Pfalz stand; auch norddeutsch-herb giebt er sich in seiner breiten Königsberger Aussprache, zurückhaltend gegen den Fremden, jedoch vertraulich und ohne Falsch auch ihm gegenüber, wenn er ihn des Vertrauens für würdig erkannt hat. In provinziellen Variationen zeigt indessen das ostpreußische Deutschtum sprachlich die Vielfältigkeit der Quellen, aus denen es floß, noch zur Stunde."



Mädchen aus Lehengericht (Schwarzwald)

Vielfach macht sich natürlich auch an den Küsten des norddeutschen Ostens die Nachbarschaft der baltischen Küsten, besonders Schwedens geltend. Hier sitzen die gleichen wetterfesten Fischer und Schiffer wie an der Küste Schwedens, und mehr noch hat Sitte und Brauch vielfach nach der deutschen Küste herübergegriffen. In Pommern und Mecklenburg klingt heute noch, wie uns dies Edmund Höfer so anmutend zu schildern gewußt hat, an Weihnachten der fröhliche Ruf „Julklapp", in dem der Name („Jul") des höchsten altnordischen Wintersestes fortlebt, und mit Spickaal und Spickgans ist vom deutschen Nordosten her heute auch die süddeutsche Hausfrau mit schwedischer Ware und schwedischem Wort bekannt geworden.

Wesentlich anders stellt sich ethnographisch der Nordwesten Deutschlands. Hier wohnt von Schleswig bis zur Grenze der Rheinprovinz der Stamm der Niedersachsen in ursprünglichen Sitzen. „Das abgeschlossene Bauernleben der Niedersachsen hat zwar keine besondere körperliche oder geistige Gewandtheit erzeugt, aber einen köstlichen Schatz leiblicher Gesundheit, Frische und Kraft, ehrbarer Sitte und goldener Treue bewahrt. Es sind etwas plump in ihren dicken Holzschuhen einherschreitende Leute, diese unverfälschten Nachkommen der Mitkämpfer Armins und Wittekinds, treu am Alten hängend, auch noch in ihrem den Sprachklang der Vorzeit wiedergebenden Niederdeutsch, bedächtig in Rede wie Gebärde, fromm und gastfrei."

Endlich haben wir noch eines deutschen Stammes zu gedenken, aber sicher nicht des schlechtesten: der Friesen. Auch sie sitzen noch an derselben Stelle, die ihre Vorfahren schon in vorchristlicher Zeit inne hatten. Die „Waterkant", die Nordseeküste und die ihr vorgelagerten Inseln nimmt dieser kräftige deutsche Stamm ein, der so viel ursprünglich Germanisches bewahrt hat wie kein andrer innerhalb der deutschen Reichsgrenze. In dem stetigen Riesenkampf mit der Nordsee, deren brandende Wogen ununterbrochen an der Küste nagen, gegen deren furchtbare Sturmfluten sich der Mensch durch feste Deiche zu schützen sucht, ist in den Friesen ein mutiger, unerschrockener, dabei freiheitsstolzer Volksstamm herangewachsen. Breite, untersetzte, dabei blondhaarige und blauäugige

Gestalten sind die Friesen gleich den stammverwandten Skandinaviern echte Seemannsnaturen, voll von angeerbter Lust und Geschicklichkeit zum seemännischen Beruf. Zugleich aber ist ihnen eine treue Heimatsliebe eigen, die sie zäh an den winzigen Halligen des nordfriesischen Wattenmeeres kleben läßt, mag auch der Weststurm oft über die ganze Fläche der schutzlos der Flut preisgegebenen kleinen Inseln dahinbrausen und den Bewohnern immer aufs neue das letzte Ende, die allmähliche Vernichtung der Halligen, vor Augen führen, die so weit wie möglich zu schützen eine neue Aufgabe der deutschen Regierung in letzter Zeit geworden ist.

So stellt sich uns die Bevölkerung Deutschlands, bei deren Gliederung wir, ihrem trefflichsten Kenner, Kirchhoff, folgend, etwas länger verweilen zu dürfen glaubten, als eine bunt zusammengesetzte dar. Jeder einzelne Stamm hat jedoch unbeschadet des großen Ganzen sich seine Eigenarten, die charakteristischen Züge, die sein Wesen bedingen, zu wahren gewußt, zu eignem und sicher auch zu des Ganzen Vorteil, so freigebig wir wohl mit dem Wort Partikularismus sind. Im ganzen Charakter der einzelnen Stämme zeigt sich dies, in Sprache, Hausbau, Tracht fällt es auch dem flüchtigeren Beobachter auf.



Kinzigthalerinnen im Prozessionszug

Nur kurz noch können wir in großen Zügen hierauf eingehen. In sprachlicher Hinsicht zerfallen die Deutschen in Ober- und Niederdeutsche; das Niederdeutsche ist altertümlicher und schließt sich enger an das Skandinavische und Gotische an als das weiter umgebildete Oberdeutsche. Wir hätten ein vollständiges Recht, das Niederdeutsche oder Plattdeutsche im engeren Sinn als eine eigne Sprache zu bezeichnen, von der z. B. das Holländische nur ein Dialekt ist; man hat aber umgekehrt sich gewöhnt, das Holländische als eigne Sprache zu betrachten, der Sprache Fritz Reuters dagegen nur die Bezeichnung „Dialekt“ zuzugestehen. In keiner Sprache spielen die Dialekte eine so große Rolle wie in der deutschen. Schier unerschöpflich ist der Schatz der Mundarten, aus dem immer und immer wieder die Schriftsteller schöpfen. Jeder, dem die Wahrung charakteristischen Volkstums am Herzen liegt, würde nur bedauern können, wenn die auf Nivellierung und Ausgleichung gerichteten sprachlichen Bestrebungen von Erfolg gekrönt wären. Wieviel Altertümliches aus urgermanischer Zeit hat sich in der Sprache der Alpenbewohner erhalten! Wie manches Wort, das wir heute nur noch aus mittelhochdeutschen Epen und Liedern kennen, gebraucht der schwäbische Bauer noch in dieser alten Bezeichnung, während es im neuen Hochdeutsch eine ganz andre Bedeutung angenommen hat. Nicht immer fein mögen dem verwöhnten Ohr drastische Bezeichnungen und Vergleiche klingen, die der Bauer alemannischen Schlages anwendet, aber sie sind unübertroffen in ihrer scharfen Charakteristik und ihrer plastischen Gestaltungskraft. Werden wir nicht unmittelbar in die altdeutsche Mythologie versetzt, wenn der Bewohner der oberschwäbischen Ebene es „kitzebohneln“ läßt, beim Hagelwetter die Bohnen der Ziegen Freyas aus den Wolken fallen?

Zäh hängen alle Stämme an ihrer Sprache fest. Die Verkleinerungssilbe „le“ der Franken klingt ebenso am Main wie in den Sudeten, im südlichen Ostpreußen breitet sich mitten im niederdeutschen Sprachgebiet eine rautenförmige Insel oberdeutscher Zunge quer über die obere Alle hin, und selbst jahrhundertelang deutscher Zugehörigkeit entfremdete Stämme wie die Elsässer haben

trotz der in die Umgangssprache verirrten französischen Brocken im Kern ihrer Sprache den alten ursprünglichen Dialekt beibehalten.

Je abgeschiedener sein Wohnort den einzelnen sein läßt, um so leichter wird sich natürlich in der Sprache wie in Sitten und Gebräuchen das Ursprüngliche erhalten. In besonderem Maß gilt dies auch von der Tracht. Heute noch wird in den Alpen teilweise die „Bruch“ getragen, d. h. das Schenkelbeinkleid, wie es zur Zeit Karls des Großen die Franken trugen.

Wie an Dialekten ist auch an Trachten kaum ein Land so reich wie Deutschland. Auch hier dürfen wir nicht auf Einzelheiten eingehen. Wir können nicht verfolgen, wie zum Beispiel im Schwarzwald sogar in ganz nahe bei einander liegenden Thälern sich Verschiedenheiten in der Tracht, besonders in der Kopfbedeckung, geltend machen. Wir wollen nicht im einzelnen nachweisen, wie der religiöse Zwiespalt, der sich durch Deutschland so tiefeingreifend hindurchzieht, selbst auf die Tracht nicht ohne Einfluß geblieben ist, wie wir in Mittel- und Unterfranken besonders an Festtagen schon an der Tracht der zur Kirche Gehenden erkennen können, ob wir einen katholischen Ort oder einen protestantischen durchwandern; in lebhaften Farben, rot, grün und blau leuchten weithin die Röcke der katholischen Frauen, während die Protestanten dunkle, düstere Stoffe vorziehen. Nicht selten repräsentiert die Tracht einen bedeutenden materiellen Wert; von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter erben sich die aus soliden, kostbaren Stoffen gefertigten Anzüge fort. Lange, schwere seidene Bänder fallen weit über den Rücken der Trägerinnen einer fränkischen Haube hinab. Gold- und silbergestickter Kopfschmuck ist der Stolz der Miesbacherin; hochauf türmen sich die Brautkronen, „Schapel“, die, verschieden an Form, in mehreren Gebieten Deutschlands wiederkehren. Mit reichen Silberketten, denen Gedenkmünzen anhängen, ist das Mieder der Bäuerin der reichen mittelfränkischen Gaue verschnürt, während der Mann an hochgeschlossener Weste als Knöpfe silberne Geldmünzen trägt.



Kinzigthalerin (Schwarzwald)

Der nivellierende Charakter unsrer Tage, der so hochgesteigerte Verkehr, der die Menschen in immer engere Beziehungen bringt, ist dem konservativen Zug der Erhaltung der Tracht nicht günstig. Immerhin aber bietet heute noch eine Umschau in Deutschland ein ebenso buntes als wirkungsvolles Bild verschiedenster Trachten. Falsch wäre es übrigens, wenn wir, wie dies oft geschieht, den mannigfachen Volkstrachten ein sehr hohes Alter zuschreiben und sie als unabänderlich betrachten wollten. Auch die Kleidung der Landbevölkerung, selbst in den abgeschlossensten Teilen, unterliegt einem ständigen Wechsel. So verdanken wir Geyer den interessanten Nachweis, daß zum Beispiel die Altenburger Tracht der Frauen, in ihren kaum bis zum Knie reichenden Röcken gewiß eine der originellsten Trachten Deutschlands und zugleich so verschieden von allen andern, daß wir geneigt wären, ihr ein hohes Alter zuzusprechen, erst nach 1800 entstanden ist. Vielfach sind heutige Volks-

trachten auch nichts andres als frühere städtische Trachten, die, nachdem sie anfingen, in der Gesellschaft unmodern zu werden, auf das Land hinaus wanderten. Hier fanden sie noch dankbare Anhänger und wurden dann oft für lange Zeit bleibend, wofür die unschönen wülstigen Röcke auf der oberbayrischen Hochebene ein treffendes Beispiel sind.

Mehr als an den Trachten und mit ähnlicher Zähigkeit wie an der Sprache halten die einzelnen Stämme an dem Charakter der Wohnung fest. Das Haus des einzelnen und die Art und Weise der Vereinigung mehrerer Häuser zu Siedelungen ist so charakteristisch für die verschiedenen deutschen Stämme, daß man von einem fränkischen Haus, von einem sächsischen Haus, von fränkischer Dorfanlage u. s. w. spricht. Freilich spielt gerade bei dem Haus, bei der Wohnung der Charakter des Landes, vor allem das Klima eine ganz besondere Rolle.



Elsässerin

Wir beginnen unsern Rundgang wiederum in den Alpen und schließen auch hierin uns Kirchhoffs prächtigen Schilderungen an. Das echt deutsche Alpenhaus, mit besonderer Vorliebe Schweizerhaus genannt, steht frei; in seinen übereinandergelegten und an den Ecken ineinandergefügten Balken erinnert es sehr an das altdeutsche Blockhaus. Für die Eigenart seines Baues mit den ausladenden Dachrändern und stumpfen Giebeln, mit der sich um das ganze Haus herumziehenden luftigen Altane sind Rücksicht auf Wind und Wetter maßgebend. Auf den Höhen liegen die Häuser verstreut; wo wir in die Städte hinabsteigen, finden wir sie nebeneinanderstehend alle mit den Giebeln der Straße zugekehrt, aber in den weit vorragenden Dachrinnen auch bei ihnen eine Anpassung an die klimatischen Verhältnisse, wie das steinbedeckte Dach an die braunen Häuser auf den Matten in der Höhe erinnert. Mancherlei Schnitzwerk und hübsche Freskomalereien zeugen für den Kunstsinn der Bewohner und auch für die Beziehungen mit Italien, nach dem seit Jahrhunderten durch diese Gegend der Weg führt.

Kommen wir von den Alpen auf die schwäbisch-bayrische Hochebene, so tritt an die Stelle des alpinen Blockhauses der Fachwerkbau, das steilgiebelige Ziegel- oder Strohdach an Stelle des flachgiebeligen Schindeldaches. Wohl machen größere Bauernhöfe einen stattlichen Eindruck, da sie, durch Zaunwerk von der Umgebung abgesondert, ein Viereck mit getrennten Wohnungen und Wirtschaftsgebäuden bilden, aber an Schönheit vermögen sich diese Häuser mit dem tief herabhängenden Dach, den eintönigen Wandungen, deren glatte Flächen durch keinen Altan, keinen Erker unterbrochen sind, mit den Häusern der Alpenbewohner nicht zu messen.

An diese erinnert wieder das Schwarzwaldhaus. Aehnliche Existenzbedingungen haben hier Behausungen entstehen lassen, die besonders in den Galeriegängen an das Alpenhaus gemahnen. Nur das Fundament des etwas plumpen, Wohnraum, Stallung und Scheuer vereinigenden Gebäudes ist gemauert, alles übrige ist Holzbau, über den ein hohes Stroh- oder Schindeldach weit hinabreicht. Es hat oft im Winter eine enorme Schneelast zu tragen, und hoch ragt der Schnee am Fundament empor, so daß kaum noch ein Ausblick aus den breiten Fenstern gestattet ist. Aber wohnlich und behaglich ist es in diesen, wie an längst vergessene Zeiten erinnernden Behausungen,

an den sonnigen Abhängen überdacht und beschattet von riesigen Tannen, das Dach mit altersgrauem Moos überwachsen. Es sind die Häuser der Leute schwäbischen Stammes, und doch wie anders als die ihrer Landsleute im sonnigen Neckarthal, in dem weinumrankte Balkenhäuser, in wahre Obsthaine eingebettet, mit ständigem Blumenschmuck an den Fenstern sich zu Dörfern vereinen, oberhalb deren ein Kirchlein, eine alte Burg ins Thal schaut.

Eine besondere Rolle spielt in der vergleichenden Siedelungskunde das Frankenhaus. Sein Grundriß ist bei aller sonstigen Verschiedenheit stets derselbe; ein Fachwerkbau mit spitzem Giebel und Ziegeldach, die Schmalseite der Straße, die Langseite dem Hofe zugekehrt; dieser ist im übrigen von den Wirtschaftsräumen umgeben und von der Straße durch eine Mauer geschieden, in der sich neben dem großen Einfahrtsthor gewöhnlich noch eine schmälere Pforte befindet. Im übrigen finden sich sowohl in der Ausstattung der Häuser wie in der Dorfanlage viel individuelle Verschiedenheiten, aber meist zeichnen hohe, breite Fenster auch die Bauernhäuser aus. Der Franke ist, sagt Kirchhoff, neugierig und dem öffentlichen Wesen zugethan, „drüben in der Oberpfalz verschließt der Bauer das Innere seines Hauses vor den Nachbarn und schaut aus seinen oft nur lukenartig kleinen Fenstern nicht viel hinaus, mit andern verhandelt er das Nötige lieber im Wirtshaus. Hier im Frankenland sehen wir es schon den breiten, hohen Fenstern der Bauernhäuser an, daß deren Insassen gern mit der Außenwelt verkehren, ihr häusliches Thun und Treiben nicht heimlich verbergen.“ Hier finden wir auch die alte Form der Hausthür, die sich quer scheidet in Ober- und Unterteil. Bloß den Oberflügel öffnend kann man bequem auf den eingeklinkten unteren Teil sich lehnen, um Straßenzwiesprache zu halten. Auch der Franke ist ein Freund der Blumen, und in den wohlhabenden Dörfern der Pfalz ist Fenster um Fenster mit prächtigen Topfblumen geschmückt. Hier kommt als Spezialität für den Hausbau noch der hochgewölbte Weinkeller dazu, dessen Rückwirkung im Hochparterre zu erkennen ist und dessen Bedeutung mancherlei Ornament am Steinschieber des Kellerlochs symbolisiert. Von einem Weinkeller weiß freilich nichts der Bewohner der Hochflächen des rheinischen Schiefergebirges, dessen rauhen Charakter wir schon gestreift haben, oder des Westerwaldes, wo die Braut am Hochzeitstag statt Rosen sich ein Sträußchen Kartoffelblüten ansteckt. Hier hat der Bauer sein Haus gegen seinen größten Feind, den Schnee, zu schützen. Bis zum Boden reicht an der Wetterseite das Strohdach herab.



Sennerin am Schliersee (Bayern)

Wir wollen nicht näher in das einzelne eingehen bei Betrachtung der Wohnungen der einzelnen deutschen Stämme, sondern nur noch das niedersächsische Haus erwähnen, wie es uns zum Beispiel in der Lüneburger Heide erhalten ist. Freilich handelt es sich nicht, wenn wir hier von „Haus“ sprechen, um ein einzelnes Wohngebäude, sondern wir haben abgeschlossene Bauernhöfe vor uns, wie sie uns noch mannigfach in altertümlicher Schlichtheit erhalten sind. Das Gehöft besteht

aus dem zugleich die Stallungen einschließenden Wohnhaus und ein paar Nebengebäuden, von denen der vordere Schuppen auf seiner Giebelspitze mit den hakenförmig nach innen gekrümmten Spitzen der beiden Giebelbalken verziert ist; es ist das eine stilisierte Vereinfachung zweier einander zugekehrter Pferdeköpfe, des alten Abzeichens der heidnischen Sachsen. Betritt man das Haus durch das in seiner Breite für die Einfahrt des Erntewagens bestimmte Thor, „so befinden wir uns alsbald auf der Tenne, von wo die eingefahrene Ernte oder das Heu gleich hinauf in den Speicher, d. h. den Bodenraum unter dem Dach, gebracht wird. Rechts und links von der Einfahrt blicken uns gemütlich aus ihren Stallverschlägen die Kühe und Pferde an, die, den Kopf nicht nach der Außenwand, sondern nach innen gekehrt, beim niedersächsischen Bauern wirklich Haustiere sind, als Hausgenossen gewissermaßen dem weitern Kreis der Familie angehörig. Im Hintergrund des mittleren Raums befindet sich die Herdstelle, wo das offene Herdfeuer brannte." Hier war der Sitz der Hausfrau, die von hier aus, ohne vom Sessel sich zu erheben, ihr häusliches Reich beherrschte. Der Rauch zog, während er jetzt nach dem Schornstein abgeleitet wird, im Sachsenhaus altertümlichsten Stils unter der Decke hin frei nach der offenen Thorfahrt ab, das Gebälk mit Ruß schwärzend, aber auch die an den Balken der großen Diele hängenden Schinken, Würste und Speckseiten durchräuchernd.



Ein Hüterbub am Schliersee (Bayern)

Und noch ein andres Bild. Auf künstlich aufgeworfenem Platthügel baut der Bewohner der Hallig sein kleines Haus. Wetterfest muß es sein gegen die von der See her stürmenden Winde, im Innern aber sind im Schmuckzimmer nach altniederländischer Mode die Wände mit weißen Porzellanfliesen ausgelegt, und allerlei Seltenheiten von den fernsten Küsten, Raritäten von Asien und Amerika geben uns Kunde, daß die Bewohner des kleinen, wogenumbrandeten Häuschens, die vielleicht monatelang von jedem Verkehr mit dem Festland abgeschlossen sind, doch mit der weiten Welt durch mancherlei Fäden verknüpft sind, die sich nicht hinüberspinnen zu dem großen Bauernhof auf der Lüneburger Heide.

Wir brauchen uns nicht in gleicher Ausführlichkeit weiter mit Deutschland zu befassen und im einzelnen auszuführen, wie Deutschland noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zumeist Ackerbaustaat war, während es heute Ackerbau- und Industriestaat zu gleicher Zeit ist, ja nach Ansicht vieler immer mehr dem Industriestaate zueilt. Es hieße Altes wiederholen, wollten wir den Bergwerksbetrieb im Erzgebirge, in Rheinland-Westfalen und dem Harz u. s. w. schildern oder ein Bild zu geben versuchen von der ungeheuren Entwicklung der Eisengroßindustrie Deutschlands oder von den verschiedenen Zweigen der übrigen Industrien, durch die Deutschland im internationalen Wettbewerb mit an erster Stelle steht. Es hieße dem Leser Bekanntes erzählen, wollten wir über die Großmachtstellung des Deutschen Reiches sprechen oder die Faktoren zu schildern versuchen, denen es diese verdankt.

Wohl aber dürfen wir noch besonders den hohen Stand der allgemeinen Volksbildung hervorheben. Im Durchschnitt ergiebt sich bei der Rekrutenaushebung kaum ein halbes Prozent Analphabeten. In den einzelnen Teilen des Reiches liegen freilich die Verhältnisse hierin verschieden und zwar günstiger für Süddeutschland, während im Osten die starke polnische Bevölkerung das allgemeine Bildungsniveau herabzudrücken geeignet ist.

Einundzwanzigstes Kapitel

Luxemburg und Belgien, die Schweiz, Italien

Luxemburg und Belgien

Westlich an die Rheinlande sich anschließend und im Süden noch ziemlich bedeutend in die lothringischen Eisendistrikte eingreifend liegt Luxemburg, mit seinen 2587,45 Quadratkilometern zu den winzigsten selbständigen europäischen Kleinstaaten zählend. Seine Geschichte hat es mit sich gebracht, daß es in Sprache und Sitten sich an Frankreich anlehnt, während es wirtschaftlich ganz an das Deutsche Reich geknüpft ist. Dem deutschen Stamm gehört es auch in seiner Bevölkerung an, die mit sehr geringen Ausnahmen ausschließlich aus Deutschen besteht.

Eine gemischte Bevölkerung finden wir dagegen im Königreich Belgien. Oestlich sich an die Rheinprovinz und Luxemburg sowie die Niederlande anlehnend, nördlich von der Ostsee, im Westen von Frankreich begrenzt, kehrt die Verschiedenheit der Nachbarländer in der Zusammensetzung der eignen Bevölkerung wieder.



Belgisches Ehepaar aus den Ardennen

Während das benachbarte Königreich der Niederlande aus der Verbindung von drei deutschen Volksstämmen erwachsen ist, Friesen, Sachsen und Franken, haben wir es bei Belgien mit sehr verschiedenartigen Volksstämmen zu thun. Der Norden des Landes wird bewohnt von den Vlamen, die zum niederdeutschen Stamm gehören, der Süden ist französisch-wallonisch.

Der Vlame oder Vlaeme (sprich: Flahme) ist der echte Niederdeutsche; ihm ist ein fester, ruhiger Sinn eigen, dabei zeichnen ihn emsiger Fleiß und Wahrheitsliebe aus. Sein Naturell mag phlegmatisch genannt und auf seine äußere Erscheinung die Bezeichnung „vierschrötig" nicht mit Unrecht angewandt werden. Noch immer, schreibt Kirchhoff, lebt in Thüringen die Erinnerung an die



Eine Familie von der Insel Marken

ungeschlachten Kolonisten aus dem fernen Westen fort, wenn man dort einen großen, etwas plumpen Menschen einen „vlaemischen Kerl" heißt.

Die Wallonen sind Franzosen, zur Gruppe der Nordfranzosen gehörig, und unterscheiden sich kaum von diesen; gleich lebhaft und gleich gewandt, im Gegensatz zu den schwerfälligeren Vlamen.

So ist das Königreich Belgien aus einer halb germanischen und halb romanischen Bevölkerung zusammengeschweißt, aber durchaus nicht harmonisch verbunden, sondern in heftigen Parteikämpfen ringen Vlamen und Wallonen vor allem um sprachliche Gleichberechtigung. 43 Prozent sprechen französisch, 46 vlaemisch, also niederdeutsch, 8 Prozent vlaemisch und französisch, ein kleiner Rest im Osten von Lüttich und an der luxemburgischen Grenze deutsch. „Die Sprachgrenze zieht von Maastrich nach Kortrijk fast geradlinig in ostwestlicher Richtung und läßt sogar die Hauptstadt Brüssel als sprachlich gemischt erscheinen." Nur konfessionell ist Belgien einig, da es fast völlig römisch-katholisch ist.

Die Bevölkerungszahl Belgiens ist überaus groß. 1898 wurde sie auf 6670000 gezählt, während die Größe des Landes nur 29460 Quadratkilometer beträgt; mit Ausnahme zweier Provinzen beträgt die Volksdichte überall bedeutend mehr wie 200 auf den Quadratkilometer, um in der Provinz Brabant sogar auf 342 zu steigen. Die Ursache dieser starken Volksdichtigkeit liegt in der hochentwickelten Industrie. Seit Jahrhunderten sind Brüsseler Spitzen berühmt, und die Leinenspinnerei und =Weberei hat ebenso wie die hochentwickelte Tuchmanufaktur ungemein zum Aufschwung von Gent und Brügge beigetragen. Nicht minder hoch ausgebildet sind andre Industrien; so steht bekanntlich Belgien in der Brauerei=Industrie an der Spitze, Bayern noch übertreffend. Dazu kommt ein großer Bodenreichtum an Kohlen und Eisen, der in einzelnen Gebieten zur Entwicklung eines großartigen Hüttenbetriebs geführt hat. In der Kohlenproduktion nimmt das kleine Belgien in Europa die vierte Stelle ein.

Die hohe Bevölkerungsziffer, vor allen Dingen die Zusammendrängung großer Massen auf Industriemittelpunkte, zeigen freilich auch die Schattenseiten schwieriger sozialer Verhältnisse, um so mehr, da die Volksbildung als eine schlechte zu bezeichnen ist. Wurden doch 1896 unter den Rekruten 16 Prozent Analphabeten gezählt, so daß die Zahl der Bevölkerung, die nicht lesen kann, mit Hinzuzählung des weiblichen Teils auf 27 Prozent geschätzt wurde.



Belgische Milchhändlerin

Die Schweiz

Gehen wir von der Nordsee nach Süden bis in das Gebiet der Alpen, so treffen wir hier im Staatenwesen der Schweizerischen Eidgenossenschaft auf ein Land von ebenfalls gemischter Bevölkerung. Ethnographisch gesprochen, giebt es keine Schweizer Nation, sondern drei, wenn nicht vier verschiedene Nationalitäten haben sich im Gebiet der Schweiz niedergelassen. Nehmen wir die Sprache als Maßstab der Zugehörigkeit zu den verschiedenen Stämmen, so finden wir, daß weitaus die Hauptmasse der Schweizer Bevölkerung, nämlich über 71 Prozent, deutsch spricht, annähernd 22 Prozent französisch, $5^1/_2$ Prozent italienisch. Etwas über 1 Prozent hält noch an dem alten rhäto-romanischen Dialekt fest, sich hierdurch als Angehörige der sogenannten Alpenromanen erweisend, eigenartiger Völkerreste, deren wir noch gedenken wollen. Eine Sprachgrenze, wie wir sie zum Beispiel in Belgien kennen gelernt haben, können wir in der Schweiz nicht ziehen. Vielfach durchdringen sich die einzelnen Sprachen, und wenn man auch von einer deutschen und von einer französischen Schweiz zu sprechen sich gewöhnt hat, so kann streng genommen von ausschließlich französisch sprechenden Kantonen bei dem überaus lebhaften Verkehr zwischen den deutschen und französischen Gebieten des Landes nicht die Rede sein. Als überwiegend französisch sind anzusehen der Berner Jura, Neuenburg, der größere Teil von Freiburg, Waadt, Genf und Unterwallis bis Sieders. Tessin ist italienisch, Graubünden hat gemischte Bevölkerung; die nach dem Tessin und der Adda sich öffnenden Thäler sind von Italienern, der Norden von Deutschen, Rhein- und Innthal von Romanen bewohnt. Hierzu kommen noch sprachliche Enklaven; so wird zum Beispiel in der abgeschlossenen Berggemeinde Bosco im Tessinschen deutsch gesprochen. Wir wollen gleich hier beifügen, daß zum Teil auch in der Vielsprachigkeit der Schweiz einer der Faktoren für den überaus hohen Stand der Volksbildung zu finden ist. In allen größeren Städten finden wir Hochschulen verschiedenen Charakters, in größeren Orten fehlen nie Mittelschulen, in den abgelegensten Alpendörfern sind Volksschulen, und nicht selten zieht der wandernde Schulmeister von Hof zu Hof, sein Heim auf Monate daselbst aufschlagend, um auch den Kindern der ganz einsam gelegenen Höfe Gelegenheit zum Lernen zu geben. Die Zahl derer, die nicht lesen und schreiben können, ist infolgedessen äußerst gering und beträgt noch kein halbes Prozent.



Bäuerin aus den Ardennen

Werfen wir nunmehr einen Blick auf die einzelnen Elemente der Schweizer Bevölkerung. Der Schweizer Deutsche ist, schreibt Kirchhoff, eine gesunde, kräftige Spielart unsers Schwabenstammes geworden; bei fleißigem Schaffen, thatkräftigem Unternehmungssinn, klugem Berechnen, Sparsamkeit und ehrenfestem Familiensinn trägt er viel mehr gemeindeutsches Erbe in sich, als er gewöhnlich Wort haben will. Die italienischen Bewohner der Schweiz schließen sich den Norditalienern an; die französischen Elemente der Schweiz dagegen sind sprachlich den Südfranzosen oder Provençalen zuzurechnen. Wir werden später sehen, daß sprachlich zwischen zwei französischen Dialekten unterschieden werden muß, die sich weit schroffer gegenüberstehen als etwa Hoch- und Plattdeutsch. In das Sprachgebiet des südlichen Dialektes, der Langued'oc, fällt auch noch der Süden der französischen Schweiz. Als ethnographisch besonders interessante Teile der Bevölkerung sind, wie schon angedeutet, die sogenannten Alpenromanen hervorzuheben. Wir erwähnten bereits früher, daß das Hochgebirge einen natürlichen Zufluchtsort bildet für Völker, die von mächtigeren Gegnern zurückgedrängt wurden, so daß in abgeschlossenen Hochgebirgsthälern nicht selten die Reste einst bedeutender Völker zu finden sind. So treffen wir auch in einigen Teilen der Alpen romanisch redende Völkerreste an, deren Gebiet allerdings beständig zurückgeht. Man unterscheidet unter diesen Alpenromanen zwei sprachlich getrennte Teile. Die erste Völkerschaft, die man als die Rhätoromanen oder Churwelsche zu bezeichnen pflegt, bewohnt den größten Teil Graubündens; als Grenzpunkte sind, wie Schurtz angiebt, der St. Gotthard im Westen, Chur im Norden, der Ortler im Osten und die italienische Grenze beim Comersee zu nennen. Das zweite Völkchen gleicher Abstammung, die Ladiner, werden wir in Tirol kennen lernen.



Schwyzerin
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Die verschiedene Stammeszugehörigkeit bringt natürlich bei aller Liebe für das Gemeinwesen der Schweizerischen Eidgenossenschaft mancherlei Verschiedenheit des Charakters der Bevölkerung im einzelnen mit sich, und die geschichtliche Entwicklung der Schweiz, die Ausbildung der Verfassung trugen das Ihrige dazu bei, manches für den Fernstehenden Fremdartige und Eigentümliche zur Entwicklung kommen zu lassen. Zu den drei Thalschaften Schwyz, Uri und Unterwalden, die sich 1291 zu dem berühmten Bund zusammenthaten, gesellten sich bald mehrere, und nachdem die kühnen Bergsöhne sich gegenüber dem österreichischen Rittertum in heldenmütigen Schlachten ihre Freiheit erkämpft, waren es schließlich 25 selbständige Republiken geworden, die zusammen die Schweizer Eidgenossenschaft bildeten. Allzu locker war freilich das Band, das die Kantone umschlang, gab es doch noch vor einem halben Jahrhundert innerhalb der Schweiz von Kanton zu Kanton Zollschranken, verschiedenes Maß und Gewicht

und der lästigen Grenzbestimmungen eine Fülle. Durch wichtige Befugnisse der Zentralregierung ist nun ein strafferer Zusammenschluß erreicht, immerhin bleiben der territorialen Eigentümlichkeiten noch genug, und wie man früher mit Berechtigung von deutscher Kleinstaaterei sprechen konnte, so hat in der Schweiz heute noch nicht der vielgebrauchte Ausdruck der „Kantönliswirtschaft“ jede Berechtigung verloren.



Eine Bernerin und zwei Unterwaldnerinnen

Unrecht aber wäre es, zu verkennen, daß alle Gegensätze überbrückt werden von dem Nationalgefühl der Liebe zum großen Ganzen. Die glühende Liebe der Schweizer zu ihrer Heimat, die in dem „Schweizerheimweh“ geradezu eine typische Form der Seelenerkrankung angenommen und in den bekannten Liedern von der Wirkung des melodischen Kuhreigens auf die fern der Heimat in fremden Heeren dienenden Schweizer Söldner einen ergreifenden Ausdruck gefunden hat, erstreckt

sich längst über die engen Kantongrenzen hinaus und hat sich zu einem kräftigen Nationalgefühl entwickelt. Die Verfassung der Schweiz ruht auf breitester demokratischer Grundlage; das Volk in seiner Gesamtheit stimmt über die wichtigsten politischen Fragen ab. Der einfachste Mann kann zu den höchsten Staatsämtern berufen werden, und auch hierin haben wir ein weiteres Moment zur Förderung der allgemeinen hohen Volksbildung zu erkennen. Im einzelnen freilich zeichnet den Schweizer ein sehr konservativer Zug aus. An alten Gebräuchen und Gewohnheiten hängt er in hohem Grade fest.

Im Geistesleben der Schweiz sind deutsche Züge unverkennbar. Ohne leugnen zu wollen, daß für das gesamtdeutsche Geistesleben im Lauf der Jahrhunderte manche kräftige Impulse von der Schweiz ausgegangen sind, so wird doch auch umgekehrt schwer zu bestreiten sein, daß die Schweizer Kultur eine deutsche ist, daß Wissenschaft und Kunst der Schweiz auch heute noch trotz besonderer Färbung aufs engste mit deutscher Wissenschaft und Kunst in Fühlung stehen, wie ja auch geschichtlich der ganze vieläftige Baum der Schweizer Eidgenossenschaft, wie Kirchhoff es ausdrückt, aus deutschem Kern erwachsen ist. Der tüchtige Charakter des Schweizers, der — mag er germanischer oder romanischer Abstammung sein — in einer der großartigsten Landschaften der Welt heranwächst, erzogen und gestählt durch mancherlei Not des Lebens und Gefahren, mit denen das Hochgebirge droht, hat sich in der mannigfachsten Erwerbsthätigkeit überall glänzend bewährt.



Schweizer

Die Viehzucht, auf die sich im Hochgebirge infolge der klimatischen Verhältnisse die Landwirtschaft naturgemäß beschränkt, steht in hoher Blüte und gestattet mannigfache Ausfuhr. Im Schweizer Mittelland, in der hügeligen Landschaft zwischen Genfer- und Bodensee und den Jurathälern, nehmen die Wiesen eine große Fläche ein, und der Ackerbau gewinnt an Boden. Dieser läßt sich am meisten im Kanton Waadt betreiben. Im Gegensatz zu ihren französischen Nachbarn sind die Waadtländer tüchtige und intelligente Ackerbauer, immerhin aber genügt der Ackerbau nicht zur Beschaffung der für das ganze Land nötigen Brotfrüchte, und diese sind der wichtigste Einfuhrartikel der Schweiz.

So hat sich von alters her in der Schweiz auch eine reiche Industrie entwickelt. Als Hausindustrie blühte seit früher Zeit die Holzschnitzerei und die Herstellung von Strohwaren, ihnen schloß sich die Uhrenindustrie im Schweizer Jura an. Die moderne Ausnützung der reichen Wasserkräfte des Landes hat neuerdings großartige Fabrikbetriebe entstehen lassen, und viele Industrieerzeugnisse der Schweiz haben Weltruf erlangt.

Hierzu kommt als eine Erwerbsquelle, die durchaus nicht nur einzelnen, sondern dem ganzen Land zu gute kommt, der großartige Fremden-

verkehr in der Schweiz, der wiederum dazu geführt hat, daß nirgends so gut wie in der Schweiz alles organisiert ist, was zur Bewältigung dieses riesenhaften Verkehrs nötig ist, und daß trotz der oft enormen Schwierigkeiten, die das Hochgebirge entgegenstellt, das Verkehrswesen des Landes vorzüglich ausgebaut ist und beinahe das entlegenste Dorf heute zugänglich macht.

Des charakteristischen Wohnhauses, das wir im Hochgebirge finden, haben wir unter der Bezeichnung „Alpenhaus“ und „Schweizerhaus“ schon gedacht, als wir von den deutschen Alpenbewohnern sprachen. In höheren Teilen des Landes liegen die großen Höfe oft in weiter Entfernung voneinander. Im allgemeinen überwiegen aber auch in den Thälern die kleineren ländlichen Wohnungen, und selbst die Städte sind durchschnittlich nicht groß und zum Teil erst neuerdings beträchtlicher gewachsen.

Gegen Süden zu, im italienischen Teil der Schweiz, macht sich der Einfluß Italiens auch im Baustil geltend. Wir begegnen hier, wie in Tirol, den sogenannten Lauben, den sich um das Haus herumziehenden offenen Bogengängen.

Treu hält der Schweizer bei dem schon hervorgehobenen konservativen Grundzug seines Wesens in Tracht und Sitte an den Gebräuchen der Vorfahren fest, so sehr ihm auch hierbei in dem immer mächtiger anschwellenden Fremdenstrom, der allsommerlich das Land durchbraust und in seinen feinsten Verzweigungen sich bis in die fernsten Thäler verirrt, Gefahren drohen. Mit Vorliebe hält er auch fest an den altüberlieferten Festlichkeiten, die zum Teil historische Gedenktage sind.



Appenzellerin
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Besonderer Beliebtheit erfreuen sich vor allem die Schützenfeste. Ist doch der Stutzen der treue Begleiter des freien Schweizers, die Waffe und Wehr, mit der seine Vorfahren die Pässe ihrer Heimat oft erfolgreich verteidigt haben; sein treuer Begleiter, wenn er auf schwindelndem Pfad der Gemse nachzieht. An diesen Schweizer Schützenfesten ist vollauf Gelegenheit geboten, in manch kernigem Wort und Lied Schweizer Eigenart kennen zu lernen. Manch alter Brauch hat sich auch sonst noch erhalten, meist in Erinnerung einzelner wichtiger Momente in der Geschichte der Kantone oder Städte, wie zum Beispiel das „Sechseläuten“ in Zürich, das uralte Fest der Zünfte, die einst in wilden, blutigen Kämpfen die Freiheit der Stadt gegen den Adel verteidigten. Großartige, prunkende Festzüge, eine allgemeine Beteiligung von alt und jung, hoch und nieder lassen erkennen, wie tief solche Bräuche im Volksleben gewurzelt sind und wie Gottfried Keller mit Recht sagen mag: „Drum weilet, wo im Feierkleide ein rüstig Volk zum Feste geht.“

Italien

Germanischen Spuren folgend, gelangen wir vom Hochland der Alpen in die lombardische Ebene, auf den klassischen Boden Italiens. Ein eigner Zauber umgiebt diesen Namen; sirenenhaft lockt der sonnige Süden der Apenninenhalbinsel die Bewohner des trüberen Nordens, hinüberzusteigen über die Pässe der schneetragenden Alpen, hinab in die fruchtbare Ebene des Po, der Küste des blauen Meeres entlang bis zum Zaubergolf von Neapel und bis Sizilien mit der eisgekrönten, rauchenden Esse des Vulkan. Dem lockenden Ruf folgten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme, die berufen waren, dem morsch gewordenen Weltreich Rom den Todesstoß zu versetzen; später die machtvollen Hohenstaufenkaiser, die der Glanz der Kaiserkrone des römischen Weltreiches lockte, bis auf dem Marktplatz von Neapel für immer der Stern des stolzen Hauses erlosch; endlich die Tausende und Abertausende, die in unsern Tagen in friedlichem Römerzug die Sehnsucht des Schönen nach dem Süden führt.



Unterwaldnerin

Aber lang schon vor der geschichtlichen Zeit mag dieser Zauber gewirkt haben, und es scheint daher beinahe selbstverständlich, daß wir in Italien, diesem vielbegehrten Land, keine einheitliche Bevölkerung erwarten dürfen.

Zur Zeit, als die Halbinsel in das Licht der Geschichte trat, scheint sie die Heimat einer Anzahl von Stämmen gewesen zu sein, die später eine große sprachliche Familie bildeten, die nach dem führenden Volk den Namen der Latiner erhielt. Ihre Hauptstadt wurde Rom und verschaffte ihnen die Bezeichnung der Römer. Als ihre nächsten Verwandten dürfen die Umbrer und Samniter gelten. Sie sind echte Arier und waren wahrscheinlich der Vortrupp der großen arischen Einwanderung im Süden. Den Norden der Apenninenhalbinsel hatten früh schon Kelten besetzt, die in die später so vielfach umkämpfte Po-Ebene eingedrungen waren.

Vor diesen arischen Stämmen aber wurde Italien von andern Völkern bewohnt, die zum Teil noch in die geschichtliche Zeit hereinragen,



Junge Frau aus dem Kanton Bern

deren Abstammung aber auch heute noch nicht völlig aufgeklärt ist. Im nordwestlichen Küstenland Italiens und von da bis nach Südfrankreich und in die Westalpen sich erstreckend, saß das rätselhafte Volk der Ligurer. Sie werden als kräftige, abgehärtete, kriegerische Leute geschildert; wahrscheinlich sind sie kurzköpfig und dunkelhaarig gewesen. An Kultur standen nach den Angaben der Alten die binnenländischen Ligurer hinter ihren Genossen an der Küste zurück, und in manchen Gegenden erscheinen sie als Halbwilde, die großenteils in Höhlen wohnen, sich in Felle kleiden und nur ungenügenden Ackerbau treiben.

Dreher, chm.

Frauen aus Cadore (Oberitalien)

Ein andres, ungleich bedeutenderes Volk, das noch in die frühgeschichtliche Periode hereinragt, finden wir in den Etruskern. Seine Sprache steht auch nach den heutigen Forschungen ganz isoliert da, und es ist deshalb auch über die Frage seiner Zugehörigkeit noch keine Einigkeit erzielt worden. Von einigen Gelehrten werden sie mit den Iberern als Ueberreste der neolithischen Bevölkerung zusammengebracht; andre haben die kaum haltbare Ansicht ausgesprochen, daß wir es in ihnen mit einem Zweig der Finno-Tataren zu thun haben. In ihrem Aeußeren scheinen sie klein und dunkel gewesen zu sein.

Sie treten als unmittelbare Nachbarn der Römer auf; ursprünglich wohnten sie im Alpenland Rhätien, besaßen jedoch auch weithin zerstreute Gründungen, besonders städtische, denn die Etrusker waren ein Handelsvolk. Durch ihren Handel gewannen sie einen großen Einfluß auf die materielle Kultur mittel- und nordeuropäischer Völker in prähistorischer Zeit und stellen uns die Kulturvermittlung zwischen Osten und Westen, Asien und Europa klar vor Augen. Ueber die Volkszugehörigkeit der Etrusker wird man vielleicht immer im Zweifel bleiben, aber gewiß ist, wie Ratzel sagt, daß sie assyrische, ägyptische und griechische Bildungselemente vereinigten und ausstreuten. Sehr zahlreich sind Inschriften und Monumente, die als Beweise ihrer hohen Kultur in Italien gefunden werden, zugleich einen sprechenden Beweis bildend für den bedeutenden Einfluß, den dieses Volk auf die Bevölkerung Italiens ausüben mußte.

So ist dem italienischen Volk schon mit seinem Eintritt in die Geschichte keine Rassenreinheit zuzuschreiben, und wie schon angedeutet, kamen immer neue Völker hinzu, die ihr Blut mit dem der

Eingeborenen mischten. Die Römer waren der herrschende Stamm der Halbinsel geworden; aus der latinischen Stadt an dem Tiber war die Beherrscherin der Welt erwachsen. Hier strömten Vertreter aller Völker zusammen, die sich dem Zepter Roms beugten, die in ihm Hauptstadt und Mittelpunkt der Welt erkannten; Hunderttausende aber kamen nicht freiwillig zur Tiberstadt, sie bildeten als Sklaven ein wichtiges Element der römischen Bevölkerung. Auch sie kamen von allen Teilen der bekannten Erde und trugen ihrerseits dazu bei, die Merkmale der verschiedensten Rassen, der schwarzen Söhne Nubiens wie der blonden Kinder Germaniens und aller andern Völker, die Rom sich unterworfen, auf die Bevölkerung Italiens zu übertragen.



Maccaroni „alla napolitana“

Und als Roms Herrschaft zu sinken begann, da wurde, wie schon angedeutet, stets mächtiger der Einfluß der germanischen Völker, die von Norden her vordrangen, und im Süden, wo früher schon der Erbfeind Roms, Karthago, seinen Einfluß geltend gemacht hatte, war jetzt arabischer Einfluß unverkennbar.

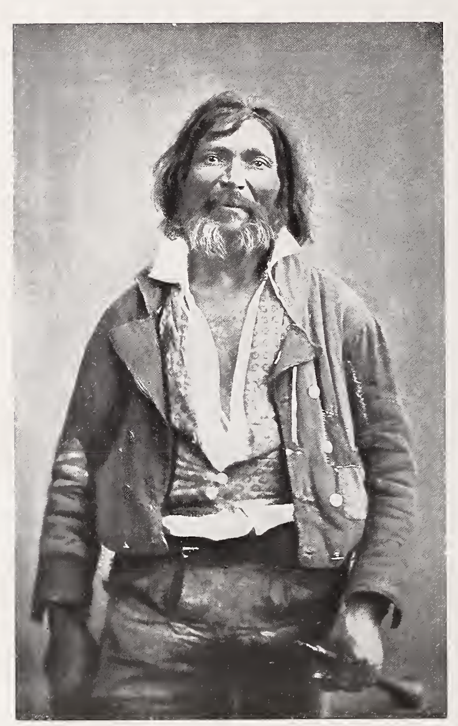
So sind in Italien die Spuren mannigfacher Völker zu erkennen, allein der Grundzug der heutigen Italiener ist entschieden romanisch. Italienisch sprechende Romanen erfüllen mit unbedeutenden Ausnahmen im Norden die ganze apenninische Halbinsel, ferner den südlichsten Teil Tirols, in der Schweiz, wie wir sahen, den Kanton Tessin, die politisch zu Frankreich gehörige Insel Korsika, das Gebiet von Nizza und Teile von Istrien und Dalmatien.

Die Sprache ist schon seit Jahrhunderten das Band, das trotz vielfacher Blutmischung die Bevölkerung Italiens zu einer Nation einte, lange bevor sich die politische Einigung der unter verschiedenen Herrschern stehenden Teile vollzog.

Von dem Aeußeren des Italieners eine Schilderung zu geben, dürfte überflüssig sein. Wie könnten wir es wagen, die herrlichen Gestalten zu schildern, die der Pinsel der ersten Maler verewigt hat! Unverkennbar ist ein Unterschied zwischen den Bewohnern Oberitaliens und denen der südlicheren Hälfte der Halbinsel. Die Norditaliener sind ausgesprochen kurzköpfig (der Index beträgt nach Schurtz 81,6), während im Süden die Mesocephalen überwiegen. Die mittleren Landstriche bilden ein natürliches Bindeglied. Je mehr man sich dem Süden nähert, desto seltener werden die Blondhaarigen, und auch die Körpergröße nimmt ab. Die Ursache dürfte darin liegen, daß im

Norden der germanische und schon vorher der keltische Einfluß mehr überwog als im Süden. In Genua sind blonde Leute nichts Seltenes; im Süden tritt uns dagegen fast stets der dunkle, schwarzhaarige Italiener entgegen, den wir als typischen Bewohner der Apenninenhalbinsel zu betrachten gewohnt sind.

Auch im Charakter ist ein Unterschied zwischen Nord- und Süditaliener unverkennbar. Der Norditaliener ist energischer und zuverlässiger als der schlaffere Süditaliener. Die Bewohner der Lombardei waren einst wegen ihrer Tüchtigkeit in Handel und Gewerbe berühmt, und diese Eigenschaft ist ihnen geblieben. Nur in Oberitalien findet sich eine Großindustrie im modernen Sinn. Vor allem ist es die Gewinnung und Verarbeitung der Seide, die in der Lombardei in einer von keinem andern europäischen Staate übertroffenen Weise geübt wird. Sie ist freilich nur durch das Gedeihen des Maulbeerbaumes möglich, der in geradezu massenhafter Fülle in der Po-Ebene kultiviert wird. Meilenweit erstrecken sich die parallelen Reihen der Maulbeerbaumpflanzungen, und ihnen schließen sich in sorgfältiger Ausnützung des Bodens andre Kulturpflanzen an. Der Weinstock ist es vor allem, der dem Reisenden in die Augen fällt, sobald er die lombardische Ebene betritt; von Baum zu Baum schlingt sich die Rebe, hoch hinauf in die Aeste kletternd. Von Brotfrüchten werden außer Weizen besonders Mais und Reis angebaut. Die Kultur des letzteren, der sehr viel Wasser braucht, ist nur in einer Gegend möglich, die, wie die Po-Ebene, an natürlichen Wasserläufen reich ist und außerdem noch ein ausgedehntes, engmaschiges Kanalnetz besitzt. Kommen wir mehr nach dem Süden, so tritt der Oelbaum in Konkurrenz mit der Rebe; er nimmt im ganzen eine Fläche von 9000 Quadratkilometern ein. Der winterkalten Po-Ebene fehlt der Oelbaum. Noch empfindlicher aber als der Oelbaum sind die unter dem Gesamtnamen Agrumen zusammengefaßten Apfelsinen- und Zitronen-(Limonen-)bäume. Sie reifen ihre köstlichen Früchte besonders im südlichen Italien und auf Sizilien. Der sonnige Süden der Apenninenhalbinsel könnte freilich ganz anders ausgenützt sein, als es der Fall ist. Dem Einfluß der trockenheißen Sommermonate muß durch reichliche Bewässerungsanlagen entgegengearbeitet werden, und hierbei tritt die besonders dem Süditaliener eigne Anlage zum süßen Nichtsthun hindernd in den Weg, wenn freilich auch nicht minder das Unverständnis der Großgrundbesitzer daran schuld ist. „Viele Grundeigentümer, die teilweise über Ländereien von der Größe mancher deutschen Fürstentümer gebieten, glauben ihrer Stellung und ihrem Reichtum völlig entsprechend zu handeln, wenn sie die zu ihrem Leben in der Großstadt nötige Rente aus ihren Gütern ziehen, und fühlen keine Neigung oder Verpflichtung, die Ländereien,



Italiener

von denen sogar die besten oft jahraus jahrein weithin brach liegen oder als dürftige Weide dienen, für sich selbst oder für das Allgemeinwohl ertragreicher zu gestalten.“ So kommt es, daß Italien, obwohl es klimatisch so bevorzugt ist und in erster Linie Bodenwirtschaft treibt, nicht genügend Brotfrüchte produziert, sondern auf Einfuhr aus dem Ausland angewiesen ist.

So sehr dem Italiener des Südens mit Recht Bequemlichkeit, Hang zum Nichtsthun und Schlaffheit vorgeworfen werden, so hat er doch andrerseits hervorragend gute Eigenschaften. Vor allem sind seine große Anspruchslosigkeit, seine Nüchternheit und Sparsamkeit zu nennen, wozu rasches, sicheres Auffassungsvermögen, klarer Blick und scharfes Urteil und hauptsächlich bei den Oberitalienern große Arbeitskraft und Ausdauer kommen. Besonders die ersteren Charaktereigenschaften lassen den Italiener in erfolgreiche Konkurrenz mit den Arbeitern andrer europäischer Länder treten. Rund 100000 Italiener finden jährlich in Oesterreich-Ungarn, in der Schweiz, Frankreich und Deutschland Verdienst als Erdarbeiter und Maurer, besonders bei Bahnbauten.



Italienisches Bauernmädchen im Hochzeitsstaat

So mäßig und genügsam die Bewohner Italiens im Essen und Trinken sind, so leicht lassen sie sich vom Jähzorn hinreißen, und nirgends werden so viele Bluttaten im Affekt begangen wie in Italien. Diese angeborene Leidenschaftlichkeit findet auch in der Lebhaftigkeit der Rede ihren Ausdruck, wobei die Worte durch lebhaftes Mienenspiel und durch Fingersprache wirkungsvoll und charakteristisch unterstützt werden. Nicht minder leidenschaftlich ist der Italiener im Spiel, das durch das staatliche Lotto nur zu reiche Nahrung findet. Die Grausamkeit gegen die Tiere, die sich auch in der bedauernswerten Massenvernichtung der Singvögel äußert, teilt der Italiener mit andern romanischen Völkern.

Andrerseits ist der Italiener aber ein Freund harmlosen Vergnügtseins. Tanz und Spiel füllen einen großen Teil seiner Zeit aus. Aus den bescheidenen Wirtshäusern, in denen der billige und gute Landwein geschenkt wird und um ein paar Kupfermünzen eine reichliche Mahlzeit Maccaroni

zu haben ist, klingt der Ton des Tamburins, und Burschen und Mädchen tanzen die Tarantella, den italienischen Nationaltanz. Wie kaum in einem andern Tanz kommen in ihm alle Leidenschaften des Menschenherzens zum Ausdruck, und die dunkeln Burschen und graziösen Mädchen mit ihrer einfachen und doch so geschmackvollen Kleidung vermögen sie meisterhaft zu veranschaulichen.

Die allgemeine Bildung des italienischen Volkes muß heute noch als eine niedrige bezeichnet werden, woran freilich weniger das italienische Volk als seine jahrhundertelange grobe Vernachlässigung durch die Regierungen die Schuld trägt. Die Geschichte Roms läßt die hervorragende Begabung des italienischen Volkes deutlich erkennen. Wie kein andres Herrschervolk vermochten die Römer mit ihrem Geist das Leben und das ganze Wesen der unterworfenen Völker zu durchdringen. Durch Jahrhunderte war dieser Einfluß übermächtig, auch als schon längst das alte Weltreich verschwunden war, und wer von uns, auch wenn er kein übertriebener Freund der sogenannten klassischen Studien sein sollte, möchte die römische Litteratur und ihren Geist missen? Und abermals wurde die „Ewige Stadt" der Mittelpunkt der bekannten Welt, als sie Sitz des Papsttums und damit für das ganze Mittelalter der Angelpunkt des kirchlichen Lebens wurde. Zugleich wurde Italien das erste Handelsland des Abendlands; nach dem Süden, der hohen Schule des Handels, zogen die Söhne der reichen deutschen Kaufhäuser. Auf Italiens Boden feierten die Künste ihre Renaissance und schenkten der Welt ihre köstlichsten Früchte. Aber zu sehr blieben alle diese hohen Güter der Kunst und Wissenschaft und der allgemeinen Kultur Besitz weniger bevorzugter Städte; das Volk im großen und ganzen hatte wenig Anteil daran. Es versank im Gegenteil immer mehr in eine krasse Unbildung. Die ganze geschichtliche Entwicklung Italiens beförderte diesen Rückschritt. Das einst mächtige Reich zerfiel in eine Reihe von Einzelstaaten, und die Regierungen schienen es darauf anzulegen, das Volk immer mehr in Unbildung verkommen zu lassen. Südlich von Toskana, schreibt Sievers, geschah bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts für Schulzwecke so gut wie gar nichts. Daß unter diesen Umständen die Zahl derer, die nicht lesen und schreiben konnten, noch gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts über die Hälfte vom Hundert betrug, ist nicht zu verwundern, ebensowenig, daß ein krasser Aberglauben herrschte. Viel ist geschehen, seitdem Italien das Ziel seiner Einigung erreicht hat; allein es ist selbstverständlich, daß die kurze Zeit von wenig mehr als 30 Jahren trotz der großen Vermehrung der Schulen nicht genügte, eine gründliche Wandlung zu schaffen.



Italienischer Mönch

Die Siedelungen Italiens sind anders verteilt, als wir von einem Ackerbau treibenden Land erwarten dürften. „Italien kennt kleinere, zerstreut liegende Ansiedlungen eigentlich nur im Alpengebiet; sonst überwiegen die geschlossenen, weit auseinanderliegenden Wohnorte. Sie sind als das Ergebnis einer seit Jahrhunderten herrschenden Unsicherheit entstanden, die die Bewohner sich zusammenschließen ließ und die bis in die neuesten Zeiten von vielen Teilen Italiens noch nicht gewichen ist." (Sievers.)



Italienisches Hirtenmädchen

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Frankreich, Spanien und Portugal

Frankreich

Die Bevölkerung Frankreichs kann heute als eine einheitliche betrachtet werden. Lange Zeit wurde, wie wir schon früher angedeutet haben, nach trennenden Sprachenmerkmalen scharf zwischen Nordfranzosen und Südfranzosen oder Provençalen unterschieden. Je nach der Form der Bejahung, entweder „oc“ (entstanden aus dem lateinischen „hoc“) oder „oui“ (aus dem lateinischen „hoc illud“) wurde die Langue d'oc und die Langue d'oui unterschieden. Die letztere ist im Norden Volkssprache, die erstere im Süden. Die Grenze der Langue d'oc, die als ein selbständiger romanischer Dialekt zu betrachten ist und mit dem Katalonischen zusammen eine besondere Sprachgruppe bildet, verläuft von Bordeaux aus in einem großen Bogen nach Norden, geht dann wieder südwärts unterhalb Lyon vorüber und umfaßt noch Savoyen und den Süden der französischen Schweiz. Die beiden Dialekte stehen sich schroffer gegenüber als Hoch- und Plattdeutsch, aber die Sprachgrenze verwischt sich immer mehr. Das Nordfranzösische ist nicht nur die allgemeine Schriftsprache geworden, sondern es dringt auch im Süden immer mehr in das Volk ein und verdrängt die bisherige Volkssprache. Auch im übrigen können wir in Frankreich eine immer weitergehende Assimilation der ursprünglich vorhandenen Gegensätze beobachten. Gebiete, die ursprünglich einen selbständigen Charakter gewahrt hatten, wie die der Basken und Bretonen, schrumpfen immer mehr zusammen.



Frau aus Campobasso (Abruzzen)

Die Einheitlichkeit eines französischen Typus ist um so bemerkenswerter, als die ethnographische Grundlage nichts weniger als einheitlich erscheint. In der ersten Zeit des geschichtlichen Frankreichs war das Land von Galliern bewohnt, einem Zweig des keltischen Stammes. Sie waren aber keineswegs die ersten Bewohner des Landes. Aus vorhistorischer Zeit sind uns merkwürdige Baudenkmäler erhalten, die von der Anwesenheit eines Volkes von ziemlich hoher Kultur auf dem französischen Boden Kunde geben.

Noch unentschieden ist die Frage, ob vielleicht die Vorfahren der heutigen Basken die Urheber dieser prähistorischen Bauten waren. Daß die Besiedelung Frankreichs noch viel weiter in die vorgeschichtliche Zeit zurückzudatieren ist, beweisen die hochinteressanten Funde von Höhlenbewohnern in Frankreich aus der Renntierzeit. Diese frühesten Franzosen erwecken ein besonderes Interesse, da wir bei ihnen die ersten Anfänge der darstellenden Kunst zu beobachten in der Lage sind. Hier sind die merkwürdigen Zeichnungen auf Renntiergeweihen und an den Wänden der Höhlen gefunden worden, die, mit sicheren Strichen ausgeführt, ein charakteristisches Bild der eigenartigen Tierwelt geben, die in jener Anfangszeit des europäischen Menschen in Südfrankreich lebte.



Frauen von der Insel Procida (Golf von Neapel)

In das Licht der Geschichte tritt aber, wie erwähnt, Frankreich erst ein, als die keltischen Gallier das Land inne hatten. Von ihnen ist einem jeden Leser schon aus seiner ersten Studienzeit bekannt, daß römische Heere unter Cäsars Führung Gallien eroberten, um es ein paar Jahrhunderte später wieder zu verlieren. In der Zeit des römischen Besitzes sind unter dem Einfluß römischer Sitten und Gebräuche und vor allen Dingen der lateinischen Sprache die Fundamente des französischen Volkes gelegt worden. An seiner Weiterentwicklung hatten freilich germanische Völker den bedeutendsten Anteil, und schon der Name Frankreich deutet auf die große Anteilnahme hin, die besonders der deutsche Stamm der Franken an dieser Weiterentwicklung nahm. Außer den Franken drangen auch gotische und burgundische Stämme ein, und an der Küste gründeten, wie wir schon erwähnt haben, fahrende Skandinavier aus dem hohen Norden, die Normannen, ein Reich. Von der Anwesenheit dieser Stämme auf gallischem Boden zeugen heute noch vernehmlich die Landschaftsnamen „Burgund“ und „Normandie“. Aber auch im Süden des Landes saßen Elemente, die der keltischen Bewohnerschaft fremd waren: im Südwesten die Iberer, im Südosten die Ligurer. An der Südküste siedelten sich Phönizier und Griechen an, und Sarazenen drangen bis zum Mittellauf der Rhone vor.

Es ist nicht zu verwundern, wenn sich diese bunte Mischung der ursprünglichen französischen Bevölkerung immerhin auch heute noch äußerlich geltend macht. Auch hierin werden besonders zwei Typen unter den Franzosen unterschieden. Im nördlicheren Frankreich sind die Bewohner groß, von hellerer Haarfarbe, hellen Augen und ovalem Schädelbau. Sie werden vielfach als reine Nachkommen der keltischen Gallier betrachtet, die sich nicht mit der Urbevölkerung vermischt haben. Mit ebensoviel Wahrscheinlichkeit können diese Eigenschaften jedoch auch auf eine Abstammung von den erwähnten germanischen Stämmen hindeuten. Unter der Bevölkerung südlich der Loire ist die Mittelgröße geringer, die Gestalt des Kopfes mehr rund, Augen und Haare dunkel. Dies wird auf iberischen Typus zurückgeführt; es ist aber überhaupt sehr schwer, bei den mannigfacher Mischung unterworfenen Kulturvölkern mit Sicherheit festzustellen, woher die einzelnen körperlichen Merkmale stammen.



Tarantella in Neapel

Unstreitig macht sich auch in der äußeren Erscheinung der Franzosen immer mehr ein einheitlicher Charakter geltend, so daß man mit einem gewissen Recht auch von einem allgemeinen französischen Typus sprechen kann.

Besondere Erwähnung verdienen von den Bewohnern Frankreichs nur noch die Basken, über deren Herkunft unter den Forschern noch keine Einigkeit erzielt worden ist. Ehemals bevölkerten die früher Iberer genannten Basken Spanien und das südliche Frankreich, wahrscheinlich auch Teile Italiens. Wir haben schon von ihrer Mischung mit den Kelten, von der die Kelt-Iberer entstanden, gehört. Allmählich wurden sie aber immer mehr verdrängt, auch aufgesogen und sind heute nur noch in kleinen Resten vorhanden. In Frankreich liegen ihre gegenwärtigen Wohnsitze am Golf von Biscaya. Wir fügen gleich hier bei, daß auch die spanischen Provinzen an diesem Golf von ihnen bewohnt werden. Das Hauptcharakteristikum der Basken ist ihre Sprache, die völlig isoliert steht und mit keiner andern lebenden Sprache irgendwie verwandt ist. In körperlicher Hinsicht sind aber die Basken durchaus kein einheitlicher Menschenschlag. Nach der Schilderung von Schurtz sind sie im allgemeinen mittelgroß, von heller Hautfarbe, mit braunem, schwarzem oder blondem Haarwuchs.



Ein Paar Cascano (Kampanien)



Ein Paar Nicastro (Kalabrien)



Frau aus Osilo (Sardinien) in Alltagstracht



Frauen aus Osilo (Sardinien) in Festtagstracht

Kurzköpfigkeit und Langköpfigkeit, Brachy- und Dolychocephalie finden sich nebeneinander. In ihrem Wesen sind die Basken lebhaft, intelligent und thätig. Am richtigsten scheint es noch, wie Schurtz sagt, sie vorläufig, wenn auch mit allem Vorbehalt, den Hamiten anzureihen, da Verschiedenes für einen ehemaligen Zusammenhang der Basken mit den Berbern spricht.

Kehren wir zu der allgemeinen französischen Bevölkerung zurück, so müssen wir zunächst der auffallenden Erscheinung gedenken, daß Frankreich eine sehr geringe Volksdichte zeigt, die in gar keinem Verhältnis zu der sehr günstigen Bodenbeschaffenheit und dem vorteilhaften Klima Frankreichs steht. Neumann weist darauf hin, daß diese Erscheinung erst in ihrer vollen Bedeutung hervortritt, wenn man sie mit der einiger andrer Großstaaten Europas vergleicht. Die Volksdichte Frankreichs beträgt 71 auf den Quadratkilometer. Sie wird weit von Großbritannien mit 120 und Italien mit 107 übertroffen; aber auch Deutschland, das viel weniger vorteilhafte Naturbedingungen hat, ist mit einer Volksdichte von 91 wesentlich stärker bevölkert, und Oesterreich-Ungarn, dessen überaus dünn besiedelte Alpenländer, Karpathengebiet und Pußten sehr große Flächen einnehmen, kommt mit der Dichtezahl von 66 Frankreich trotzdem nahe. An absoluter Volkszahl ist Frankreich von Deutschland und Oesterreich-Ungarn, die beide noch vor Jahrzehnten hinter ihm standen, bedeutend überflügelt worden. Dabei ist hervorzuheben, daß in Frankreich bei schwacher Auswanderung eine starke Einwanderung stattfindet, ja daß sogar im Jahre 1886 beinahe 3 Prozent der Gesamtbevölkerung Frankreichs aus nicht naturalisierten Fremden bestanden. Einen Erklärungsgrund findet diese nationalökonomisch und für die Entwicklung Frankreichs sehr bedeutungsvolle Thatsache in der geringen Vermehrung der französischen Bevölkerung. In manchen Jahren übertrifft sogar, worin Frankreich einzig dasteht, die Zahl der Todesfälle die der Geburten, so daß, wenn wir von der Einwanderung absehen, ein thatsächlicher Rückgang stattfindet.



Ein Paar aus San Martino di Tinita (Cosenza)

Im Charakter des Franzosen, besonders in seiner Lebhaftigkeit und geistigen Unruhe, finden

wir keltische Züge wieder. Noch jetzt — wir folgen hier den Ausführungen Neumanns — derselbe Nachahmungstrieb, besonders in den Künsten, so daß das Land weniger Kunstwerke im höchsten Sinne des Wortes hervorbringt, aber in der Kunstindustrie von keinem andern übertroffen wird; noch jetzt dieselbe Freude am Schmuck und derselbe Geschmack für Farben, der die Franzosen zu Gesetzgebern der Mode macht. „Noch immer liebt der Franzose den Krieg, aber auch jetzt noch fehlt ihm im Kriege die zähe Nachhaltigkeit und die besonnene Ruhe andrer Völker.“ Im ersten Anlauf soll alles gewonnen sein, der „Elan“ spielt auch heute noch bei den Franzosen die gleich große Rolle im Krieg, wie der „Esprit“ in der Konversation. Freilich muß auch hinzugefügt werden, daß kein Volk es in gleichem Maß versteht, eigne oder fremde Gedanken in der knappsten und klarsten Form zu prägen. Vielfach läuft dabei die Genügsamkeit an der bloßen Phrase mit unter; die Form wird höher gestellt als der Gedanke, wie überhaupt die Lust am schönen Schein ein französischer Charakterzug ist, und wohl gesagt werden darf, daß vielfach die äußere Ehre die höchste Triebfeder ist. Dabei lassen aber die sprichwörtliche Liebenswürdigkeit der Franzosen, die feinen Umgangsformen auch des einfachen Mannes, seine heitere und doch genügsame Geselligkeit die weniger guten Eigenschaften leicht übersehen und vergessen. Uebrigens ist nicht außer acht zu lassen, daß man sich allzusehr gewöhnt hat, das französische Volk nach der allerdings in jeder Weise die Führung ergreifenden Hauptstadt Paris zu beurteilen. Hier zeigen sich die geschilderten Charakterzüge besonders grell und machen sich hauptsächlich in der Unstetigkeit und der Neuerungssucht in politischen Fragen bemerkbar. Der Durchschnittsfranzose aber ist von dem Pariser verschieden; er kümmert sich weit weniger um Politik, als man ihm zuschreibt, und das „Regime“ ist ihm ziemlich gleichgültig, wenn er nur unter ihm sein genügendes Auskommen hat. Der Franzose, besonders auf dem Land und in kleineren Orten, ist friedfertig und politisch ruhig; dabei zeichnet er sich durch großen Fleiß, Sparsamkeit und Nüchternheit aus. Schulden zu machen ist dem französischen Kleinkaufmann etwas Unerhörtes, zu sparen und mit bescheidenen Mitteln zu leben, ist geradezu ein Charakterzug des Kleinkaufmanns wie des Handelsmanns und aller der Kreise, die man mit dem in diesem Fall nicht übersetzbaren Namen „Bourgeois“ begreift. Als höchstes Ideal schwebt es dem Kleinbürger vor, Rentner zu werden. Dafür spart er sein ganzes Leben lang, um die letzten Jahre mit einer oft sehr bescheidenen Rente ruhig genießen zu können. Eine ebenso typische Erscheinung wie der Bourgeois der französischen kleinen Stadt ist der französische Bauer. Frankreich ist ein ackerbautreibendes Land ersten Ranges.



Französische alte Fischerin

Rund 85 Prozent des Bodens befinden sich in landwirtschaftlicher Nutzung oder sind beforstet. Diese Flächen verteilen sich derart, daß 50 Prozent auf Acker und Gartenland, 14 Prozent auf Wiesen und Weiden, 16 Prozent auf Wald und 5 Prozent auf Reben entfallen. Die verbreitetste Brotfrucht Frankreichs ist der Weizen, von dem für den Kopf der Bevölkerung viermal mehr als in Deutschland verbraucht wird. Diese ganze enorme Ackerbaufläche wird in Frankreich von Bauern bewirtschaftet, die sich nur eines relativ kleinen Grundbesitzes erfreuen, aber dafür auch fast alle auf eignem Grund und Boden sitzen. Die weitgehende Parzellierung des Bodenbesitzes erklärt sich aus der üblichen Erbteilung, indem beim Tode eines Besitzers das ganze Eigentum unter die Kinder verteilt wird. Der französische Kleinbauer zeichnet sich ebenfalls durch großen Fleiß und Genügsamkeit aus. Was über seinen oft allerdings sehr engen Gesichtskreis hinausgeht, kümmert ihn nicht. Seine ganze Intelligenz, und es fehlt ihm häufig nicht an großer, angeborener Schlauheit, konzentriert er auf das Bestreben, sich in harter Arbeit ein kleines Besitztum zu erwerben. An das Leben stellt er geringe Anforderungen. Die Wohnung ist oft mehr als bescheiden: eine ungepflasterte Hütte mit meist nur zwei Zimmern, kahl und häufig unsauber. Ebenso einfach ist seine Ernährung, Fleisch kommt selten auf seinen Tisch, höchstens Speck mit Gemüse, zu einer Suppe verkocht, und außerdem bilden Brot und Milch seine Hauptnahrung. Sein Hauptkleidungsstück ist die blaue Bluse, die sich auch unter den niederen Klassen der Städte Eingang verschafft hat. Freilich zeigt auch oft ein stattlicher Bauernhof den Wohlstand seiner Besitzer.



Bretonischer Knabe

Wie der Bürgerstand, so bildet auch der Bauernstand im Staatswesen ein sehr stabiles Element; politische Veränderungen finden bei den Bauern wenig Anklang; sie haben einen ausgesprochen konservativen Zug, und solange man sie ihren Weg ruhig gehen läßt, mögen Kaiserreich, Monarchie und Republik einander ablösen, ohne daß dadurch der tiefere Charakter des Volkes verändert wird. Nur unerträgliche Unterdrückung vermag den Bauern zu direkter politischer Thätigkeit aufzustacheln. Wessen freilich dann auch er fähig ist, hat die Revolution am Ende des achtzehnten Jahrhunderts deutlich gezeigt.

Die Bildung des französischen Landvolkes ist im allgemeinen keine sehr hohe, und auch in den besseren Ständen ist zum Beispiel die Kenntnis fremder Sprachen wenig verbreitet. Zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es noch eine sehr große Zahl von Analphabeten; seit dieser Zeit ist aber ihre Zahl bedeutend gesunken. Es wird weit mehr Wert auf Schulunterricht gelegt als früher, und auch in den besseren Kreisen hat die Katastrophe des großen Krieges hierin fördernd gewirkt. Eine charakteristische französische Einrichtung im Schulwesen sind die Lyceen, eine ausgesprochen republikanische Institution. Die Knaben aller Klassen werden hier nach halb militärischen



Französische Bäuerinnen

Prinzipien erzogen und tragen die gleiche dunkle Uniform. Im Gegensatz dazu haben die sogenannten Collèges einen der republikanischen Erziehung entgegengesetzten Zug. Sie waren bis vor kurzem in den Händen der Priester, die in ihnen ein Hauptmittel ihrer Macht sahen, und wurden besonders von den Söhnen des Adels besucht. Zurzeit ist die französische Regierung gegen diese ausgesprochen klerikale Erziehung vorgegangen.

Bemerkenswert für die französische Erziehung sind auch die Einschränkungen, die dem gesellschaftlichen Verkehr der beiden Geschlechter aufgelegt werden. Sie sind in Frankreich stärker als in den meisten zivilisierten Ländern und stehen besonders in schärfstem Widerspruch zu den in dieser Beziehung in England gültigen Ansichten. Knaben und Mädchen kommen kaum miteinander in Berührung; die Mädchen werden bis zu ihrer Verheiratung in strenger Abgeschlossenheit erzogen. So kommt es, daß auch die Ehen in den allermeisten Fällen von den Eltern vorbereitet werden und dabei geschäftliche Rücksichten eine große Rolle spielen.



Fischerfrau aus Portel (Pas-de-Calais)

Die oben erwähnte Einheitlichkeit des französischen Volkes findet ihren Ausdruck auch im Glaubensbekenntnis. Kaum zwei Prozent sind Nichtkatholiken. Fast ganz Frankreich bekennt sich zur römisch-katholischen Kirche; freilich ist dieses Bekenntnis bei vielen ein nur äußerliches. Unter den Bewohnern der Städte herrschen viel religiöser Indifferentismus und ausgesprochene Freidenkerei, denen gegenüber besonders von den altadeligen Familien der Katholizismus ostentativ zur Schau getragen wird. Diese sich zu offenem Konflikt steigernden Meinungsverschiedenheiten haben nun auch Frankreich seinen Kulturkampf gebracht.

Im Anschluß an Frankreich sei auch noch der zu Frankreich gehörigen Insel Korsika gedacht. Ihr Bevölkerungscharakter ist durchaus italienischer Natur, wenngleich die Insel schon seit 1763 zu Frankreich gehört. Ihre Abgeschlossenheit, ihre schwere Zugängigkeit im Innern infolge ihrer gebirgigen Natur haben den trotzigen, gleich den Sardiniern zu den Basken zählenden Bewohnern erlaubt, noch manche alte Eigentümlichkeiten festzuhalten. Die berüchtigtste unter ihnen ist die uralte Sitte der Vendetta oder Blutrache. Dieses von den Korsen heilig gehaltene Gesetz, einen Mord wiederum durch einen Mord zu rächen, hat schon zum Aussterben ganzer Familien geführt.

Nur der Vollständigkeit halber sei, ehe wir Frankreich verlassen, der Republik Monaco gedacht, die, ganz von Frankreich umschlossen, seit vielen Jahrhunderten unter der Fürstenfamilie Grimaldi ein eignes Staatswesen bildet. Ethnographisch ist freilich von diesem auf schroff aufragender schmaler Halbinsel an einem der schönsten Punkte der schönen Riviera gelegenen Miniaturstaat nichts zu sagen. Dem großen Publikum ist Monaco nur bekannt als einer der Hauptpunkte internationalen Reiseverkehrs, berüchtigt durch seine Spielbank. Die Wissenschaft hat neuerdings von ihm wegen seines Museums für Meereskunde Notiz genommen, das der durch seine ozeanographischen Forschungen wohlverdiente Fürst kürzlich daselbst errichtet hat.

Spanien

Wenn wir unsre Schilderung der Pyrenäen-Halbinsel ebenfalls mit einem Rückblick auf vorgeschichtliche Zeiten beginnen, so finden wir manches mit Frankreich Aehnliche. Auch hier existierte vor der arischen Einwanderung in Europa eine dunkelhaarige Urbevölkerung von kleinem Körperbau. Es waren das die Iberer. Wilhelm v. Humboldt vermutete, daß sie schon zu der Zeit, da sie uns zuerst bekannt wurden, ein bereits zurückgehender Rest eines einst mehr verbreiteten früheren Völkergeschlechts waren. Von mancher Seite werden sie mit den hellen Nordafrikanern des Festlands und mit den Bewohnern der Kanarischen Inseln, die heute, wie erwähnt, als Verwandte der berberischen Nordostafrikaner angesehen werden, in Verbindung gebracht. Die Zeit, in der diese Iberer Spanien bewohnten, fällt in die Periode der Entwicklung der europäischen Menschheit, die wir als neolithisches Zeitalter, als die jüngere Steinzeit, zu bezeichnen gewohnt sind. Wir haben schon erwähnt, daß die Basken am Golf von Biscaya nichts andres sind als Iberer, wenn sie auch wahrscheinlich als Rasse mit Kelten gemischt sind. Die Kelten waren auch in Spanien die Nachfolger der Iberer. Sie standen auf einer höheren Kulturstufe als diese. Schon vor der römischen Zeit hatten sich Kelten im Norden und Süden der Halbinsel eingedrängt, und so bildete auch in Spanien eine kelt-iberische Bevölkerung die Grundschicht. Viele andre Elemente kamen noch im Lauf der Zeit dazu. Ueber ein halbes Jahrtausend besaßen die Römer die ganze Halbinsel, aber die Bevölkerung wurde doch nur oberflächlich romanisiert. An den Küsten ließen sich zu dieser Zeit und schon früher Phönizier und Griechen nieder wie in Frankreich, und auch über Spanien gingen die Stürme der Völkerwanderung hin. Alanen, Schwaben, Vandalen und Westgoten herrschten kürzere oder längere Zeit in einzelnen Teilen der Halbinsel, nicht lange genug aber, um von einschneidender Bedeutung für die Zusammensetzung der Bevölkerung zu werden. Sie gingen zum Teil spurlos in der keltisch-iberischen Bevölkerung unter. Ein größerer Einfluß



Französischer Fischer

war den Mauren beschieden. Araber und Berber kamen von Afrika herüber, zu Hilfe gerufen von den Söhnen eines vom katholischen Klerus und dem Adel gestürzten westgotischen Königs, und machten dem westgotischen Reich ein Ende. Fast ganz Spanien wurde in kurzer Zeit von Arabern erobert und zu einem Teile des großen Kalifats der Ommajaden gemacht. Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Araber, besonders in der ersten Zeit, sehr schonend gegen die alten Einwohner verfuhren und ihnen Eigentum, Sprache und Religion unangetastet ließen. Nur eine Religionssteuer wurde den Christen auferlegt. Einzigartig steht wohl da, daß die Araber in Ermangelung eigner Kultusgebäude ihre Kirchen mit den Christen teilten. Unter arabischer Herrschaft blühte Spanien bald zu erstaunlichem Glanze empor. In größtem Maßstab wurde kanalisiert, zahllose Brunnen wurden angelegt und durch die damit gewonnenen Wassermengen die Fruchtbarkeit des Bodens gesteigert. Große Gebiete, die bis dahin brach gelegen hatten, wurden urbar gemacht und in Garten- und Ackerland verwandelt. Zugleich wurden neue Nutzpflanzen eingeführt, besonders Dattelpalmen, Orangenarten, Aprikosen, Pfirsiche und Granatbäume. Oelbaum und Feigenbaum wurden veredelt. Mit der Landwirtschaft ging die Viehzucht Hand in Hand; die andalusischen Pferde wurden beinahe ebenso geschätzt wie die arabischen, und nicht minder blühte eine erstaunliche Industrie empor. „Die Stahlwaren und die Waffen der spanischen Fabriken, die ziselierten und tauschierten Erzeugnisse des Kunstgewerbes, die Schmucksachen, im besonderen die Gold- und Filigranarbeiten der maurischen Goldschmiede waren nicht allein in der islamitischen, sondern auch in der christlichen Welt mit Recht hoch geschätzt. Die Fabrikate der maurischen Spinnereien, die Seidenstoffe, die Brokate und Damaststoffe, Schleiergewebe, Baumwolle- und Leinenwaren konnten sich mit den besten Erzeugnissen des Orients messen.“ (Diercks.) Die Bevölkerungsziffer stieg unter diesen günstigen Verhältnissen enorm und betrug im arabischen Herrschergebiet Spaniens 25—30 Millionen, während sie später unter Philipp II. in ganz Spanien auf $6^1/_2$ Millionen sank und sich heute auf etwa 17 Millionen beziffert.



Ein Zigeuner aus Granada

Es ist kein Wunder, daß bei einer so hohen Kultur auch Kunst und Wissenschaft blühten. Auf den spanisch-maurischen Universitäten fanden zuerst die Naturwissenschaften und die Medizin eine Heimat. In Spanien entwickelte sich der charakteristische spanisch-maurische Baustil, auf den wir schon bei der Besprechung Arabiens näher eingegangen sind. Nach vielen Hunderten zählten die Luxusbauten, die zur Zeit der Blüte des spanischen Kalifats über das ganze arabische Spanien



Junge Frauen aus Valencia

zerstreut waren und von deren wunderbaren Pracht viele Berichte erzählen. Nur noch in Ueberresten sind sie uns heute erhalten, aber selbst diese, wie zum Beispiel die Moschee in Cordoba, der Alcazar von Sevilla und die Alhambra von Granada geben uns noch eine Anschauung von der sinnberückenden Schönheit dieser Bauten.

Von der Höhe und dem Glanz der Kultur der Araber in Spanien kann man sich um so weniger eine Vorstellung machen, als das heutige Spanien so ziemlich das Gegenteil von dem arabischen Spanien ist.

Nicht ohne eigne Schuld ging die arabische Glanzzeit zu Ende. Empörungen der Statthalter und Thronstreitigkeiten wechselten miteinander ab, und geschickt benutzten die in den nördlichen



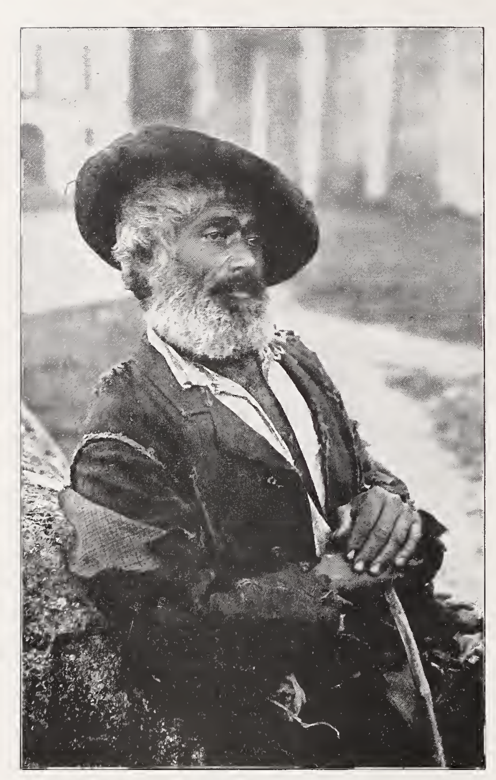
Fandango-Tanz (Granada)

Gebirgen Spaniens ihre Freiheit verteidigenden Christen, die von flüchtigen Westgoten abstammten, die Gelegenheit, die Araber anzugreifen, sie nach langen, in Volksgedichten fortlebenden Kämpfen immer mehr auf den südlichen Teil der Halbinsel zurückzudrängen und sie endlich völlig zu besiegen. Mit der Eroberung von Granada am 2. Januar 1492 war die maurische Herrschaft endgültig gebrochen, nachdem schon Tausende von Mauren früher nach Afrika zurückgewandert waren. Die zurückgebliebenen, Morisken genannt, wurden grausam bedrückt und später auch aus dem Lande vertrieben. Schon im Jahre der Eroberung Granadas waren auch die zahlreichen Juden aus dem Reich vertrieben worden, und damit war endgültig die alleinige Herrschaft des Kreuzes auf der Iberischen Halbinsel wieder aufgerichtet. Erfüllt von dem Rausch des Sieges des wahren Glaubens durch seine Macht schlug freilich bald das spanische Volk unter der Leitung einer unduldsamen Geistlichkeit Wege ein, die abwärts führen mußten. Die Inquisition wurde ein Schreckmittel in der Hand der Krone und der Kirche. Jede freie geistige Regung wurde im Keime erstickt, und zugleich



Spanische Dame

ging durch Bedrückung und durch ein ungerechtes Steuersystem der Volkswohlstand immer mehr zurück. Immer mehr Grund und Boden fiel an die Tote Hand und ward Weideland oder blieb öde liegen. So wurde aus Spaniens Boden, den die Araber in ein außerordentlich ergiebiges Fruchtland verwandelt hatten, zum großen Teile Brachland. Die Siedelungen zerfielen, die Wasserleitungen und Zisternen wurden verschüttet und zerstört. Von dem ganzen Lande, von dem nur 10 Prozent der Kultur vollständig unfähig ist, wird nicht einmal ein Drittel landwirtschaftlich bearbeitet. Auch die Mineralschätze werden lange nicht mehr in der früheren Weise ausgenützt; die großartigsten spanischen Bergwerksanlagen, die Kupferwerke von Rio Tinto u. s. w., sind im Besitz von Fremden. Ebenso zurückgegangen sind Gewerbe und Industrie, wenn auch noch mancher Industriezweig, der von den Arabern ererbt worden ist, wie zum Beispiel die Herstellung feiner Spitzenwaren, nicht ganz unbedeutend ist. Die einst berühmte Gold- und Schmuckwarenindustrie beschränkt sich mehr und mehr auf ganz bestimmte Muster arabischen Stils; im übrigen wird der große Bedarf der schmuckliebenden Spanier und ihrer Frauen und Töchter zumeist aus deutschen Fabriken gedeckt. Eine große Rolle spielt die Tabakindustrie, die Staatsmonopol ist und Tausende von Leuten, besonders Frauen und Mädchen, beschäftigt.



Zigeuner aus Granada

Daß von einem auf so erschreckende Weise von einer hohen Kulturstufe herabgesunkenen Volk auch in Bezug auf die allgemeine Bildung nicht viel Günstiges zu berichten ist, ist selbstverständlich. Für die Volksbildung geschieht so gut wie nichts. 68 Prozent der Bewohner können nicht lesen und schreiben. Tausende von Landorten haben keine Schulen, und Hunderte von Lehrern mußten ihre Thätigkeit einstellen, weil sie Monate und Jahre hindurch kein Gehalt bekamen. Auch der Klerus ist armselig bezahlt und teilt die Unbildung der Bevölkerung. Aberglaube, der sich mit religiösem Fanatismus verbindet, beherrscht den Spanier. Nur im Norden liegen die Verhältnisse etwas besser. Die Basken und Katalonier gelten als tüchtige Arbeiter, hauptsächlich als Landbebauer, und sie haben sich in Amerika, wo sie sich besonders in der Argentinischen Republik ansiedelten, als tüchtige Kolonisten erwiesen. Sonst herrscht überall in Spanien eine erschreckende Armut.

Der Verfall hatte sich, wie wir sahen, mit Vertreibung der Araber und Juden bereits vorbereitet. Aeußerlich allerdings stand Spanien noch lange auf der Höhe der Macht. Spanien war das Welt-

reich, für dessen Ausbreitung spanische Heere in der Alten Welt kämpften wie in der Neuen; die Entdeckung dieser eröffneten der Nation eine unermeßliche Aussicht auf glänzenden Aufschwung des Handels und der Gewerbe und ein großes Feld ruhmvoller zivilisatorischer Thätigkeit. Die Sonne ging nicht unter im Reiche Philipps II., aber bald zehrten die unaufhörlichen Kriege sogar die reichen Einkünfte der Kolonien auf, und der mächtige Baum begann im Marke zu faulen. In unsern Tagen ist auch der letzte Rest des spanischen Weltreiches zusammengebrochen. Nach leichtem Sieg gingen Kuba, Portoriko und die Philippinen als Kriegsbeute an die Vereinigten Staaten von Nordamerika über, während Deutschland die Ladronen, Karolinen- und Palau-Inseln erwarb. Fernando Po und kleine Küstenstreifen an verschiedenen Punkten Afrikas sowie die Kanarischen Inseln sind heute die Reste der spanischen Kolonien.

In der äußeren Erscheinung der spanischen Bevölkerung macht sich die geschichtliche Kolonisierung Spaniens bemerkbar. Heute noch finden wir stolze blonde Erscheinungen, die wir gern als Abkömmlinge der Goten ansprechen. Als Schönheiten sind die Andalusierinnen berühmt. Anmutigen Ganges, mit weicher, freier Bewegung der Hüften, das Haupt etwas zurückgeworfen, aus großen schwarzen Augen geradeaus schauend, schreiten sie einher. Stolz und kriegerisch und beredt erscheint der Kastilianer, das Vorbild des Hidalgo in Geschichte und Litteratur. Zu stolz, um zu arbeiten, sind die Kastilianer Meister in der Kunst, mit gleichem Stolz Hunger zu leiden. Die Katalonier im Nordosten dagegen sind energisch und geweckt und nächst den Basken die besten Ackerbauer. Bei ihnen schlägt viel germanisches Blut durch. So viel am Charakter des Spaniers auszusetzen ist, besonders an seiner Freude an blutigen Tierkämpfen und seiner damit zusammenhängenden Grausamkeit gegen die Tiere, so ist an ihm doch auch mancher schöne Zug zu rühmen. Ihre Tapferkeit haben die Spanier in früheren Jahrhunderten auf unzähligen Schlachtfeldern bewiesen, und ein ritterlicher Zug ist auch heute noch dem Spanier eigen, wenn er vielfach freilich auch nur Pose ist. Er äußert sich besonders in den Huldigungen, die der Spanier dem schönen Geschlechte darbringt, wobei er durch seine große Vorliebe und durch sein ausgesprochenes Talent für Musik unterstützt wird. Sein Liebeswerben erhält einen besonderen Reiz durch die Zurückgezogenheit, mit der die Töchter in den besseren Familien auch heute noch erzogen werden.



Portugiesische Frau

Als eines besonderen Bevölkerungselementes müssen wir schließlich noch der Gitanos, der Zigeuner, gedenken, die sich schon in grauer Vorzeit in den südspanischen Städten eingenistet haben. Sie sind leicht an der dunkelbraunen Hautfarbe, den schwarzen Augen und Haaren, dem festen, durchdringenden Blick und dem hübschen, schlanken Bau des Körpers kenntlich. Auch jetzt noch können sie sich kaum an die Enge der Straßen und Häuser gewöhnen und bringen den größeren Teil ihrer Zeit auf den Straßen zu. Teilweise führen sie, wie uns Laufer erzählt, heute noch wie seit Jahrhunderten in riesigem Schmutz- und Kehrichtberg ein wahres Troglodytenleben. Es haben sich bei ihnen noch mancherlei alte Bräuche erhalten, besonders bei der Hochzeit, bei der noch Brautraub geübt wird.

Die in Spanien gesprochenen Sprachen gehören mit Ausnahme des schon erwähnten Baskischen dem romanischen Sprachstamm an. Das eigentliche Spanisch wird im Westen, Süden und in der Mitte der Halbinsel gesprochen, im Norden das provençalische Südfranzösisch.

Portugal

Mit Spanien teilt den Besitz der Pyrenäen-Halbinsel Portugal und ein merkwürdiges kleines Staatsgebilde, das sich seit dem Anfang des 9. Jahrhunderts in den östlichen Pyrenäen erhalten hat, der kleine Bauernfreistaat Andorra. Dieser Zwergstaat, mit 6200 Einwohnern auf 450 Quadratkilometern der volksärmste der europäischen Kleinstaaten, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.



Portugiesische Knaben

Das Königreich Portugal hat bekanntlich einen weitaus kleineren Umfang als das Königreich Spanien; es besitzt nur den sechsten Teil der Pyrenäen-Halbinsel. Im ganzen ist Portugal stärker bevölkert als Spanien, eine Folge der größeren Fruchtbarkeit des Küstenlandes und des sich daran schließenden Hügellandes. Im Verhältnis zu diesen Gebieten nimmt das trockene Steppenland nur einen sehr geringen Teil des Landes ein. Trotzdem ist aber noch ein größerer Teil der Bodenfläche unbebaut, und der Ackerbau steht auf einer ähnlich niedrigen Stufe wie in Spanien. Auch Portugal ist von seiner einstigen Größe herabgestiegen, die es im Zeitalter der Entdeckungen erreicht hatte, als portugiesische Schiffe, vom Geiste Heinrich des Seefahrers beseelt, in allen Meeren fuhren und nicht nur, wie wir schon öfters erwähnten, die geographische Wissenschaft mit weittragenden Entdeckungen bereicherten, sondern auch einen großen Teil des Welthandels besorgten. Heute sind die Verhältnisse in Portugal ähnlich wie in Spanien. Der Handel ist ganz in den Händen des Auslandes, das Gewerbe liegt danieder, der Boden und seine Schätze werden lange nicht in genügender Weise ausgenützt. Obwohl sich Portugal nach Volkstum, Sprache und Staatenbildung selbständig entwickelte, so zeigt sich doch in den erwähnten Verhältnissen eine große Aehnlichkeit mit Spanien. In der That ist die Trennung der pyrenäischen Halbinsel in zwei Nationen auch nur ein Produkt der historischen Entwicklung und beruht nicht auf ethnographischer Verschiedenheit. Was wir von den Bevölkerungselementen Spaniens gehört haben, gilt auch für die von Portugal. Wie bei den Spaniern, so bilden auch bei den Portugiesen die Grundschicht die Iberer, die sich durch Verschmelzung mit den Kelten in Kelt-Iberer verwandelten. Auch an der portugiesischen Küste der Pyrenäen-Halbinsel gründeten zweifellos Griechen und Karthager verstreute Siedelungen. Römische Einrichtungen und römische Sprache machten sich ebensowohl im Gebiet des heutigen Portugal geltend wie in Spanien, und teutonische Stämme drangen ebenso wie nach Spanien auch nach Portugal vor und vermischten sich hier mit den romanisierten Kelt-Iberern. Auch die Mauren haben in Portugal den gleichen Einfluß ausgeübt wie in Spanien, und manche in Portugal übliche Alltagsphrase läßt sich direkt auf arabischen Ursprung zurückführen.

Eines Bevölkerungselementes allerdings müssen wir noch speziell gedenken. In den Tagen seines Glanzes hatte Portugal einen ausgedehnten Handel mit Afrika und Indien, und aus diesen Ländern wurden viele Sklaven importiert. Auf sie ist sicher der ausgesprochene Negertypus zurückzuführen, der in manchen Gebieten Portugals häufig angetroffen wird, zugleich ein Beweis, daß sich die Portugiesen wie nicht minder auch die Spanier leicht mit unter ihnen stehenden Rassen vermischt haben. Wie weit die auch in Portugal zahlreich ansässigen Juden auf den Typus der Bevölkerung eingewirkt haben, ist schwerer zu sagen; doch will man auch ihren Einfluß im Aeußeren der Portugiesen bemerkt haben. Trotz der Unterdrückung im Mittelalter haben sich die portugiesischen und spanischen Juden eine geachtete Stellung zu erwerben gewußt und gelten heute als die Aristokraten ihrer Rasse.



Portugiesische Frau

In ihrer äußeren Erscheinung machen die Portugiesen nicht den gleichen gewinnenden Eindruck wie die Spanier, obwohl es auch unter ihnen nicht an fesselnden Erscheinungen fehlt. Im Charakter jedoch gelten die Portugiesen als sympathischer, und ihr gutes Gemüt zeigt sich besonders in der besseren Behandlung der Tiere. Mit den Spaniern teilen sie die große Vorliebe für Musik. Auch ihr Lieblingsinstrument ist die Guitarre, und ein großer Teil der vielen freien Zeit, die der Portugiese sich in seiner Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit zu nehmen gestattet, wird diesem Instrument gewidmet. Große Einfachheit in der Lebensweise ist ein Charakterzug der Portugiesen wie fast aller südlichen Völker. Getrocknete Fische bilden einen Hauptnahrungsartikel der Landbevölkerung. Das echte Nationalgericht ist die Olla potrida, die in der Regel aus Schweinefleisch oder Schinken, Olivenöl, Zwiebeln und Knoblauch besteht und eine wenn auch nicht gerade besonders nahrhafte, so doch wohlschmeckende Speise ist.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Oesterreich-Ungarn, Bosnien und Herzegowina

Oesterreich-Ungarn

Wir wenden uns vom Westen Europas nach seinem Osten und besprechen zunächst den großen Donaustaat Oesterreich-Ungarn. Wenn wir diesem Abschnitt als Ueberschrift diesen Staatennamen geben, so geschieht dies in der Verfolgung unsers Grundsatzes, uns an die geographischen und politischen Grenzen zu halten. Ethnographisch werden wir den Donaustaat als die Heimat der verschiedensten Völker kennen lernen, einer Mannigfaltigkeit von Rassen, wie sie kaum in einem andern Staat durch ein gemeinsames politisches Band verbunden sind. Keine der verschiedenen Nationen ist in absoluter Majorität vorhanden, auch das Deutschtum nicht, und wenn die deutsche Sprache auch heute noch die allgemeine Verkehrssprache ist und vor allem im ganzen Reich als die Heeressprache gilt, so verdankt sie dies eben der hohen kulturellen Bedeutung des Deutschtums. Die Deutschen haben den österreichischen Staat zu dem gemacht, was er ist. Sie sind die Kulturträger für die Ostmark geworden. Die nichtdeutschen Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie versuchen freilich stets aufs neue, diese historische Thatsache abzuleugnen. Lebhaft ist in den letzten Jahrzehnten das Nationalgefühl der nichtdeutschen Völker der Monarchie erwacht. Ein jedes von ihnen beansprucht weitgehende Berücksichtigungen seiner Eigenheiten, vor allen Dingen seiner Sprache, und üppig blüht in dem großen Staat der Nationalitätenhader. Schließen sich auch alle nichtdeutschen Bevölkerungselemente Oesterreich-Ungarns mit Vorliebe zum Kampf gegen das Deutschtum zusammen, so hindert dies nicht, daß sie unter sich einen gleich erbitterten Kampf führen. Immer schwieriger scheint die Aufgabe zu werden, dieses so verschiedenartig zusammengesetzte Staatswesen auf



Krainerin
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

die Dauer zusammenzuhalten. Von allen Seiten wird an dem einheitlichen Bau der österreichisch-ungarischen Monarchie gerüttelt, und mühsam erlangte Ausgleiche zeigen, wie schwer es ist, die zentrifugalen Elemente zu binden.

Am ausgeprägtesten macht sich der politische Dualismus in dem auch schon in der Namensbezeichnung zum Ausdruck kommenden Unterschied zwischen Oesterreich und Ungarn geltend. Die ethnographische Ursache davon ist vor allem wohl in der finnischen Abstammung der Magyaren zu suchen. Politisch sind die beiden Hälften der österreichisch-ungarischen Monarchie nur durch die Person des Monarchen und durch Besorgung bestimmter gemeinsamer Angelegenheiten verbunden. Im übrigen sind Oesterreich und Ungarn in Gesetzgebung und Verwaltung völlig getrennt. Die eine dieser Reichshälften, das österreichische Staatsgebiet, umfaßt die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder, während die andre Hälfte, das ungarische Staatsgebiet, die Länder der ungarischen Krone in sich schließt. Jenes pflegt man mit Rücksicht auf das Grenzflüßchen Leitha auch Cisleithanien, dieses Transleithanien zu nennen. Hierzu kommt noch das beiden Reichshälften gemeinsam gehörige, sogenannte Occupationsgebiet, das aus den Ländern Bosnien und Herzegowina besteht.



Deutsche aus Süd-Oesterreich

Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder sind: 1. das Erzherzogtum Niederösterreich, 2. das Erzherzogtum Oberösterreich, 3. das Herzogtum Salzburg, 4. das Herzogtum Steiermark, 5. das Herzogtum Kärnten, 6. das Herzogtum Krain, 7. die gefürstete Grafschaft Görz und Gradiska, 8. die Stadt Triest samt Gebiet, 9. die Markgrafschaft Istrien, 10. das Königreich Dalmatien, 11. die gefürstete Grafschaft Tirol, 12. das Land Vorarlberg, 13. das Königreich Böhmen, 14. die Markgrafschaft Mähren, 15. das Herzogtum Schlesien, 16. das Königreich Galizien und 17. das Herzogtum Bukowina.

Zu den Ländern der ungarischen Krone gehören: 1. das Königreich Ungarn mit Siebenbürgen, 2. das Königreich Kroatien und Slavonien und 3. die Stadt Fiume samt Gebiet.

In seiner Bodengestaltung ist Oesterreich-Ungarn vorwiegend ein Gebirgsland und nur zum kleineren Teile Tiefland; jenem fallen ungefähr drei Viertel, diesem ein Viertel seines Flächeninhalts zu. Das Tiefland breitet sich hauptsächlich in den mittleren Teilen des Reiches aus, das heißt am

Strombecken der Donau, in geringerem Umfang aber auch im Norden und Nordosten. Das Gebirgsland gehört vier großen Gebirgssystemen an, nach denen man eine Einteilung der Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie in Alpen-, Sudeten-, Karpathen- und Karstländer vornehmen kann. Südlich liegen die Alpen und die hierher gehörigen Abschnitte des Gebirgslandes der Balkanhalbinsel, nördlich die zu Böhmen, Mähren und Schlesien gehörenden Teile des deutschen Mittelgebirges und die Karpathen. Zum Tieflande zählen die beiden österreichischen, die beiden ungarischen und die beiden galizischen Tiefebenen, die letzteren an der Weichsel und am Dnjestr.



Bauer aus Süd-Oesterreich

Es ist natürlich, daß ein so umfassendes Gebiet nach allen Richtungen die größten Unterschiede zeigt, besonders im Klima und im Zusammenhang mit diesem und der Bodenverschiedenheit in der Ausnützung des Bodens für den Ackerbau. In den Alpenländern zum Beispiel können Brotfrüchte nur in bescheidenstem Maß angebaut werden, während in Ungarn ausgedehnte Landstriche unter dem Pfluge stehen und Weizen und Mais meist in Hülle und Fülle produziert werden. Auf Grund dieser natürlichen Unterschiede, ebenso aber nach dem Gang der Geschichte und nach der Beanlagung der einzelnen Völkerschaften hat sich in den verschiedenen Landesteilen Oesterreich-Ungarns auch die Kulturentwicklung sehr verschieden vollzogen.

So ist es auch nicht möglich, die österreichisch-ungarische Monarchie als Ganzes zu besprechen, sondern wir müssen die ethnographisch sich unterscheidenden Teile getrennt ins Auge fassen.

Die Erzherzogtümer Ober- und Niederösterreich sind der geschichtliche Ausgangspunkt und das Kernland der Monarchie. Schon in prähistorischer Zeit hatten sich in diesen Gebieten Völker niedergelassen. In Nieder- und Oberösterreich finden sich deren Spuren. Liegt doch hier im Salzkammergut die berühmte Fundstätte Hallstatt, die der mitteleuropäischen Bronze-Eisenkultur ihren Namen gegeben hat. Im letzten Jahrtausend v. Chr. finden wir Kelten, die sich aber bald von germanischen Stämmen sowohl wie von den Römern bedrängt sahen. Durch erstere wurden sie besonders an der oberen und mittleren Donau geschlagen und zersprengt. Diesem mächtigen Strom entlang zogen von Bayern her germanische Stämme und zwar im besonderen Bajuvaren. Das Nibelungenlied erzählt uns von den Kämpfen, in denen die Bajuvaren das Land ob und unter der Enns deutscher Kultur gewonnen haben. Es war höchste Zeit dazu. Zahlreiche Ortsnamen slavischen Ursprungs bezeugen, daß das freilich sehr spärlich bevölkerte, von riesigen Wäldern erfüllte heutige Niederösterreich von Slaven bewohnt war, und auch in Oberösterreich saßen Slaven im mittleren Ennsthal. Weit zahlreicher freilich waren die Slaven, die von Böhmen und Mähren Besitz ergriffen hatten, und nun schob sich zwischen diese und die in die Ostalpen eingezogenen Slovenen wie ein Keil der bayrische Stamm ein. Die Menschenleere dieser Gebiete gestattete ein ungehindertes Eindringen der Bayern. Die mährischen Slaven im Norden und die Alpenslovenen im Süden wurden auf diese Weise gehindert, sich an der Donau die Hand zu reichen, und lange stand die Ostmark unter bayrischem Herzogsschutz. So



Grödener

(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

dürfen wir diese Länder, Nieder- und Oberösterreich, nicht minder Salzburg, den größeren Teil von Steiermark, Kärnten und Tirol als deutsche Länder in Anspruch nehmen.

Neben Bayern siedelten sich im Lauf der Jahrhunderte zu beiden Seiten der Enns auch Schwaben und Franken an, und besonders fränkische Adelsgeschlechter ließen sich hier nieder, als die Babenberger die österreichische Mark verwalteten. In der Schädelbildung der Bewohner findet sich keine Einheitlichkeit. Wir treffen Lang- und Rundschädel mit allen Zwischenformen, und ähnliche Verschiedenheiten machen sich auch in der Gesichtsbildung bemerkbar. Nach der Farbe der Haare, der Augen und der Haut finden wir den blonden und braunen Typus ungefähr in gleicher Weise vertreten. Wir haben schon bei der Schilderung der Bevölkerungselemente des Deutschen Reiches auf diesen gemischten Typus hingewiesen. In dem Charakter dieser Oesterreicher erscheint die sie auszeichnende Bedächtigkeit öfters als Langsamkeit, ja als Schwerfälligkeit im Weiterbilden des Alten und im Begreifen des Neuen; aber achtungswerte Tüchtigkeit und Selbstbewußtsein sind ebenso bemerkenswerte Charakterzüge. Wie ein kleiner Herrscher sitzt der oberösterreichische Großbauer auf seinem Besitztum, und er hat ein Recht, stolz zu sein. Es tritt uns hier die bayrische Vorliebe entgegen, den Hof „einschichtig“ zu gründen, das heißt als Einödhof, nicht in dörflichem Zusammenschluß, sondern einsam, mitten auf eigner Flur. Soweit der Blick reicht, gehört alles dem Hofbesitzer zu eigen. Oft stehen diese Höfe seit Jahrhunderten und haben ebenso ihre Geschichte wie ein kleineres oder größeres Staatenwesen. Der Gutshof ist im Viereck errichtet und besteht aus vier Flügeln. Durch eine kleine Thür betritt man das Wohnhaus, durch einen großen Thorweg fahren im entgegengesetzten Flügel die Wagen in den Hof. Stallungen, Wagenschuppen, Kornböden, Heuscheuern verteilen sich über die andern Flügel. Der zweistöckige Bau macht den Eindruck altgegründeter Wohlhabenheit. Das Haus ist außen wie über den Thüren im Inneren mit frommen Sprüchen versehen; auch das Hausgerät bis herab auf die Teller sehen wir mit Bibelworten oder Versen geschmückt. Gleich beim Flur liegt die große Stube. Sie ist Wohn- und Speisezimmer; im Winter sitzen hier die Weiber beim Spinnen oder andern häuslichen Arbeiten. Daneben befindet sich die Schlafstube des Ehepaares und der Kinder, gegenüber auf der andern Seite des Vorplatzes die Schlafstuben der Knechte und Mägde, von denen aus eine Thür in die Küche und dann in den Pferdestall führt. Im Oberstock sind die Gast- und Vorratskammern gelegen; in einem Staatszimmer prangen die Ahnenbilder, Männer wie Weiber patrizierhaft in schwarzen Kleidern. Daneben stehen Schränke und Truhen voll von Feierkleidern, Geschmeide, Leinwandschätzen. Eine ganze Flucht engerer Gemächer schließt sich noch an, so das „Kastl“ (Zimmer) zur Aufbewahrung des Obstes mit großen Kasten voll getrockneter Aepfel, Birnen und Pflaumen und eine eigne Geschirrkammer mit einer Masse von Pferdegeschirr, darunter alte Staatssättel, mit rotem Sammet überzogen. Diese Beschreibung, die uns Kirchhoff von einem solchen oberösterreichischen Bauernhof giebt, würde vollständig auch auf einen Hof im bayrischen Alpenvorland passen. Wie hier führen die Höfe ihre



Frau aus dem Grödnerthal
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

eignen Namen, die auch erhalten bleiben, wenn der Hof den Besitzer wechselt. Dieser heißt dann mit dem alten Hofnamen zum Beispiel „Meyer in der Tann", und bei Urkunden setzt er stolz einen Doppelnamen, Familien- und Hofnamen, darunter: Johann Plaß, Meyer in der Tann. Selbst auf den Mehlsäcken steht stolz geschrieben: „Es wisse hiermit jedermann, ich gehöre allzeit dem Meyer in der Tann." (Kirchhoff.)

In diesem Bauernvolk mit seinem konservativen Zug haben sich noch manche Bräuche erhalten, die sich völlig denen des deutschen Volkslebens anschließen. Die kirchlichen Festtage sind hauptsächlich Zeiten, an denen solche besonderen Bräuche geübt werden: Das Neujahr, der Tag der heiligen drei Könige, die Faschingszeit und die Karwoche. In letzterer spielen, wie in allen katholischen Ländern, die Ratschen eine große Rolle. Sie müssen ja in den letzten Tagen vom Gründonnerstag ab die Glocken ersetzen, die von diesem Tag bis zum Ostersonntag in Rom sind. Die Feuer, die am Ostersonntag früh vor Sonnenaufgang besonders auf den Höhen gegen die steiermärkische Grenze hin flammen, mögen an den altgermanischen Sonnenkult erinnern. Daß dieser noch unbewußt im Volke schlummert, zeigt auch die christliche Umdeutung des mythischen Glaubens an die Sonnensprünge. Die Sonne macht nach der Meinung des Hausvaters, der am Ostersonntagmorgen beim ersten Morgengrauen mit den Seinen auf die Flur geht, vor Freude über die Auferstehung des Herrn beim Aufsteigen über den Horizont drei „Hupferl".



Brautleute (Grödner Hochthal)

Echt volkstümlich sind auch in Niederösterreich die Spiele und Volksbelustigungen am ersten Mai; man zecht und singt im Freien und tanzt um den Maibaum herum. Nächst den kirchlichen Festen und den an die alte Heidenzeit erinnernden Sonnwendfeiern bieten die Zeitabschnitte im landwirtschaftlichen Betrieb Gelegenheit zu mancher ländlichen Feier. So gestaltet sich besonders die Beendigung der Ernte zu einem ländlichen Fest mit sinnigen Bräuchen.

Ein kerndeutsches Volk wohnt auch in Tirol, dem Kronland, das sich wie kaum ein andres durch seine Treue gegen das angestammte Herrscherhaus auszeichnet. Von dem Tiroler gilt in seinem Aeußeren, in seinen Wohnungen, dem Festhalten an alter guter Sitte, der Liebe zum Gesang und zum Stutzen dasselbe, das wir von den bayrischen Bewohnern der Alpen gesagt haben.

Im Süden Tirols, im Trientinergebiet, finden wir Romanen, und zwar Italiener und die

sogenannten Ladiner. In sie eingesprengt sind deutsche Siedelungen, und diese verschiedenen deutschen Gemeinden in Welschtirol („die 7 Gemeinden", „die 13 Gemeinden") bieten Stoff zu den interessantesten ethnographischen Studien.

Nordöstlich von den zentralen deutschen Landen Oesterreichs liegen Böhmen und Mähren. Beide Länder sind ehemals deutsch gewesen. Auf die Kelten, die auch hier in früherer Zeit die Bewohner bildeten, folgten in Böhmen die Markomannen, in Mähren die Schwaben. Gegen Ausgang des 6. Jahrhunderts nahmen dann die Stelle beider slavische Tschechen ein. Diese besiedelten, wie uns Kirchhoff schildert, die fruchtbareren, klimatisch mehr begünstigten Gegenden, die rauheren Grenzgebirge ließen sie unberührt. Das Urwalddickicht verstärkte in erwünschter Weise ihren Mauerschutz gegen feindlichen Angriff. Selbst in die Waldungen vor dem Gebirgsfuß drang der Tscheche kaum ein. Erst im Verlauf der zweiten Hälfte des Mittelalters rief man in diese Einöden des Randes Kolonisten, und zwar deutschen Stammes. Weitblickende Fürsten aus dem heimischen Geschlecht der Przemysliden waren es, die hierdurch Böhmen und Mähren gründlicher der deutschen Kultur erschlossen. Zwar verdrängten die Hussitenkriege für einige Zeit die Deutschen aus Böhmen, aber bald nahm die Kolonisation wieder einen größeren Umfang an. Die deutsche Bevölkerung breitete sich fast ununterbrochen an der ganzen südlichen, südwestlichen, nordwestlichen und nördlichen Grenze des Landes aus. Die Tschechen nahmen den inneren Raum ein, nämlich die Hauptmasse Mährens, von wo sie sich in breiter Fläche über den Landrücken nach dem Kern Böhmens ausdehnten. Aber auch in diesem Kern haben sich die Deutschen, vor allen Dingen in Städten, angesiedelt, und in früherer Zeit wurde auch von böhmischen Geschichtschreibern nicht verkannt, welcher Segen die erfolgreiche deutsche Kulturarbeit für das Tschechenland gewesen ist. Die jetzige Zeit des Nationalitätenstreites will allerdings davon nichts mehr wissen. Der Keim zur nationalen Zwietracht war durch das Zusammenwohnen zweier grundverschiedener Nationen allerdings von vornherein gelegt, und die beinahe krankhafte Steigerung des tschechischen Nationalstolzes hat es in unsern Tagen in kurzer Zeit dahin gebracht, daß jetzt drei Viertel aller Böhmen Tschechen sind. Prag, einst eine Stadt mit überwiegendem Deutschtum, kann heute etwa nur noch zu einem Siebentel als deutsch bezeichnet werden, und seine 1348 gestiftete Universität, die älteste deutsche Hochschule, mußte neuerdings in eine deutsche und eine tschechische gespalten werden.



Meranerin
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Die böhmischen Slaven können als kein einheitliches Volk betrachtet werden; sie sind aus verschiedenen slavischen Stämmen hervorgegangen und unterscheiden sich demgemäß auch heute noch besonders durch den Dialekt. Charakterunterschiede treten nicht mehr scharf hervor, nur daß die Bewohner im Süden Böhmens im ganzen als ernster gelten als die lebhaften Bewohner des Nordens und Ostens. Sein Vaterland liebt der Böhme innig. Auch bei ihm findet sich das beinahe krankhafte Heimweh, für das das böhmische Volk die bezeichnende Benennung „heimische Krankheit" (domaci nemoc) hat. Diese Vaterlandsliebe zeigt sich auch in dem Bestreben des Böhmen, seine

Sprache und Nation zu verherrlichen, und es ist nicht zu leugnen, daß er für Bildung lebhaften Sinn hat und eifrig bestrebt ist, den kulturellen Stand des Volkes zu heben, womit sich freilich zurzeit eine sehr hohe Selbsteinschätzung verbindet. Das Gleiche gilt von den tschechischen Mähren.

Der fröhliche Charakter der Tschechen äußert sich in der Vorliebe für Gesang und Tanz. Ihre innig empfundenen Volkslieder sind meist launig, nicht selten ironisch mit satirischen Seitenhieben. Das böhmische Volk hat auch einen großen Schatz von Märchen, Mythen und Sagen. Manche sind ein Erbstück aus uralten Zeiten, das aus der slavischen Urheimat mitgebracht wurde, manche sind erst in der neuen Heimat entstanden. In den böhmischen Mythen und Sagen spiegelt sich eine kindliche Phantasie und poesiereiche Auffassung der Natur. In ihnen bergen sich die Erinnerungen an die heidnische Zeit, an den Kultus der alten Götter, oder es wird darin das Andenken an historische Personen und denkwürdige Orte bewahrt. Charakteristisch ist, daß das menschliche Leben sehr häufig mit dem der Bäume verknüpft wird. Ihrem Inhalt nach sind die böhmischen Märchen und Sagen vorwiegend ernst; besonders beliebt sind historische Sagen und Weissagungen. In der Volkstradition hat sich zumeist die Erinnerung an die ältesten mythischen Zeiten erhalten, doch hat auch die Volkssage manche wirkliche Begebenheit der späteren Zeiten nach Märchenart ausgeschmückt. Den Mittelpunkt aller dieser Sagen bildet das königliche Prag, das „Mütterchen Prag", das von der weisen Fürstin Libussa gegründet worden ist.



Junge Mädchen aus Ampezzo

Die ursprüngliche böhmische Tracht war die allgemeine slavische: Hemden, Leinenkittel, Beinkleider, Röcke, Mäntel, Kopftücher und Mützen. Früh aber fand fremde Tracht, besonders deutsche, Eingang. Auch hier sind natürlich die ursprünglichen Trachten vielfach verschwunden, wenn sich auch noch manche in großer Originalität erhalten haben. Besonders gilt letzteres von den Leuten im Chodengebiet, die auch ethnographisch eine eigne, noch kaum erklärte Gruppe bilden.

Die Zusammensetzung der Deutschen in Böhmen-Mähren, in deren Schilderung wir wiederum Kirchhoff folgen, weist ebenfalls auf eine Reihe verschiedener Stämme. „Nord- wie süddeutsche Stämme

finden wir unter ihnen vertreten; Niederösterreicher, wesentlich bayrischer Abkunft, wohnen an der Thaya, echte Bayern bewohnen den Böhmerwald nebst seinem Vorland, fränkisch ist der ganz deutsche Westen Böhmens um Eger, wohin die offenen Straßen ums Fichtelgebirge aus Mainfranken hinführen, weiterhin sitzen im Egerland und am böhmischen Abhang des Erzgebirges Deutsche mit obersächsischer Mundart, vor den Sudeten solche mit lausitzisch-sudetischer Mundart."

Wie treu die einzelnen Stämme auch in der neuen Heimat an ihren Sitten festhalten, beweist die von den Bayern bewahrte eigentümliche Sitte der Totenbretter, die nur bei diesem Stamm vorkommt. In den von Bayern bewohnten Gegenden „sieht man lange Schmalbretter im Erdreich aufgepflanzt, gruppenweise oder vereinzelt, seltener quer über einen Bach gelegt. Sie führen noch den uralten Namen Rehbretter, der zurückgeht auf die althochdeutsche Wortform hrêo für Leichnam. Auf ein solches Brett wird der Entseelte unmittelbar nach dem Tod gelegt bis zur Einsargung; dann versieht man das Brett mit einer schlichten Inschrift, die eigentlich nur den Namen dessen nennt, der ‚auf diesem Brett ist tot gelegen'. Gewöhnlich endet die Aufschrift mit der Bitte um ein stilles Gebet für den Toten; mitunter stellt der Tote, redend eingeführt, die Bitte selbst. Trotz dieser christlichen Einkleidung stammt der altehrwürdige Brauch dennoch ersichtlich aus grauer Heidenzeit. Nie trifft man Totenbretter an geweihter Stelle, und heilige Scheu, ein unausgesprochenes, dabei aber streng gehaltenes Tabu umwittert sie; niemand vergreift sich an den ungeschützt im Freien stehenden Denkmälern, bis sie morsch an ihrer Stelle niederfallen. Man sieht sie mitten im Walde, wo sie gern an Kreuzwegen aufgerichtet werden, auch an Feldwegen, bisweilen am Acker, den der Tote einst bestellte, oder an seinem Lieblingsplatz, wo er in Wald oder Flur, von der Arbeit müde, zu rasten pflegte." (Kirchhoff.)



Tschechen.

Der südöstliche Teil von Mähren wird von dem slavischen Stamm der Slovaken bewohnt, die sich eng an die Tschechen anschließen. Die slovakische Sprache ist nur ein Dialekt der tschechischen. Der Slovake ist vorzugsweise Bauer; aber dem meist kargen Boden vermag er nur geringen Ertrag abzulocken. Da der Handel beinahe ganz in jüdischen Händen ist, so ist der Slovake Hausierer geworden, der, mit Mäusefallen und dergleichen handelnd, auch in fremden Landen weit umherzieht.

Die nördlichen, an Rußland grenzenden Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie werden ebenfalls von Slaven bewohnt, und zwar von Polen und Ruthenen.

Wir hatten schon früher der Polen kurz gedacht. Einst war Polen ein großes Reich, dessen Ausdehnung und Macht unter der Herrschaft der Jagellonen im 15. Jahrhundert am größten war. Nach Erlöschen des Mannesstammes der Jagellonen neigte sich das Reich zum Untergang. Als Wahlkönigtum war es den wildesten Parteikämpfen ausgesetzt, und in den Kriegen des 18. Jahrhunderts zeigte sich die Ohnmacht Polens bald deutlich. Es geriet in die Hände Rußlands; Preußen und Oesterreich intervenierten, und so kam es 1772 zur ersten Teilung Polens, der bald die zweite und dritte und 1815 die endgültige folgte, an der auch die verschiedenen Aufstände nichts zu ändern vermochten. Das ehemalige Polen ist heute unter Rußland, Preußen und Oesterreich verteilt.

Auf die slavische Abstammung der Polen weisen die hervorstehenden Backenknochen und die etwas eingedrückte Nase. Als gute Charaktereigenschaften werden an ihnen schnelle Fassungsgabe, leichte Beweglichkeit, Gewandtheit und Sinn für schöne Formen gerühmt. Der letztere fand besonders früher in der auffallend malerischen und schönen Tracht der Polen, sowohl der Männer wie der

Frauen, seinen Ausdruck. Reich verschnürte, mit kostbarem Pelzwerk verbrämte Jacken, Stulpstiefel, Baretts mit Reiherfederschmuck und Agraffe aus kostbaren Steinen bildeten die stolze Tracht des polnischen Edelmanns, der dazu noch an der Hüfte den gebogenen Säbel in kostbarer, reich geschmückter und mit edeln Steinen besetzter Scheide trug. Ein bis zu dem Knöchel reichender heller, mit farbigen Bändern geschmückter Rock, ein verschnürtes Mieder aus kostbaren Stoffen, eine pelzverbrämte Jacke mit weiten Faltenärmeln, ein Barett, an dem, ebenfalls von Perlen und Steinen gehalten, die Reiherfeder emporragte, machten das Festgewand der Polin aus, an deren schlanker Gestalt die Zöpfe des reichen, dunkeln Haares bis auf die Hüften herabfielen. Schon in dieser Tracht zeigt sich ein charakteristischer Zug, der viel zum Niedergang Polens beitrug: der Hang nach äußerer Schaustellung und Verschwendung. In den Tag hinein leben und Feste feiern, ohne Ordnung in Haus und Staat, galt bald als „polnische Wirtschaft". Der Leichtsinn und die Unzuverlässigkeit steigerten sich bis zur Zügellosigkeit und Disciplinlosigkeit, die im staatlichen Leben zur Katastrophe führen mußten, und sprichwörtlich war bald der „polnische Reichstag". Freilich will man, nachdem die Polen nun ein Jahrhundert lang unter dem Einfluß andrer Nationen gestanden, bei den drei verschiedenen Teilen des früheren polnischen Reiches eine verschiedene Ausbildung wahrgenommen haben. Man sagt den Polen in Deutschland nach, daß sie, ohne gute polnische Eigenschaften aufgegeben zu haben, von den Deutschen Ausdauer und Sparsamkeit angenommen und in deutschen Schulen gute Bildung erlangt haben. Dadurch stechen sie vorteilhaft von ihren unter russischem Zepter lebenden Brüdern ab. Die österreichischen Polen sollen ihre nationale Eigenart reiner erhalten haben, aber auch ihre nationalen Fehler. In unfruchtbarem Parteihader zersplittern sie ihre besten Kräfte. Die starke Betonung der Nationalität, dieses charakteristische Merkmal unsrer Zeit, hat bekanntlich auch in Deutsch-Polen neuerdings immer mehr den Gegensatz zwischen Germanentum und Slaventum verschärft.



Tschechische Frauen

Oestlich von dem polnischen Teil der österreichischen Monarchie tritt ein andrer slavischer Volksstamm auf, der das östliche Galizien und einen Teil der Bukowina bewohnt und sich auch im nordöstlichen Ungarn findet: die Ruthenen. Daß wir es aber hier nicht mit einem einheitlichen Stamm zu thun haben, zeigen die verschiedenen Typen; im allgemeinen können die Ruthenen als ein kräftiger Menschenschlag von mittlerer Körpergröße gelten. Die Flachlandbewohner oder Podolaken charakterisieren sich durch untersetzten Körperbau und breites, viereckiges Gesicht; sie erinnern dadurch an die ehemalige tatarische Ueberflutung des Landes. Ihnen stehen gegenüber die Gebirgsbewohner, zumal die Stämme der Bojken und Huzulen, die sich durch ovale Gesichtsbildung und schlanken Körperbau auszeichnen. Auch in ihrer Bildungshöhe trennen sich beide Teile: Trotz des großen Bodenreichtums des Flachlandes erscheinen die Podolaken in Kleidung und Wohnung viel verwahrloster als die Gebirgsbewohner. Jahrhundertelang von der polnischen Aristokratie unterdrückt, ist

seit der Zeit der Befreiung von diesem Druck unleugbar ein Aufschwung der Ruthenen zu konstatieren. Sie sind geistig begabt, und in ihren poetischen, schwermütigen Liedern äußert sich viel Innenleben. Technische Fertigkeit hat die Hausindustrie bei ihnen zu großer Bedeutung gebracht; außerdem spielt der Ackerbau, bei dem sie jedoch zu sehr am Hergebrachten festhalten, eine große Rolle. Leider trägt Trunksucht viel zur Verarmung des Volkes bei.



Böhmin

Diese, den Norden der österreichisch-ungarischen Monarchie bewohnenden slavischen Völker werden als Nordslaven zusammengefaßt. Ihnen stehen die Südslaven gegenüber, die wir in den Slovenen und Serbo-Kroaten im Süden der Monarchie noch kennen lernen werden.

Zunächst aber kommen wir, wenn wir von Galizien aus die Karpathen auf einem ihrer wenigen Pässe überschreiten, nach Ungarn und betreten damit die andre Hälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie. Ungarn erstreckt sich in einem Stück als ein zusammenhängender, ununterbrochener Länderkomplex und bildet eine scharf markierte geographische Individualität. Es nimmt den größten Teil des Beckens der mittleren Donau ein, die seine Hauptverkehrsader ist und es einerseits mit dem Westen, andrerseits mit dem Osten verbindet. Durch das Felsenthor bei Preßburg tritt die Donau in Ungarn ein, um es in Durchströmung des majestätischen Engpasses, der den Namen des Eisernen Thores führt, bei Orsova wieder zu verlassen. In nordöstlicher, nördlicher und südöstlicher Richtung wird es wie von einem ungeheuren Bogen von dem Gebirgswall der Karpathen umgeben, die in die transsylvanischen Alpen übergehen. Die Südgrenze wird durch Flüsse, zum Teil durch die Donau und ferner durch die Save, gebildet. Weniger scharf markiert ist die Westgrenze. Obwohl Ungarn auf diese Weise ein wohl abgerundetes, zum großen Teil von natürlichen Grenzlinien eingerahmtes Land ist, so zeigt es doch in Gebirgen und Thälern viel Kontraste; ein Drittel des Landes wird allerdings von der großen Ebene, dem unübersehbaren Alföld, der Weizenkammer Ungarns, eingenommen.

Dieses Alföld ist der zentrale Landstrich Ungarns und zugleich das Gebiet, das von den

Magyaren in seiner ganzen Ausdehnung besetzt wurde. Ungarn war früh schon ein besiedeltes Land; unzählbar sind die Funde aus der jüngeren Steinzeit, zu der demnach Ungarn schon reich bewohnt war. Diesen neolithischen Bewohnern folgten auch hier die Kelten und dann die Römer, und auch über Ungarn brauste der Sturm der Völkerwanderung hin. Wir können aber bei dieser interessanten Epoche der Geschichte des Magyarenreiches nicht länger verweilen, sondern wollen nur noch der Zeit gedenken, zu der dieses Europa so fremde Volk in das Herz Europas gelangte.

Der Ursprung der magyarischen Nation verliert sich in das Dunkel der Vorgeschichte. Die Ueberlieferungen bezeichnen als die Wiege des Ungarnvolkes Scythien, die Hochebene des nordwestlichen Asiens, die Heimat der Steppen- und Reitervölker. Der ungarische Magnat Graf Eugen Zichy, der auf großen Expeditionen und in eingehenden Studien den Wegen seiner Vorfahren nachgegangen ist, glaubt die Heimat des ungarischen Volkes an der Küste des Schwarzen Meeres gefunden zu haben. Jedenfalls sind die Ungarn, wie wir dies schon früher kurz erwähnt haben, ein Glied der ural-altaischen Völker, denen auch die Finnen angehören. Aber sie lösten sich schon bald aus dem Kreise der finnischen Völker los. In dem ersten geschichtlich beleuchteten Zeitalter finden wir die ungarische Nation östlich von der mittleren Wolga, in der Nähe der Bergkette des Ural. Nach dem jetzigen Ungarn kamen sie über das Gebirge, und ohne Hindernis überschwemmten sie die weite Tiefebene und besetzten das Alföld in seiner ganzen Ausdehnung. Bis dahin war die Nation in Stämme und Geschlechter geteilt gewesen und erkannte kein gemeinsames Oberhaupt über sich an. Bald aber wurde auf offenem Feld Arpad gewählt und damit die ungarische Dynastie begründet. Wir können hier auch nicht näher auf die weitere Entwicklung des ungarischen Reiches und auf seine häufigen Kriege eingehen, sondern begnügen uns mit dem Hinweis, daß seit jener Zeit die Magyaren die ständigen Bewohner dieses Teils der heutigen österreichisch-ungarischen Monarchie sind.



Ungar

Vom Alföld aus verbreitet sich die magyarische Nation bis zu den Grenzen des Landes. Wenn auch durch die Herrschaft der Türken und andre Wechselfälle das Magyarentum zeitweise sehr vermindert wurde, bildet doch diese finnische Völkerschaft auch heute noch einen sehr beträchtlichen Teil der Bewohner Ungarns. Das ganze Alföld und das Hügelland jenseits und diesseits der Donau sind ihre Hauptsitze. In Transleithanien machen sie 42,7 Prozent der Bevölkerung aus und sind also nicht viel schwächer als die ganze übrige aus Deutschen, Rumänen, Slovaken und Kroaten sich zusammensetzende Bevölkerung. Die zwei letztgenannten slavischen Stämme werden wir noch als die Bewohner Krains, Kroatien-Slavoniens und Bosniens kennen lernen. In Ungarn

selbst ist das nordwestliche Oberland von Slovaken bewohnt, die hier ihre uralten Sitze haben. Die nordöstlichen Gebirgsgegenden haben die uns schon bekannten Ruthenen in Besitz genommen, die östlichen gebirgigen Landstriche wurden von den Rumänen als späteren Ansiedlern besetzt. Etwas näher müssen wir uns die Verteilung der Deutschen in Ungarn ansehen. Sie sind in verschiedenen Zeitabschnitten eingewandert. Die ersten Kolonisten bevölkerten zum größten Teil gebirgige Gegenden, während die späteren Ankömmlinge vorzüglich die während der Türkenherrschaft und der langjährigen Kriege entstandenen Lücken ausfüllten. Sie sind über ganz Ungarn verteilt, finden sich aber in einzelnen Gebieten in größter Anzahl vereint, so im Gebiet von Mohacs an der Donau bei der Einmündung der Drau, ferner im Banat und in Siebenbürgen. Die deutschen Kolonien im Banat und an der Donau wurden hauptsächlich von Süddeutschen gegründet, und einen „Schwaben" nennt der Ungar und Südslave heute noch jeden Deutschen; die Ahnen der Siebenbürger Sachsen hatten ihre Heimat in einem Landstriche, der einerseits etwa von Düsseldorf bis an die Lahn und andrerseits von Oberwesel bis Aachen reichte, waren also Rheinfranken.



Ungarische Bauern

Die verschiedenen Nationalitäten leben seit Jahrhunderten untereinander und nebeneinander, ohne daß sie ineinander aufgegangen oder miteinander verschmolzen wären. Freilich kann von einem friedlichen Nebeneinanderleben nicht die Rede sein, denn auch hier ist der Nationalitätenhader schon zur hellen Flamme emporgeschlagen. In dem großen Prachtwerk über die österreichisch-ungarische Monarchie, dem wir manche Angaben entnehmen, lesen wir über die Stellung der Ungarn gegenüber den übrigen Bewohnern des Landes folgendes: „Das Gleichgewicht von dem Verband unter den verschiedenen Nationalitäten, die in Ungarn wohnen, hat das Volk der Magyaren aufrecht erhalten, und die Magyaren sind, abgesehen von ihren moralischen und materiellen Eigenschaften, schon kraft ihrer Anzahl und ihrer geographischen Lage einzig und allein diejenigen, die den Staat, den sie begründeten, auch fernerhin aufrecht zu erhalten vermögen." Diese Ansicht teilen indes die übrigen in Ungarn wohnenden Nationen nicht, und dies um so weniger, als die Magyaren die herrschende Stellung, die sie zu erlangen gewußt haben, mit großer Schroffheit dazu benutzen, die Vereinheitlichung des ungarischen Staates wo möglich ganz und gar auf magyarisch-nationaler Grundlage durchzuführen. Besonders wird gegen die Deutschen in rücksichtslosester Weise vorgegangen, obwohl gerade das deutsche Element zur Hebung des Landes unendlich viel beigetragen hat. Das hochgesteigerte Nationalgefühl, das mit dem kulturellen Aufschwung, der übrigens noch sehr jungen Datums ist, Hand in Hand geht, läßt den zur Vorherrschaft gelangten Volksstamm diese historische Thatsache vergessen. Die neueste Verfassung, die für Ungarn im Jahre 1867 zu stande kam, hat Siebenbürgen aller Sonderrechte, deren es sich bisher erfreute, für verlustig erklärt und es zu einem integrierenden Bestandteil des Königreichs Ungarn gemacht. Ohne jede Rücksicht auf die geschichtliche

Entwicklung wurden dabei die altüberlieferten Namen der zweifellos deutschen Gründungen wie Hermannstadt, Kronstadt und so weiter rücksichtslos ausgemerzt und durch magyarische Neubildungen ersetzt. Die in Siebenbürgen hauptsächlich von den Deutschen, den Sachsen, wie sie allgemein bezeichnet werden, besetzten drei größeren Gebiete sind die Umgebung von Bistritz im Quellgebiet der Szamos, eine größere Niederung zwischen Kokel und Alt und endlich die Umgebung von Kronstadt nördlich vom Tomöspaß.

Neben den Sachsen bilden in dem gebirgigen Siebenbürgen die Hauptmasse der Bevölkerung die Rumänen, deren wir aber erst bei Schilderung des rumänischen Reiches gedenken wollen; im äußersten Osten wohnen die unter dem Namen der Szekler bekannten Magyaren.



Ungarische Frau aus Szterk

Widmen wir noch ein paar Worte den physischen und den Charaktereigentümlichkeiten der Magyaren. Ihrer Zugehörigkeit zur altaischen Völkergruppe haben wir schon gedacht. Nach einer allgemeinen, historisch indes kaum haltbaren Ueberlieferung sucht die magyarische Nation ihre Vorfahren in den Hunnen und Avaren. „Es giebt," sagt Moriz Jókai, „mit Ausnahme weniger Sprachforscher und Geschichtschreiber keinen Magyaren, der nicht Attila als seinen Ahnherrn betrachtet."

Seinem Körperbau nach kann der Magyare mittelgroß genannt werden. Bei dem urwüchsigen Magyarentum, das das Alföld bewohnt, finden wir dichtes schwarzes Haar, braunrote Gesichtsfarbe, schmale schwarze Augenbrauen, offen blickendes Adlerauge, hohe gewölbte Stirn, gerade Nase und regelmäßigen Mund; bei den Szeklern aber, die in dem abgegrenzten Bezirk Siebenbürgens sitzen und ein Jahrtausend hindurch keinem Fremden die Niederlassung auf ihren Gebieten gestattet haben, herrschen blondes Haar und blaue Augen vor; die magyarische Rasse scheint also schon bei ihrer Einwanderung diesen Doppelcharakter mitgebracht zu haben. In den langwierigen Kämpfen der früheren Jahrhunderte haben sich die Magyaren als tapfere Krieger bewährt; gleich bei ihrem ersten Auftreten erschienen sie ihrer wirklichen oder vorgeblichen Abstammung gemäß als ein zu Roß kämpfendes Volk; die Einrichtung der Reitertruppe der Husaren ist bei allen Nationen nach magyarischem Muster getroffen worden.

Das Temperament des Magyaren ist nach Moriz Jókai ein eigentümliches Gemisch des sanguinischen, phlegmatischen und melancholischen, dabei zeigt er sich von stolzem Ehrgefühl.

Das Familienleben wird allgemein als ein gutes geschildert, und sprichwörtlich ist die magyarische Gastfreundschaft geworden.

Nicht unerwähnt darf bei Schilderung des Volksstammes das magyarische Volkslied bleiben. In ihm spiegelt sich wie in jedem echten Volkslied das Volksleben wider; in den alten Liebesliedern herrscht Leidenschaft und poetische Phantasie vor. Die endlose Pußta und das Leben, das in ihr die Rinderhirten, die Gulyas, führen, bildet in unzähligen Liedern den Gegenstand der Darstellung, während andre wieder das Leben der Räuber, der die Pußta durchstreifenden Betyaren, behandeln.



Ungarische Zigeunerin

In der Tracht hat sich, wie das in den natürlichen Verhältnissen liegt, ein bedeutender Umschwung vollzogen. Früher war der Ungar auf Hausindustrie angewiesen, und den Stoff zu den charakteristischsten Stücken seiner Kleidung bezog er von den Spinnrocken und Webstühlen seiner Frauen. Mit den drei Wörtern: „Weiß, faltenreich und kurz" konnte einst die ungarische Bauerntracht gekennzeichnet werden. Heute hat sich aber westlicher Einfluß geltend gemacht. Die charakteristischen Hauptstücke der alten, uns noch bei der Landbevölkerung begegnenden ungarischen Volkstracht sind, wobei wir wiederum Jókai folgen, bei den Frauen das Aermelhemd, über dem ein mit Bändern ausgenähtes, manchmal mit Gold- und Silberspitzen bedecktes Leibchen folgt, und ein kurzer, in weiten Falten niedergehender Rock mit Schürze. Die Hauben sind in verschiedenen Gegenden sehr verschieden, bald hochgetürmte Spitzenhauben und Krausenhauben, bald kegelförmige Hauben oder nur Bandschleifen mit Perlenverzierung. Auch die Tracht der Männer ist weiß, weitfaltig und kurz. Das für sie sehr charakteristische Hemd ähnelt dem weiblichen Aermelhemd, häufig mit Stickerei am Handbesatz, wofür jede Familie ihr eignes Muster besitzt, an dem sie streng festhält. Auf das Hemd folgt die Weste und, flott über die Schulter geworfen, ein pelzverbrämter und verschnürter

Dolman. Besonders trägt den nationalen Stempel die faltige Hose, Gatya, die, zuweilen die Weite eines Weiberrockes erreichend, über jedes Maß hinausgeht. „Sitzt der junge Bursche zu Pferde, so bedeckt seine weitschichtige Gatya, einem runden Mantel mit zwei Flügeln gleich, sein Pferd und flattert im Winde mit dem Hemdärmel um die Wette." Den Gegensatz hierzu bildet die ebenfalls außerordentlich weit verbreitete, meist jedoch nur von den Städtern getragene sogenannte ungarische Hose, die ganz eng ist und in die Stiefelschäfte eingezogen wird.



Siebenbürger Sachsen aus Hammersdorf
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Selbstverständlich finden wir in Gebräuchen und Sitten je nach der Gegend mannigfache Verschiedenheiten, auf die wir aber hier nicht des näheren eingehen können. Als besonders interessanter Teil des großen Alföld gilt zum Beispiel das Gebiet der Hajducken, deren Vorfahren im 16. und 17. Jahrhundert in den rauhen Kriegen der Zeit durch Tapferkeit und Grausamkeit sich auszeichneten. Heute sind sie ein friedliches Bauernvolk, das auf der endlosen Pußta seine Frucht baut. Eines andern interessanten Stammes der Magyaren, der Szekler, haben wir schon flüchtig gedacht. Ganz einsam und durch die Rumänen von ihren Stammesgenossen getrennt, bewohnen sie die östliche und nordöstliche Gegend Siebenbürgens und haben den Urtypus des Magyarentums am treuesten bewahrt. Ihre alte Freiheit behauptend, galten die Szekler bis 1848 sämtlich als adelig, hatten freies Jagd-

und Weiderecht und unterstanden nur ihren eignen Richtern. Heute haben auch sie ihre Verfassung und ihre Vorrechte verloren und sind den übrigen Bewohnern gleichgestellt.

Von den Siebenbürger Sachsen möchten wir noch erwähnen, daß ihre Einwanderung in die Zeit von 1141 bis 1161 fiel. Die Ansiedelungen erfolgten stets gruppen- und dorfweise. Die Grundlagen des wirtschaftlichen Gebietes waren, wie uns dies Teutsch gezeigt hat, Feld- und Markgemeinschaft; der Hof gab ausschließlich das Recht in der Gemeinschaft, die Gesamtheit war Eigentümer des gesamten Bodens; die freien, durchaus gleichberechtigten Ansiedler waren dem König zu Heeresfolge und Steuerzahlung verpflichtet, wählten aber Geistliche und Beamte mit Ausnahme des Königsrichters in Hermannstadt selbst und ordneten auch selbständig ihre Angelegenheiten.



Kroatin.

Wir können Ungarn nicht verlassen, ohne schließlich noch eines charakteristischen Elementes seiner Bevölkerung zu gedenken, der Zigeuner. Wir haben schon mehrfach dieser Rasse gedacht, die es bis heute verstanden hat, mitten im zivilisierten Europa ihr altererbtes Nomadenleben aufrecht zu erhalten, und erwähnten auch schon, daß wir es bei ihren Angehörigen wohl mit Verwandten der Inder zu thun haben, einem seit ungezählten Jahrhunderten abgestoßenen Splitterchen der großen indo-europäischen Völkerfamilie. Die weiten Pußten Ungarns mögen dem braunen Sohn der Wildnis besonders verlockend erschienen sein für sein unstetes Wanderleben. Bei dem Wort „Zigeuner“ vergegenwärtigen wir uns unwillkürlich die einsame Csarda in endloser Ebene. Hier klingen am vollsten und am tiefsten die Töne, die der merkwürdige braune Künstler seiner Geige zu entlocken versteht; hier scheint der Paria der menschlichen Gesellschaft eine Heimat gefunden zu haben.

Indem wir uns zum Schluß unsrer Schilderung der österreichisch-ungarischen Monarchie den südlich der Drau gelegenen Ländern zuwenden, haben wir es mit Völkern zu thun, die unter dem



Panduren im Nationalkostüm
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)



Zigeuner aus dem Elsaß (von der Seite gesehen)

Namen der Südslaven zusammengefaßt werden. In Krain, diesem zum Teil dem Alpengebiet, zum Teil dem Karstgebirge zugehörigen Lande finden wir Slovenen; in dem Königreich Kroatien-Slavonien, wie in Bosnien und der Herzegowina sitzen Serben und Kroaten.

In der Krain tauchen die Slovenen bereits am Ende des sechsten Jahrhunderts auf. Mit den Herzogtümern Steiermark und Kärnten bildete die Krain die Windische Mark. Die slovenische Sprache ist sehr nahe mit den serbokroatischen Dialekten verwandt. Das Deutsche tritt hier nicht mehr zusammenhängend auf, sondern nur noch in einzelnen Sprachinseln.

Das Königreich Kroatien und Slavonien hat eine Bevölkerung, die man, wie erwähnt, als Serbo-Kroaten bezeichnet. Die serbische Sprache bildet mit den kroatischen, dalmatischen und slavonischen Dialekten eine besondere Gruppe, die serbo-kroatisch, früher auch illyrisch genannt, in Kroatien-Slavonien, Bosnien, der Herzegowina, Montenegro, Serbien und dem größten Teil von Istrien und Dalmatien gesprochen wird. Der Unterschied zwischen den einzelnen Dialekten ist gering, allein eine gegenseitige Verständigung wird trotzdem sehr erschwert durch den Gebrauch verschiedener Alphabete, was hinwiederum mit der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses zusammenhängt. Die Bewohner von Kroatien-Slavonien und Dalmatien bedienen sich, wenn auch mit verschiedenen Modifikationen, des lateinischen Alphabets, die Serben dagegen des russischen. Die serbo-kroatische Sprache zeichnet sich durch hohe Altertümlichkeit aus. In ihrem ganzen Habitus zeigen sich die Südslaven als echte Slaven. Die Bevölkerung des industrie- und verkehrsarmen Landes lebt ausschließlich von Landwirtschaft und Viehzucht.

Bosnien und Herzegowina

Seit 1878 sind der österreichisch-ungarischen Monarchie zwei Länder angegliedert worden, die auch heute noch zwar in einem gewissen staatsrechtlichen Verhältnis zur Türkei stehen, aber völlig von dem gemeinsamen Ministerium Oesterreich-Ungarns verwaltet werden. Es sind dies Bosnien und die Herzegowina. Thatsächlich dürfen wir diese beiden Länder als zu Oesterreich-Ungarn gehörig betrachten, umsomehr als die staatsrechtlichen Verhältnisse sehr unklar sind. Oesterreich-Ungarn hat in diesen Ländern, die als türkische Provinzen unter der Mißwirtschaft der Türken litten, in kurzer Zeit eine Kulturarbeit geleistet, die nicht hoch genug anzuschlagen ist. Unsauberkeit, Unsicherheit, wirtschaftlicher Niedergang und Unbildung waren auch hier unter der Türkenherrschaft verbreitet. Fortwährende Revolutionen hinderten jede gesunde Entwicklung des Landes, heute herrscht hier Ruhe und Ordnung, Sicherheit der Person und des Eigentums, Handel und Wandel heben sich, und die beiden Länder zählen zu den bestverwalteten Provinzen. Die Bewohner Bosniens und der Herzegowina zählen zu den Serbo-Kroaten, die auch Kroatien und Slavonien bewohnen und deren wir dort schon gedacht haben. Von mittlerer Größe, ovaler Gesichtsbildung, häufig mit Adlernase, tiefliegenden dunkeln Augen unter buschigen Brauen, schwarzem Kopfhaar und schwarzem Schnurrbart machen sie einen gefälligen und zugleich stattlichen Eindruck. Sie sind arbeitsam, ausdauernd und zeigen einen stolzen Zug. Eifersüchtig über ihre Freiheit wachend, haben sie in den fortwährenden Kämpfen mit den Türken kriegerischen Charakter und große Tapferkeit bewiesen, heute aber sind sie friedliche Ackerbauer geworden und erfreuen sich des Rufes großer Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit; dabei macht sich ein orientalischer Zug geltend in der großartigen Gastfreundschaft, die sie üben, und Freundschaft gilt ebenso heilig wie Gastfreundschaft. Freundschaftsbündnisse werden nicht selten in der Kirche vor einem Priester geschlossen oder wenigstens vor andern Personen als Zeugen des Bundes. Austausch der Waffen und des Friedenskusses besiegeln den Bund.



Zigeuner aus dem Elsaß (von vorn gesehen)

Die Lebensführung des bosnischen Bauers ist sehr einfach. Die Nahrung besteht hauptsächlich aus Maismehl mit Milch gemischt. Außerordentlich bedeutend ist die Zwetschgenkultur, die Früchte werden weit exportiert, zum Teil wird auch aus ihnen ein vorzüglicher Schnaps gebrannt.

Die Häuser zeigen in ihrem Aufbau vielfach den Einfluß des Orients, besonders in ihrer Zweiteilung mit getrenntem Eingang. Der eine Teil ist die Frauenwohnung, der andre wird von den Männern bewohnt. Die Bauern hausen häufig nur in einfachen Lehmhütten, die mit Stroh oder mit Baumzweigen gedeckt sind. Sie enthalten meist nur ein einziges Gemach, das die Familie mit Schweinen und Geflügel teilt. Ein besonderer Rauchfang ist nicht vorhanden, sondern der Rauch sucht sich den Ausgang, wo er ihn findet. Typisch ist die Bauweise der Läden, nicht nur in Bosnien, sondern auf der ganzen Balkanhalbinsel. Nachts werden sie mit zwei großen, horizontal vorgeschobenen Brettern geschlossen. Beim Oeffnen des Ladens wird das obere Brett zurückgeschlagen und bildet die Decke, das untere fällt nach außen und dient als Ladentisch, auf dem der Kaufmann seine Schätze ausbreitet. Diese sind zum Teil von hoher Schönheit und kunstgewerbliche Meisterleistungen, Stickereien origineller Art, sowie besonders Metallwaren für den täglichen Gebrauch; Kannen, Schüsseln, Krüge, gleich tadellos nach Form und Technik, haben die bosnische Hausindustrie weithin bekannt gemacht.



Zigeuner-Mädchen

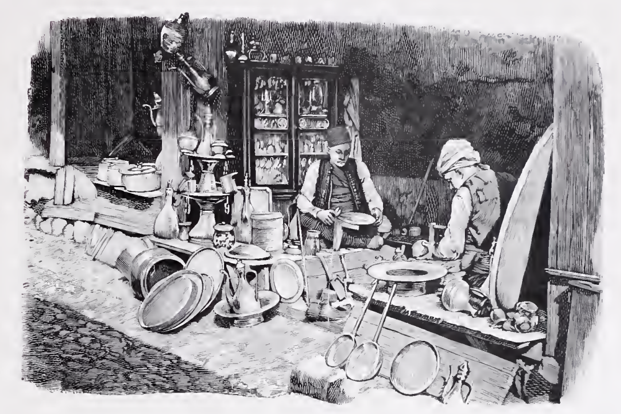
Bei der Eheschließung hat sich in ziemlich weiter Ausdehnung noch die alte Sitte des Brautraubs, wenn auch nur als äußere Form, erhalten. Die Braut wird geraubt und in die Frauengemächer des zukünftigen Gatten gebracht; dort gilt sie zunächst nur als seine Braut, von den Eltern der Entführten wird sie scheinbar zurückverlangt und heftiger Einspruch gegen die Entführung erhoben, doch bald einigt man sich in Frieden, denn thatsächlich würde es als große Schande betrachtet, wenn die Braut wieder in das elterliche Haus zurückkehrte. Umständlich und viele Tage in Anspruch nehmend sind dann die Vorbereitungen zur Hochzeit, die selbst mit aller Pracht gefeiert wird.

Vielfach ist, besonders unter den reicheren Familien, die Heirat allerdings nichts weiter als ein Handelsgeschäft und wird von den beiderseitigen Eltern ausgemacht, die alle näheren Bestimmungen treffen, häufig ohne daß Braut und Bräutigam einander überhaupt gesehen haben.

Bei Todesfällen werden dem Leichnam Nase, Mund und Ohren verstopft, um zu verhindern, daß böse Geister eindringen. Der Leichnam wird in ein Tuch eingeschlagen und begraben, ohne in den Sarg gelegt zu werden.

Die Tracht der Bosniaken wechselt nach den verschiedenen Gegenden. Vielfach bilden ein großer weißer Turban, eine braune, schwarzgeränderte Weste, weite, faltige Hosen von tiefroter Farbe

und Gamaschen den Anzug des Mannes. Ein unentbehrliches Kleidungsstück ist der lederne oder silberne Gürtel, in dem Messer, Tabak, lange Pfeifen und dergleichen notwendige Utensilien getragen werden. Die Tracht hängt zum Teil mit dem religiösen Bekenntnis zusammen. So einheitlich die Bevölkerung ihrer ethnographischen Grundlage nach erscheint, so sehr gespalten ist sie doch, was Bosnien besonders interessant macht, ihrem religiösen Bekenntnis nach. Ueber ein Drittel der Bevölkerung, etwa 548000 Seelen, bekennt sich zum Islam, den in früherer Zeit auch viele vormals christliche Bewohner, speziell Großgrundbesitzer, angenommen haben, 673000 Landesangehörige sind griechisch-katholisch, 334000 römisch-katholisch. Die Anhänger der einzelnen Bekenntnisse wohnen aber nicht getrennt voneinander, sondern bunt durcheinander gemischt und erfreuen sich alle, Mohammedaner wie Christen, des gleichen Schutzes der österreichischen Regierung. Trotz ihrer Zugehörigkeit zum Islam folgen die bosnischen Mohammedaner vielfach christlichen Gebräuchen. Es kann vorkommen, daß der Mohammedaner, wenn sein Kind erkrankt, in das nächste Kloster eilt und Messen für die Genesung lesen läßt, auch macht er nicht von dem ihm durch seine Religion gestatteten Recht der Vielweiberei Gebrauch, sondern begnügt sich, wie seine christlichen Mitbürger, mit nur einer Frau.



Türkischer Kupferschmied (Bosnien)

Die Bewohner der Herzegowina, die, wie wir gehört, des gleichen Stammes wie die Bosniaken sind, werden als dunkler und kräftiger geschildert. Ihrem Charakter nach gelten sie als energischer und von noch größerer persönlicher Tapferkeit als ihre Brüder in Bosnien, sich hierin beinahe den Montenegrinern nähernd. Es ist wohl nicht zu verkennen, daß hierauf der Charakter des Landes, das wilder, felsiger, rauher ist als Bosnien, von großem Einfluß gewesen ist. Wird in Bosnien beim Hausbau viel Holz verwendet, und bestehen dort auch die trennenden Zäune zwischen Feldern und Gärten aus Holz, so ist gleiches in der rauhen Herzegowina kaum der Fall. Die Häuser in Jablanitza sind aus vulkanischem Gestein erbaut und mit Schiefer gedeckt. Die Tracht der Bewohner der Herzegowina schließt sich mehr der montenegrinischen als der bosnischen an. Wie Bosnien hat auch die Herzegowina die führende Stellung, die sie einst besessen, verloren. Ein großer Teil der Bewohner gehört auch hier dem Islam an, was sich, wenigstens in einzelnen Landstrichen, schon durch die Sitte des Schleiertragens bei den Frauen kundgiebt; in andern Teilen des Landes, so im Gebiet von Jablanitza, gehen die Frauen unverschleiert.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Montenegro, Serbien, Bulgarien, Rumänien, Europ. Türkei, Griechenland, die griechischen Inseln

Montenegro



Bosniake

Das „Land der schwarzen Berge", wie Montenegro seit Jahrhunderten genannt wird, gehört zu den unfruchtbarsten Erdstrichen. Zur Befriedigung fast aller Lebensbedürfnisse, besonders zur Beschaffung der Brotfrüchte, ist es von jeher auf die Einfuhr angewiesen gewesen. Die guten Bergweiden gestatten allerdings Viehzucht, aber auch sie reicht kaum für das eigne Land aus, und von einer Ausfuhr, die der Einfuhr als Aequivalent dienen könnte, ist keine Rede. Erst durch die neuere Gebietsabgrenzung gegen die Türkei hin hat Montenegro unter wesentlicher Vergrößerung seines bisherigen Umfanges Anschluß an das Meer erreicht, indem ihm ein, allerdings nur kleines, Stück Meeresküste zugesprochen wurde. Zugleich hat es aber damit in dem fruchtbaren Moratzathal die Möglichkeit, Bodenkultur zu treiben, erlangt. Hier wird Wein, Obst, Mais gepflanzt. Die außerordentliche Unfruchtbarkeit des gebirgigen Teiles des Landes gestattet nur eine sehr geringe Volksdichte. Mit 22 Köpfen auf den Quadratkilometer ist bereits ihr Maximum erreicht, und wegen zunehmender Bevölkerungszahl mußten in letzter Zeit viele Montenegriner auswandern.

Auch die Montenegriner sind Slaven, und zwar zählen sie speziell zu den uns schon bekannten Serbo-Kroaten. Sie werden nicht selten die Blüte des Slaventums geheißen. Groß, schlank, wohlgebaut, erscheinen die Männer als das Urbild von Kraft und stolzem Selbstbewußtsein. Den prächtigen männlichen Erscheinungen gegenüber freilich stechen die Frauen unvorteilhaft ab. Auch ihnen kommt die eigenartige slavische Schönheit zu, aber bald welkt bei den Frauen des Volkes die Blüte unter dem Druck der harten Arbeit und der Mühseligkeit des Lebens dahin, denn auf der Frau liegt



Bosniake

die gesamte Last der Arbeit im Haus, die Besorgung des Viehstandes. Der Mann betrachtet derartige Beschäftigungen als seiner nicht würdig; Jagd und Krieg sind das einzige, was ihm geziemt. Den Montenegrinern wird denn auch vor allen Stammesgenossen der Ruf höchster kriegerischer Tüchtigkeit in besonderem Maße zugesprochen. Nie haben sich die stolzen Bewohner der schwarzen Berge der Türkenherrschaft unterworfen, und nie ist es den Türken gelungen, ihrer rebellischen Unterthanen in den schwer zugänglichen Hochflächen der Karstgebirge Montenegros Herr zu werden. Ungezählte Generationen hindurch war es die Freude und der Stolz der Montenegriner, gegen die Türken zu fechten, wobei zugleich kühne Raubzüge die erwünschte Beute an Hämmeln lieferten. So wundern wir uns nicht, daß die Waffen das höchste Gut des Mannes bilden. Dolche mit prachtvollen Scheiden stecken, die außerordentlich malerische Tracht des Montenegriners noch hebend, im Gürtel, das Schwert mit reichgeschmücktem Griff und scharfer Klinge ist der ständige Begleiter des Mannes,



Bosnische Falkner

und die lange Flinte vervollständigt das Waffenarsenal, das der freie Sohn der schwarzen Berge als unentbehrlichen Teil seines Kostüms anzusehen gewohnt ist. Dieser kriegerische Charakter findet seinen Ausdruck in der allgemeinen Wehrpflicht. Hier ist das Volksheer wirklich Thatsache geworden. Alle männlichen Montenegriner sind vom 15. Lebensjahr bis zu eintretender Altersschwäche militärpflichtig. Selbst die Montenegrinerin sagt bei der Geburt eines Mädchens: „Ich wünsche dir nicht Schönheit, sondern Mut; Mut allein gewinnt die Liebe der Männer.“ Zahlreiche Züge aus den Kämpfen mit den Türken zeigen, daß die Frauen Montenegros ihren Männern an Tapferkeit und Selbstaufopferung nicht nachstehen. Als zum Beispiel beim letzten Krieg in einem Grenzort die Türken in das von der männlichen Bevölkerung verlassene Dorf eingedrungen waren, verteidigten sich die Frauen auf das tapferste in einem alten Turm, und als die Türken ihn eroberten, legten sie Feuer an das Pulver, und die Trümmer des Turmes begruben die siegreichen Türken zugleich mit den kühnen Verteidigerinnen.

Freilich sind die letzten Jahrzehnte auch an diesem wilden Land nicht spurlos vorübergegangen. In wehmütiger Erinnerung gedenkt vielleicht mancher alte Montenegriner der früheren schönen Tage der Türkenjagden und kann sich noch nicht damit befreunden, in Ackerbau und andern friedlichen Beschäftigungen eine des Mannes würdige Thätigkeit zu erblicken. Aber seitdem die Töchter des

Landes in Petersburg in kaiserlichen Schulen mit den Töchtern der Romanows erzogen werden, seit eine Montenegrinerin die Krone Italiens trägt, hat auch das Land der schwarzen Berge sich der Zivilisation erschlossen, und wie es scheint, läßt die große Beanlagung dieses Bergvolkes es rasche Fortschritte machen. Die allgemeine Bildung verbreitet sich immer mehr, und auch wirtschaftlich ist ein Aufschwung des Landes unverkennbar, wenn freilich auch bei der Dürftigkeit der Verhältnisse in Zukunft noch viel zu thun übrig bleibt. Die Grundlagen für eine gesunde Entwicklung scheinen aber in dem Charakter der Montenegriner gegeben zu sein. Mit ihrer kriegerischen Tüchtigkeit Hand in Hand gehen Einfachheit der Sitten, strenge Rechtlichkeit und Ehrbarkeit. Die Ehre der Frau gilt ihnen heilig, dabei werden sie als höflich geschildert, und auch ihnen ist große Gastfreundschaft eigen. Ihre geistige Begabung zeigt sich in unverkennbar poetischem Talent, und wenn auch die erste Buchhandlung Montenegros erst 1879 eröffnet wurde, so haben sich dort seit alter Zeit von Geschlecht auf Geschlecht Kriegslieder vererbt, die den Ruhm der Väter im Kampfe mit den Türken verherrlichten, und mit und neben ihnen hat sich auf dem scheinbar so rauhen Boden dieses Berglandes manch duftige Blüte tiefempfundener poetischer Volkslieder entfaltet.



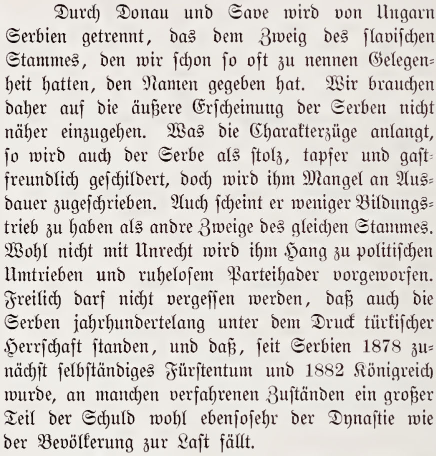
Bosnischer Soldat

Höchst eigenartig sind die politischen Verhältnisse Montenegros. Von je sah das Land sich zu seiner Erhaltung auf die Hilfe des Auslands angewiesen. Rußland war es vor allem, das dem Fürsten der schwarzen Berge und seinem Volk nicht nur seinen mächtigen Schutz angedeihen ließ, sondern auch seiner Zuneigung klingenden Ausdruck verlieh. Die Regierung ist eine ausgesprochen patriarchalische. Bis in die fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts war die weltliche und die geistliche Macht in einer Hand vereinigt. Dieser theokratischen Regierungsform folgte dann eine erbliche absolute Monarchie, eine Volksvertretung giebt es nicht. In schlichter Weise regiert der Fürst, spricht Recht und entscheidet nach Anhörung der Parteien, und jedermann hat unbeschränkten Zutritt zu ihm. Als Gesetz gilt das ererbte Recht. Wie der Fürst im Land, so regiert in gleich patriarchalischer Weise das Familienoberhaupt in der Familie. — Mit Ausnahme weniger Tausende Katholiken an der Küste, die erst durch die erwähnten neueren Gebietserweiterungen unter das Zepter Montenegros gekommen sind, gehören alle Montenegriner der griechisch-katholischen Kirche an. Die Wohnungen bestehen aus kleinen Steinhäusern, nur wenige Orte können als Städte bezeichnet werden, selbst die Hauptstadt Cetinje dürfte kaum 2000 Einwohner zählen.

Serbien



Bosniakin



Durch Donau und Save wird von Ungarn Serbien getrennt, das dem Zweig des slavischen Stammes, den wir schon so oft zu nennen Gelegenheit hatten, den Namen gegeben hat. Wir brauchen daher auf die äußere Erscheinung der Serben nicht näher einzugehen. Was die Charakterzüge anlangt, so wird auch der Serbe als stolz, tapfer und gastfreundlich geschildert, doch wird ihm Mangel an Ausdauer zugeschrieben. Auch scheint er weniger Bildungstrieb zu haben als andre Zweige des gleichen Stammes. Wohl nicht mit Unrecht wird ihm Hang zu politischen Umtrieben und ruhelosem Parteihader vorgeworfen. Freilich darf nicht vergessen werden, daß auch die Serben jahrhundertelang unter dem Druck türkischer Herrschaft standen, und daß, seit Serbien 1878 zunächst selbständiges Fürstentum und 1882 Königreich wurde, an manchen verfahrenen Zuständen ein großer Teil der Schuld wohl ebensosehr der Dynastie wie der Bevölkerung zur Last fällt.

Die Bevölkerung ist fast durchweg ackerbautreibend, allein der Ackerbau steht auf einer niedrigen Stufe; der serbische Bauer hat von den Neuerungen in der Bodenbewirtschaftung noch keinen Nutzen gezogen; wie sein Großvater bearbeitet auch er den Boden in unrationeller Weise. Dabei sind nur etwa 15 Prozent des Gesamtareals bewirtschaftet. Trotz alledem führt Serbien Brotfrüchte, besonders Mais, aus, ein Fingerzeig, was bei besserem Betriebe dieses Land leisten könnte. Wie in Bosnien werden auch in Serbien von Obstsorten besonders Zwetschgen kultiviert.

Dem bäuerlichen Charakter der Bevölkerung entsprechend, finden wir auch in Serbien wenig Städte, die Wohnsitze sind meist als Dörfer zu bezeichnen.

Ein bemerkenswerter Zug der Landbevölkerung ist die gegenseitige Hilfe, die sie sich angedeihen lassen. Bei Bestellung des Bodens darf der Bauer, wenn er allein mit seiner Familie damit nicht fertig werden sollte, sicher darauf rechnen, daß seine Nachbarn sich ihm zur Hilfeleistung anbieten; mit Geld darf aber dieser Dienst nicht entlohnt werden, jeder wird in dem gleichen Fall ebenso hilfsbereit sein. Wirkliche Armut giebt es in Serbien kaum. Auf dem Land



Bosniake

werden die Verarmten von ihren Nachbarn unterhalten, in den Städten sorgen hierfür die Stadtverwaltungen.

Nicht zu verkennen ist, daß seit den letzten Jahren für Hebung der Volksbildung von der Regierung viel geschieht. In jedem Dorf finden sich Schulen. Für alle Kinder ist der Unterricht unentgeltlich; für den Besuch höherer Schulen stehen Staatsstipendien zur Verfügung, ebenso für den Besuch auswärtiger Universitäten. Es ergiebt sich hieraus beinahe von selbst, daß Armut und niedere Geburt kein Hindernis für Erreichung hoher Staatsämter bilden, und das um so weniger, als ein eigentlicher Adel in Serbien unbekannt ist.

Die Serben sind griechisch-katholisch, und die Ausübung der religiösen Pflichten spielt in ihrem Leben eine große Rolle. Streng werden die Fasten gehalten, und jede Familie hat ihren Schutzheiligen. Den Tag des Schutzheiligen festlich zu begehen, ist ein alter Brauch, der wohl auf die Zeit zurückgeht, als die Familien noch in patriarchalischem Verband zusammenlebten. Der Brauch hat sich bis heute erhalten, sowohl auf dem Land als in den Städten. Das Haus wird mit Zweigen und Blumen geschmückt, und unter dem Vorsitz des Hauptes der Gesamtfamilie versammelt sich die nächste Verwandtschaft zum gemeinsamen Mahl; ein Brotlaib von feinstem Weizenmehl steht in der Mitte der Tafel, im Laib ist ein Kreuz ausgeschnitten und ein Leuchter mit drei Zweigen eingesteckt zur Symbolisierung der Dreieinigkeit. Mit Gebet und Anrufen der Schutzheiligen beginnt die Feier, in der das Zusammenhalten aller Familienglieder seinen Ausdruck findet.



Kotzenhändler in der Tscharschija (Bosnien)

Bulgarien

In Klima, Boden und Ertragsfähigkeit mit Serbien verwandt ist Bulgarien. Vergleichen wir aber beide Länder miteinander in ihrer Entwicklung und Entwicklungsfähigkeit, so verdient Bulgarien den Vorzug. Gleich Serbien war Bulgarien lange Zeit eine türkische Provinz. Die Umwälzung des Jahres 1879 brachte auch diesem Lande seine Freiheit. Unklar sind freilich auch hier heute noch die staatsrechtlichen Verhältnisse. Nach seiner Verfassung ist das Land zur selbständigen Fürstenwahl und Leitung seiner Angelegenheiten berechtigt, allein es ist zugleich verpflichtet, an die Hohe Pforte einen Tribut zu entrichten. Thatsächlich ist es vereinigt mit Ostrumelien, dessen wir aus diesem Grunde, obwohl es noch als türkische Provinz gilt, hier gedenken wollen. Seit Erringung seiner Unabhängigkeit hat sich Bulgarien außerordentlich gehoben, und unter weiser Regierung scheint es einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Bodenbeschaffenheit, reichliche Bewässerung und Klima begünstigen den Ackerbau, weshalb dieser sich auch in einer verhältnismäßig günstigen Lage befindet. Es werden neben Mais verschiedene Obstsorten gepflegt, unter denen besonders in Ostrumelien wiederum die Pflaumen die wichtigste Rolle spielen. Entschiedenen Fortschritt macht zurzeit auch die Seidenraupenzucht, für die vielfach Maulbeerbäume gezogen werden. Eine eigne Kultur, die zumal in Ostrumelien betrieben wird, ist die Rosenzucht. In den Südthälern des Balkan nimmt der Rosenstrauch als Ackergewächs weite Flächen ein, und aus den Blättern der Rosen wird das duftende Rosenöl gewonnen. Der Mittelpunkt dieser Kultur ist Kasanlik. Die Viehzucht hat sich besonders in Bulgarien gehoben, und auch die Industrie, hauptsächlich allerdings Hausindustrie, ist erwähnenswert.



Die Hora (rumänischer Nationaltanz)

Die Bulgaren werden gewöhnlich wie die auf den letzten Seiten besprochenen Völker als slavischen Stammes bezeichnet; ethnographisch zählen sie jedoch keineswegs zu diesen Völkern. Sie sind, wie Schurtz sich ausdrückt, „das musterhafte Beispiel eines Volkes, dem man durch irgendwelche einseitige Klassifikation nicht gerecht zu werden vermag". Wir hatten schon früher Gelegenheit, der sogenannten Wolgavölker zu gedenken, unter welcher Bezeichnung die im europäischen Rußland wohnhaften Stämme der Mordwinen und Tscheremissen zusammengefaßt werden. Es wird diese Gruppe auch als bulgarische Familie bezeichnet, denn zu ihr zählt auch der Kern der Bewohner des heutigen Bulgarien. Zum Unterschied von denjenigen Bulgaren, die einst an der Wolga saßen

und Wolgabulgaren genannt werden, gehen die Bewohner des heutigen Bulgarien unter dem Namen der Donaubulgaren. Sie gehören zu den Ural-Altaiern. Sie sind mittelgroß und kräftig gebaut, Männer und Frauen breitschulterig mit weitem Brustkasten. Die Haut ist dunkel, Haar und Augen schwarz. Der mongolische Typus ist bei der Mehrzahl des Volkes noch deutlich erkennbar, vielfach freilich abgeschwächt und dem südslavischen genähert; denn nach seiner Ansiedlung südlich der Donau hat sich das bulgarische Volk eng mit den slavischen Ansiedlern der dortigen Gegend verbunden; auch mit türkischen Stämmen fand während der langen Wanderzeit vielfache Vermischung statt.

Montenegriner

Die Assimilationsfähigkeit der Bulgaren zeigt sich vor allem in dem raschen Verlust der eignen Sprache. Im 6. Jahrhundert n. Chr. brachen die Bulgaren in ihre heutigen Sitze ein, und schon im 10. Jahrhundert hatten sie ihre Sprache eingebüßt und diese mit einem slavischen Dialekt vertauscht.

Lange unter das Joch der Türken gebeugt, schienen die Bulgaren ihre alte Tapferkeit zum Teil verloren zu haben; doch hat der Krieg mit Serbien bewiesen, daß auch in ihnen noch der Geist der Väter lebt, und daß sie unter tüchtiger Führung tüchtige Soldaten sind. Im Frieden zeigen sie sich dabei als energische Arbeiter. Sie besitzen vielleicht geringere Regsamkeit als ihre slavischen Nachbarn, an geistiger Kraft aber stehen sie ihnen kaum nach, an Energie und Ausdauer übertreffen sie sie entschieden. In allen macht sich ein unbedingtes Streben nach vorwärts geltend, und dem Lande ist kaum mehr anzusehen, daß es noch vor wenigen Jahrzehnten eine türkische Provinz war.

Auch in der Kleidung macht sich gegenüber dem orientalischen der europäische Einfluß geltend. Die Bauern tragen indes noch ihre Schaffelle, die Beine mit Wollenzeug umwickelt, ihre Frauen hüllen sich in eine Art buntfarbiger Jacke, die lose den Körper umgiebt und bis zu den Knieen herabreicht. Das aus Flanell gefertigte Unterkleid ist gestickt und reicht bis zu den in Sandalen steckenden Füßen. Das Haupt ist bedeckt mit einem Turban, der gewöhnlich aus einem weißfarbigen Stoff besteht. An ihm sind zwei lange, über den Rücken herabfallende Anhänger befestigt. Bei den jungen Frauen ist das Haar häufig mit Schnüren von Münzen bedeckt.

Die Häuser der Bulgaren besitzen nur ein Geschoß. Das Haus und das dazu gehörige Grundstück ist umgeben von einem Wall. Innerhalb der Umwallung gewahrt man die aus Holz gebauten Ställe und Schuppen und zwischen ihnen offenen Raum, der teils brach liegt, teils als Küchengarten



Serbisches Mädchen

dient. Schweine und Geflügel treiben sich rings um die Hütten herum, wo sie sich ebenso zu Haus zu fühlen scheinen wie die menschlichen Bewohner. Die Küche ist auch das Wohnzimmer, und hinter ihr befindet sich das Schlafzimmer mit einer Bettstelle für das Familienhaupt. Die Kinder schlafen auf Matten, die auf dem Boden liegen, der natürlich nicht gedielt ist. Der Hausrat besteht aus hölzernen Tischen, Bänken und Kisten, wozu noch Küchengeräte gewöhnlichster Art kommen. Trotzdem herrscht eine gewisse Art rohen Komforts. Alles ist in guter Ordnung gehalten, und in der primitiven Küche vermag die Bulgarin schmackhafte Speisen zu bereiten.

An Markttagen ziehen die Bauern, Männer und Frauen, truppweise vom Land in die Stadt mit ihren langen, schwerbeladenen, ochsenbespannten Wagen. Die Männer gehen voraus, die Frauen hinterher, selten sprechen sie miteinander. Die Frauen tragen die Haushaltungsgegenstände, während der Mann ohne jede Last einherschreitet, wie dies bei ihnen seit Vorväter Zeiten Brauch ist. Die Sitte des Rauchens ist nicht allgemein unter den Männern verbreitet, und obwohl sie bei festlichen Gelegenheiten einen guten Wein lieben, wird Trunkenheit selten beobachtet. Der Bulgare ist in der Regel nüchtern und ruhig. Streit auf den Straßen wird selten gehört, und selbst die Kinder spielen ruhig.

Außer dem eigentlichen Bulgarien bewohnen die Bulgaren heute noch den größten Teil der Dobrudscha, das nördliche Macedonien, ebenso das südöstliche Serbien.

Rumänien

Wie die Bulgaren als Abkömmlinge eines fremden Volksstammes zwischen slavische Bevölkerung eingedrungen sind, so gilt das Gleiche von den Rumänen. Sie sind vielleicht das interessanteste der Balkanvölker.

Das Königreich Rumänien, Moldau, Walachei und die Dobrudscha in sich schließend, erhielt ebenfalls erst durch den Berliner Vertrag von 1878 seine Unabhängigkeit und wurde 1881 zum Königreich erhoben. Seine Bevölkerungszahl beträgt ungefähr 5 800 000, doch verteilen sich die Bewohner in sehr verschiedener Dichte auf die drei erwähnten Landesteile. Während die Volksdichte in der Dobrudscha nur 12 beträgt, steigt sie in der östlichen Moldau bis auf 45. Von der Bevölkerung sind beinahe $4^1/_2$ Millionen Rumänen. Ihnen gegenüber kommen als der Zahl nach wichtigere Faktoren noch in Betracht rund 400 000 Juden von verschiedener, vielfach auch spanischer Abkunft und 200 000 Zigeuner.



Rumänische Braut

Die Rumänen haben wir schon kennen gelernt unter der Bezeichnung Ostromanen. Sie sind der östlichste Zweig des großen romanischen Völkerstammes. Den Kern des Volkes, sagt Schurtz, bildeten vielleicht thracische Stämme, mit denen sich römische Kolonisten und später namentlich Slaven vermischten. „Erst nach den Stürmen der Völkerwanderung stiegen die Rumänen, die sich in den Karpathen als Hirtenvolk unabhängig erhalten und zu einem gleichartigen Volke zusammengethan hatten, in die benachbarten Tiefländer herab." In ihrer Erscheinung fallen die Rumänen durch dunkle Hautfarbe, schwarzes Haar und schwarze Augen auf. Sie sind wohlgebaut und muskulös und dürfen als eine schöne Rasse bezeichnet werden.

Die Rumänen sind fast ausschließlich Hirten und Bauern, und der Ackerbau, der bis zu der erst 1866 erfolgten Aufhebung der Leibeigenschaft unter der Abhängigkeit litt, in der der größte Teil des Volkes von einer sehr begüterten geringen Minderheit gehalten wurde, ist in entschiedenem Aufschwung begriffen. In erster Reihe wird Weizen gebaut. Jetzt schon ist die Getreideausfuhr bedeutend, und bei Sievers finden wir die Ansicht ausgesprochen, daß vielleicht Rumänien eines der europäischen Hauptgetreideländer der Zukunft sein dürfte. Neben dem Getreidebau ist auch die Weinkultur erwähnenswert, und ausgedehnter Pflege erfreut sich die Bienenzucht.

Wie so häufig in östlichen Ländern, fällt auch in Rumänien ein großer Teil der Arbeit, und nicht nur der Hausarbeit, sondern auch der Feldarbeit, der Frau zu. Sie verdient sich sogar ihr Brot mit Erdarbeiten und andrer schwerer Thätigkeit. Während die Männer gewöhnlich auf dem

Feld mit einer viereckigen Schaufel arbeiten, zeigt die Schaufel der Frauen ein herzförmiges Blatt und einen langen Stiel.

Die Wohnungen auf dem Lande sind oft von sehr roher Art. Häufig bestehen sie aus Erdhöhlen, ein großes Loch geht tief hinab in den Boden, und von einem kleinen Wall aus, der sich 1 oder 2 Fuß hoch rund um die Grube herumzieht, ist aus Blättern und Zweigen ein Dach gebildet. In seinem Mittelpunkt ist zum Abzug des Rauches ein Loch freigelassen. An dem einen Ende führt eine Thür zu der unterirdischen Behausung, und die Bewohner steigen auf Stufen hinunter. Meist sind zwei Zimmer vorhanden, in denen die ganze Familie lebt, und in denen auch die Tiere noch Platz finden. Diese Höhlenwohnungen boten in den früheren unruhigen Zeiten Schutz gegen feindliche Ueberfälle, denn da sie außer dem Walle noch von Bäumen umgeben waren, waren sie schwer zu sehen.



Rumänisches Milchmädchen

Selbstverständlich sind diese Höhlenwohnungen in hohem Grade ungesund, und Sumpffieber ist daher eine häufige Erscheinung. Allein die Macht der Gewohnheit läßt noch manche Bauern die unterirdischen Wohnungen den modernen Steinhäusern vorziehen, die sich sonst vielfach finden. Für die Städte ist, wie wir bei Sievers lesen, charakteristisch, daß sie eine zur Bevölkerungszahl unverhältnismäßige räumliche Ausdehnung besitzen. „Mehrere Kilometer weit ziehen sich überall die Straßen zwischen den meist ganz unansehnlichen und einzelstehenden Häuschen der vorzugsweise Landwirtschaft treibenden und nur nebenbei dem primitiven Gewerbebetrieb obliegenden Bevölkerung hin, und die dazwischen zerstreuten modernen Gebäude, Fabriken, größere Geschäftshäuser, Staatsgebäude, ansehnlichere Kirchen lassen die Mehrzahl der Wohnhäuser nur um so unbedeutender erscheinen.“ Es macht sich in den Städten überall der fast unvermittelte Uebergang geltend von der Armseligkeit und Bedrücktheit der Türkenzeit zu dem jetzigen Aufschwung der wirtschaftlichen Verhältnisse, wie ihn die politische Unabhängigkeit und die sich steigernde Volksbildung mit ihren modernen Bedürfnissen im Gefolge hat.

Der rumänische Bauer ist sehr genügsam in seinen Bedürfnissen. Seine Mahlzeit besteht hauptsächlich aus Milch, Eiern, Mais, Mehlsuppe und Schweinefleisch. Leider ist auch Neigung zu Trunkenheit viel verbreitet. Die Tracht der Männer besteht gewöhnlich aus einer langen Bluse von grober Leinwand, die um die Hüfte mit einer Anzahl von Schnüren oder einem weißen Gürtel zusammengehalten wird. Die Hosen sind von gleichem Stoff gemacht. Manche tragen Stiefel, aber meist werden Sandalen getragen, deren Schnüre etwas oberhalb des Knöchels gebunden werden. Als nationale Kopfbedeckung darf ein cylinderförmiger Hut aus Schaffell gelten. Im Winter wird die Leinenbluse durch ein Gewand aus Schaffell ersetzt. Die Frauen tragen als Kopfbedeckung gewöhnlich ein Tuch, das unter dem Kinn zusammengeknüpft wird. Der Oberkörper ist bekleidet mit einer lose sitzenden Jacke, manchmal weiß, meist aber von prächtigen, glänzenden Farben. Der Rock ist gewöhnlich von dunklerer Farbe als die Jacke, zuweilen aber auch bunt. Die Feiertagsgewänder zeichnen sich durch ihre leuchtende Farbenpracht aus.

Eine der Hauptvergnügungen der Rumänen wie der Nachbarvölker besteht in der Ausführung des Hora genannten Nationaltanzes. Nachdem die Tänzer paarweise einen oder zwei Schritte vorgegangen sind, bilden die Männer einen Kreis, die Frauen halten sich hinter ihnen und bewegen sich einzeln um sie herum, als ob sie etwas Wertvolles suchen wollten. Sodann schließen die Männer sich zusammen, taktmäßig in marschartigem Schritt sich vorbewegend, um plötzlich, die langen Stöcke schwingend, wie im Kampfe unregelmäßige Sprünge auszuführen und laute Schreie auszustoßen. Die Frauen wandern wie verstört umher, zuletzt stürzen die Männer mit freudigen Bewegungen auf sie zu, als ob sie sie nach großer Gefahr wieder gefunden hätten, führen sie in den Kreis zurück, und freudiger Tanz beschließt die Scene, in der vielleicht uralte Volkserinnerungen an kriegerische Ueberfälle fortleben.



Türke

Für Volksbildung geschieht in Rumänien neuerdings sehr viel. Daß immer noch wie in den meisten östlichen Ländern die Zahl der Analphabeten eine erschreckend hohe ist, darf nicht wundernehmen, da der Aufschwung erst seit kurzem datiert und es vor einem halben Jahrhundert noch keine Volksschulen gab. Weitaus die überwiegende Mehrzahl der Rumänen bekennt sich zur griechisch-orthodoxen Kirche; ihr gegenüber fallen nur noch die Juden etwas ins Gewicht.

Wir haben früher schon angedeutet, daß die Rumänen auch einen bedeutenden Teil Siebenbürgens inne haben und dadurch die Szekler von ihren westlichen magyarischen Stammesbrüdern trennen. Die rumänische Sprache herrscht, wie wir Schurtz entnehmen, im heutigen Rumänien, im nördlichen Bessarabien, dem größten Teil der Bukowina, dem östlichen Ungarn und einem Teile Siebenbürgens vor. Man bezeichnet die Sprache dieses Gebietes als daco-romanisch und setzt ihr als Macedo-romanisch, Macedo-walachisch, Kutzo-walachisch oder Zinzarisch einen südlichen Dialekt entgegen, der auf einem sehr zersplitterten Gebiete gesprochen wird. Die Stämme, die sich seiner bedienen, wohnen hauptsächlich im Grenzgebirge von Epirus und Thessalien. Den nördlichsten Zweig bilden die Dassareten (Massareten); ihnen folgen im Pindusgebirge die Großwalachen und im Süden in der Nähe von Zeitun die Bovier.



Barbiere zu Konstantinopel
(Nach einer Original-Aufnahme der Photoglob Co., Zürich)

Die europäische Türkei

Sämtliche zuletzt besprochenen Völkerschaften waren bis vor relativ kurzer Zeit Unterthanen der Türkei, des osmanischen Reiches, oder sind es, wie wir gesehen, zum Teil nominell, wenn auch nicht mehr thatsächlich, heute noch. Stein um Stein ist von dem ehemals so stolzen Bau des türkischen Reiches abgebröckelt, und was heute noch steht, ist nur eine traurige Ruine, wenigstens soweit der Besitzstand der Türkei in Europa in Frage kommt. Mit Ungeduld warten die zahlreichen christlichen Unterthanen darauf, dem Beispiel ihrer Brüder folgen und sich ebenfalls frei und unabhängig machen zu können, und es wäre ihnen dies auch wohl schon längst geglückt, wenn nicht die orientalische Frage den Diplomaten so viele Schwierigkeiten bereitete; nur über das eine ist man sich klar, daß der vielverschlungene Knoten nicht mit dem Schwert zu durchhauen ist, sondern in mühsamer Geduldarbeit entwirrt werden muß. Zweifelsohne aber wird der Augenblick noch kommen, in dem das Problem, um das es sich dabei handelt, jene so viel umstrittene „orientalische Frage", durch das Ausscheiden der Türkei aus dem europäischen Staatenverbande seine endgültige Lösung finden wird.

Wir haben die Türken als das herrschende Volk des türkischen Kaiserreiches schon bei Besprechung seiner asiatischen Besitzungen kennen gelernt und bei dieser Gelegenheit auch ihre ethnographische Stellung präzisiert. Wir erkannten in ihnen ein Glied der zu den Mongolen gehörigen Familie der Turk-Tataren und erwähnten, daß freilich an Rassenreinheit bei den heutigen Türken nicht mehr zu denken ist, daß die mongoloiden Züge fast völlig verwischt sind und der Türke in seiner äußeren Erscheinung weit mehr einem Arier als einem Mongolen gleicht. Wir versuchten auch, den Gründen nachzugehen, wieso es gekommen ist, daß das einstmals mächtige Reich so weit zurückgehen konnte, daß in Europa bei dessen heutigem Kulturzustande kein Raum mehr für dasselbe ist, obwohl auch der Türke jetzt noch, wie er mehrfach in den letzten Jahrzehnten bewiesen, ein würdiger Nachkomme seiner tapferen Vorfahren, der kühnen Seldschukken, genannt werden darf.

Legen wir mit Sievers bei der Betrachtung der Türkei ihre sich auf verschiedene Erdteile erstreckenden Landgebiete zu Grunde, so finden wir, daß ungefähr ein Viertel der Bodenfläche des Türkenreiches auf Europa entfällt. „Allein dieses Verhältnis vermindert sich für uns noch ganz bedeutend bei der Ueberlegung, daß von der Bevölkerung der europäischen Türkei nur ein Bruchteil mohammedanisch ist." Die Osmanen verfügen, obwohl sie der herrschende Stamm sind, nicht über die absolute Majorität in der Bevölkerung des Reichs. In diesem drängt sich ein buntes Völkergemisch. Griechen, Albanesen, Slaven sind in großer Zahl vorhanden und halten sich nach Sievers' Angaben der Zahl nach ungefähr das Gleichgewicht. Strittig ist, ob die als Slaven bezeichneten Bewohner zu den Bulgaren, also eigentlich nicht zu den Slaven, oder zu den Serben zu rechnen sind. Außer den genannten Völkerschaften erwähnt Sievers noch die Walachen im Pindus, Sprach- und Stammverwandte der Rumänen, ferner Zigeuner, angesiedelte Kaukasusemigranten, Armenier und endlich westeuropäische Einwanderer, welch letztere sich natürlich hauptsächlich in Konstantinopel als Kaufleute finden.

Alle diese Völkerschaften haben wir ihrer ethnographischen Stellung nach bereits kennen gelernt bis auf die Griechen, deren wir im nächsten Abschnitt zu gedenken haben werden, und die Albanesen.



Türkischer Hausierer

Die letzteren bilden unter der Bevölkerung Europas ein interessantes Element, da wir in ihnen, ähnlich wie in den Basken, die Ueberbleibsel eines ehemals viel weiter als jetzt verbreiteten Volkes zu sehen haben. Die Albanesen, die sich selbst als Schkipetaren, das heißt Felsbewohner, bezeichnen, von den Türken aber Arnauten genannt werden, gelten als Nachkommen der alten Illyrier, die früher die westliche Balkanhalbinsel bewohnten. Sie sind ein wildes, trotziges Bergvolk, das in seinen Sitten viel Altertümliches und in seinem Charakter eine gewisse Rauheit aufweist. Sie sind hochgewachsen und erinnern in den Gesichtszügen vielfach an die Griechen. Auffallenderweise stimmen sie in ihren ethnographischen Merkmalen durchaus nicht alle überein, ja es lassen sich sogar deutlich ein nördlicher und ein südlicher Stamm unterscheiden; bei dem nördlichen herrscht dunkle Gesichtsfarbe vor, während bei den südlichen sich blonde Haare und graue Augen finden. Leidenschaftlichkeit ist der Grundzug des Volkscharakters; in ihr und in einer gesteigerten Empfindlichkeit ist der Boden gegeben, auf dem die Blutrache erwachsen ist, die einst in Albanien schrecklich gehaust hat und heute noch ihre Opfer in großer Zahl fordert. Sie beruht auf altem Herkommen; bei einigen Stämmen kann sie nie aufgehoben werden, und es geht die Verpflichtung zu ihr von der Familie auf den Stamm über. Es entsteht dadurch ein Krieg aller gegen alle, der nur durch gewisse gesetzlich geregelte Zeiten der Waffenruhe unterbrochen wird. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entfiel in Mittelalbanien, wo allerdings die Blutrache besonders stark wütete, auf jedes zehnte Haus ein durch sie veranlaßtes Opfer. Zur Blutrache verpflichten vorsätzliche Tötung, Verleumdung, Entführung und Ehebruch. Neben diesen privaten Fehden liefen von jeher noch Stammesfehden und religiöse Kämpfe einher, denn die Albanesen sind ihren Glaubensansichten nach gespalten und bekennen sich teils zu dem römischen, teils zu dem griechischen Katholizismus, teils zum Islam. Bei dem wilden Charakter dieses Bergvolks ist es verständlich, daß G. v. Hahn Faustrecht, Fehde und Blutrache als den herrschenden Zustand des Landes bezeichnen konnte. Dazu kommt noch die Lust an Räubereien und der Haß gegen die Türken; dieser läßt immer aufs neue Unruhen entstehen, die in dem schwer zugänglichen Gebirgsland nur mühsam zu unterdrücken sind und die eine beständige Gefahr für die Länder der Balkanhalbinsel, ja sogar für ganz Europa bilden.



Griechisches Mädchen

Trotz all dieser wenig empfehlenswerten Eigenschaften scheint doch ein guter Kern in dem wilden Bergvolk zu liegen. Seine Angehörigen sind sparsam, unerschrocken und tüchtige Handarbeiter; daß sie tapfere Soldaten sind, braucht kaum hervorgehoben zu werden; mit Vorliebe werden sie von der türkischen Regierung in deren auswärtigen Besitzungen im Polizeidienst verwendet. Hohen Ruhm haben sie sich auch als Schiffer erworben; die weltbekannten Hydrioten, die Bewohner der Insel Hydra, sind albanesischen Stammes. Gleich den Montenegrinern zeichnen sich die Albanesen

durch ihre malerische Tracht aus, die allerdings nach den einzelnen Gebieten wechselt. Der typische Albanese erscheint mit langem Schnurrbart und bloßem Hals in roter Mütze und Turbanshawl, weißer, knopfloser Weste, weißer Jacke, der Fustanella (weißen, faltigen Beinkleidern) und bis an die Zähne bewaffnet.

Wie die Albanesen im schlimmen Sinne an Althergebrachtem zäh festhalten, so finden sich auch in ihren Gebräuchen bei Verlobung und Eheschließung noch manche an altbarbarische Zeiten erinnernde Anklänge. In der Familie ist der Mann der Herr, dem alle Familienglieder unterthan sind; die Frau teilt indes vielfach den wilden Charakter des Mannes und zog in früherer Zeit mit in den Kampf, um den erlegten Feinden die Köpfe abzuschneiden.



Frau aus Elis

Die Sprache der Albanesen nimmt, wie das in den natürlichen Verhältnissen liegt, eine ähnlich isolierte Stellung ein wie der Volksstamm selbst. Nach den zuverlässigsten Untersuchungen scheint es, daß das Lettoslavische am meisten Anspruch auf nähere Verwandtschaft mit ihr hat. Besondere Schriftzeichen sind für das Albanesische nicht vorhanden; in Schrift und Druck bedient man sich teils des griechischen, teils des lateinischen Alphabets.



Landmann aus Elis

In ihren Wohnsitzen sind die Albanesen nicht auf die der Türkei unterstehende Provinz Albanien beschränkt, sondern finden sich auch in einem Teil Macedoniens und besonders in vielen Gegenden Griechenlands, so im Peloponnes, in einzelnen Strichen von Attika, in vielen Teilen Arkadiens und vor allem auf den griechischen Inseln, namentlich auf Salamis und Hydra; doch sind diese griechischen Albanesen bereits mehr oder weniger hellenisiert.

Nach dieser uns nötig erscheinenden Abschweifung über die Albanesen wenden wir uns noch einmal dem Gesamtreiche zu. Viel ist freilich über die türkischen Verhältnisse nicht mehr zu sagen, nachdem wir schon den allgemeinen Verfall dieses Staatswesens hervorgehoben haben. Der Ackerbau, dem ein großer Teil der Bevölkerung sich hingiebt, geht bei keinem der vielen Stämme, die wir kennen gelernt haben, über eine sehr primitive Bodenbestellung hinaus; die Industrie beschränkt sich fast nur auf Hausindustrie. Der allgemeine Bildungsstand ist ein sehr tiefer, und wie wenig der türkische Staat

es versteht, den Kulturforderungen nachzukommen, die man heute in Europa zu stellen gewohnt ist, beweist die Thatsache, daß einige Mächte in Konstantinopel eigne Postämter errichtet haben, um den Unsicherheiten des türkischen Postbetriebes zu entgehen.

Aeußerlich freilich hat sich die Annäherung des Türken an den Westeuropäer, an den „Franken", wenigstens in der Hauptstadt bezüglich der Kleidung vollzogen. Oft ist der Fes noch das einzige, was an den Türken erinnert. Der Bauer trägt meist den Turban und vertauscht ihn nur äußerst selten mit dem Fes.



Griechischer Soldat

Daß der Islam die Vielweiberei gestattet, ist bekannt; es wäre aber unrichtig, wenn man annehmen wollte, daß alle Türken sich einen Harem hielten. Unter den ärmeren Klassen kommt Vielweiberei kaum vor, weil die Geldfrage eine zu große Rolle dabei spielt. Die Eheschließungen erfolgen sehr früh; die Männer heiraten ungefähr in ihrem achtzehnten Jahr, die Mädchen schon mit zwölf oder dreizehn. Die Mitgift bringt der Bräutigam mit, vom Mädchen wird nur die Aussteuer erwartet. Ueber das Vermögen der Frau hat der Mann kein Verfügungsrecht, wodurch Gewähr gegen ein allzu häufiges Vorkommen der Scheidung geboten werden soll, denn der Form nach wird dem Mann die Trennung von seiner Frau sehr leicht gemacht. Er braucht ihr nur mit den Worten: „Bedecke dein Antlitz, dein Heiratskontrakt (nekyah) ist in deinen Händen," den letzteren zu geben, und sie muß sofort sein Haus verlassen. Trotzdem sind Scheidungen sehr selten. Die Abfassung des Heiratskontraktes ist sowohl ein bürgerlicher wie ein kirchlicher Akt. Die Vermählung wird bei reichen Türken mit großem Prunk gefeiert.

Griechenland und die griechischen Inseln

Das Königreich Griechenland bildet das Schlußglied der vom Süden Europas in das Mittelmeer vorspringenden Balkanhalbinsel. Es zerfällt, der Natur seiner Bodenverhältnisse entsprechend, in drei Teile, in das Festland, das nördlich von Macedonien begrenzt wird, in den Peloponnes oder Morea, das mit dem Festland durch den schmalen Isthmus von Korinth zusammenhängt, und in die Jonischen Inseln, im Südosten die Cykladen und im Osten die Inselgruppen, die das Aegäische Meer zwischen Griechenland und Kleinasien erfüllen. Der Flächeninhalt Griechenlands beträgt rund 65 120 Quadratkilometer. Kein Land der Erde hat im Verhältnis zu seiner Bodenfläche eine gleich reiche Gliederung und Einbuchtung; die Küstenausdehnung beträgt ausschließlich der Inseln über 2000 Kilometer, und der maritime Charakter des Landes kommt um so entschiedener zum Ausdruck, je weiter das Land sich von Norden nach Süden ausdehnt. Die reichste Entwicklung weist die Ostseite auf, die sich dadurch weit besser für den Seeverkehr eignet als die verhältnismäßig steil zum Meer abfallende Westseite.

Griechenland teilt mit Italien den Ruhm, daß auf seinem Boden die Kultur erwachsen ist, die wir als die Grundlage der unsrigen betrachten; ja, es steht hierin Italien noch voraus. Auf griechischem Boden wurde zuerst das Evangelium der Schönheit gepredigt; und wenn auch später Griechenland dem allmächtigen Zepter Roms sich beugen mußte, übernahm doch der Sieger vom Besiegten dessen Kultur; mit hellenischem Geiste wurde römisches Leben durchtränkt; auf hellenischen Schultern stand römische Bildung. Auch wir, auch die gebildete Welt unsrer Tage, sieht nicht zum geringsten Teil in ihren idealen Gütern ein von den alten Griechen überkommenes Erbe. Wohl wissen wir, daß die antike hellenische Welt nicht so vollkommen war, wie sie uns meist in den Schulen dargestellt wird; aber sollten wir darum den gesunden Idealismus schelten, der, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, sich aus den Trümmern, die der klassische Boden in unerschöpflicher Fülle bietet, ein Reich der Schönheit aufbaute? Aus dieser Sehnsucht nach einem durch die Entfernung verklärten Schönheitsideal erwuchs der Philhellenismus, die Griechenbegeisterung, die in dem Befreiungskampf der Hellenen die



Griechisches Mädchen in Nationaltracht

ganze gebildete Welt gegen die türkischen Unterdrücker Partei für die Nachkommen der alten Hellenen ergreifen ließ, und die auch heute noch, in einer etwas realistischeren Zeit, das Interesse für die Bewohner der alten klassischen Stätten wachhält.

Eine nüchterne Betrachtung wird freilich manchen Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit finden. Allzu leicht stellt man sich Griechenland als ein gartenähnliches, von Triften, Kulturen, Laubwäldern und herrlichen Lorbeer- und Olivenhainen erfülltes Land vor. „Das blaue Meer ist der herrliche Gürtel zu diesem Schönheitsbilde. Es bespült immergrüne Vorgebirge, auf denen einst Marmortempel leuchteten, und wo auch heute noch blühendes Gewächs und rauschende Haine die Nähe der Gottheit verkünden." In Wirklichkeit haben wir es mit einem gebirgigen Land zu thun, in dem oft der nackte Fels überwiegt und die Kulturdecke nur hie und da wie ein dünnes Tuch über das vielfach zerrissene Gebirge gebreitet ist. Die Anpflanzungen sind meist nicht von Belang, die Wälder zeigen große Einförmigkeit des Bestandes, die Flüsse sind meist wasserarm, und zum Teil findet sich auch Sumpfland. Und ähnlich wie mit dem Festland Griechenlands, ist es mit der Halbinsel Peloponnes bestellt; „da liegen die vielgepriesenen Küsten; ein Bild, aus grauem Stein gemeißelt, mit kümmerlichen Ansätzen von Buschwerk. Alles Land vom Golf von Nauplia bis zu den Küsten von Elis und Achaia ist erfüllt von einem Chaos wirrer Bergketten, überragt von großen Zentralstöcken und Längsketten. Nur elende Saumwege führen über die hohen Pässe, in deren Nachbarschaft Felsklippen und Schneehäupter ragen."


Christliche Kreterin

Daß auch die Bevölkerung nicht gerade ein Idealbild darbietet, haben wir schon angedeutet. Die alten Griechen waren ein indogermanischer Völkerstamm, der, wie erwähnt, als kleinere Gruppe den drei großen Familien der Slaven, Germanen und Romanen anzureihen ist. „Im frühen Altertum," schreibt Schurtz, „waren die Thraker die Bewohner der östlichen, die Illyrier die der westlichen Balkanhalbinsel und der nördlich angrenzenden Landstriche. Die Griechen verdrängten oder hellenisierten später die südlichen Thraker und besetzten vom heutigen Griechenland aus einen großen Teil der Küsten des Mittelländischen Meeres. Im Lauf der Geschichte sind die Thraker völlig unter andern Völkern aufgegangen, während sich ein Rest der Illyrier als Albanesen erhalten hat."

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die heutigen Griechen nicht mehr die Reinheit ihres alten Stammes repräsentieren; die Volksmasse ist von fremden, namentlich albanesischen und slavischen Elementen durchsetzt. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Frage nach der ethnographischen Stellung der Griechen des heutigen Tags Anlaß zu mannigfachen Meinungsverschiedenheiten gegeben hat, wenn auch die einst von dem gelehrten Fallmerayer aufgestellte Hypothese, daß die heutigen Griechen gar nichts mit den alten Hellenen zu thun hätten, sondern ein Gemisch slavischer Völkerschaften seien, nicht mehr ernst genommen werden kann. Ist indes eine Mischung zuzugeben, so läßt sich doch andrerseits nicht bestreiten, daß trotzdem die Griechen den altgriechischen Typus bis heute noch ziemlich rein bewahrt haben, also Nachkommen der alten Griechen sind. Wir hatten schon Gelegenheit zu erwähnen, daß die Albanesen auf dem Boden Griechenlands hellenisiert wurden; der gleiche Prozeß vollzog sich bei den eingewanderten Slaven, sie sind, wenn auch ihr Einfluß auf die Völkermischung nicht abgeleugnet werden kann, von den Griechen hellenisiert, nicht aber die

Griechen von ihnen slavisiert worden. Auch der Einfluß der Türken, unter deren Herrschaft die Griechen so lange gestanden, ist nicht spurlos vorübergegangen. In einzelnen Landesteilen, besonders natürlich in schwer zugänglichen Gebirgsgegenden, hat sich der altgriechische Zug der Bevölkerung am besten erhalten. Hier begegnen wir mittelgroßen Gestalten von schönem Ebenmaß, mit edelgeformten Zügen, großer schöner Nase, weißen, regelmäßigen Zähnen, lebhaften Augen, kleinen Händen und Füßen.

Der Nationalcharakter wird im allgemeinen nicht als besonders sympathisch geschildert, doch darf man nicht vergessen, daß die jahrhundertelange Unterdrückung manches verschuldet hat. Eitelkeit, Prahlsucht, Unzuverlässigkeit, Hang zum Lügen, Gewinnsucht, Neigung zur Uebervorteilung des andern werden fast allgemein den modernen Griechen zugeschrieben, wozu politische Großmannssucht und große Reizbarkeit kommt. Als gute Eigenschaften sind hervorzuheben Höflichkeit, Gefälligkeit, Gastfreundschaft, Scharfsinn und schlagfertiger Witz, hervorragende Mäßigkeit, Ehrbarkeit und ruhige Würde bei den Frauen und vor allem glühendes Freiheitsgefühl bei Männern wie Frauen. Dieses Freiheitsgefühl ließ das Volk sich immer wieder aufs neue gegen die türkische Heerschaft empören; freilich ist dabei nicht zu verschweigen, daß wenigstens im letzten türkischen Krieg die Griechen den Ruhm ihrer Väter nicht zu wahren wußten und im Kampfe den Türken unterlagen. Manche der in dem ewigen Kleinkrieg gegen die Türken berühmt gewordenen, in Volksliedern verherrlichten Helden wurden freilich weniger von Vaterlandsliebe als von der unbezwinglichen Neigung zum Räubertum, dem Klephtentum getrieben, das seit alters in Griechenland eine große Rolle gespielt hat und auch bis heute noch nicht auszurotten war. So jener Odysseus von Velitza, der viermal den andrängenden Türken in den Thermopylen den Weg verlegte, dann aber, als seine Grausamkeiten ihn trotzdem vor die griechische Nationalversammlung brachten, sein Vaterland verriet und zu den Türken überging; seine einzige Lebenslust war wilde Kampfbegierde, gleichviel, wo er sie zu befriedigen vermochte.



Sphakiote

Der Charakter der Griechen hat sich übrigens nicht überall gleichartig entwickelt. Mit Schweiger-Lerchenfeld läßt sich vielleicht der Unterschied zwischen dem Charakter der Nord- und Südgriechen folgendermaßen präzisieren: „Der Festländer ist rauher, ungesitteter, fremdenscheuer, dabei geistig beschränkter und materiell genügsamer als der Peloponnesier. Der Festländer läßt sich schwer zu einer Uebereilung verleiten, wenn er sich im Vorteil befindet; der Peloponnesier verliert leicht den Kopf, während andrerseits sein leicht zu erweckender Enthusiasmus ihn zu ziel- und planlosen Thaten hinreißt.“

Wieder anders geartet sind die Inselgriechen. Besonders auf den Jonischen Inseln machten sich die frühzeitigen Beziehungen, in die die Bewohner zur Außenwelt, im Mittelalter hauptsächlich zu Venedig gerieten, in der kulturellen Entwicklung stark geltend. „Die Inselgriechen, ein wetterhartes, in stetem Kampf mit den Elementen und den Menschen aufgewachsenes Geschlecht, sind im großen und ganzen auch viel selbstbewußter und stolzer als ihre festländischen Brüder. Mit diesen teilen sie aber gleichwohl die große Lebhaftigkeit des Temperaments und die nicht minder große Empfänglichkeit für äußere Einflüsse.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Arktisches Amerika und Grönland — Nordamerika

Arktisches Amerika und Grönland

Was uns bei einem Blick auf die Weltkarte an Amerika besonders auffällt, ist seine isolierte Lage. Zwei große Meere schieben sich zwischen die Neue und die Alte Welt, und die Entfernung zwischen den amerikanischen Küsten und den europäisch-afrikanischen und asiatischen ist eine beträchtliche. Nur im Norden rücken Amerika und Asien näher zusammen; ob aber so nahe, daß von einer mehr oder minder direkten Berührung die Rede sein kann, wissen wir nicht. Selbst wenn es der Fall wäre, würde dadurch an der isolierten Lage Amerikas kaum etwas geändert, denn das ganze Berührungsgebiet würde in die Polarzone fallen und wegen seiner klimatischen Verhältnisse eher den Charakter eines Trennungs- als den eines Verbindungsgliedes an sich tragen.



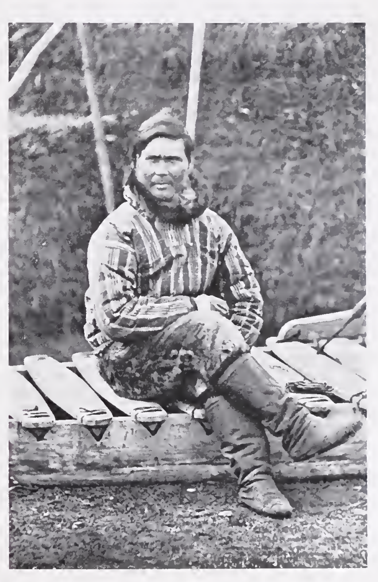
Grönland-Eskimos im Schnee

Auch die ethnographischen Verhältnisse bieten keinen Anhaltspunkt zur Entscheidung der Frage nach der Verbindung der beiden Weltteile dar. Ist auch die Möglichkeit nicht abzuleugnen, daß über die Behringsstraße eine Einwanderung von Asien nach Amerika stattgefunden haben kann, und spricht manches dafür, daß auf die nordamerikanischen Indianer asiatische wie auch polynesische Einflüsse eingewirkt haben, so ist doch ein positiver Beweis für die eine wie für die andre Thatsache noch nicht erbracht worden.

So müssen wir uns bescheiden, die Eingeborenen Amerikas als selbständige Gruppe der Menschheit aufzufassen und sie mit den zum Teil heute wieder verschwundenen Urbewohnern des Erdteils von den übrigen zu trennen. Nur im Norden des Kontinents haben wir andre Verhältnisse vor uns, denn hier tritt uns eine von allen Ethnographen von der amerikanischen Völkergruppe abgesonderte Bevölkerung entgegen: die der Eskimo. Ihrem Kulturzustand nach schließen diese sich an die früher besprochenen Völkerschaften im hohen Nordosten Asiens an, über deren ethnographische Stellung noch keine Einigkeit erzielt ist. William Flower ist entschieden der Meinung,

daß die Eskimo einen Zweig der typischen nordasiatischen Mongolen bilden und sich von Asien nach Amerika verbreitet haben, wo sie, eingeschränkt auf der einen Seite durch das ewige Polareis, auf der andern durch die ihnen feindlich entgegentretenden Indianerstämme, bald spezifische Charaktermerkmale entwickelt hätten, die sie dann von den auf der Westseite zurückbleibenden Stammesgenossen unterschieden hätten. Eine andre Ansicht über die Abstammung der Eskimo äußert der dänische Forscher Dr. Rink, der Alaska als ihre Urheimat betrachtet.

Der Wohnsitz der Eskimo kann südlich durch eine Linie abgegrenzt werden, die sich ungefähr vom Schnittpunkt des 60. Grades mit der Westküste bis zum Schnittpunkt des 50. Breitengrades mit der Ostküste von Labrador erstreckt. Nach Norden hin kann für das von ihnen bewohnte Gebiet keine bestimmte Grenzlinie gezogen werden, doch geht sie sicher weiter als die nördliche Verbreitung der Asiaten. Die Eskimo sind, wie Ratzel sie bezeichnet hat, ein typisches Randvolk, da sie thatsächlich den äußersten bewohnbaren Rand der Neuen Welt inne haben. Von dem Rand des Festlandes aus sind sie jedenfalls nach Grönland übergegangen, wo sie eine gewisse Sonderstellung einnehmen. Schon die alten Normannen trafen in Grönland Eskimo und machten mit den von ihnen Skrälinger genannten Eingeborenen unliebsame Bekanntschaft. Wann die Eskimo nach Grönland gekommen, läßt sich freilich nicht bestimmen; sicher aber sind sie von Amerika her, wahrscheinlich sogar schon in vorhistorischer Zeit, eingewandert und dann die Westküste entlang nach Süden vorgedrungen.



Eskimo

Die Eskimo bewohnen ein Gebiet von einer Ausdehnung, wie es sonst kaum von einem einheitlichen Volksstamm eingenommen wird; es erstreckt sich von der Ostküste Grönlands bis zur Behringsstraße.

Der Name Eskimo wird hergeleitet von dem Worte Wiyaskimowok, „Rohfleischesser“, womit die Crew-Indianer sie bezeichnet hätten; sie selbst nennen sich in Amerika „Innuit“, das heißt „Menschen“, auf Grönland „Karalit“.

Der Eskimo bleibt durchschnittlich unter Mittelgröße; Schurtz giebt als Maße an: 1,53 bis 1,62 Meter. Der Schädel ist, namentlich bei den Eskimo auf Grönland, dolychocephal; der Index beträgt 71,7. Das Gesicht ist mit seinen Schlitzaugen mongoloid; einen eigentümlichen Ausdruck bekommt es aber durch die starke Entwicklung der Kieferknochen und der Kaumuskeln, was wohl mit der Gewohnheit, das Fleisch roh zu essen, zusammenhängt. Die Haare sind schwarz, lang und straff, der Bartwuchs sehr spärlich, meist nur als schwacher Schnurrbart entwickelt. Die Augen sind dunkel, die Haut rotbraun oder gelblichbraun, oft freilich, die Folge mangelnder Sauberkeit, dunkler erscheinend. Daß sie an Gesicht und Händen dick und grob, im übrigen aber dünn und weich ist, erklärt sich wohl aus der Kleidung, die nur diese Körperpartien frei läßt. In Grönland finden sich hie und da Spuren des blonden Typus, was vielleicht an einer Mischung mit den alten normännischen oder neueren dänischen Elementen liegt; denn die Berührung mit den Europäern hat die an und für sich nicht auf hoher Stufe stehende Sittlichkeit der Eskimo nicht gerade gehoben. Als Schönheitsideal vermögen trotz der zierlichen Hände und Füße die kleinen, untersetzten, oft

korpulenten Gestalten mit breitem, flachgedrücktem Gesicht, breitem Mund, vorstehenden Kiefern, schiefen Augen, schwarzem, struppigem Haar nicht zu gelten. Junge Mädchen werden allerdings auch bei den Eskimo oft als recht hübsch bezeichnet, allein wenn mit der Verheiratung der Zwang harter Arbeit an sie herantritt, vernachlässigen sie ihr Aeußeres und werden bald abschreckend häßlich.

Kein Volk der Welt hat im Kampf ums Dasein mit einer gleich rauhen, unwirtlichen Natur zu ringen wie der Eskimo, zumal auf Grönland. Unter mächtigem Inlandeis liegt die ganze Insel begraben. Ansiedlung ist nur an der Küste möglich, wo dem Ansiedler das feuchte Element in Gestalt des eisigen Polarmeers entgegentritt. Auf seinen Reichtum ist er allein angewiesen, das Meer ist ihm vertraut und heimisch geworden, er kennt seine Gefahren und vermag denselben mit bewundernswerter Kühnheit und Gewandtheit zu trotzen, allein es legt andrerseits einen engen Gürtel um seine Existenz, Meereis und Inlandeis schnüren ihm nach Ratzels Wort die Lebensgrundlage zusammen.



Eskimo-Frau mit Kindern

So sind die Eskimo bei natürlicher guter Anlage zu einem Volk herangewachsen, das den Daseinskampf mit Erfolg zu bestehen gelernt und seine geistigen Fähigkeiten dabei verhältnismäßig hoch entwickelt hat. Ihre Erfindungsgabe ist besonders in der Herstellung von Waffen zum Ausdruck gekommen, die zur Erlegung der Meerestiere, namentlich des Walrosses und des Seehundes, dienen. Es sind harpunenartige Geschosse, die trotz einzelner Abweichungen alle auf dem gleichen Prinzip beruhen. Die Klinge löst sich leicht vom Schaft, woran sie mit einem Lederriemen befestigt ist. Ein Schwimmer verrät dem Jäger, wo das getroffene Tier in oie Tiefe gegangen ist. Die Harpunen, die zu der Seehundjagd gebraucht werden, sind von gewaltiger Größe und Wucht, der Schaft ist mehrere Centimeter dick, auf ihm sitzt ein beinerner Stift und darauf die beinerne Harpune. Als Schwimmer dient ein aufgeblasenes kleineres Seehundsfell. Für kleinere Tiere ist der Wurfspeer von bescheideneren Dimensionen. Zur Vogeljagd dient ein leichter Speer, dessen Spitze mit Widerhaken versehen ist. Außer Wurfspeeren kennt der Eskimo auch Bogen und Pfeil, besonders der Bewohner Nordamerikas. Der sorgfältig gearbeitete Pfeil besteht aus drei Stücken: einem hölzernen Schaft, häufig ohne Fiederung, einem knöchernen Mittelstück und einer Spitze aus Stein, Knochen oder Walroßzahn. Auch Eisen verwendet der Eskimo bei seinen Waffen, besonders bei seinen Wurfspeeren. Er hat es verhältnismäßig früh durch den Tanschhandel kennen gelernt und weiß es zu schätzen, wenn er auch aus alter Gewohnheit an dem ererbten Material festhält.

Sehr sinnreich ist auch das Jagdboot des Grönländers konstruiert, der weit berühmt gewordene Kajak. „Ohne Ballast und Kiel schwebt es fast auf der Oberfläche. Das Gerüst besteht bei diesem bis 5 Meter langen, nie über $^1/_2$ Meter breiten Fahrzeug aus bis zu 60 Stück hölzernen oder knöchernen, mit Sehnen befestigten Sparren und Leisten. Der Ueberzug von Seehundsfell deckt das ganze Boot mit Ausnahme der Oeffnung in der Mitte, darin nimmt der Ruderer Platz und kann sich mit dem Wasserpelz so dicht zuknöpfen, daß keine Feuchtigkeit eindringt." Der Kajak gehört also gleichsam mit zum Anzug des Jägers. Vermittelst eines zweiblätterigen Ruders vermag sich



Eskimo



Eskimo-Frau

der Kajakmann mit größter Schnelligkeit und Gewandtheit zu bewegen und sich damit auch wieder aufzurichten, wenn das Boot einmal kentert. Wurfspieße verschiedener Art sind so auf dem Verdeck befestigt, daß der Jäger sie sitzend mit Leichtigkeit ergreifen und mit großer Gewalt werfen kann. Dabei sind die Fahrzeuge federleicht und können weite Strecken auf dem Kopf getragen werden.

Das Frauenboot, der Umjak, ist geräumiger und dient zur Aufnahme mehrerer Personen.

Zu Reisen auf dem Land benutzt der Eskimo einen gleich vorzüglich konstruierten Schlitten, wobei ihm als Zugtiere Hunde dienen, wolfsähnliche Tiere im Aeußeren wie im Charakter. Sie werden nebeneinander vor den Schlitten gespannt, bei hart gefrorenem Schnee ihre Füße mit kleinen Pelzschuhen versehen.

Die Nahrung der Grönland-Eskimo besteht, wie erwähnt, hauptsächlich aus Meerestieren; für den Bewohner des arktischen Amerika kommen dazu noch Landtiere, wie Renntiere und andre. Gleich allen Naturvölkern vermögen die Eskimo erstaunliche Mengen von Nahrung zu vertilgen und können andrerseits wieder lange fasten. Die Nahrung muß, wenn sie dem Eskimo behagen soll, vor allen Dingen fett sein; als besondere Leckerbissen gelten der Magen der Renntiere samt dem aus Kräutern und Moos bestehenden Inhalt, Köpfe frisch gefangener Fische und Walspeck. Von Pflanzen kommt allenfalls die Moosbeere in Betracht, die mit Thran und Renntierkaldaunen eingelegt wird.

Die Jagdtiere, besonders die Seehunde liefern auch das Material für die Kleidung, deren Herstellung mit der Leitung des gesamten Hauswesens den Frauen obliegt. Der Anzug, der für beide Geschlechter fast gleich ist, besteht aus Hosen aus Seehundsfell und einer mit einer Kapuze versehenen Jacke. Die Füße stecken in Stiefeln, im Winter werden zwei Anzüge übereinander getragen, von denen der innere die Haarseite nach innen, der äußere nach außen kehrt.

Die Eskimofrau zeigt ihr Handgeschick nicht nur in der Herstellung der Kleidung, sondern auch in einer ganzen Reihe von Arbeiten, wobei sie nicht selten einen entschiedenen Schönheitssinn

bekundet. Auch der Eskimo legt in seinen Arbeiten, meist Knochenschnitzereien, einen gewissen Kunstsinn an den Tag, und zwar nicht nur in der peinlich sorgfältigen Bearbeitung des Materials, sondern auch in den Schmucklinien und Zeichnungen, die er auf diesem anbringt. Außer den Waffen und einzelnen Waffenteilen stellt er Ahlen zum Nähen, die feinsten aus Vogelknochen, her, sodann Kämme, Bohrer, Spatel, Schiffchen zum Netzeflechten, ja vollständige kleine Kunstwerke als Spielsachen für die Kinder, kunstvolle Modelle von Schiffen, Schlitten und dergleichen.

Die Wohnungen der Eskimo sind verschieden. In Grönland bilden aus Steinen, Erde und Rasen aufgeführte Häuser, meist für mehrere Familien bestimmt, die Winterwohnungen, während für den Sommer luftige Fellhütten hergestellt werden. Wenigstens war das früher der Fall. Die amerikanischen Eskimo bauen sich bienenkorbförmige Wohnungen, wenn möglich aus Holz, Stein oder Rasen häufig aber nur aus Schnee, wozu aus der harten Schneedecke ziegelähnliche Blöcke herausgeschnitten und in Schneckenlinie zu einer Kuppel aufgetürmt werden. Diese Hütten sind durchaus nicht kalt und bieten wenigstens für Eskimogeschmack (der übrigens auch für alle andern Wohnungen als maßgebend berücksichtigt werden muß) einen ganz angenehmen Aufenthalt.



Eskimos mit Schlitten

Schon der künstlerische Sinn der Eskimo offenbart uns, daß dieses Volk, das an den äußersten Grenzen der bewohnten Welt sich niedergelassen hat, das ein halbes Jahr lang keine Sonne sieht, und das nur im äußersten Kampf mit einer unwirtlichen Natur sich das Dasein erhält, durchaus nicht stumpfsinnig dahinvegetiert. Wie der Eskimo in seinem Aeußeren einen gewissen behäbigen Eindruck macht, so verrät er auch in seinem Charakter entschieden gemütvolle Züge. Er liebt die Geselligkeit und weiß in heiterer Sorglosigkeit sich über die Tage, die ihm nicht gefallen, hinwegzubringen, wobei ihm allerdings eine ausgesprochene Vorliebe für das Spiel zu statten kommt. Es ist geradezu merkwürdig, wie hier in der eisigen Natur sich ein solcher Charakter entwickeln konnte. „Statt eines niedergedrückten, bedauernswerten Menschen," schreibt Clarence King, „sehen wir einen fröhlichen, feisten, glatten Kerl mit einer guten Dosis Humor, der außer normalem Mut und Scharfsinn im Erwerben seiner täglichen Nahrung noch einige Gaben entwickelt hat, die wir als das Vorrecht der Zivilisation zu betrachten gewohnt sind." Auch die Gabe der Poesie ist ihm nicht fremd. In Liedern von eigentümlichem Reiz werden, oft unter poetischer Auffassung der Natur, Jagdereignisse geschildert oder in harmlosem Spott die Stammesgenossen verhöhnt, und auch an Liebesgesängen fehlt es nicht. Bei den amerikanischen Eskimo finden wir größere Festlichkeiten, die geräuschvoll gefeiert werden. Das Hauptfest fällt in den Winter; es gilt, wie Kükenthal schreibt, der Erneuerung der Sonne, und wie beim alten nordischen Julfest und bei unserm Weihnachtsfest pflegt man sich dabei gegenseitig zu beschenken. Um diese Zeit werden auch in allen Behausungen die Thranlampen, die den ganzen Winter hindurch brennen, ausgelöscht, um dann gewissermaßen zum Beginn einer neuen Zeit neu entzündet zu werden.

Die amerikanischen Eskimo sind ein mutiges Volk, das seine Kriegstüchtigkeit früher häufig in seinen Kämpfen mit den Indianern bewährt hat. Letztere hegen jetzt noch ein gewisses Gefühl der Furcht vor ihnen, was wohl der Grund ist, daß sie ihren Charakter in düsteren Farben und als verräterisch schildern. Die Eskimo sind indes im Grund ehrlich; Diebstahl kommt bei ihnen, wenigstens unter sich, nicht vor und auch Europäern gegenüber selten. Unbegrenzt ist bei den Grönländern die Gastfreundschaft.

Das gutmütige Wesen der Eskimo findet seinen Ausdruck auch in dem innigen Familienleben und in der großen Liebe der Eltern zu den Kindern, die ihrerseits sich durch große Folgsamkeit auszeichnen.

In den religiösen Vorstellungen macht sich wieder ein Unterschied geltend zwischen den grönländischen und den amerikanischen Eskimo. Tempel oder Opferstellen finden sich allerdings bei beiden nicht. Eine große Rolle spielen dagegen die Zauberer, bei den Grönländern Angekok, bei den amerikanischen Eskimo Angakut genannt. Sie sind zugleich Aerzte und als solche nicht ohne praktische Erfahrung. Eine eigentümliche mythologische Erzählung findet sich bei den amerikanischen Eskimo. „Der erste, vom Großen Geist erschaffene Mann war unvollkommen und wurde beiseite geworfen, erst der zweite Versuch gelang, und es entstand ein vollkommeneres Geschöpf: der Eskimo.“ Der erste mißlungene Versuch aber, der Kob-lu-na, ist niemand anders als der Weiße.



Eskimo-Kinder

Nordamerika

Von der Südgrenze des Verbreitungsgebietes der Eskimo bis zu der Südspitze Amerikas gehörte einst alles Land der Urbevölkerung an, die wir unter dem Gesamtnamen der Indianer zusammenfassen. Nirgends aber hat sich mit der Entdeckung eines Landes durch die weiße Rasse und mit der sich dieser anschließenden Besiedelung ein so großer Umschwung vollzogen wie in Amerika. Heute nehmen an der Zusammensetzung der Bevölkerung des Erdteils sowohl im Norden wie im Süden desselben die Ureinwohner den geringsten Anteil. In Nordamerika sind sie bis auf geringe Ueberbleibsel vollständig verschwunden, die entweder sich der Kultur der Weißen mehr oder weniger anpassen oder nur unter dem Schutz der Weißen ein kümmerliches Dasein auf dem Boden fristen, den ihre Väter einst als Herren besessen haben. In Südamerika werden wir in Gebieten, die kaum noch eines Weißen Fuß betreten hat, Eingeborene noch in unberührtem Zustand finden, aber auch hier spielen sie für das Gesamtgebiet des Landes durchaus keine Rolle. An die Stelle der Eingeborenen sind fremde Völkerelemente, nicht-amerikanische Rassen getreten. Ganz Amerika ist von der im Norden auch der Zahl nach überwiegenden weißen Rasse in Besitz genommen worden. Durch sie ist aber ein weiteres Bevölkerungselement eingeführt worden: die Neger, die zur Zeit der Sklaverei in ausgedehntester Zahl von Afrika herübergebracht wurden, und endlich finden sich in einzelnen Gebieten auch indische Kulis, die ebenfalls von den Europäern nach Amerika verpflanzt worden sind.



Eine Eskimo-Großmutter von Grönland

Wenden wir uns zunächst den Indianern zu, so versteht es sich von selbst, daß bei einer Rasse, die sich über 120 Breitegrade verteilt, die einzelnen Stämme sich nach Lebensweise und Kultur nicht unbeträchtlich voneinander unterscheiden müssen, so daß sich nur wenig Allgemeingültiges über sie sagen läßt und bei ihrer Einteilung in einzelne Gruppen stets etwas mehr oder minder Willkürliches mit unterlaufen muß. Man ist daher aus Zweckmäßigkeitsgründen dazu gekommen, sie nach rein äußerlichen, geographischen Gesichtspunkten auseinanderzuhalten und sie als die Indianer Nord-, Mittel- und Südamerikas voneinander zu unterscheiden, dabei unter den Indianern Nordamerikas den uns im nordwestlichen Teil des



Eine Eskimo-Schönheit

Landes begegnenden eine Sonderstellung einräumend, für die nicht nur äußere, sondern auch innere Gründe sprechen.

Der ganzen Rasse ist indes eine Reihe anatomischer Merkmale gemeinsam. Das sofort am meisten in die Augen springende Charakteristikum ist die Farbe der Haut, die den Ureinwohnern Amerikas die Bezeichnung „Rothaut" verschafft hat. Wir können den Farbenton der Haut, der von Schurtz „lohfarben" genannt wird, als ein gelbliches oder rötliches Braun bezeichnen. Doch sind auch hellere Töne nicht selten. Wir möchten bei dieser Gelegenheit daran erinnern, daß der Name „Indianer" bekanntlich auf der irrtümlichen Auffassung der Entdecker Amerikas beruht, die bei ihrer Landung an den amerikanischen Küsten nach Indien gekommen zu sein wähnten. In seiner Gesamterscheinung macht der Indianer den Eindruck des Gedrungenen; er ist von mittlerer Größe, doch finden hiervon beträchtliche Abweichungen statt. In einzelnen Gebieten Nord- und Südamerikas wird das Mittelmaß überschritten, während es sowohl auf der Hochebene von Peru wie in Alaska und Feuerland nicht erreicht wird. Hände und Füße sind klein; stark entwickelt ist die Nackenmuskulatur. Im Schädelbau machen sich große Verschiedenheiten geltend. Als allgemeinste Durchschnittszahl giebt Schurtz den Index 79 an, fügt aber als bedeutendste Abweichung nach beiden Seiten hin die Zahlen 95 und 63 bei, so daß wir unter den Indianern sowohl ausgesprochene Rundköpfe wie ausgesprochene Langköpfe finden. Die Backenknochen treten stark hervor, die Stirn ist niedrig, wodurch das Gesicht den Charakter des Breiten erhält. Lippe und Nase erinnern an europäischen Typus. Die Nase zeigt häufig die Form der sogenannten Adlernase und verleiht dem Indianer das scharfe, charakteristische Profil, doch fehlen auch Stumpfnasen nicht völlig. Die Augen sind fast ohne Ausnahme schwarz und tief gelegen, aber ohne jede Spur von Schlitzäugigkeit. Das Haar der Indianer ist durchweg dunkel, straff und grob, der Bartwuchs äußerst spärlich, wie auch die Körperbehaarung fast völlig fehlt.

Auffallend ist die große Aehnlichkeit der Physiognomie bei beiden Geschlechtern; sie geht unter Umständen so weit, daß man bei Betrachtung einer größeren Anzahl von Photographien im ersten Augenblick zweifeln kann, ob man Männer oder Frauen vor sich hat.



Eskimo-Knaben

Augenscheinlich trägt hierzu sowohl der Bartmangel des Mannes wie die Gewohnheit beider Geschlechter bei, das Haupthaar lang zu tragen.

Daß der Indianer seine geistigen Fähigkeiten zu hoher Entwicklung zu bringen vermag, ergiebt sich aus seiner Vorgeschichte; das zeigt allein schon das, was wir vom Reich der Inka wissen. Alexander v. Humboldt hat den mexikanischen Indianern eine große Leichtigkeit des Lernens zugeschrieben, und auch heute noch sind die Erfahrungen, die in Indianerschulen gemacht werden, im ganzen nicht schlecht. Wohl aber neigt der Indianer zur Trägheit; ja, es ist dies geradezu einer seiner hervorstechendsten Charakterzüge. Alles geschieht langsam; selten sieht man ihn, sagt Ratzel, laufen oder rasch etwas vollbringen, wenn es nicht das Aeußerste gilt. Diese Indolenz ist vielfach



Eskimos mit ihrem Zelt aus Seehunds- und Bärenfellen

irrtümlich als angeborene Würde ausgelegt worden, und auf sie geht jedenfalls die Zurückhaltung und die Verschlossenheit zurück, wodurch sich der Indianer charakterisiert. Auf allen Indianern lastet der Vorwurf der Grausamkeit. Das hochentwickelte Kulturreich der Azteken kannte barbarische Menschenopfer, die kriegsgefangenen nordamerikanischen Indianer wurden den fürchterlichsten Quälereien unterworfen, und heute noch sind die Indianer gegen sich selbst von nicht geringerer Härte; die Knaben wurden ehemals, bevor sie für fähig erkannt wurden, in die Reihe der Krieger einzutreten, den grausamsten Prüfungen unterworfen, und auch den Mädchen blieben, wenn sie heranwuchsen, ähnliche nicht erspart.

Alle Berichte über die erste Entdeckung von Indianern durch Weiße bekunden aber übereinstimmend, daß die fremden Eindringlinge von den Landeseingeborenen gastlich empfangen und in jeder Weise unterstützt wurden. Zeitgenossen können nicht genug des Lobes über die Indianer finden. „Das Volk ist höchst sanftmütig, liebevoll und treu, frei von aller Tücke und Hinterlist und lebt wie die Völker des goldenen Zeitalters,“ so äußert sich Barlow über die Indianer der Küste von Nord-Karolina, und eine andre Autorität jener Zeit schreibt: „Es ist eine durch die meisten geschichtlichen



Chippeway=Indianer



Sioux=Indianer



Chippeway=Häuptling



Indianer=Häuptling

Darstellungen bewiesene Thatsache, daß sich die Indianer, wo wir zuerst von ihnen hören, im allgemeinen den Europäern gegenüber freundlich, gastlich und hilfreich zeigten, solange als sie gerecht und menschlich behandelt wurden.“ Kann man es aber den Indianern verargen, daß ihr Benehmen gegen die fremden Eindringlinge mit der Zeit sich änderte? Verräterisch ergriffen und weggeschleppt, betrogen und von ihren Besitzungen vertrieben, gewaltsam und grausam behandelt, vergalten sie Gleiches mit Gleichem und zogen sich dadurch den Ruf der Grausamkeit und unerbittlicher Feindschaft gegen Europäer zu. Eine Neigung zur Grausamkeit ist, wie erwähnt, dem Indianer bei seinem ersten Auftreten in der Geschichte nicht abzustreiten; daß aber diese Neigung sich gegen die Europäer wandte, daran sind nur die letzteren schuld.

Nordamerikanische Indianer-Häuptlinge mit ihren Frauen und Kindern

Vielfach hat man früher, zumeist in sensationellen Darstellungen des Indianerlebens, die Gabe der Beredsamkeit bei den Rothäuten betont, doch scheint es sich hierbei vielfach um Uebertreibung zu handeln, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Indianer in ihren Volksversammlungen gut und präzis und dabei ruhig und maßvoll zu sprechen verstehen und ihre Rede durch ein gut ausgebildetes Mienen- und Gebärdenspiel einen gewissen Nachdruck erhält.

Große Schwierigkeit hat von jeher das Studium der indianischen Sprache oder der indianischen Sprachen bereitet. Bis vor kurzem wollte man noch bis zu hundert und mehr einzelne Sprachen unterscheiden, doch hat es sich mehr und mehr gezeigt, daß es sich vielfach nur um Abzweigungen und Verästelungen einer gemeinsamen Sprache handelt, die mit der Zeit das Gepräge selbständiger Sprachen angenommen haben. Immerhin bleibt noch eine Sprachenfülle zurück, wie sie sich sonst auf der Erde wohl nicht mehr findet und wie sie sich nur durch die Zersplitterung der Indianer in kleine und kleinste Gruppen erklärt. Nirgends auch findet es sich, daß, wie bei Karibenstämmen, Männer und Frauen gesonderte Sprachen sprechen, in diesem Fall die Männer karibisch, die Weiber die Arawaksprache. Bei dem Karayastamm fand Ehrenreich, daß sich die Weibersprache vom Dialekt der Männer durch altertümliche Formen unterscheidet. Trotz dieser großen Verschiedenheit und trotz des Mangels an einem durchgreifenden Moment der Uebereinstimmung hat man neuerdings doch ein gleiches Grundprinzip beim Aufbau der verschiedenen amerikanischen Sprachen erkannt. Man bezeichnet danach die amerikanischen Sprachen als Pronominalsprachen, das heißt solche, die eine besondere Entwicklung des Pronomens zeigen, und als polysynthetische, das heißt solche, die eine große Anzahl abgekürzter Wurzeln eng aneinander schließen. „Allen liegt der Grundplan der Einverleibung zu Grunde; Pronomina, Adverbien, selbst Substantiva werden in das Zeitwort aufgenommen und mit ihm konjugiert, so daß sich Wortungeheuer aus mehr als einem Dutzend Elemente von der Zunge

wälzen. Bei mangelnder Differenzierung, dem Ueberwuchern des Verbalbegriffes, der Verschmelzung des Pronomens mit dem Nomen sind die Indianersprachen reich an Ausdrücken für bestimmte Verhältnisse; die grammatikalischen Formen, Numerus und Genus, sind aber fast überall vernachlässigt. Entwickelt sind wieder die Pronomina, die oft für den Charakter des zugehörigen Worts, ob Verbum oder Substantivum, entscheidend sind.“ (Ratzel.)

Seit der kaum mehr zu berechnenden Zeit, da Amerika die Vorfahren seiner ursprünglichen Bevölkerung erhielt, bis zu den Tagen der spanischen Eroberung hat, wie wir sicher annehmen dürfen, von keiner Seite her eine Einwanderung nach Amerika stattgefunden. Wohl haben auf dem Weg über Grönland, wie erwähnt, normannische Einwanderer die Ostküste erreicht, und es mag auch noch gelegentlich einmal ein Schiff an die Küste verschlagen worden und dort gestrandet sein, aber alle derartigen zufälligen Begebnisse konnten selbstverständlich keine dauernde Spur hinterlassen. Thatsächlich sind bis zur Entdeckung durch Kolumbus die Amerikaner sich selbst überlassen geblieben und haben eine durchaus selbständige, nur ihnen eigne Kultur entwickelt. Nirgends auf der Welt sonst finden wir eine derartige Abgeschlossenheit, und gerade das macht uns die Urbevölkerung Amerikas so interessant. Daß die Europäer bei der Entdeckung des neuen Erdteils dort Reiche bedeutenden Kulturstandes antrafen, ist allgemein bekannt; wichtiger noch dürfte die Thatsache sein, daß die Urbewohner des Landes, abgesehen von wenigen Stämmen, die bis heute über den Kulturzustand der Steinzeit nicht hinausgekommen sind, mit der Bearbeitung der Metalle vertraut waren. Merkwürdigerweise blieb indes das Eisen so gut wie unbenutzt, dagegen war Kupfer und Gold, ihre Schmelzung und Bearbeitung und ebenso die Herstellung der Bronze den Indianern wohlbekannt. Töpferei und Baumwollweberei blühten besonders in den alten peruanischen und mexikanischen Kulturstaaten; allgemein verbreitet ist die Kunst der Zubereitung der Felle zu Gewändern, ebenso die Flechtkunst.



Indianischer Krieger (Nordamerika)

Der Sonderstellung der nordwestamerikanischen oder Nutka-Indianer ist schon gedacht worden. Ihr Gebiet liegt zwischen der südlichen Verbreitungsgrenze der Eskimo und Kalifornien und zwischen den westlichen Randketten des Felsengebirges und dem Stillen Ozean. Sie weichen darin von allen Stammesgenossen ab, daß sie sich in ihrer Kultur den sogenannten hyperboräischen, das heißt den den hohen Norden bewohnenden Völkern, die trotz ihrer Stammesverschiedenheit eine Reihe gemeinsamer Sitten und Einrichtungen angenommen haben, und, was noch auffallender ist, den Polynesiern nähern.

Die Hauptbeschäftigung dieser Stämme ist der Fischfang, der mit Netz und Harpune ausgeübt wird, wobei die letztere sehr an die der Eskimo erinnert. Bei dem Stamm der Haidah wird schon seit alter Zeit Kartoffelbau betrieben. Mit den Eskimo teilen die Nutka-Indianer die außerordentliche Geschicklichkeit in Handarbeiten; Horn und Stein werden mit großer Fertigkeit verarbeitet, und wie auf der Südsee finden wir hier prächtig geschnitzte Hauspfeiler aus Holz, geschnitzte Friese, Masken und so weiter. Die Frauen verstehen beim kümmerlichen Schein der Thranlampe mit Tiersehnen Leder zu nähen, Fischnetze zu knüpfen, sogar zu spinnen und zu weben.

Bemerkenswert sind die Wohnungen, die bei viereckigem Grundriß oft gewaltige Dimensionen annehmen und vielen Personen zur Heimstätte dienen. So fanden Lewis und Clarke ein derartiges Haus von 70 Meter Länge, das durch einen Gang in zwei Reihen Wohnstätten geteilt wurde. Vor diesen Häusern stehen als Wappenzeichen bis 20 Meter hohe, roh geschnitzte Pfähle; die Eingangsthüren sind häufig in der Gestalt des Rachens irgend eines fabelhaften Ungeheuers gehalten.

Indianer-Häuptling mit seinen Frauen

Die Tracht besteht für beide Geschlechter aus einem bis zum Knie herabreichenden, an der Seite offenen Mantel aus der Rinde eines Nadelbaums, der roten Zeder. Als besonders feierliche Tracht werden Wolfs- oder Bärenfelle getragen, die am Rand mit anderm Pelzwerk verbrämt sind. Der ganze Körper wird beständig mit einer aus Ocker und Oel hergestellten roten Farbe eingerieben.

Die Indianer Nordamerikas, die berühmten „Rothäute", auf die Coopers Lederstrumpf-Erzählungen den ganzen Reiz ihrer Romantik ergossen haben, zerfallen in eine große Anzahl einzelner Stämme, die ihrerseits wieder zu größeren Gruppen zusammengefaßt werden. Sehr häufig tragen die Stämme Tiernamen, wie: Krähen-Indianer, Schlangen-Indianer u. dergl. Manchmal ist diese Stammesbezeichnung der gemeinsame Name für alle Mitglieder des Stammes; des öfteren aber wird er zur Bezeichnung der Persönlichkeit noch mit einem Attribut versehen, wie zum Beispiel bei den Büffel-Indianern „sitzender Büffel", „stehender Büffel" u. s. w. Es gilt aber das wie alles, was über die Sitten und Gebräuche der Indianer zu sagen ist, für einen Zeitraum, der mehrere Jahrzehnte hinter uns liegt, da in neuerer Zeit die Indianer fast ganz dem Ansturm der Europäer erlegen sind. Ihrer Beschäftigung nach teilten sich die Indianer schon zu der Zeit ihrer Entdeckung durch die Europäer in Ackerbauer und Jäger. Die Aecker waren teils Hochäcker, deren Reste wir heute noch in virginischen Buschwäldern finden, teils lagen sie wie am Missouri in den fruchtbaren Flußniederungen. Mit welcher Intensität die Indianer den Ackerbau zu betreiben wußten, zeigen großartige Bewässerungsanlagen, zum Beispiel in Arizona. In erster Linie wurde Mais kultiviert und daneben vor allem Kürbisarten.



Nordamerikanische Indianerin im Festkleide

Zu den tüchtigsten Ackerbauern gehörten unter andern die Irokesen, die tapfersten unter den tapferen Indianern, die zugleich die politisch am höchsten entwickelten und die höchstkultivierten Indianer Nordamerikas waren. Andre Stämme beschäftigten sich ausschließlich mit der Jagd. Zu ihnen gehörten unter andern die Dakota oder Sioux, die nächst den Irokesen zu den bekanntesten Indianerstämmen zählten. Sie bewohnten ursprünglich das ganze Missourithal bis zum Yellowstonefluß, saßen im Osten bis zum Michigansee und Mississippi und im Westen bis zu den Vorhöhen des Felsengebirges. Vor allem machten sie Jagd auf die ungeheuren Büffelherden, die die Prairien bevölkerten. Von dem Büffel oder Bison war die Existenz Tausender von Indianern abhängig, und wir wissen, daß manche Stämme erst mit dem Zurückgehen der Büffelherden gezwungen wurden, sich dem Ackerbau zuzuwenden.

Nordamerikanischer Indianer mit Tomahawk

Ein wichtiges Geschenk erhielten diese Jagdvölker durch die Europäer in dem Pferde. Rasch verstanden sie den Nutzen des Tieres zu erkennen und wurden gewandte und kühne Reiter, die sich auf diese Weise mehr als bisher dem Leben in den endlosen Prairien anzupassen wußten. Einzelne Stämme, wie die südlichen Tinneh, verwandelten sich hierdurch in räuberische Reitervölker.

Ebenso charakteristisch wie malerisch war die Tracht der nordamerikanischen Indianer, wie unsre Abbildungen das, zugleich den Wandel in den Trachten markierend, an einer Reihe prächtiger Typen zeigen. Ursprünglich waren die Felle der Jagdtiere das sich von selbst ergebende Material der Kleidung, und die Indianer verstanden es, sie in sehr geschmackvoller Weise zuzuschneiden und zu verzieren. Die besonders charakteristischen Stücke des Anzugs waren Beinkleider, Schuhe, Mokassin geheißen, und Mantel. Obwohl die Indianer die Kunst des Gerbens nicht verstanden, wußten sie doch die Felle geschmeidig zu machen. Die Schuhe wurden aus frischem, an den Füßen getrocknetem Wildleder hergestellt und hatten je nach den einzelnen Stämmen eine verschiedene Form, bald schmäler, bald breiter, und so war es möglich, daß die Fußspur zum Verräter der Stammeszugehörigkeit wurde. Bei den nördlichen Tinneh finden wir einen Anklang an die Kleidung der Hyperboräer; Mann und Weib tragen Beinkleider, die nach unten einen stiefelartigen Abschluß finden wie bei den Eskimo.

Mit zunehmender Zivilisierung der Indianer veränderte sich naturgemäß immer mehr auch ihre Tracht. Von der Regierung wurden den friedlichen Indianern wollene Decken geliefert, und heute ist das wollene „Blanket“ ein Stück des indianischen Nationalkostüms. Daß die vollständig der Zivilisation gewonnenen Indianer sich auch ganz die Tracht des weißen Mannes angeeignet haben, zeigt uns eine unsrer Abbildungen.



Nordamerikanische Indianer, zu einer Reise gerüstet

Als Schmuck waren von je sehr beliebt aus Muschelschalen hergestellte Perlen, Wampun genannt. Sie hatten längliche Form und waren zum Teil von bedeutender Größe; entweder ließ man ihnen die natürliche Farbe der Muschelschale, oder man färbte sie; an Fäden aufgezogen, wurden sie als Halsschmuck oder Gürtel getragen. Sie dienten aber nicht nur zum Schmuck, sondern auch als Tauschmittel oder galten als Symbol der Freundschaft. Daß auch echte Perlen als Schmuck getragen wurden, hat sich aus einer großen Zahl von Gräberfunden im Ohiothal ergeben. Allgemein war die Sitte, den Körper zu bemalen, während Tättowierung fast gar nicht vorkam.

Als Waffen zu Jagd und Krieg dienten den nordamerikanischen Indianern Bogen und Pfeil. Der Bogen der Prairiestämme macht den Eindruck des Schwachen und fällt durch seine Kürze auf, aber der von ihm geschnellte Pfeil vermochte einen Büffel zur Strecke zu bringen. Der ursprüngliche Typus der Axt war das Wurfbeil, der Tomahawk. Anfänglich wurden die Waffen aus Stein oder Horn hergestellt, ziemlich früh scheint aber in der Nähe des Oberen Sees das dort sich findende Kupfer zu ihrer Herstellung Verwendung gefunden zu haben. Die Bekanntschaft mit den Europäern vermittelte den Indianern natürlich bald die Kenntnis des Eisens, und an Stelle des primitiven Steinmessers verwendete der rothäutige Krieger zum Skalpieren Messer aus Sheffieldstahl.


Nordamerikanischer Indianer-Häuptling mit Federschmuck

Unter dem mancherlei Gerät der Indianer spielt eine große Rolle die Pfeife. Wurde doch bekanntlich bei feierlichen Gelegenheiten eine nur hierzu verwendete Pfeife, die Friedenspfeife, geraucht. Bei den Sioux-stämmen wurde diese Pfeife aus einem bestimmten heiligen Stein hergestellt; häufig war sie in der Form eines Tomahawks geschnitzt, auf diese Weise sowohl Krieg wie Frieden symbolisierend. In den letzten Jahrzehnten kamen in Europa hergestellte Pfeifen-tomahawks auf, die sowohl als Pfeife wie als Tomahawk verwendet werden können. Besonders vom Haidahstamm wurden früher Pfeifen mit vollendeten Zeichnungen verschiedenster Tiere hergestellt.

Die Töpferei war jedenfalls in früherer Zeit bei den Indianern allgemein verbreitet. Der Boden alter verlassener Dörfer im Mississippithal und an andern Orten ist nach Ratzel oft buchstäblich bedeckt mit Thonscherben. Häufig wurden, wie wir dies auch in Südamerika wieder sehen, Töpfe in Form von Tieren oder allerlei Phantasiegebilden hergestellt. Als Wohnung bedienten sich die meisten Stämme des Lederzeltes, Wigwam genannt, das leicht zu transportieren ist. Durch größere Baukunst zeichneten sich wiederum die Irokesen aus, die richtige Häuser herstellten, an deren Wänden Bänke hinliefen, auf denen die Bewohner schliefen. Häufig wurden mehrere Hütten zu Dörfern vereint und diese auch mit Befestigungsanlagen versehen.

In den religiösen Vorstellungen der nordamerikanischen Indianer finden wir stets den Glauben an höhere Wesen, doch lassen sich in kurzen Zügen unmöglich die mancherlei Vorstellungen schildern, die sich die Rothäute von ihnen machen. Vielfach liegt Naturdienst zu Grunde. So verehrten fast alle Amerikaner, mit Ausnahme der nördlichsten, die Sonne. „Im Gewitter und Donnersturm

erkannte man das Rauschen eines mächtigen Flügelschlages, die Stimme des Großen Geistes, den Heroldruf des kommenden Sommers, die Verheißung der Fruchtbarkeit, den Trommelschlag des gehörnten Riesen Hookah. Auf den Wolken reitet der Heno der Irokesen, der Gott des Donners und der Fruchtbarkeit.“ Fast alle Indianer glaubten schon, bevor sie mit den Europäern bekannt wurden, an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben in einer oberen und unteren Welt. Eine große Rolle spielen die Träume, denn in ihnen wandert die Seele. So ist auch Träumedeuten eine Hauptaufgabe der Priester oder Schamanen. Wie überall sind diese Schamanen Zauberer, die zugleich als Aerzte durch Besprechung Krankheiten heilen und Geister bannen. Mit der Idee eines



Indianisches Zelt im Winter; davor eine Frau mit ihrem Kinde

Jenseits ist auch bei den Indianern die Vorstellung von Lohn und Strafe wenigstens zum Teil verbunden, und bemerkenswert sind die mancherlei Sagen, hauptsächlich die Schöpfungssagen, in denen wir oft zu unsrer Verwunderung allerlei bekannte Anklänge finden.

Steigen die hohen Götter des Himmels auf die Erde herab, so nehmen sie Tiergestalt an. Daraus entspringt die Verehrung, die den verschiedensten Tieren zu teil wird; besonders ist es auch hier wieder die Schlange, die von hoher Bedeutung ist. Weit verbreitet ist ferner der Vogelglaube, und in unzähligen bildlichen Darstellungen begegnet man dem Frosch; Trägerin der Welt ist die Schildkröte, und eine große Rolle spielt der Bär. Wir haben schon bei nordasiatischen Völkern kurz die Bärenverehrung gestreift. Von dort ist sie, wie es scheint, weit in Amerika eingedrungen und spielt bei festlichen Tänzen mancher Stämme eine große Rolle. Auch andre Tiermasken sind hierbei beliebt, und es ist ein phantastisches Bild, um lodernde Feuer die als Tiere verkleideten Menschen in tollen Sprüngen tanzen zu sehen, alle Krieger geschmückt mit reichem Federschmuck und greller Bemalung des rotbraunen Körpers.

Unter dem Gesichtspunkt abergläubischer Vorstellungen ist auch das bekannte Skalpieren, das heißt das Abziehen der Kopfhaut, zu betrachten, denn es hängt wohl sicher mit der Schädelverehrung zusammen und bildet hierdurch in gewissem Sinn ein Analogon mit dem uns schon bekannten „Kopfschnellen" malaiischer Stämme. Die getrocknete Schädelhaut bildet einen Hauptstolz des Kriegers. Der Grausamkeit der Indianer haben wir schon gedacht, und auch, daß dieser Zug seinen Ausdruck in grausamen Proben findet, denen die Kinder unterworfen werden, ehe sie zu den Erwachsenen übertreten. Sonst ist die Behandlung der Kinder durch die Eltern eine liebevolle und die Stellung der Frau eine nicht gedrückte. Bei vielen Stämmen fällt die Besorgung des Hauses und des Feldes nicht der Frau allein zu, sondern neben dem Betreiben von Jagd und Fischfang beschäftigt sich auch der Mann mit Ackerbau.



Nordamerikanischer Indianer-Häuptling

In Trauergebräuchen herrscht große Gleichmäßigkeit bei allen Stämmen. Die seelische Trauer wird durch äußere Kennzeichen, Totengeheul, Raufen der Haare, Selbstverwundungen gekennzeichnet. Die Leiche wird fast überall in gebückter Haltung beigesetzt, doch machen sich im übrigen lokale Unterschiede geltend; während die einen Stämme ein äußerlich kenntliches Grabmal verschmähen, finden wir dies wiederum bei andern. Leider verbietet es uns der Raum, auf Einzelheiten einzugehen, wie überhaupt der einzelnen Stämme oder Abteilungen im besonderen zu gedenken. Vor allem sind es immer die sprachlichen Aehnlichkeiten, auf Grund deren mehrere kleinere Stämme zusammengefaßt werden. Kurz gedenken müssen wir nur noch der Pueblostämme. Ihren Namen haben sie von den Ruinen alter Ansiedlungen (spanisch: Pueblos) erhalten, die sich zahlreich auf ihrem Gebiete in den Staaten Arizona und Neu-Mexiko finden. Diese Indianer waren größtenteils Ackerbauer, kannten die Weberei und Töpferei, verstanden aber nicht die Bearbeitung der Metalle. Sie bilden nicht nur eine eigne sprachliche Gruppe, sondern haben vor allem auch große Aehnlichkeit in ihren Gebräuchen und ihrer Gesamtkultur, die zum Teil höher steht als bei ihren nördlichen und östlichen Nachbarn. Unter ihnen spielt heute die Hauptrolle der Stamm der Zuli.

Wir haben schon einleitend erwähnt, daß unsre Schilderung sich zum großen Teil auf frühere



Dakota-(Sioux-)Häuptling mit Tomahawk, 38 Jahre alt



Mandan-Indianer in europäischer Kleidung

Zeiten und frühere Zustände beziehen muß, denn die heutigen Indianer sind nur noch der Schatten von dem, was sie früher gewesen sind. Freilich wäre es ganz falsch, zu glauben, daß vor dem Eindringen der Europäer eitel Frieden unter ihnen geherrscht hätte. Damals befanden sich zum Beispiel die Irokesen mit andern Stämmen im Krieg, aber die gegenseitigen Kriege hätten freilich nicht so aufreibend für die armen Ureinwohner gewirkt wie die Ueberschwemmung Nordamerikas mit der weißen Bevölkerung. Zum Teil leisteten jene verzweifelten Widerstand; zumal waren es die schon hervorgehobenen Irokesen, die, zum Bunde der sechs Nationen vereinigt, sich kühn den weißen Eindringlingen entgegenstellten. Nur dem Umstand, daß ihr Kampf mit den Weißen in eine Zeit fiel, da diese nur noch langsam vordrangen, verdanken sie ihre Erhaltung. Indianer dieses Stammes leben im Staat New York als ruhige Farmer, ohne sich in ihrer Lebensweise von ihren weißen Nachbarn zu unterscheiden; andern hat die schwere Zugänglichkeit ihres Wohnorts ermöglicht, ihre Existenz weiter zu fristen, so den Irokesen in den Gebieten von Nord-Karolina und den Seminolen in Florida. Im großen und ganzen aber dürfte die indianische Urbevölkerung Nordamerikas unwiderruflich ihrem sicheren Ende entgegengehen. Wohl hat in den letzten Jahrzehnten die Regierung die sogenannten Reservationen geschaffen, worin die Indianer zum Teil auf Kosten der Regierung erhalten werden; die Besiedelung des Landes ist den Weißen verboten, und im allgemeinen suchen hier die Rothäute ein Leben nach Art ihrer Vorfahren weiter zu führen. Andre Stämme, denen ebenfalls bestimmte Wohnsitze angewiesen wurden, haben sich allmählich an ein zivilisiertes Ackerbauerleben gewöhnt, aber die Fürsorge der amerikanischen Regierung von heute vermag die blutigen Kämpfe von früher, durch die die Indianer unter starken Verlusten zurückgedrängt wurden, nicht mehr ungeschehen zu machen. Auch heute noch kommen blutige Zusammenstöße zwischen den Indianern und Weißen vor, wenn die Weißen trotz aller Verbote in die den Rothäuten belassenen Bezirke eindringen. Eine Schilderung der Vergewaltigung der Indianer hat uns Friederici in seiner Schrift „Die Indianer und Anglo-Amerikaner“ gegeben.

Wie wir Sievers' „Amerika“ entnehmen, beträgt nach dem Zensus von 1890 die Zahl der Indianer wenig mehr über $^{4}/_{10}$ Prozent der



Indianer mit seinem Weibe

gesamten Volkszahl, stetig aber nimmt die Zahl der zivilisierten Indianer ab. In der Osthälfte der Vereinigten Staaten wurden in den neunziger Jahren nur noch etwa 27000 Indianer gerechnet, etwa ein Drittel der Gesamtzahl; 75000 fanden Zuflucht im Indianerterritorium, und die Mehrzahl, rund 150000, lebt heute im Westen.

Es ist hier der Platz, auch von den übrigen Elementen der Bevölkerung der Vereinigten Staaten zu sprechen, soweit sie nicht europäische Einwanderer sind. Bis zum Jahre 1808 wurden Tausende und Abertausende von Negern aus Afrika als Sklaven eingeführt, und wenn auch mit der Sklavenemanzipation diese Zufuhr aufhörte, hat sich doch das farbige Element bedeutend vermehrt, so daß es gegenwärtig nahezu den achten Teil oder 12 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht. Am stärksten vertreten sind die Neger natürlich in den ehemaligen Sklavenstaaten des Südens. In einzelnen von ihnen, so in Süd-Karolina, Mississippi und Louisiana, übertrifft die Zahl der Neger sogar die der Weißen. Ob speziell diesen Südstaaten eine Afrikanisierung droht, ist schwer zu sagen; jedenfalls spielt das farbige Element eine bedeutende Rolle, und dies kann bei seiner nicht zu leugnenden geringeren Kulturwertigkeit nicht als günstig bezeichnet werden. Nicht zu vergessen ist, daß neben den Negern auch die Mischlinge von Negern und Weißen, die Mulatten, stark vertreten sind. Sie steigen häufig zu einer höheren Bildungsstufe empor als die Vollblutneger, und die Aussicht ist nicht von der Hand zu weisen, daß einst die Mischlingsbevölkerung in einzelnen Staaten der großen Republik die absolute Mehrheit bilden mag. Im sozialen Leben wird freilich heute noch der Mulatte und der Vollblutneger zusammengeworfen, und der freie Amerikaner gesteht seinem dunkleren Mitbürger im täglichen Umgang keineswegs die ihm gesetzlich zuerkannte Gleichberechtigung zu. Scharf wird die Grenzlinie, die „Colour Line“, festgehalten und jeder in die Acht gethan, in dessen Adern auch nur ein Tropfen Negerblut fließt. Die Terzeronen und Quadronen, das heißt die Mischlinge zweiten und dritten Grades, unterscheiden sich nach diesen sozialen Gesetzen wenig von den Vollblutnegern.



Nordamerikanische Indianer

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Mittelamerika

Wenn wir uns zu den mittelamerikanischen Indianern wenden, so finden wir hier äußerlich die Verhältnisse für die roten Ureinwohner Amerikas günstiger liegend. Ihre Abkömmlinge machen noch einen ganz bedeutenden Teil der Bevölkerung aus. Sehen wir zuerst Mexiko an, so finden wir, daß hier von einer Ausrottung der einheimischen Bevölkerung keine Rede sein kann. Die Zahl der reinen Indianer wird noch auf 38 Prozent der gesamten Bevölkerung berechnet, und eine ganz bedeutende Rolle spielt, wie wir noch sehen werden, das Indianerelement in der Mischlingsrasse der Mestizen. Selbst in großen Städten sind noch reine Indianer in beträchtlicher Zahl vorhanden, in geschlossenen Massen aber leben sie in einzelnen Gebieten und besonders in wilderen Gebirgsteilen. Nach Sapper sind in den mittelamerikanischen Staaten etwa die Hälfte der Gesamtbevölkerung reine Indianer, während die andre Hälfte der überwiegenden Mehrzahl nach als Mestizen von Indianern abstammt. Namentlich in Yukatan und in den Hochländern von Guatemala und Chiapas übertreffen die Indianer die Mischlinge weit an Zahl, und im Innern und im Südosten der Halbinsel Yukatan giebt es sogar einige unabhängige Gebiete mit fast ausschließlicher Indianerbevölkerung; das Departement Alta Verapaz in Guatemala zeigt 95 Prozent reiner Indianer.



Frau aus Kiawa



Indianische Frau mit ihrem Kinde im Tragkorb

Was uns die mittelamerikanischen Staaten besonders interessant macht, sind jedoch nicht die heutigen Indianer, sondern ihre Vorfahren. Hier blühten vor der spanischen Zeit Indianerreiche, denen eine bedeutende Kultur nicht abzusprechen ist, so viel uns Unverständliches und uns Widerstrebendes sie auch enthalten mag. In Mexiko blühte das Reich des Montezuma; in Yukatan und Guatemala stößt man auf die großartigen Reste der alten Mayakultur.

Es würde eine eigne umfassende Darstellung erfordern und über den Rahmen dieses Buches hinausgehen, wollten wir eine Schilderung dieser alten Kulturen versuchen, von denen vieles uns noch nicht erklärbar ist. Wir wissen aus dem Bericht über Cortez' Eroberung des alten Mexiko, welch



Eine Gruppe von Mikmak-Indianern

mächtigen Eindruck ihm dieses Land und seine Hauptstadt machte. Er erzählt, daß die Stadt mehrere schöne Marktplätze gehabt habe, auf deren hauptsächlichstem sich täglich gegen 60 000 Menschen zusammengefunden hätten. Das mag wohl eine Uebertreibung sein, aber es genügt, daran zu erinnern, daß in dem Palast von Montezumas Vater Cortez ohne Mühe mit seinen 2000 Soldaten Quartier fand. Nicht genug konnten die spanischen Conquistadoren die Pracht des dem Herrscher selbst gehörenden Palastes mit seinen 20 Thoren und 3 Höfen, seinen prachtvollen Gärten, Teichen und Brunnen preisen.

Die ganze Kultur Alt-Mexikos beruhte auf sorgfältig betriebenem Ackerbau; in hoher Blüte standen Spinnerei und Weberei, sowie Töpferei. Wasserleitungen, vortrefflich angelegte Straßen, militärische Organisation lassen das Reich der Azteken nach den Schilderungen seiner Eroberer als wohlbegründet und hochentwickelt erscheinen. Den größten Eindruck mußten auf die Eroberer die gewaltigen Bauwerke machen, wozu als Material lufttrockene Lehmziegel und Hausteine dienten,



Lager nordamerikanischer Indianer

während für Fundierungen, Plattformen und Bogen polierter Zement zur Verwendung kam. Die Schrift der Azteken kann als Hieroglyphenschrift bezeichnet werden. Neuere Forschung ist freilich der Ansicht, daß dieses blendende Aeußere des Reichs des Montezuma lange eine allzu günstige Beurteilung zur Folge gehabt hat. Wir wollen ganz absehen von der schrecklichen Sitte der Menschenopfer, die, in engem Zusammenhang mit der Religion stehend, unglaubliche Dimensionen annahm. Wird doch angegeben, daß in der letzten Zeit vor der Eroberung durch die Spanier alljährlich 25 000 Opfer gefallen seien. Soweit in Mittelamerika mexikanischer Einfluß reicht, schreibt Ratzel, finden wir Menschenopfer. Diese hauptsächlich dem Gott Huitzilopochtli gebrachten Opfer bilden ohne Zweifel eine grause Verirrung; davon abgesehen glaubt Ratzel feststellen zu müssen, daß jenes Reich nur ein Zwangsbund militärischer Demokratie war, an deren Spitze ein Häuptling ein großes Uebergewicht ausübte. „Zwischen Stamm und Stamm lagen breite Gürtel unbewohnter Gebiete, durch die sie sich scheu voneinander abschlossen."



Eine Hopi-Braut

Eine höhere Kulturentwicklung glaubt diese Auffassung Mexiko nicht zuschreiben zu dürfen, denn auch eine höhere Kunstentwicklung hat nicht stattgefunden.

Die Schöpfer dieses Reiches waren Indianergruppen, zweifellos nordamerikanischer Herkunft. Sie werden zusammengefaßt als aztekisch-toltekische Gruppe; der letztgenannte Stamm war der ältere und zog zuerst südwärts, ihm folgten die Azteken, deren Name durch die Spanier bekannt wurde und deren Reich einer Handvoll kühner Abenteurer zum Opfer fiel. Mag aber die Kulturhöhe der Azteken auch vielfach zu günstig beurteilt worden sein, so entbehrt dieser Sturz und das Ende des letzten Herrschers Montezuma doch nicht der Tragik. Nicht zu leugnen ist auch, daß Mexiko kaum wieder und sicher nicht unter den Zerstörern des Aztekenreiches die Blüte erreicht hat wie unter den alten Bewohnern des Landes.

Ehe wir uns zu den heutigen Nachkommen der Azteken wenden, seien noch ein paar Worte den schon erwähnten Maya gewidmet. Ihren Wohnort haben wir schon kennen gelernt. Nach ihrer Kultur zu schließen, scheinen sie verwandt mit den Azteken. Von diesen unterschied sie aber zunächst ihre höher entwickelte Bilderschrift, die neben den Bildern auch phonetische Zeichen verwendete. Auch war ihr Kultus, wenngleich dem mexikanischen ähnlich, doch milder und nicht so blutig. Die großartigen Bauten, die die Mayas herzustellen wußten, erregen noch heute die Bewunderung der Reisenden. Erst in den letzten Jahrzehnten sind eine Reihe von Ruinenstädten aufgedeckt worden, und sicher ist, daß in den undurchforschten Wäldern noch manche verborgen liegen. Eine ausführliche Studie hierüber, auf die wir verweisen müssen, um nicht selbst zu eingehend zu werden, verdanken wir dem um die Forschung Mittelamerikas hochverdienten Dr. Karl Sapper. Er weist zugleich auf den verschiedenen Charakter dieser Bauten hin, die entweder Wohn- oder Kultusstätten waren oder heute noch einen festungsähnlichen Charakter tragen. Ueberall kehrt bei den bisher bekannt gewordenen Ruinen der Mayavölker der Grundtypus mehr oder weniger geschlossener Hofräume wieder.

Größtenteils sind die Gebäude nach einer bestimmten Richtung orientiert. Vergleicht man nun mit diesen alten Kulturvölkern, die wir ohne Rücksicht auf den Höhegrad der Kultur doch sicher mit diesem Namen bezeichnen dürfen, ihre heutigen Nachkommen, so darf man wohl von einem Rückschritt sprechen.

Unter den Indianerstämmen Mexikos finden wir heute dieselbe große Zersplitterung wie bei den Indianern Nordamerikas. Als Hauptstamm gilt der der Azteken. In ihrem Aeußern weichen



Frauen und Kind in Guatuso (Costarica)

alle die verwandten Stämme nicht so bedeutend voneinander ab, wohl aber finden wir auch bei ihnen eine weitgehende Differenzierung der Sprachen. Mit den Indianern Nordamerikas haben die Bewohner Mexikos die vorstehenden Jochbogen und das schlichte schwarze Haar gemeinsam; die vorherrschende Hautfarbe ist ein bald helleres, bald dunkleres Gelbbraun; die Nase ist selten gebogen. Den Azteken wird Dolichocephalie des Schädels (Langköpfigkeit) zugeschrieben, andern Stämmen Mesocephalie (Mittelköpfigkeit); nicht selten finden wir die auch bei vielen Stämmen Nordamerikas übliche Verunstaltung des Schädels; so pressen die Tolteken den Schädel zusammen, daß er nach hinten gedrückt erscheint. Die Verunstaltung muß natürlich bald nach der Geburt geschehen, solange

der Schädel noch weich ist; sie wird durch Einschnüren mit Brettern bewirkt. Auch bei den alten Bewohnern des Westens von Nordamerika scheint diese Verunstaltung weit verbreitet gewesen zu sein. Schwierig ist daher bei Schädeluntersuchungen oft die Entscheidung der Frage, ob die Form eine natürliche oder künstlich veränderte ist.

Heute sind all die verschiedenen Stämme Mexikos zu einer staatlichen Einheit zusammengeschlossen, und zwar nicht nur äußerlich durch ihre Zugehörigkeit zu den Vereinigten Staaten von Mexiko, sondern das einigende Band ist die Religion geworden. Größtenteils sind die Indianer Katholiken, und indem die bekehrten Eingeborenen die gleiche Religion mit den Eroberern, den Spaniern, annahmen, wurde auch hierdurch ihre Verschmelzung mit diesen wesentlich gefördert.



Wasserträger in Guanajuato (Mexiko)

Wir haben schon kurz die Bedeutung der Mischlinge, der sogenannten Mestizen, für Mexiko gestreift. Sie sind mit den Weißen die tonangebenden Teile der Bevölkerung, wie sie auch der Zahl nach das entschieden zahlreichste mexikanische Bevölkerungselement bilden. Freilich haben sie nicht durchweg gute Eigenschaften und kennzeichnen sich zumal durch ihr anspruchvolles Wesen. Die Indianer werden, wie uns Sapper erzählt, als „Gente sin razon“, das heißt als vernunftlose Menschen, den Mischlingen gegenübergestellt. Der Reisende, der jahrelang zu Fuß und in Begleitung von Indianern Mittelamerika zum Zweck geologischer und ethnographischer Studien durchzog, fügt aber bei, daß er mit den Indianern viel bessere Erfahrungen auf seinen Reisen gemacht habe als mit den „vernunftbegabten Mischlingen“. Freilich müsse man erst lernen, die Indianer zu verstehen und richtig zu behandeln, dann aber seien sie, wenn man überhaupt gute Leute bekommt, die besten Träger und Diener, die man sich nur wünschen könne.

Die Indianer bringen nämlich allenthalben dem Ausländer ein großes Mißtrauen entgegen, so daß es jahrelangen intimen Verkehrs mit Leuten eines Stammes bedarf, um einigermaßen zum Vertrauten ihrer geheimen Gedanken werden zu können. Freilich äußert sich, wie Sapper betont, das Mißtrauen der Indianer meist nur in passivem Widerstand, wobei aber die Gesetze der Gastfreundschaft trotzdem strenge eingehalten werden; nur bei einigen Stämmen trat das Mißtrauen manchmal sehr schroff zu Tage, und es wurde dem Reisenden mehrmals die Unterkunft verweigert.

Die Kultur aller dieser Stämme hat große Aehnlichkeit untereinander; sie rührt also entweder von einer gemeinsamen Mutterkultur her, oder sie ging zwar von verschiedenen Zentren aus, wurde aber durch gegenseitige Vermischung einheitlich. „Wo immer,“ schreibt Sapper, „ich spinnen, weben, färben, das Verfertigen von Stricken, Matten, Hüten, ferner das Maismahlen, Säen und Ernten und so weiter beobachtete, geschah es immer mit denselben Mitteln und auf dieselbe Weise; allenthalben trifft man dieselben Speisen, dieselbe Zubereitung, und nur selten beobachtet man Gerichte, die nur einzelnen Stämmen eigentümlich, den andern fremd wären. Freilich sind die einzelnen Werkzeuge, die Gefäße der Küche, die Mahlsteine und so weiter nach Form und Material mannigfachen Verschiedenheiten unterworfen, und im Hausbau, Flechten der Hängematten, Tracht und



Karibische Frau mit Pflöcken in der Unterlippe und in den Ohren (Vorderansicht)

andern Dingen zeigen sich mannigfache charakteristische Unterschiede, aber das Prinzip ist überall dasselbe.“ Sapper findet noch allenthalben in Sitten und Gebräuchen, in ihren religiösen Anschauungen, in Kleidung und Hausbau, Landwirtschaft und andern Einrichtungen starke Anklänge an die vorspanische Zeit, „und wenn es gelänge, in jedem einzelnen Stammesgebiet alle diese Dinge eingehend zu studieren, so würde eine Fülle höchst interessanter Thatsachen zu verzeichnen sein, die auf die Beziehungen der einzelnen Stämme zu einander, insbesondere aber auf die alte mittelamerikanische Kultur helles Licht werfen könnten.“

Auf der Halbinsel Yukatan finden sich noch einige unabhängige Indianerstaaten. Trotz verschiedener Versuche, auch diese Stämme zu unterwerfen, gelang es bis heute nicht. Nach dem Abzug der mexikanischen Truppen rückten die Indianer ruhig wieder in ihre ehemaligen Wohnsitze ein. Einige südliche Stämme haben zwar ihren Frieden mit der Regierung gemacht, allein in ihren inneren Angelegenheiten haben die Indianer volle Unabhängigkeit; formell allerdings erkennen sie die Oberhoheit Mexikos an, und ihre Häupter, die Kaziken, müssen von der mexikanischen Regierung bestätigt werden.

Der Kulturzustand dieser unabhängigen Indianer, Mayastämme, ist niedrig. Schulbildung giebt es nirgends. Die öffentlichen und privaten Gebäude sind nach Sappers Schilderung ausschließlich Holzhütten mit Strohdach, wie sie auch anderwärts unter der indianischen Bevölkerung Yukatans gebräuchlich sind. Vor dem letzten Aufstand waren auch Häuser aus Luftziegeln oder Steinen gebaut vorhanden. Kleidung, Lebensweise und Beschäftigung sind sehr einfach. Die Frauen tragen einen weißen Baumwollrock und ein weißes, bis zu den Knieen reichendes Gewand von gleichem Stoff, manchmal am unteren Rand und um den Halsausschnitt mit roten Stickereien verziert. Die Haare sind zu einem Knoten am Hinterkopf zusammengenommen; große goldene Ohrringe bilden ihren Schmuck, während die anderwärts unter den Indianerinnen so beliebten Halsketten hier selten getragen werden. Die Männer tragen weiße baumwollene Hosen und Hemden, Sandalen, die mit Schnüren am Fuße befestigt werden, und Strohhut.

Diese Indianer sind nur für Waffen, Munition, Salz, Schmucksachen und dergleichen auf



Karibische Frau mit Pflöcken in der Unterlippe und in den Ohren (Profilansicht)

Einfuhr angewiesen. Die wichtigsten Nahrungs-, Genuß- und Gespinstpflanzen bauen sie selbst, züchten Vieh, Schweine, Hühner, spinnen und weben ihre Kleider selbst, flechten ihre Strohhüte und Hängematten. Bei den in Urwaldgebieten wohnenden Stämmen ist das Ergebnis der Jagd von großer Bedeutung für den Haushalt. Was den Charakter der unabhängigen Maya betrifft, so kann Sapper nach seinen Erfahrungen nur Gutes darüber berichten. Er betont ihre Zuverlässigkeit, die Pünktlichkeit, mit der sie ihr einmal gegebenes Versprechen einlösten, und die Treue, die sie ihm auf der Reise bewiesen. Der ihnen gemachte Vorwurf der Grausamkeit scheint ihm jedoch umsomehr glaubhaft, als nach seinen Beobachtungen ein gewisser grausamer Zug selbst den sanftmütigsten mittelamerikanischen Indianern eigen ist.



Karibische Frau

Unter den unabhängigen Maya herrscht allgemeine Wehrpflicht; jeder waffenfähige Mann ist zum Kriegsdienst verpflichtet und wird zum Wachtdienst herangezogen. Sie gelten als gute Schützen und mutige, schlagfertige, in Kriegslisten gewandte Soldaten. Die Bewaffnung ist natürlich sehr ungleichförmig; neben moderneren gezogenen Repetiergewehren findet man schwere, altertümliche Vorderlader.

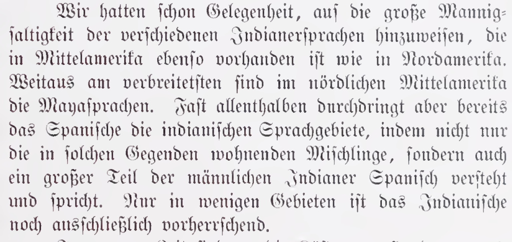
„Die Rechtspflege ist rasch und summarisch," schreibt unser Gewährsmann, „aber sie wird, wie ich glaube, sehr gewissenhaft geübt, in wohlthuendem Gegensatz zu dem schleppenden, unsicheren Rechtswege in den mexikanischen Gerichten. Der Angeklagte wird entweder freigesprochen oder geprügelt oder in schweren Fällen erschossen; Gefängnis und Gefängnisstrafen giebt es nicht."

Zu den interessantesten Indianerstämmen des nördlichen Mittelamerika zählen die Lacandonen, deren Erforschung in erster Linie wiederum Sapper zu verdanken ist. Sie haben sich nicht nur ihre politische Unabhängigkeit bis zum heutigen Tage zu wahren gewußt, sondern auch in religiöser und kultureller Hinsicht sich vollständig ablehnend gegen den europäischen und nordamerikanischen Einfluß verhalten. Freilich haben sie sich nicht zu politischen Einheiten zusammengeschlossen, sondern die einzelnen Teile des Stammes leben getrennt und weit zerstreut in den Urwäldern, ohne irgendwie sich bemerklich zu machen, denn sie sind friedlich und scheu und können schon wegen ihrer außer-

ordentlich geringen Volkszahl nicht hervortreten. Sie scheinen in einem jähen Aussterbeprozeß begriffen, und Sapper schätzt ihre ganze Anzahl auf 200 bis 300, die in einzelnen Niederlassungen von 10 bis 15 Köpfen zerstreut sind. Für die Völkerkunde ist natürlich ein solcher dem Ende entgegengehender Völkerrest von ganz besonderem Interesse. Sie stehen noch auf der Stufe des Steinzeitalters; zu ihrer Jagd benutzen sie noch immer Bogen und Pfeile und verwenden für verschiedene Tiere auch verschiedenartige Pfeile: Pfeile mit Holzknöpfen für Vögel, Pfeile mit Holzspitze für Fische, Pfeile mit Feuersteinspitze für andre Tiere, und für Affen solche, bei denen der Holzschaft mit Widerhaken versehen ist, da die Affen die Pfeile sonst aus der Wunde ziehen würden. Die Hausgeräte sind sehr einfach, und auch die Kleidung der Lacandonen ist primitiv. Sie beschränkt sich beim Mann auf ein langes Hemd; Frauen tragen Röcke aus grobem Gespinst. Spinn- und Webeapparate der Lacandonen entsprechen genau denen der übrigen mittelamerikanischen Stämme. Ihr Haarwuchs ist auffallend üppig; sie lassen die Haare meist bis über die Schulter herabfallen. Als Schmuck tragen Männer und Weiber Halsketten von durchbohrten Schneckengehäusen, Knöchelchen, Muschelstückchen, Glasperlen und Blumenkelchen.



Karibische Frau aus Holländisch-Guayana



Wir hatten schon Gelegenheit, auf die große Mannigfaltigkeit der verschiedenen Indianersprachen hinzuweisen, die in Mittelamerika ebenso vorhanden ist wie in Nordamerika. Weitaus am verbreitetsten sind im nördlichen Mittelamerika die Mayasprachen. Fast allenthalben durchdringt aber bereits das Spanische die indianischen Sprachgebiete, indem nicht nur die in solchen Gegenden wohnenden Mischlinge, sondern auch ein großer Teil der männlichen Indianer Spanisch versteht und spricht. Nur in wenigen Gebieten ist das Indianische noch ausschließlich vorherrschend.



Gaucho aus La Plata

In neuerer Zeit sind an die Küste von Honduras und Mittelamerika auch Kariben verpflanzt worden, Vertreter eines Stammes, den wir näher im nördlichen Südamerika kennen lernen werden und daher hier nur kurz erwähnen. Wie Sapper betont, nehmen sie gegenüber der einheitlichen Kultur der mittelamerikanischen Stämme eine Sonderstellung ein, so zum Beispiel gleich bezüglich der Nahrung; während die Mittelamerikaner ohne Ausnahme Mais als Hauptnährmittel benutzen, dient den dortigen Kariben als solches Kassave (Mehl aus Maniokwurzeln).

Wie in Mexiko, spielen auch in den zentralamerikanischen Staaten Costarica, Nicaragua, Honduras, San Salvador, Guatemala die Mestizen eine nicht unwesentliche Rolle neben den Einwanderern aus europäischen Staaten, unter denen wiederum die Deutschen in den Vordergrund treten.

Zu Mittelamerika dürfen wir noch die als Westindien bezeichnete Inselgruppe der Antillen rechnen, jene bogenförmig von Venezuela bis nach Yukatan sich hinüberziehenden Eilande, auf denen neuerdings die vulkanischen Kräfte in einer seit Menschengedenken kaum beobachteten heftigen und vor allen Dingen andauernden Thätigkeit sind. In die überwiegende Anzahl aller Inseln haben sich die Mächte der Weißen geteilt. Den ersten Anspruch hatten natürlich die Spanier, deren Kolonien die ältesten und größten waren. Infolge des spanisch-amerikanischen Krieges sind an ihre Stelle die Nordamerikaner getreten, und außer ihnen besitzen Dänen, Niederländer, Franzosen und Engländer diese Inselgruppen. Die einheimische Bevölkerung ist auf diese Weise völlig oder fast völlig verschwunden. An ihre Stelle ist, ähnlich wie in Nordamerika, ein andres Element getreten,



Sanapana-Männer im Gran Chaco von Paraguay

nämlich die Neger. In ungeheuren Scharen sind von jeher Negersklaven auch nach Westindien ausgeführt worden. Die Zahl der heute dort befindlichen Neger ist nicht mit Sicherheit anzugeben. Nach Schurtz zählt Kuba ungefähr 500000, Haiti 960000, Portorico 80000 Schwarze. In Westindien ist auch der einzige Negerstaat außerhalb Afrikas entstanden. In furchtbaren Kämpfen haben sich zur Zeit der Sklaverei die Neger von Haiti ihre Freiheit erkämpft, und jahrelang versuchten die Franzosen vergebens, der aufständischen Farbigen Herr zu werden; sie wurden schließlich 1804 ganz von der Insel vertrieben. Der Osten der Insel, den Spanien 1809 wieder besetzt hatte, ging diesen ebenfalls verloren, und heute haben wir auf Haiti zwei Republiken: die östliche oder Dominikanische Republik und die Negerrepublik Haiti. Die Dominikaner-Republik besitzt eine zum großen Teil aus hellen oder aus weißen Mischlingen bestehende Bevölkerung; auf Haiti dagegen sind die Neger allein Herren. Sie haben jedoch gezeigt, daß sie den Ansprüchen, die man an ein modernes Staatswesen zu stellen berechtigt ist, in keiner Weise gerecht zu werden verstehen. „Man glaubt sich in Westindien," schreibt Doflein, „oft nach Afrika versetzt, wenn man im Wald eine Ansiedlung von Negern antrifft. Eine palmblattgedeckte Hütte, um die Hühner oder Schweine sich tummeln, nackte Kinder

im Schatten der Bananen, was fehlt noch als ein Krieger mit wildem Speer und Schild! Wenn der Besitzer der Hütte mit einem mächtigen Buschmesser hervortritt, in lumpige Kleider gehüllt, die der Dornbusch des Urwaldes zerriß, und dem Fremdling aus einer mächtigen Kalabasse Wasser zu trinken anbietet, so werden wir vergeblich nach Kulturspuren suchen, die ihn von seinem Kameruner Vetter unterscheiden. Eine Menge der Neger Westindiens ist thatsächlich wieder verwildert. Auf den Kleinen Antillen findet man seltener Dörfer als Ansiedlungen einzelner Familien mitten in den Wäldern." Primitivere Behausungen sind kaum bei den ursprünglichen sogenannten Wilden anzutreffen, die, wie wir so oft zu sehen Gelegenheit hatten, Erzeugnisse verfertigen, bei denen sich ein künstlerischer Geschmack nicht leugnen läßt. Bei Negern Westindiens fand Doflein als höchsten Luxus, der mit Stolz gezeigt wurde, eine ganz aus alten Konservenbüchsen erbaute Hütte. Bei den Negern Haitis ist sogar das Christentum wieder verloren gegangen, und die Haitianer huldigen einem durchaus afrikanischen Fetischismus.

Bei den Machthabern dieser schwarzen Republik geht dünkelhafte Einbildung mit Unfähigkeit Hand in Hand, und nichts ist bezeichnender, als daß zum Beispiel die 16000 Mann Truppen, von denen 9000 bis 10000 eine Art Reserve bilden, wie Sievers verzeichnet, nicht weniger als 1500 Divisionsgenerale haben. Unter diesen Umständen ist natürlich der ehemalige Reichtum Haitis verschwunden, und die prachtvollen französischen Bauten sind zerstört und zu Ruinen geworden.

Mehr Talent, sich der Zivilisation anzubequemen, zeigen die zahlreichen Mischlinge von Europäern und Negern: die Mulatten. Sie sind realer angelegt und machen einen geweckteren Eindruck als die Vollblutneger.



Sanapana-Frauen im Gran Chaco von Paraguay

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Südamerika

Für die Bevölkerung Südamerikas gilt im allgemeinen das Gleiche, wie von der Nord- und Mittelamerikas: auch dort ist seit der Entdeckung durch die Weißen der ethnographische Charakter von Grund aus verändert worden. In Nordamerika sahen wir die Eingeborenen fast völlig verschwinden, erdrückt von der Macht und der Wucht der Eroberer; in Mittelamerika fanden wir noch Reste der Urbevölkerung und sehen ihren Einfluß zum Teil bewahrt geblieben durch eine weitgehende Mischung mit den Weißen; als drittes eingewandertes Element sind ferner die Neger dazu gekommen, und auch sie haben durch Vermischung, besonders mit den eingewanderten Weißen, eine neue Rasse gebildet.

Vergleichen wir nun Südamerika mit Nord- und Mittelamerika, so sehen wir dort ähnliche Verhältnisse, wie in letzterem Teile der Neuen Welt. In Nordamerika mußte die amerikanische Rasse vor den Eindringlingen das Feld räumen, ja sie ist zum Teil völlig von dem Erdboden verschwunden. Germanische Stämme waren es hier, die das Neuland in Besitz nahmen, und wir hatten schon Gelegenheit zu betonen, wie diesen die Neigung zur Vermischung mit unter ihnen stehenden Völkerschaften ferner liegt als den Romanen.

Angehörige der romanischen Völkerfamilie sind zuerst mit den Indianern Zentral- und Südamerikas in nähere Beziehungen getreten; und wenn wir von den in den letzten Jahrzehnten eingewanderten Firmen in den mittelamerikanischen Staaten absehen, so dürfen wir in Mittel- und Süd-

Peru-Indianer mit Schmuckstücken in den Ohrläppchen

amerika die weiße Bevölkerung in erster Linie als Romanen oder doch solchen entstammt bezeichnen. Wie in Mittelamerika, so hat auch in Südamerika sich eine Mischlingsbevölkerung gebildet, zum Teil herrührend von Weißen und Indianern, zum Teil von Weißen und Negern, die besonders im Norden Südamerikas sich in großer Zahl finden.

Wie in Mittelamerika so haben auch in Südamerika die Ureinwohner sich unvermischt in bedeutender Zahl zu halten vermocht; nicht gering ist hier die Schar derer, die noch in voller Unabhängigkeit und unberührt von der Zivilisation in Gegenden leben, die noch kaum eines Europäers



Eingeborene in Peru

Fuß betreten hat. Nur der unerschrockene Kautschuksucher dringt bis dorthin vor, oder eine der seltenen wissenschaftlichen Expeditionen, denen erst in den letzten Jahrzehnten gelungen ist, das Dunkel zu lichten, das noch über einem großen Teil der Urbewohner Südamerikas lagerte.

Sievers giebt folgende, freilich nur schätzungsweise gewonnene Zahlen für die Indianerbevölkerung Südamerikas an: In Brasilien schätzt man die Zahl der unabhängigen und unzivilisierten Indianer auf 600 000, in Peru auf 350 000, in Bolivia auf 245 000, in Ecuador auf 200 000, in Argentinien auf etwa 120 000, in Paraguay auf 70 000 Köpfe. Rechnet man noch je 50 000 für Venezuela, für Columbia und für Guayana hinzu, so erhält man im ganzen etwa 1 735 000 wilde Indianer. Zu diesen kommen etwa 3 Millionen halbzivilisierte Indianer, die im Staatsverbande leben; sie bilden namentlich in Bolivia, Peru und Ecuador die Hauptmasse der Bevölkerung, sind auch in Columbia noch sehr zahlreich und sollen in Paraguay 70 000 Köpfe stark sein.

Diesen im ganzen also auf annähernd 5 Millionen zu beziffernden Indianern (eine Zahl, die übrigens wahrscheinlich zu niedrig gegriffen ist) stehen etwa 4 Millionen Neger gegenüber, von denen allein in Brasilien 2 1/2 Millionen wohnen. Hierzu kommt noch das weiße Element, das in den südlichen Staaten Südamerikas, Chile und Argentinien vorherrschend geblieben ist, während in Bolivia, Peru und Ecuador das indianische Element die Oberhand hat und die Bevölkerung Columbias aus Indianern und den Cholos oder Mestizen genannten Mischlingen von Indianern und Weißen besteht. Wie in Mittelamerika schreitet die Vermischung der drei Rassen immer weiter vorwärts.

Die weißen Eroberer stießen auch in Südamerika auf Reiche von hoher Kultur. Die Höhen der Anden im Gebiet der heutigen Staaten Ecuador, Peru und Bolivia waren die Sitze von Völkern, die an kultureller Entwicklung das Reich der Azteken wohl noch übertrafen. Die Insel Titicaca in dem gleichnamigen See war anscheinend der Mittelpunkt dieser altperuanischen Kultur, die im Inkareich ihre höchste Blüte erreichte. Es mag wohl, wie bei den Staaten von Alt-Mexiko, auch bei dem Reich der Sonnenkönige, der Inka, die Kulturhöhe überschätzt worden sein, unzweifelhaft aber ist es, daß zur Zeit der Entdeckung Amerikas hier eine Kultur blühte, wie sie von vielen Staaten Europas damals nicht erreicht wurde. Wir brauchen nur an die großartigen Verkehrseinrichtungen des alten Inkareiches zu denken; von der Hauptstadt Cuzco aus eilten die Läufer der Inka, die etwa alle 6 Kilometer abgelöst wurden, auf wohlgepflegten Straßen in alle Teile des Reiches, auf diese Weise rasch die Befehle verbreitend. An den Bergabhängen wurden die rationell bewirtschafteten Felder angelegt, und großartige Bewässerungsanlagen hoben die Ertragsfähigkeit des zum Teil kärglichen Bodens. Aus Stein und lufttrockenen Ziegeln wurden nicht nur die Wohnhäuser, sondern auch gewaltige Bauten, Tempel und Befestigungsanlagen errichtet. In hoher Blüte standen Töpferei, Weberei und die Bearbeitung der Metalle. Merkwürdig will es uns freilich dünken, daß ein so hoch kultiviertes Volk keine Schriftzeichen besaß; statt ihrer dienten die Quipus oder Knotenschnüre. Von einer 20 bis 50 Centimeter langen Hauptschnur hingen dünnere und dickere Schnüre herab, die zum Knoten benutzt wurden. Durch verschiedenartige Knotung sollen nicht nur Zahlen angemerkt, sondern auch Befehle und Erlasse übermittelt worden sein; ja, diese Schriftschnüre dienten sogar zur Aufbewahrung der Begebenheiten vergangener Tage und stellten also eine Art Archiv dar, zu dessen Enträtselung leider der Schlüssel verloren gegangen ist.



Eine Gruppe von Botokuden

Dieser hohen Kultur gegenüber stehen die heutigen Indianer Südamerikas, wie wir dies in ähnlicher Weise bei der Urbevölkerung Mittelamerikas sahen, auf einer bedeutend niedrigeren Stufe. Sind doch gerade hier Stämme entdeckt worden, die zu den niedrigststehenden der ganzen Erde zählen. Allerdings ist nicht zu vergessen, daß auch in voreuropäischer Zeit in den weiten Gebieten Süd-

amerikas bedeutende Kulturunterschiede geherrscht haben mögen. Die Kultur blühte, wie erwähnt, auf dem westlichen Hochland der Cordilleren; im Wald- und Bergland des Ostens herrschte dagegen wohl auch schon damals Kulturlosigkeit.

Die Erforschung Südamerikas, die besonders in den letzten Jahrzehnten durch die mehrfachen Expeditionen von K. v. d. Steinen und sodann von Hermann Meyer ganz wesentliche Fortschritte gemacht hat, zeigt uns eine weitgehende Zersplitterung der einzelnen Stämme, wie wir sie ja auch in Nordamerika kennen lernten. K. v. d. Steinen und Ehrenreich haben in dieser Fülle der Stämme einzelne Hauptgruppen unterschieden, aber hierbei zugleich erwähnt, wie außerordentlich



Indianische Krieger vom Lengua-Stamme

wechselnd die Indianerbevölkerung Südamerikas ist. Bald hier, bald dort finden sich vom Hauptstamm losgelöste Völkersplitter ganz isoliert unter andern fremden Stämmen, ein Beweis dafür, daß von jeher zahlreiche Wanderungen und Verschiebungen stattfanden, die vielleicht heute noch kein Ende erreicht haben.

Als vier Hauptstämme der tropischen Einwohner Südamerikas betrachtet v. d. Steinen die Tapuya, die Tupi, die Nu-Arualstämme und die Kariben.

Wir nennen zuerst die Kariben, da wir sie bereits als Einwanderer in Westindien flüchtig kennen lernten.

Auf den Antillen fanden die ersten Europäer Eingeborene, bei denen die Männer eine andre Sprache redeten wie die Frauen. Diese auffallende Thatsache wird dadurch erklärt, daß einst fremde Eindringlinge die Insel eroberten, die Männer ermordeten, die Frauen aber erbenteten, die dann ihre eigne Sprache beibehielten. Diese fremden Eindringlinge waren die Kariben. Die Hauptmasse



Lager von Lengua-Indianern

der Kariben wohnt heute im Osten von Guayana, und eine ganze Reihe von Stämmen wird daselbst aufgezählt. Von hier erstrecken sie sich bis zum Westen von Venezuela; einzelne zerstreute Stämme finden sich, wie wir sehen werden, noch weiter im Süden. Die echten Kariben hatten die Gewohnheit, die Köpfe der Kinder zusammenzupressen, wie wir dies so vielfach bei amerikanischen Völkern finden, und auch sonstige Körperverunstaltungen sind unter jenem Volke im Gebrauch. So wird bei den jungen Mädchen um das Fußgelenk und dicht unter dem Knie ein mehrere Centimeter breites Band herumgelegt und nie mehr entfernt; infolgedessen schwellen die Muskeln zwischen den beiden Bändern stark an. Hie und da wird eine ähnliche Prozedur mit den Armen vorgenommen. Bei andern Karibenstämmen, den Makusi und Arekuna, tragen die Frauen ein solches Band oberhalb des Fußgelenkes, aber keines unter dem Knie. Die Frauen der Kariben und der verwandten Ackawoi durchbohren sich die Unterlippe mehrfach und stecken in die Löcher einen Stachel oder ein scharf gespitztes Holz mit der Spitze nach außen. So können die Lippen durch einen ganz gefährlich aussehenden Stachelzaun geschützt werden. In ähnlicher Weise durchbohren die Männer die Unterlippe in der Mitte und ziehen eine Schnur durch, an der ein über das Kinn herabhängender glockenähnlicher Zierat befestigt ist; auch an der Nasenscheidewand wird ein Schmuckgegenstand von halbmondförmiger Gestalt angebracht. Weiterhin sind Schmuckträger die zu diesem Zweck ebenfalls durchbohrten Ohren; das Tättowieren ist dagegen selten, aber es finden sich an den Mundwinkeln und an den Armen kleine Stammesnarben. Die vielen Narben, die man häufig an Indianern sieht, sind Selbstverstümmelungen, die, um den Mut zu zeigen, oder aus medizinischen Gründen, vorgenommen werden.

Von ganz besonderem Interesse war K. v. d. Steinens Entdeckung zerstreuter Karibenstämme im Quellgebiet des Schingu, mitten zwischen andern Stämmen. Es sind dies besonders die Bakairi, von denen er glaubt, daß sie die ursprüngliche Kulturstufe der Kariben noch am reinsten darstellen. Der um die Erforschung des Schingugebietes hochverdiente Gelehrte traf auch auf halbzivilisierte Stämme, die sogenannten zahmen Bakairi, und die wilden Bakairi, zu denen er als erster Europäer vordrang. Wir möchten nicht unterlassen, den Leser auf v. d. Steinens lebhafte und humordurchzogene treffliche Schilderungen dieser anspruchslosen Naturvölker zu verweisen. Die zahmen Bakairi führen ein ganz idyllisches Dasein; sie treiben Landbau und Viehzucht und haben sich auch schon europäische Kleidung angeeignet, wozu allerdings die durchbohrten Nasenscheidewände und Ohrläppchen nicht recht passen wollen. Weit primitiver, aber gleichfalls ein harmloses Naturvolk sind die wilden Bakairi am oberen Schingu, deren Bekleidung auf das Allernotdürftigste beschränkt






Araukaner mit ihren Kindern

ist; sie besteht nur aus Blättern und Halmstückchen, einer Bastbinde an den Knöcheln und zwei gelben Federn in den Ohrläppchen. K. v. d. Steinen fand die wilden Bakairi noch in unberührter Steinzeit. Knochen, Zähne, Muscheln, vor allem das Steinbeil, bildeten ihre einzigen Werkzeuge. Als Waffen dienten ihnen nur Bogen und Pfeile. Das Mehl der Maniokwurzeln, die Ausbeute ihrer Fischerei und der Jagd war ihre Nahrung. Bemerkenswert ist, daß ihnen Salz unbekannt ist, ebenso auch alle geistigen Getränke und Tabak.

Zauber-Doktor der Araukaner

Die Tapuya oder — wie Ehrenreich sie nennt — die Ges zerfallen ebenfalls in eine Reihe von Stämmen, die teils im östlichen Brasilien sitzen, zum Teil aber auch weiter nach Westen reichen. Als ihre Heimat sieht der oben genannte Forscher die östlichen Bergwälder des Landes an, da die Kultur dieser Stämme von Osten nach Westen zunimmt. Zwischen dem Araguay und dem Schingu wohnen die Suyá, am oberen Parana die Kame, am oberen Tokantin die Akua und Cherentes; in Ostbrasilien findet sich einer der bekanntesten Stämme dieser Gruppe, die Botokuden. Die Tapuyastämme umfassen meist Indianer von guten, ja geradezu schönen Körperformen. In ihrer Kultur zeigen sie verschiedene Entwicklungsstufen, und eben das läßt sie besonders interessant für die völkerkundliche Forschung erscheinen. Die östlichsten Ges verharren in der niedrigsten Form sozialen Lebens. Sie sind „rohe Jägervölker ohne irgendwelchen Ackerbau, unkundig der Topfbereitung, des Spinnens, der Weberei, des festen Hausbaues, der Schiffahrt und des Gebrauchs der Hängematte", dagegen fand K. v. d. Steinen die Suyá am mittleren Schingu als ein Volk von höherer Kultur. Ihre Kanoes, Töpfe und Körbe sind gut gearbeitet; weniger hoch erscheint uns freilich der Kulturstand dieser Indianer, wenn wir ihn nach der Kleidung beurteilen, die auf ein Minimum beschränkt ist, ja häufig völlig fehlt. Kopfbinde und Federschmuck sind wenigstens bei den Männern das einzige, was als Kleidung angesprochen werden kann. Schmuck lieben freilich auch diese Indianer, allerdings solchen von eigner Art; hier begegnen wir nämlich den merkwürdigen Lippenpflöcken, „Nigakoko". Diese Lippenscheiben sind ausschließlich Schmuck der erwachsenen Männer; sie werden sehr zierlich aus einem wie Kork leichten Holz von 7 bis 8 Centimeter Durchmesser und 1,7 Centimeter Stärke gearbeitet. „Die obere Fläche und der Rand sind rot bemalt, die untere Fläche weiß und durch einen schwarz aufgemalten konzentrischen Kreis verziert. Das Loch, in dem die Scheibe steckt, ist in der Mitte dicht unter dem Lippenrot gebohrt; durch ihr Gewicht fällt sie in eine horizontale Lage. An den Ecken geht das gemalte Rot unmittelbar in die Mundschleimhaut über; im Profil ein merkwürdiger Anblick. Die unteren Schneidezähne, des Drucks der Lippen entbehrend, stehen schief, brechen ab, fallen aus. Auch die Ansammlung

des Mundspeichels ist beeinträchtigt, und so sind die Suyá fortwährend genötigt, ihn herabzuschlucken; ihre Rede wird infolgedessen in regelmäßigen Intervallen durch ein schlürfendes Geräusch unterbrochen." (v. d. Steinen, „Durch Zentralbrasilien".)

Auch in den Ohren finden sich ähnliche Pflöcke. Das „Lanzo" hat einen Durchmesser von 7 Centimeter und ist eine Rolle, die einem Bandmaß gleicht, aus den breiten Blattstreifen der Bakavapalme. „Die Ohrläppchen, in denen es von beiden Geschlechtern getragen wird, erscheinen wie aufgeschlitzt. Wenn die Rolle, die sie allmählich weit ausgedehnt hat, herausgenommen wird, hängen sie wie ein Zügel bis nahe an das Schlüsselbein herab; man schlingt in solchen Fällen den schlotternden Zügel über die Ohrmuschel." Im übrigen sind die Suyá hübsche Gestalten, und die



Chilene mit seinen Frauen

Gesichter würden nach v. d. Steinen ohne diese Entstellung nichts Außergewöhnliches darbieten. Kräftige Muskulatur, eine hohe, aber etwas zurückweichende Stirn, schmale, meist gerade Nasen, ziemlich enge Augenspalten, verständige Züge. Bedeutend sind die Suyá in der Verfertigung des Federschmucks. Sie tragen Federbänder um den Oberarm und Diademe mit ragenden Ararafedern. Als Waffen dienen ihnen Bogen und Pfeile und schwere schwarzbraune platte Keulen mit zwei augenartigen Einsätzen von Muschelschalen. v. d. Steinen, der uns eine prächtige Beschreibung von dem Empfang bei diesen Naturmenschen giebt, schildert sie als harmlos. Bemerkenswert sind noch riesige Flöten, die ihnen als Musikinstrumente dienen.

Die Botokuden, die besonders Ehrenreich erforscht hat, unterscheiden sich von den Suyá durch den Mangel der großen Holzklötze in Lippen und Ohren. Im übrigen findet sich auch bei ihnen der Mangel jeglicher Kleidung, und mit den Suyá teilen sie die Körpernarben und die Gewohnheit, die Augenwimpern auszureißen und den Kopf halb zu scheren.

Als einen weiteren brasilianischen Hauptstamm haben wir die Tupi erwähnt. Sie nehmen einen sehr großen Teil von Ostbrasilien ein und traten bei der Eroberung Amerikas den weißen

Eindringlingen als kriegerisches Volk entgegen. Hierbei stark zurückgedrängt, scheinen sie sich in der Folge auch mit andern Stämmen vermischt zu haben; heute werden reine und unreine Tupi unterschieden, die ersteren auch Guarani genannt. Sie finden sich am Oberlauf des Amazonas und an seinem Nebenfluß Madeira, auch in Paraguay und Uruguay. Die unreinen Tupi leben am Schingu und Tapajoz. Sie charakterisieren sich durch eine merkwürdige Sprachverschiedenheit, wohingegen die reinen Tupi sich durch Sprachgleichheit auszeichnen. Unter den ersteren wollen wir die Yuruna hervorheben, die schon seit zwei Jahrhunderten von katholischen Missionen bekehrt sind. Gleich allen Tupistämmen sind sie als Kanoebauer und als vorzügliche Schiffer bekannt. Ihre Kanoes können bis zehn Männer aufnehmen. Als Waffen dienen ihnen mächtige Bogen. Heute gelten sie als ein gutmütiges, friedfertiges Volk, während sie früher in dem Ruf der Menschenfresserei standen. Wenn auch diese Sitte bei den Tupistämmen gegenwärtig nicht mehr nachweisbar ist, so dürfen wir sie doch im allgemeinen als kriegerisch bezeichnen. Schon Martius beschreibt, wie um ihre Hütten auf Pfählen mumifizierte Schädel aufgestellt waren.


Eine araukanische Schönheit

Auch diese Stämme sind berühmt als große Künstler in Federarbeiten. In geschmackvollster Weise verstehen sie es, die leuchtenden Federn der bunten Vögel ihrer heimatlichen Wälder zu Diademen oder Armringen zu ordnen.

Als die letzten der obenerwähnten tropischen südamerikanischen Indianer nennen wir die Nu-Aruak. Sie sitzen an den oberen Zuflüssen des Amazonas, sowie zwischen diesem selbst und dem Rio Negro. Der Name umfaßt eine ganze Reihe verschiedener Völkerschaften, und wiederum ist es hauptsächlich Karl v. d. Steinen, dem wir genauere Mitteilung über diese Stämme verdanken, als deren östlichsten er die Kustenau des Schingu kennen lernte. Durch gemeinschaftliches sprachliches Gepräge gehören diese Nu-Aruakstämme, deren Wohnsitze sich von dem Schingu bis an die Anden, von dem Paraguay bis zu den Antillen ausdehnen, zusammen, ohne natürlich ein geschlossenes Ganzes zu bilden. Auch sie gehen äußerst mangelhaft gekleidet, dagegen findet man häufig Tättowierungen und Bemalungen des Körpers. Das Kopfhaar wird in bestimmter Weise geschoren, während die übrigen Kopfhaare entfernt werden. Als Waffe kommt bei einzelnen Stämmen das Blasrohr vor, mit dem vergiftete Pfeilchen geschossen werden. Manche Stämme sind sehr gewandt im Schnitzen von Steinfiguren. Auch unter den Nu-Aruak finden sich nach Schomburgs Beschreibung große, schlankgewachsene Leute mit edeln Gesichtszügen und großen, regelmäßigen römischen oder griechischen Nasen.

Anzuschließen sind die Jivaro-Indianer an den obersten Quellläufen des Amazonas. Wir erwähnen sie besonders wegen ihrer eigentümlichen Kriegstrophäen, die man unter dem Namen „Jivaro-Köpfe" als große Seltenheiten in unsern Museen findet. Es sind das Menschenköpfe, die auf eigenartige Weise durch Entfernung der Schädelknochen präpariert werden. Alsdann wird die



Tehuelche-Frau und Kinder, mit Lamafellen bekleidet

leere Kopfhaut zuerst mit heißen Steinen gefüllt, wodurch der Kopf unter Beibehaltung seiner gewöhnlichen Form im Umfang bedeutend zusammenschrumpft. Durch die Lippen werden Schnüre gezogen, vielleicht in der abergläubischen Vorstellung, den Geist hierdurch zu verhindern, seinen Mörder zu verraten. Bei Festlichkeiten trägt man diese Kriegstrophäen an eigenartigen, aus Vogelknochen unter Verwendung von Affenzähnen und glänzenden Käferflügeldecken kunstvoll hergestellten Nackenbehängen als stolzen Schmuck. In der Verfertigung dieser Behänge, der sogenannten Tayukuntschi, verraten die Jivaro ebensoviel Geschmack wie in der Herstellung ihrer prächtigen Federschmucksachen.

Noch manches Interessante wäre von diesen tropischen Indianerstämmen hervorzuheben, über die die Ethnographie noch lange nicht das letzte Wort gesprochen hat, allein wir müssen uns südwärts wenden zu den Stämmen in Argentinien und Chile.

Wir sahen, daß die Tupi-Guarani sich bis zum La Plata erstrecken. Sie dürfen wir als den südlichsten Stamm der tropischen Indianer Südamerikas betrachten. Im nördlichen Argentinien und im Gebiet der Anden von Chile stoßen wir auf andre Stämme. Einer der bekanntesten darunter sind die Araukaner. Diesen „Rebellen“ bedeutenden Namen verdanken sie den Spaniern, gegen die sie blutige Kämpfe führten; erst 1887 gelang die endgültige Unterwerfung dieses zähen und kräftigen Indianerstammes. Wahrscheinlich haben sich bei den Araukanern früh schon peruanische Einflüsse geltend gemacht; sie waren ein ackerbautreibendes Volk gleich den Peruanern, daneben züchteten sie aber auch das Lama, um sein Fleisch und Fell zu verwenden. Alle Araukaner werden heute in drei große Abteilungen gegliedert, die Picunche im Norden, die Huilliche im Süden und die Pehuenche an der Küste. Vielfach fügt man noch die Puelche hinzu, nämlich jene Araukaner, die sich ostwärts der Cordilleren nach Argentinien bis Mendoza erstrecken, jedoch wird manchmal der letztere Name auch ausgedehnt auf die Pampas-Indianer von Buenos Aires und auf alle Eingeborenen südlich bis zum Rio Negro. Unter den von Araukanern herrührenden Gegenständen in unsern Museen fallen besonders die Silbersachen auf. Große Scheiben aus Silber mit langer Nadel werden an der Brust getragen, wie die Abbildung einer araukanischen Schönheit uns dies zeigt; mächtige Kugeln finden sich als Haarnadeln, über die Brust hängen Silberschnüre und Silberketten herab; zum Schlürfen des Mattothees wird eine silberne „Bombilla“ gebraucht. Wie außerdem die Tracht europäisch geworden ist, zeigt eine Reihe von Abbildungen; ferner das originelle Transportmittel für die Kinder, eine Art Mulde, in die das Baby eingeschnürt wird und nun leicht auf dem Rücken getragen werden kann. Für einen großen Teil der Araukaner bevölkern Kobolde und Dämonen Wald und Feld, sich mit dem Gott des Krieges und des Wohlthuns, dem Toqui, und dem Gott des Bösen, dem Huecubu, in die Herrschaft der Welt teilend. Sie zu versöhnen, ist die Aufgabe ihrer Priester oder Hexenmeister. Uebrigens glauben auch diese heidnischen Araukaner an ein Paradies, das sie in die Milchstraße verlegen, andre Araukanerstämme sind Christen, so die sogenannten Manzaneros, deren Name, „Apfelleute“, sich von der Ausbeutung der großen Aepfelwälder in den östlichen Abhängen der Anden herleitet.

Den Araukanern werden, wie erwähnt, von manchen auch die Pampa-Indianer angeschlossen, die Puelche. Heute sind von den großen, als Pampas bekannten Flächen südlich von Buenos Aires diese Steppenindianer freilich fast ganz verschwunden. Sie wurden zunächst verdrängt durch die Gauchos, Mischlinge von Indianern und Weißen, die seitdem selbst wieder weiterer Einwanderung weichen mußten. Die Puelche, wie auch später die Gauchos, genossen den Ruf, vorzügliche Reiter zu sein, und wenn die Puelche als eines der bedeutendsten Reitervölker betrachtet werden dürfen, die wir überhaupt kennen, so ist hierbei nicht zu übersehen, daß diese Indianer erst durch die Europäer mit den Pferden bekannt wurden. Wenn auch die Stammesgeschichte des Pferdes auf Amerika zurückweist, so gab es jedoch daselbst bei der Entdeckung durch die Europäer keine wilden Pferde, und alle heutigen wilden Pferde, die sich in diesen weiten Gebieten tummeln, sind Abkömmlinge der durch die Spanier eingeführten Pferde. Die Leidenschaft der Puelche und der Gauchos für das Reiten kennzeichnet das südamerikanische Sprichwort: Ein Indianer oder ein Gaucho ging eine Meile weit, um ein Pferd zu fangen und dann eine Viertelmeile weit zu reiten. Hand in Hand mit der

Benutzung des Pferdes in dieser ausgedehnten Weise ging auch eine Aenderung in der Bewaffnung. An Stelle von Bogen und Pfeil traten Lasso und Bolas, diese für Südamerika so außerordentlich charakteristischen Gegenstände. Der Lasso stellt bekanntlich eine Leine mit einer Schlinge am einen Ende dar. Die Gauchos verstehen ihren Lasso so meisterhaft zu schwingen, daß sie ihn sogar der Feuerwaffe vorziehen. Die Bolas oder Wurfkugel, wie sie früher im Gebrauch waren, bestanden aus zwei Steinkugeln mit Rinne zur Befestigung der Lederriemen, die neuen bestehen aus zwei größeren und einer kleineren Kugel, in Leder eingenäht. Beim Werfen wird die kleinere in der Hand gehalten. Für Vögel werden kleinere Bolas gebraucht, für Wild und Mensch größere. Sowohl die Gauchos wie die Puelche sind gut gekleidet. Der bekannte Poncho wird um den Körper geschlagen, wobei man den Kopf durch ein Loch des Kleidungsstückes steckt. Er wird hauptsächlich bei Regenwetter getragen, um die andern Kleider zu schützen, die häufig in kunstvollster Weise aus Leder verfertigt sind und sich in Hose und Jacke dem europäischen Schnitt anschließen. Ein mächtiger Hut bedeckt den Kopf.



Araukaner

Die Hauptnahrung der Puelche bildet Fleisch. Nur spärlich werden von den Weibern in Wald und Feld Vegetabilien zusammengesucht.

Südlich vom Rio Negro betreten wir das Gebiet der Patagonier. Sie sind wohl sicher verwandt mit den Pampas-Indianern, deren Bekanntschaft wir gemacht haben, doch körperlich wohl von ihnen zu unterscheiden. Sie galten früher als die größten lebenden Menschen, aber ihre Körpergröße ist unzweifelhaft bedeutend überschätzt worden. Immerhin beträgt die Durchschnittsgröße nach neueren Messungen, wie wir Schurtz entnehmen, die stattliche Höhe von 1,77 Metern, und Leute über 1,80 Meter sind nicht selten. Darwin schreibt, daß die Ueberschätzung ihrer Größe auch zurückzuführen sei auf den langen Mantel aus dem Fell des Guanako, wie ihn uns unsere Abbildung bei Frauen zeigt, und auf das lange wallende Haar. In ihrem Aeußeren gleichen sie nach Darwin sehr den nördlichen Indianern, aber sie haben ein wilderes und schreckhafteres Aussehen. Der Name Patagonier ist ihnen von den Spaniern gegeben worden, die sie nach ihren großen Fußspuren als Patagones, d. h. Plumpfüßler bezeichneten. Sie selbst nennen sich Tehuelchen, ein Name, der früher sich zwar nur auf eine größere Gruppe bezog, heute aber zum Gesamtnamen geworden ist. Man

unterscheidet zwei Hauptstämme: die nördlichen vom Rio Negro bis zum Rio Chubut und die südlichen, von diesem Fluß bis zum Feuerland. Als dritter Stamm werden noch die Ona des östlichen Feuerlandes beigefügt. Beide ersteren Gruppen sprachen zwar die gleiche Sprache, unterscheiden sich aber in manchen Beziehungen, auch sind die südlichen Tehuelchen kräftiger als ihre nördlichen Stammesgenossen. Die Tehuelchensprache ist völlig verschieden sowohl von der der Araukaner als der der Puelchen. Von Keane ist die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Tehuelchen die Abkömmlinge einer großen Nation, Ureinwohner von auffallender Körpergröße seien, die die brasilianischen Staaten von Matto Grosso und Goyaz bewohnten. Zu ihnen gehören auch die Bororo, deren ethnographische Stellung noch unaufgeklärt ist und die als Jäger im Quellgebiet des Paraguay hausen. Auch bei den Patagoniern ist die künstliche Verunstaltung des Schädels üblich; zu diesem Zweck wird der Kopf des Kindes zwischen zwei Bretter eingepreßt. Wenn die Patagonier dies damit erklären, daß hierdurch die Erschütterung beim Reiten vermieden werde, so spricht gegen die Entstehung der Sitte aus diesem Grund der Nachweis der Formation auch bei altpatagonischen Schädeln. Die Körperkraft, besonders der südlichen Tehuelchen, ist eine erstaunliche. Wohl 70 Ellen weit kann nach Ranke die gewaltige Muskelkraft ihrer Arme auf der Jagd nach Straußen die Bola schleudern, und ganz erstaunlich ist ihre Marschierfähigkeit, wobei sie lange die Nahrung entbehren können.



Ein Tehuelche

Auch bei ihnen findet sich die Sitte, bis auf die Haupthaare alle sonstige Behaarung auszureißen, wodurch das an und für sich nicht unschöne Gesicht mit den stolzen Augen und der Adlernase verunstaltet wird. Das Haupthaar dagegen lassen sie lang wachsen und kämmen es sorgfältig; die Frauen flechten es in ein paar lange Zöpfe, die bei Unverheirateten für festliche Gelegenheiten noch durch Pferdehaar verlängert und mit blauen Perlen und silbernen Anhängern geschmückt werden. Früher tättowierten sich die Patagonier, während heutzutage Bemalung mit Ocker, schwarzer Erde und Fett beliebt wird.

Die Kleidung der Patagonier besteht aus der Chiripa, einem Untergewand, das Hüften und Beine bedeckt und selten abgelegt wird. Alle andern Kleidungsstücke werden überflüssig gemacht durch den großen, warmen Mantel aus Guanakofell, der, mit dem Pelz nach innen getragen, auch beim schlechtesten Wetter genügenden Schutz verleiht; die Außenseite ist oft reich und lebhaft bemalt. Beim Reiten wird er durch einen Lederriemen um die Hüfte befestigt. Beim Sitzen oder auch beim Gehen wird der Mantel oft vor den Mund gehalten, um vor dem rauhen Winde zu schützen. Die Stiefel werden aus Pferdeleder oder gelegentlich auch aus dem Fell eines großen Puma gemacht und reichen bis zum Knie. Das Haupt bedeckt ein farbiges Netz oder ein Tuch, das um die Stirne geschlungen wird. Bei schmutzigem Wetter oder Schnee werden häufig Ueberschuhe getragen, und die Fußspuren nehmen dann thatsächlich gigantische Größe an. Der Mantel der Frauen wird über der Brust durch eine große, breitköpfige Silbernadel oder durch einen Dorn festgehalten, darunter kommt häufig, wenn auch nicht immer ein langes, hemdartiges Gewand. Als Schmuck bevorzugen die Frauen Halsketten aus blauen Perlen oder Silber; bei den Männern wird, wenn es die Umstände erlauben, Silber zum Verzieren ihrer Pfeifen oder des Sattelzeugs verwendet, und auch silberne Sporen finden sich. Den Silberschmuck kaufen sie übrigens nicht fertig, sondern hämmern ihn aus den Dollarstücken, die im Handel zu ihnen gelangen.

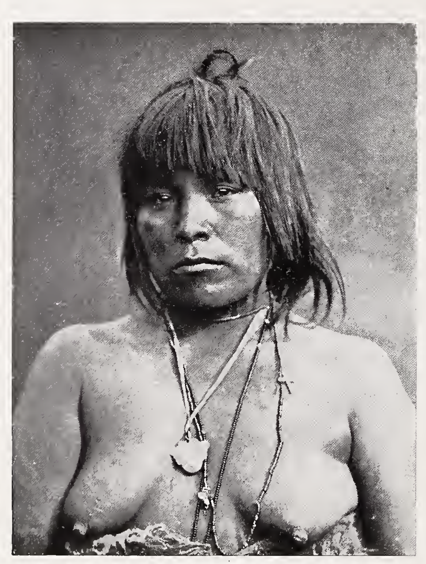


Feuerländer

Die Wohnungen der Tehuelchen bilden Zelte von Guanakofell. Die Oeffnung des „Tolto“ genannten Zeltes wird möglichst vom Wind geschützt angelegt, und ein Feuer brennt gerade am Eingang. Das Hauptgerät beschränkt sich auf ein paar Polster, aus alten Ponchos gemacht. Gürteltierschalen dienen als Schüsseln, und ein eiserner Spieß und ein Kochtopf vervollständigen das

Hausgerät. In früherer Zeit wenigstens bildete Straußenfleisch die beliebteste Nahrung und außerdem Guanakofleisch; Pferdefleisch scheint besonders bei festlichen Gelegenheiten gegessen worden zu sein, und stets wurde Blut getrunken. Etliche Beeren und Wurzeln liefern den geringen vegetabilischen Teil der Nahrung; aus einigen von ihnen wurde ein berauschendes Getränk bereitet. Der Charakter der Patagonier ist kriegerisch und räuberisch, und durch zahllose Plünderungszüge haben sie der Besiedelung Argentiniens schwere Hindernisse bereitet. Auch die Patagonier wissen außerordentlich geschickt Lasso und Bolas zu führen.

Indem wir Südamerika verlassen, kommen wir zu den Bewohnern von Feuerland, jener verlassenen, sturmumwehten Eilande, deren geographischer Charakter schon Cook an die Fjorde Norwegens gemahnte und von deren Bewohnern uns Darwin eine eingehende Beschreibung gegeben hat. Nur von einer dünnen Bevölkerung, die man auf ungefähr 15 000 Köpfe beziffert, wird Feuerland bewohnt, und weite Gebiete sind vollständig menschenleer. Man war früher gewohnt, die Feuerländer als niedrigste Rasse darzustellen, allein ihre nähere Kenntnis hat uns eines Besseren belehrt. An Größe stehen sie freilich bedeutend den stattlichen Patagoniern nach; wie Ranke mitteilt, hatte in einer von Virchow gemessenen Gruppe der größte Mann 1,65 Meter und das kleinste Weib 1,43. Auch von ihren geistigen Fähigkeiten hat man heute einen andern Begriff als früher. In der Hautfarbe zeigen die Feuerländer ein kupferähnliches Rot; der Körper ist überaus fleischig. Trotz des ausgesprochen kühlen und winterlichen Klimas ist die Bekleidung oft eine mangelhafte und beschränkt sich bei Männern und Kindern auf den Lendenschurz und ein viereckiges, über eine Schulter geworfenes Seehundsfell. Die ersten Besucher von Feuerland fanden dort schöne Mäntel aus Pinguinfell vor. Sehr beliebt sind auch verschiedene Schmucksachen, zu deren Herstellung Muschelschalen, Knochen, Zähne, Stücke von Seehundsfell und aller mögliche europäische Tand, Glas, Schlüssel und Eisen dienen.



Feuerländerin

In ihrer Ernährung sind die Feuerländer besonders auf das Meer angewiesen, in dem sie auch Seehunde und große Fische erbeuten. Mit mächtigen Harpunen von $2^1/_2$ bis 3 Meter Länge, einer langen Leine und einer Spitze aus Walknochen werden die großen Seesäuger erlegt. Erst durch die Europäer und Amerikaner wurden die Feuerländer mit eisernen Messern und Aexten bekannt. Vorher dienten ihnen besonders Knochen zur Verfertigung von allen möglichen Geräten. Als Pfeilspitzen wurden hauptsächlich Feuersteine verwendet, und hier hat sich allein noch die uns direkt an die europäische Steinzeit erinnernde Kunst erhalten, mit einem einfachen Knochen durch Absprengen Feuersteine zu Pfeilen und Lanzenspitzen zu verarbeiten. Seit dem Bekanntwerden mit Glas werden vielfach die Spitzen aus Flaschenglas verfertigt; Töpferei ist ganz unbekannt. Zur Aufbewahrung des Wassers dienen Gefäße aus Holz und Rinde. Aus Buchenrinde machen sie auch Kähne, deren einzelne Teile sehr primitiv durch Binsenschnüre verbunden werden. Die Boote müssen jeden Abend

ans Land gezogen und, da sie nicht wasserdicht sind, fortwährend ausgeschöpft werden. Fast den ganzen Tag bringen die Feuerländer in den Kähnen zu, und dem andauernden Kauern in den schmalen Booten wird die Schwäche ihrer unteren Extremitäten zugeschrieben. Die Hütten werden aus Pfählen errichtet, die ein Dach aus Fell oder Laub tragen.

Das Niveau der geistigen Fähigkeiten der Feuerländer ist schwer zu beurteilen, falsch ist es aber sicher, ihnen jede höhere geistige Regung abzusprechen; hiergegen würden allein schon die mannigfachen Totengebräuche anzuführen sein, die sich auch bei ihnen finden. Zu höherem geistigen Aufschwung ist ihre Heimat freilich nicht einladend, unter einem trüben Himmel, im Kampf mit der stürmischen See fristen sie ein kümmerliches Leben.

Sie bilden den äußersten Vorposten der Menschheit gegen den Südpol zu; die mannigfachen, zum Teil in ungefähr gleicher Höhe, zum Teil südlicher gelegenen Inseln der antarktischen Wüste haben keine Bewohner gefunden. So schließen auch für uns die Feuerländer den Rundgang, den wir mit den liebenswürdigen Bewohnern der glücklichen Inseln der Südsee begonnen haben und der uns durch alle Erdteile und Zonen, durch arktische Eisfelder und tropische Ueppigkeit führte, und uns überall die Menschheit finden ließ im Ringen und Kämpfen, im Erstreben und Besitzen, so vielfach verschieden und doch verbunden durch ein gemeinsames Band.



Feuerländerinnen

Register

C

D

L

M

N

O

T







